Altpreußische Monatsschrift

zur

Spiegelung des provinziellen Lebens

in

Literatur, Kunst, Wissenschaft und Industrie

herausgegeben

von

Rudolf Reicke und Ernst Wichert.

Zweiter Jahrgang.

Erstes Heft.
Januar — Februar.

Königsberg in Pr. 1865.
Verlag und Druck von Albert Rosbach.

Den Commissions-Debit außerhalb der Provinz Preußen besorgt die
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung in Leipzig.

Die Altpreußische Monatsschrift

erscheint jährlich in 8 Heften zu je 6 Bogen gr. 8. Mitte der Monate Februar, Mai, August, November und Ende der Monate März, Juni, September und December.

Der halbjährige Pränumerationspreis beträgt Einen Thaler. Bestellungen werden in der Expedition Brodbänkenstraße Nr. 1, bei sämmtlichen Königl. Postanstalten und bei allen Buchhandlungen angenommen. Einzelne Hefte werden, soweit der Vorrath reicht, zum Preise von 10 Silbergroschen abgegeben.

Den Kirchen und Schulen ist die Anschaffung der Zeitschrift durch Rescript der Königlichen Regierung zu Königsberg vom 30. Januar 1864 empfohlen.

Altpreußische Monatsschrift

zur

Spiegelung des provinziellen Lebens

in

Literatur, Kunst, Wissenschaft und Industrie

herausgegeben

von

Rudolf Reicke und Ernst Wichert.

Zweiter Band.

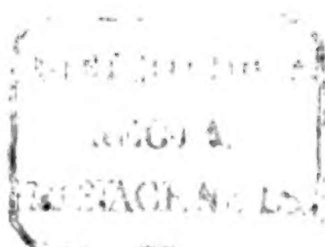
Mit Beiträgen

von

E. Arnoldt, K. H. Bartisius, J. Bender, M. Curtze, F. Dentler, R. Dorr, H. L. Elditt, E. F. Friedrich, H. Genthe, A. Hagen, J. F. Herbart, C. Hopf, C. Horn, H. Jolowicz, K. Käswurm, G. H. F. Nesselmann, Preuß, K. Rosenkranz, W. Schiefferdecker, H. Senftleben, E. Steffenhagen, M. Töppen, R. Troje, F. Ueberweg, Wulff und Ungenannten.

Königsberg in Pr. 1865.
Verlag und Druck von Albert Rosbach.

Den Commissions-Debit außerhalb der Provinz Preußen besorgt die
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung in Leipzig.



Inhalts-Verzeichniß.

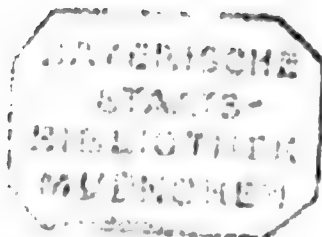
I. Belletristisches und Abhandlungen.

*

II. Kritiken und Referate.

III. Mittheilungen und Anhang.





Strandbilder aus alter und neuer Zeit

von

H. L. Elditt.

Der klare Blick in die Vergangenheit, lehrt uns die Gegenwart besser genießen und bewahrt uns vor grämlicher Bevorzugung früherer Verhältnisse.

Winkt erst die schöne Sommerzeit, mit welcher Wonne eilen wir hinaus, aus dem Gewühle der Stadt in die ländlichen Wohnungen, um die kräftigende Seeluft zu athmen und im stärkenden Bade uns zu laben. Bald entzücken uns herrliche Landschaften, bald die mächtigen Ufer, an denen sich die thürmenden Wogen brechen, bis die weite Meeresfläche dem Spiegel gleich an ihrem Fuße in fast lautloser Stille zu ruhen scheint. Ungebunden bewegen wir uns längs des Strandes oder lassen uns im Sande nieder, um in Anschauung der großartigen Bilder zu versinken, oder mit Mühe die Geschenke entgegen zu nehmen, die die zurückweichenden Wellen vor uns ausgebreiten, damit wir Andenken heim führen, die dem Schooße des Meeres sich entrissen. Weiter hin gelangen wir zu Gräbereien, die Hunderte von Menschen beschäftigen und in ihrer großartigen Ausdehnung deutlich erkennen lassen, daß Schätze hier gehoben werden sollen, Schätze, die den Strandbewohnern unmittelbar oder mittelbar zu Gute kommen. Aber die dieses Vortheils sich Erfreuenden haben keine oder doch nur schwache Verstellungen von dem Drucke, der auf ihren Vorfahren lastete, und wer heut seinen Fuß am Seegestade ungehindert fortbewegt, kann es kaum begreifen, woher es nicht stets so gewesen sein sollte in dieser freien Gottesnatur. Doch mit Sicherheit läßt sichs nachweisen, daß es früher hier anders war, denn der Bernstein ist ein Regal, dessen Gewinn durch Nie-

mand geschmälert werden sollte, und jeder Zeit wurden durch die jedesmaligen Culturzustände die geeignet erscheinenden Mittel geboten zur Sicherung des werthvollen Gutes.

Es sei mir daher erlaubt dem Leser Bilder zu eröffnen, die uns die Vergangenheit charakterisiren und zugleich die Gegenwart mit ihren humaneren Bestrebungen besser würdigen lassen.

Daß der Bernstein in der letzten Periode der sogenannten vorweltlichen Zeit ein den Pinien entströmendes Harz war, welches bei den Erdrevolutionen sammt den den Boden zierenden Organismen vergraben und überdeckt wurde von so mächtigen Lagern, daß der Druck, so wie die dadurch bedingte Temperatur-Erhöhung, verbunden mit verschiedenen chemischen Processen Umwandelungen bewirkten, wie sie uns neben dem fossilen Bernstein, die Braunkohlenläger zeigen: das Alles ist heut eine unbestreitbare Thatsache, die verstummen macht jene Sagen von den Funden weichen Bernsteins, so wie von der untergegangenen Bernsteininsel, von der uns das Meer noch jährlich jene Schätze zuführen soll. Ja wir wissens, daß, wie noch heut das Meer Ufertheile abreißt und aus ihnen den Bernstein in sich aufnimmt, durch ähnliche Processe in früherer Zeit der Bernstein ins Meer gelangte. Dieses kostbare Produkt nun holten bereits in grauem Alterthume Phönizier von unserer Küste, doch vermögen Historiker nicht genauere Angaben über den Verkehr der Phönizier mit den alten Preußen zu machen. Mit dem Auftreten des Ordens, gemäß der Schenkungs-Urkunde des Herzog Conrad von Masovien vom J. 1230, und der Culmischen Handfeste vom J. 1233, konnte wol noch nicht der Bernsteingewinn ins Auge gefaßt werden, da der Orden mit der Eroberung des Landes zu thun hatte; allein mit der Besitz-Ergreifung Samlands, der alten Insel Abalus, die schon um 300 n. Ch. der Massilier Pytheus des Bernsteins wegen besuchte, beginnt die Aufmerksamkeit des Ordens auf den Bernstein, was die im Königl. Geh. Archiv zu Königsberg aufbewahrte Urkunde des Bischof Heinrich von Samland aus dem Jahre 1264 nachweist. Auf welche Art der Orden den Bernsteingewinn veranstaltete, läßt sich nicht ermitteln, doch zu Anfange des folgenden Jahrhunderts erfahren wir, daß an der Küste einige Bernsteinherren angestellt wurden und die ganze Verwaltung der Ordensmarschall von Königsberg in der Hand hatte. Niemand durfte

längs des Strandes für sich oder zum Verkauf Bernstein sammeln, ja aus der Willkühr der drei Städte Königsbergs vom Jahre 1394 scheint hervor zu gehen, daß der Orden sich den Handel mit unverarbeitetem Bernstein vorbehalten, weil eine Strafe für jeden, der dergleichen bei sich hatte, festgesetzt ist. Im Anfange des 15. Jahrhunderts verfuhr der Orden, um sein Monopol zu behaupten, mit großer Strenge, und der Samländische Voigt Anselm von Losenberg verbot um diese Zeit das Auflesen des Bernsteins bei der Strafe des Aufhängens am nächsten Baum und ließ dieses Verbot gegen die unerfahrenen Sudauer durch Fehmknechte in Ausführung bringen. Ja mit welcher Grausamkeit die Ritter das Entwenden des Bernsteins zu verhüten und zu bestrafen suchten, zeigte die fürchterliche Geschichte des Hans Lose, der 1474 unschuldigen Leuten unter dem Getreide Bernstein ins Haus brachte und sie dann als Diebe anzeigte, worauf sie durch Martern zum Geständniß gezwungen und dann gehängt wurden. Um alle Gelegenheit zum Absatz des entwendeten Bernsteins zu benehmen, verstattete der Orden auch nicht, daß ein Bernsteinarbeiter sich in Preußen ansetzen durfte, und in Königsberg ist erst unter dem Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm eine Bernsteinarbeiter-Innung zu Stande gekommen. Fragen wir mit Recht, was denn der Orden mit dem Bernstein machte, so sagen uns noch vorhandene alte Rechnungsbücher, daß der Orden besonders in Brügge und Lübeck große Niederlagen von Bernstein und andern Waaren hatte, und daß der Bernstein kontraktlich an die Kaufleute und Paternostermacher jener Handelsstädte überlassen wurde. Um aber die den Ertrag bedeutend schmälernden Veruntreuungen noch mehr zu mindern, wurde zu den abschreckendsten Strafen Zuflucht genommen. So waren bereits 1584 längs des Strandes Galgen aufgerichtet, die man schon in der Ferne wahrnehmen konnte, an welchen diejenigen aufgeknüpft wurden, die von den Beamten beim Diebstahl des Bernsteins betroffen wurden. Geldstrafen und Ausweisungen, sogar aus dem Lande trafen Alle, die sich bei dem Vertriebe des gestohlenen Bernsteins betheiligten, ja noch im März 1707 wurde ein Strandreiter seines Dienstes entsetzt und vom Strande verwiesen, weil er sein Weib, das 2 Stof Bernstein nach Elbing verkaufte, aus ehelicher Liebe nicht anzeigte und die ihm erst später bekannt gewordene That verschwiegen hatte. Auf die Entwendung einiger Stückchen

Bernstein standen 8 Tage Gefängniß bei Wasser und Brod, auf 1 Stof und mehr Zuchthausstrafe mit Willkomm und Abschied. Fremde, die am Strande gefunden worden, sie mochten Bernstein gestohlen haben oder nicht, sollten mit dem spanischen Mantel*) oder 1 bis 2 Tagen Gefängniß halb bei Wasser und Brod bestraft werden. Ja unter der Berechnung der Bernsteinausgaben von 1700 sind 30 Mark (6 Thlr. 60 prß. Groschen) aufgeführt als Jahrgeld für den Schloß-Scharfrichter, der noch für jede aufgetragene Exekution besonders honorirt wurde.

Das sind Bilder aus der alten guten Zeit, die der Fortschritt in der Cultur zur Ehre der Menschheit allmählich verwischt hat, die uns aber vorschweben mögen, wenn wir uns jetzt frei am Strande bewegen und entweder in harmlosem Spiel Bernsteinstückchen sammeln, oder zur Erforschung der mannichfachen Organismen die Ufer durchmustern. Wem wol durfte das damals einfallen? Welcher Strandbewohner hätte uns beherbergt, wenn wirs gewagt hätten, mit der Beute einer Hand voll Bernsteingerölles zu ihm zurück zu kehren. Denn auch dafür war gesorgt, daß die Strandbewohner sich nicht beim Entwenden des Bernsteins betheiligten, und die vom Großen Kurfürsten 16?4 erlassene Strandordnung giebt uns den Wortlaut der Eide, welche die Bauern, deren Söhne und Knechte, sobald sie das achtzehnte Jahr zurückgelegt hatten, schwören mußten, damit man sich durch sie auch der Treue der Frauen und Töchter und Mägde versichere, denn jene waren gehalten, ohne Rücksicht diese anzugeben, sobald sie sich bei Bernstein-Veruntreuungen betheiligt hatten.

Man wird sich also überzeugen, daß, dem Bernsteingewinn zu Liebe, jede billige Rücksicht bei Seite gesetzt wurde, um nur die Erträge so ungeschmälert als möglich zu erzielen. Allein die Art der Verwaltung machte die Verwaltungskosten so bedeutend, daß das Regal durchaus nicht lukrativ werden wollte,**) und als erst mit dem Erfolg der Reformation der

*) Den spanischen Mantel erklärt uns Hennig in seinem Preuß. Wörterbuche so: Er ist ein starkes rundes Gefäß von Eichenholz, unten ganz offen, oben aber mit einem engen Loche, so daß man den Kopf durchstecken kann. Es wird dieses Gefäß zur Strafe Jemanden wie ein Mantel angelegt und muß er solchen durch einige Straßen hindurch tragen.

**) So betrug der jährliche Gewinn zur Zeit des Hochmeisters Friedrich, Herzog von Sachsen, der von 1498 bis 1507 regierte, nach den Rechnungsbüchern des Ordens auf unser Geld reduzirt, 997 Thlr. 10 Gr.

Bernstein-Consum merklich vermindert wurde, wobei wir nicht nur auf die Rosenkränze, sondern auch auf das Räucherwerk zu achten haben, wurde auch der Bernsteingewinn geschmälert. Dazu kam noch, daß, als nach der Entdeckung Amerikas die Silberminen von Peru Europa mit Silber überschütteten, auch der Werth des Geldes sank, also die Einbuße um so merklicher wurde.*) Diese Umstände nöthigten denn auch zur Wahl anderer Mittel, freilich noch nicht zur Aufgabe des Bernstein-Betriebes durch den Staat und zur Betheiligung der die Menschenrechte ignorirenden Verordnungen, sondern nur zu Contrakten mit einzelnen Personen oder Gesellschaften, die sich verpflichteten, den Bernstein zu gewissen Preisen abzunehmen. Hatte man bisher den Stein hauptsächlich nur geschöpft, d. h. den vom Meere ausgeworfenen mit Käschern gewonnen, so findet sich zur Zeit des Markgrafen Georg Friedrich, welcher die Interimsregierung für den blödsinnigen Herzog Albert Friedrich führte, um das Jahr 1586 der erste Versuch, den Bernstein zu graben, doch läßt sich nicht ermitteln, was dadurch gewonnen worden, da in sämmtlichen Rechnungen bis vom Jahre 1666 kein gegrabener Stein vorkommt. Eine bergmännische Bearbeitung der Seeberge wurde 1781 versuchsweise unternommen, aber 1806 auch wieder aufgegeben. Endlich wird im Jahre 1802 dem Hofe von der Kriegs- und Domainen-Kammer der Antrag gemacht, die Verpachtung des Bernsteins mit den Strandinsassen selbst einzuleiten, um die traurige Lage der Leute zu verbessern; doch unterbrach der französische Krieg die Verhandlungen, ja das französische Gouvernement nahm 1807 allen vorhandenen Bernstein in Beschlag und verkaufte ihn durch öffentliche Licitation an die meistbietenden jüdischen Kaufleute. Endlich wird im November 1807 die Verpachtung an die einzelnen Ortschaften verfügt und eingeleitet, jedoch nicht durchgeführt, da im September 1808 eine Pacht unter vortheilhafteren Bedingungen von einzelnen Personen angeboten und mit diesen im Juli 1811 ein Contrakt auf 12 Jahre abgeschlossen wurde. Nach diesem beträgt die jährliche Durchschnitts-Einnahme 11,000 Thlr., doch hatte einen

---

*) Im Jahre 1628 betrug der Gewinn nur 400 Thlr. nach heutigem Gelde, und 1629 überstieg sogar die Ausgabe die Einnahme.

größern Werth die Bestimmung, daß die Pächter sich aller durch das Gesetz bisher angeordneten Beschränkungen der Bewohner begeben mußten, und Unterschleife nur nach dem allgemeinen Landrecht zu ahnden wären. Diese Rücksicht auf Verbesserung der Lage der Strandinsassen hatte nicht nur die Befreiung von dem demoralisirenden Drucke zur Folge, sondern schaffte ihnen auch einen pekuniären Gewinn, da mit dem Aufhören der staatlichen Verwaltung die Pächter den Bernsteingewinn selbst ausführten und die Bewohner gegen angemessenen Taglohn in Arbeit nahmen. Dennoch aber blieb ihnen die hemmende Fessel der Strandaufseher oder Strandreiter, ohne deren Genehmigung sie am Strande nichts zu suchen hatten, wie denn auch Besuchende sich Unannehmlichkeiten aussetzten, wenn sie ohne Erlaubnißkarte den Strand betraten. Erst unserer Zeit*) war es vorbehalten, auch diese letzte beengende Fessel zu beseitigen und das natürliche Verhältniß endlich herzustellen, nämlich die Verpachtung des Bernsteins an die einzelnen Dorfschaften. Wurde also endlich jedem Orte das Recht zugesprochen, gegen eine jährliche Pachtsumme an dem ihm zugehörigen Strandrevier den Bernstein zu heben, so wurde die verschiedene Art und Weise durch lokale Verhältnisse bestimmt. Da nicht Jedem diese bekannt sein möchten, so wollen wir bei ihnen einen Augenblick verweilen. Wer den Nord- und Weststrand mit Aufmerksamkeit besuchte, weiß es, daß einzelne Strecken dadurch sich auszeichnen, daß an ihnen vorzugsweise die Ablagerung großer Massen von Seekraut, hauptsächlich von Tangen, stattfindet. Dieses aus der Meerestiefe herauf geführte Kraut hebt den unten verfangenen Bernstein mit sich hinauf, und die einzelnen Ortschaften kennen die ihnen günstige Windesrichtung, mit der die Wellen das gehaltreiche Kraut auf den Strand werfen, woher sie sich mit Käschern bewaffnen, um dasselbe darin aufzufangen und in der nöthigen Entfernung vom Meeresrande niederzulegen, damit Frauen und Kinder ungestört den goldenen Stein daraus heben und in Sicherheit bringen. Diese Art des Gewinnes nennt man das Bernstein-Fischen. Andere Uferstellen bringen ihren

*) 1. Jun. 1837—43 erste Pachtperiode der Strandbewohner, von da ab stets prolongirt. Die Gesammt-Pacht-Summe beträgt in runder Zahl 10,000 Thlr.

Bewohnern das Kleinod nicht entgegen und sie würden leer ausgehen, wenn nicht die Erfahrung sie gelehrt, daß die Uferberge den Bernstein bewahren. Darum unterwühlen sie dieselben, damit der Berg nach rutsche, bis sie so tief in ihn gedrungen, daß die frei gelegte Sohle eine Fläche bietet, deren Größe einen lohnenden Gewinn verspricht. Ist die Bergwand genügend abgeräumt, so daß Stürze nicht mehr zu befürchten, so gräbt man in die Tiefe, bis man zum Bernsteinlager gelangt, das die Bewohner nach der charakteristischen Färbung die blaue Erde nennen. Die Tiefe desselben ist für die verschiedenen Orte verschieden, daher oft neben dem Grundwasser auch das den Boden durchziehende Meerwasser zu bewältigen ist, eine Aufgabe, die manchmal nicht gelöst werden kann und die ganze bisherige Arbeit vereitelt. Das Grundwasser wird leichter beseitigt und das vom ihm befreite Bernsteinlager in Angriff genommen. Zu diesem Zwecke haben die Arbeiter statt der bisherigen Spaten meißelartige lange Eisen, mit denen sie vorsichtig vom Rande aus die Erde abstechen und beim Fühlen eines festen Körpers inne halten, damit dieser, meistens Bernstein, mit der Hand vorsichtig gehoben werde. Auf diese Weise also gewinnt man hier den Bernstein und nennt das Verfahren das Graben des Bernsteins, während durch andere Verhältnisse noch ein drittes Verfahren geboten wird. Wer die Uferformation bei Brüsterort und Kleinkuhren ins Auge gefaßt, wird sich überzeugt haben, daß hier der eisenschüssige Sand fast felsartige Massen bildet, die die eingeschlossenen großen Steine festhalten und dem oft großen Wogendrange kräftig trotzen. Der sogenannte Haken, die nordwestlichste Spitze Samlands, zeigt uns aber auch neben der größern Festigkeit eine bedeutendere Höhe, die allmählich nach Osten und Süden abfällt, und was das Meer im Sturm ihr dennoch entführte, lagert in seinem sehr allmählich tiefer werdenden Bette. Daher zeigt hier der Meeresgrund in leicht erreichbarer Tiefe die dem früheren Ufer angehörenden Steine, die nicht so leicht ein Spiel der Wellen werden können, als die Reste ihrer zertrümmerten Brüder, oder der aus dem Lager hervorgewaschene Bernstein. Ihn denn nehmen die Steine in sichere Obhut und schützen ihn vor der Entführung durch die Wogen, woher an diesen Stellen das Bernstein-Fischen kaum vorkommen kann. Aber auch in sichernder Wiege wird das Kleinod entdeckt und der erfinderische Mensch

schafft sich die Mittel, dasselbe in seinen Besitz zu bringen. Ein herrlicher Anblick, wenn bei spiegelglatter See und heiterm Himmel eine Flottille von flachen Böten in See sticht, um in geringer Entfernung eine Schlachtordnung zu formiren, die ihre Waffen nicht in die Weite, sondern in die Tiefe wirken läßt. Bei der Abfahrt befremden uns vielleicht diese Waffen, eine lange Stange mit einem Bootshaken und eine andere lange Stange mit einem kleinen aus Draht gebildeten Hamen. Außer den beiden hiemit ausgerüsteten Männern besteigen noch zwei Ruderer und ein Einsammler das Boot, das wir bald nach der Abfahrt in der, einen Halbkreis bildenden Reihe seine Thätigkeit beginnen sehen. Die zuerst ins Meer gesenkte Stange mit dem Bootshaken setzt den Arbeiter in den Stand, den auf dem Grunde klar zu schauenden Stein zu heben. Gelingt ihm dieses, so fährt sein Genosse mit dem Drahthamen über die früher bedeckte Bodenstelle und hebt das verborgen Gewesene damit in die Höhe. Natürlich ist nicht jeder Zug lohnend, aber das Tagesgeschäft bringt denn doch meistens einen recht erklecklichen Gewinn und zwar nicht nur in quantitativer, sondern auch besonders in qualitativer Beziehung. Denn dieser sogenannte Seestein wird meistens als ein gesunderer, weniger zerstoßener bezeichnet, dessen Qualität auch dadurch vorzüglicher befunden wird, weil er in größeren Stücken vorkommt. Daß diese letzte Art des Bernsteingewinnes mit dem Namen des Bernstein-Stechens belegt wird, möchte wol schon aus der beschriebenen Manipulation vorausgesetzt werden können.

Haben wir nun die verschiedene Art des Verfahrens an den verschienen Orten uns angesehen, so kann es uns nicht entgangen sein, daß die Arbeiter zweierlei zu überwinden haben. Einmal nimmt die Arbeit, besonders die des Grabens, eine geraume Zeit in Anspruch, und der erarbeitete Taglohn kann erst erhalten werden, wenn der Ertrag versilbert ist. Liegende Gelder aber haben die armen Strandbewohner nicht, und so bieten sich denn Verlegenheiten dar, die der Menschenfreundlichkeit willkommen, welche gewohnt ist, im Gewande der Uneigennützigkeit der Leute Schweiß und Blut, Schmarotzern gleich, für sich auszubeuten. Möge man dieses harte Urtheil nicht eine Beschönigung der Taugenichtse und Trunkenbolde nennen; der kärgliche Ertrag des Bodens wie der Antheil am

Fischfange ist nicht ausreichend für oft kinderreiche Familien, in denen Ordnung und Arbeitsamkeit herrschen.

Aber wir sagten, die Arbeiter haben zweierlei zu überwinden und das Zweite ist der Ertrag selbst. In der ersten Zeit des neuen Verhältnisses passirte es den Leuten, daß sie mit einem Stücke Bernstein, einem Werthstücke, für das ihnen an Ort und Stelle ein Gebot gemacht wurde, das ihnen zu gering erschien, nach Königsberg fuhren, hier aber ein geringeres Gebot erhielten, das durch die Reise nach Danzig und durch das dort gemachte Angebot sich noch mehr verringerte. Ohne Erfolg nach Hause gekommen, hofften sie jetzt die zuerst gebotene Summe zu erhalten, allein sie mußten sich nun mit einer geringeren zufrieden erklären. Der Grund für diese Erfahrung liegt den heller Sehenden nahe und ist keineswegs in dem Sinken des Bernsteinwerthes zu suchen. Jene Geldnoth und diese Erfahrung bestimmten denn die Leute, sich sicherer zu stellen und Contracte mit einzelnen Personen abzuschließen, die sich zur Abnahme der ganzen Bernstein-Ausbeute gegen normirte Sätze verpflichteten, aber auch das Recht auf jeden Stein damit gewannen, der ein bestimmtes Gewicht nicht überstieg; dazu behielten sie sich noch das Vorkaufsrecht für die dort ausgeschlossenen Steine vor. Waren auch die normirten Preise zu Anfange im Interesse der Käufer vorsichtig gegriffen, so sanken dennoch dieselben mit jeder Pachtperiode, und den simplen Strandbewohnern wurde es bald plausibel, daß es für sie viel vortheilhafter wäre, wenn sie sich des Unternehmens ganz begäben und die sichere Einnahme der prekären vorzögen. Damit trat allmählich der Käufer in das Verhältniß des Afterpächters und daß dieser mit ganz andern Kräften wirkend auftrat, das lehren uns die Seeberge, deren natürliche Wehr geschwunden zum Nachtheil der Ländereien an den Uferrändern, da jetzt der frei gewordene Sand über sie hin treibt und fruchtbares Land zur Sandwüste umwandelt. Aber jenes kräftigere Auftreten kennzeichnen auch die verschiedenen Maschinen, deren riesige Wirkung die unerfahrenen Leute anstaunen, neben denen dann noch so viele Menschen thätig sind, daß diese der Feldarbeit in der Nähe ganz entzogen würden, wenn nicht die Königliche Regierung die nöthigen Verordnungen erlassen hätte. So liegen jetzt die Verhältnisse und es scheint nöthig, weniger auf die Illusion in Bezug auf die Verpachtung,

als auf das Devastiren der herrlichen Ufer aufmerksam zu machen, nicht wie einige meinen, wegen Veränderung des Merrbodens durch die hineingeworfenen Erdmassen, nicht wegen der Verkleinerung der Landfläche, sondern einzig und allein aus dem Grunde, weil damit die alte weise Vorschrift, die Uferränder mit Bäumen zu bepflanzen, vollständig außer Acht gesetzt und dem Sandtreiben der Weg ins Land geöffnet wird.

Die IX Bücher Magdeburger Rechtes
oder
die Distinctionen des Thorner Stadtschreibers Walther Ekhardi von Bunzlau.
Ein Altpreußisches Rechtsbuch,
besprochen von
Dr. Emil Steffenhagen.

Einleitung.

„Dasselbig Buch ist sehr alt, vnd wer von Nothen vnd nützlich, das man es etlicher Massen vbersege . . . vnd in den Druck lisse brengen, als der Sachsenspiegel im Druck ist."
Glossator des Alten Kulm (Hdschr. der Königsberger Stadtbibl. S. 10. 4° Bl. 104).

Wenn die Altpreußische Monatsschrift sich zum Zwecke gesetzt hat, „die nahe Zusammengehörigkeit unserer Provinz mit dem Gesammtvaterlande der Deutschen Sprache aufzuzeigen und dieser entferntesten und isoliertesten Grenzmark Deutscher Kultur die gebührende Anerkennung als mitthätiges Glied an dem nationalen Körper zu verschaffen": so wird ein solches Unternehmen auch der Betrachtung der Rechtsgeschichte Preußen's ihren Platz anweisen müssen. Denn, wie wir mit dem Eindringen der Ordensritter in das heidnische Preußen Deutsche Bildung und Deutsche Gesittung überhaupt sich ausbreiten und entfalten sehen, so zeigt sich insbesondere auch im Rechte, dieser besonderen Seite nationalen Lebens, das Walten Deutschen Volksthumes. Schon von den frühesten Zeiten der Ordensherrschaft ist es das Deutsche Recht, welches im Ordensstaate Preußen das gesammte Rechtsleben beherrscht und seitdem der Träger der rechtlichen Entwickelung geblieben ist.

Der Verfasser hat es bereits an einem anderen Orte versucht, über die Einführung und Verbreitung des Deutschen Rechtes im alten Preußen

einen allgemeinen Ueberblick zu geben.*) Was dort nur kurz skizziert werden konnte, soll gegenwärtig durch eine mehr in's Einzelne gehende Darlegung näher erläutert werden. Es soll ein auf Preußischem Boden erwachsenes Rechtsbuch, das unserer Beachtung wohl werth ist und auch für weitere Kreise ein hohes Interesse hat, erschöpfend behandelt und in das rechte Licht gestellt werden.

Dieses Rechtsbuch ist dasjenige, welches, von Walther Ekhardi aus Bunzlau, weiland Stadtschreiber zu Thorn, in den Jahren 1400 bis 1402 abgefaßt, sich selbst als IX Bücher Magdeburger Rechtes oder als die Distinctionen Walther's bezeichnet, wogegen es jetzt gewöhnlicher nach seinem nachmaligen Herausgeber die Pölman'schen Distinctionen benannt zu werden pflegt.

Dasselbe ist für uns von Wichtigkeit als einheimisches Produkt beginnender schriftstellerischer Thätigkeit auf dem Rechtsgebiete zu einer Zeit, da man in Deutschland allerwärts bestrebt war, das geltende Recht, welches seit dem Verschwinden der geschriebenen Rechte des Germanischen Zeitalters allein im Bewustsein des Volkes fortlebte, in schriftliche Form zu bringen und solchergestalt zu fixieren. Das Rechtsbuch ist uns ferner wichtig als vaterländisches Gesetzbuch, welches in den Gerichten Altpreußen's neben dem offiziell sanctionierten Landesrechte, dem Alten Kulm zur Richtschnur diente. Es ist aber auch dem Germanisten von Fache wichtig, weil es nach dem Urtheile eines bewährten Kenners (Nietzsche) „als eine überaus reichhaltige Quelle für die Rechtsgeschichte überhaupt und namentlich für die Exegese der übrigen Rechtsbücher anzusehen" ist.

Trotzdem hat man bisher jenem Altpreußischen Rechtsbuche nicht die gehörige Beachtung zugewandt. Vielmehr gilt im Ganzen auch noch heutzutage das als wahr, was Nietzsche im Jahre 1829 (bei Gelegenheit einer Recension von Gaupp's Schlesischem Landrechte) aussprach, daß die Pölman'schen Distinctionen „den Deutschen Germanisten ziemlich fremd geblieben" seien. Wie viel auch immer seit jener Zeit für die Bereitlegung unserer mittelalterlichen Rechtsbücher nach dem Vorgange von Ho-

---

*) „Das Deutsche Recht im Deutschordenslande Preußen" (Deutsche Gerichts-Zeitung 1863 No. 39).

meyer's bahnbrechenden Bestrebungen geleistet worden ist, gerade die Distinctionen sind so gut wie unbenutzt geblieben.

Denn noch immer sind wir, während bereits die meisten der Deutschen Rechtsbücher in neueren handgerechten Ausgaben vorliegen, für die Pölman'schen Distinctionen auf die davon veranstalteten älteren Abdrücke angewiesen, deren Seltenheit und ungemeine Fehlerhaftigkeit das Bedürfniß einer neuen kritischen Ausgabe auf das Lebhafteste empfinden läßt. Noch immer fehlt es ferner an einer genügenden Durchforschung des materiellen Gehaltes der Distinctionen, und ihre Verwerthung für rechtshistorische Zwecke beschränkt sich neben einigen bloß beiläufigen Anführungen auf die Benutzung in Hanow's Jus Culmense, in Rietzsche's Abhandlung De prolocutoribus, in Kraut's Vormundschaft und auf die in Kraut's Grundriß aufgenommenen Stellen.*) Auch scheint über die Bedeutung des Rechtsbuches noch immer keine Klarheit vorhanden zu sein. Zwar haben wir es hier mit einer durchaus abgeleiteten Quelle zu thun, die zum größesten Theile in einer Verarbeitung bereits bekannter Quellen besteht; indessen ist doch bisher zu wenig der Umstand in Betracht gekommen, den schon Rietzsche hervorhob, daß nämlich die Distinctionen nicht überall auf ihre Quellen zurückzuführen sind, und daß andererseits der Verfasser aus der Fülle seiner Erfahrung viele eigenthümliche Ansichten und Bemerkungen eingeschaltet hat.

Dazu tritt, daß gerade die Original-Gestalt des Werkes bis zur Stunde unbekannt geblieben ist. Dieselbe hat sich erhalten in einem einzigen handschriftlichen Exemplare, welches augenscheinlich von dem Verfasser selbst besorgt wurde. Es ist der von Stobbe entdeckte ausgezeichnete Königsberger Codex, der auch über Namen und Persönlichkeit des Verfassers, sowie über die Abfassungszeit alleinigen Aufschluß gegeben hat (Stobbe, Geschichte der Deutsch. Rechtsq. I, 428 Note 26 und 27). Dieser Codex weicht von der gangbaren Form, wie sie durch die Druckausgaben und die meisten Handschriften überliefert wird, so bedeutend ab, daß die letztere als eine besondere, vielfach veränderte und verkürzte, anderntheils wieder mehrende Umarbeitung sich erweist,

*) Neuerdings ist auch Neumann's Buch vom Wucher zu nennen.

während das ursprüngliche Werk beinahe den doppelten Umfang besitzt.

Nach alledem wird der Versuch gerechtfertigt erscheinen, das, was die früheren Forschungen offen gelassen haben, zu ergänzen und insonderheit einer künftigen Ausgabe den Weg zu ebnen. Es ist dem Verfasser gelungen, sämmtliche Handschriften der Distinctionen persönlich einzusehen und zu vergleichen, so daß die gewonnene Ausbeute als eine das vorhandene Material erschöpfende bezeichnet werden darf. Es soll damit gleichzeitig ein Beispiel aufgestellt werden, wie Rechtsmonumente dieser Art für die von dem Verfasser beabsichtigte Sammlung mittelalterlicher Rechtsaufzeichnungen Altpreußen's zu bearbeiten sind. Und so möge denn das Werk des Thorner Stadtschreibers seine rechte Würdigung finden!*)

§. 1.
Literarische Uebersicht.

Da die Ergebnisse der früheren Forschungen hier als bekannt vorausgesetzt werden, möchte zunächst eine Uebersicht über die einschlägige Literatur am Platze sein. Es verdienen folgende Schriften Erwähnung:

1) **Hartknoch**, De Jure Prussorum §. XV (Dissert. XVII hinter seiner Ausg. von Dusburg's Chronik, Jenae 1679. 4) und Deutsch bearbeitet in dessen Alt- und Neuem Preußen rc. II. Kap. VII. §. XIII.
2) **Hanow**, Kurz gefaßte Geschichte des Culmischen Rechts (zuletzt vor dessen Jus Culmense ex ult. revis., Danzig 1767. Fol.) §§. 45—49.
3) **Schweikart**, Ueber die in Ost- und Westpreußen geltenden Rechte rc. (in den Kamptz'schen Jahrbüch. Bd. XXVI. 1825) S. 271—273.
4) **Gaupp**, Das Schlesische Landrecht rc. Leipzig, 1828. S. 14 u. S. 29, 30.
5) **Nietzsche's** Recension der eben genannten Schrift (in der [Hallischen] Allgem. Lit.-Zeitg. 1829. I) Sp. 38—40.
6) **Ortloff**, Sammlung Deutscher Rechtsquellen. I. Jena, 1836. Einl. S. XLV—LII, nebst S. XXI. Ferner die Anmerkungen S. 339 ff., in denen Parallelstellen und Varianten aus den Pölman'schen Distinctionen vorkommen (vgl. dazu die Einl.

*) Der Verfasser kann es an dieser Stelle nicht unterlassen, den geehrten Bibliothek-Vorständen, die ihm jede mögliche Erleichterung in der Benutzung der HH. gewährt haben, sowie insbesondere Herrn Geh.-Rath Homeyer in Berlin für die Uebermittelung der in seinem Besitze befindlichen H., hiemit öffentlich den verbindlichsten Dank zu bezeugen.

S. LXVI—LXIX), und No. IV des Anhanges S. 774 ff., enthaltend eine Vergleichungs-Tabelle der Pölman'schen Dist. mit dem Rechtsbuche nach Distinctionen. — Bis jetzt die eingehendste Arbeit über unseren Gegenstand.

7) **Neumann** in den Neuen Preuß. Provinz.-Blättern, andere Folge Bd. II. 1852 S. 173.

8) **Homeyer**, Die Deutschen Rechtsbücher des Mittelalters rc. Berlin 1856. S. 36, 37 und dessen Sachsenspiegel II. 1 S. 103, 104.

9) **Stobbe**, Geschichte der Deutschen Rechtsquellen. I. Braunschweig, 1860. §. 41 No. V.

§. 2.
Handschriftliche Texte.

I. Die Zahl der erhaltenen handschriftlichen Texte, welche die Distinctionen vollständig enthalten, beläuft sich auf neun. Davon biete einer, wie gesagt, die ursprüngliche Form, sechs die als Umarbeitung erkannte gedruckte Form, zwei die andere, mit ausdrücklicher Rücksicht auf Preußen unternommene Bearbeitung. Nach dieser Klassifikation und demnächst nach der Zeitfolge werden die HH. im Nachstehenden verzeichnet. Hinsichtlich ihrer Beschreibung genügt für die Königsberger Codices die Verweisung auf des Verfassers HH.-Katalog, für die übrigen erfolgt eine kurze Beschreibung aus eigener Anschauung.

Erste Klasse (Original-Gestalt).

A) Pergament-Codex No. 888 der Königl. und Univ. Bibliothek zu Königsberg, aus dem Anfange des XV. Jahrh. (Steffenhagen No. XXVII).

Zweite Klasse (Umarbeitung).

B) Papier-Handschrift mit Membranblättern untermischt, XV. Jahrh. 190 Blätter in kl. Folio (11 Zoll hoch und 8 Zoll breit), seit 1842 zu Berlin in Homeyer's Besitze (s. dessen Handschriften-Verzeichniß No. 334), vorher dem Justizkommissar Litzmann in Salzwedel zugehörig (Nietzsche l. c. Sp. 39 *). Viele Blätter sind ausgerissen. Zunächst fehlt eine Reihe von Blättern zwischen Bl. 2 und 3, indem jenes abbricht in I. 1. 4: bis an Abrahams gebort woren, letzteres aber fortfährt in I. 17. 10 (entsprechend der dist. 11 des Pölman'schen Druckes): Dys ist in dem capittil von der gebort etc., wodurch auch I. 1. 7 mit dem kritischen Jahre verloren gegangen ist. Ferner sind von Bl. 16, 17, 32, 152—157 nur wenige Fetzen übrig. Endlich fehlt ein Blatt zwischen Bl. 174 u. 175.

C) Papier-Handschrift No. 29 Fol. des Königsberger Provinzial-Archives, aus dem Jahre 1430 (Steffenhagen No. CLVIII). Die Quelle ist nach I. 1. 7 ein Codex von 1408, der jedoch nicht mit Stobbe, RG. S. 428 Note 27 in der Danziger Handschrift (unten lit. E) zu suchen ist, da diese vom Jahre 1482 datiert wird und sich ebenfalls auf den Codex v. 1408 zurückführt.

D) Papier-Handschrift No. 83 Fol. der Wallenrodt'schen Bibliothek zu Königsberg vom J. 1433 (Steffenhagen No. CLXXIV). Zwischen Bl. 33 und 34 fehlt ein Blatt.

E) Papier-Handschrift XVIII. C. 143 Folio der Danziger Stadtbibliothek, 361 Blätter in kl. Folio (11½ Zoll hoch und 8⅛ Zoll breit), nach I. 1. 7 abgeschrieben aus einem Codex v. 1408 und laut der Schlußbemerkung verfertigt durch Jacobus Kynappel de pautzk [Putzig] wladiſlauienſis diocesis Publicus Sacr. Imperiali et apoſtolica auctoritatibus Notarius zu Marienburg am 21. December des Jahres 1482. — Homeyer beschreibt die Handschrift unter No. 141, zählt sie aber S. 35, c und im Register S. 172, ebenso wie No. 142 (unten lit. Y), durch ein Versehen zu den Handschriften des Lehnrechtes in Distinctionen.

F) Papier-Handschrift No. 28 Fol. des Königsberger Provinzial-Archives, 1529 angefangen und 1530 beendet (Steffenhagen No. CLIX).

G) Handschrift des Ambrosius Adler, excerpiert in seinem großen alphabetischen Sammelwerke von 1539 (Steffenhagen No. CLXVI). Adler hat weit über die Hälfte der Distinctionen wörtlich aufgenommen.

Dritte Klasse (zweite Bearbeitung).

H) Pergament-Handschrift H. B. J 53 Fol. der Königsberger Stadtbibliothek, geschrieben 1444 Am Suntage neſt der fullinwochin noch pinxſten (Steffenhagen No. CLXIX). Fünf Blätter sind ausgeschnitten, und zwar je eines zwischen Blatt 5 und 6, 15 und 16, 31 und 32, 85 und 86, 164 und 165; das sechste, welches zwischen Blatt 84 und 85 fehlt, enthielt keinen Text.

J) Papier-Handschrift No. 9 Fol. der Gymnasial-Bibliothek zu Elbing, 228 Blätter in kl. Folio (11⅛ Zoll hoch und 7¾ Zoll breit), geschrieben 1444 an der mittewoche noch Johanis Baptiſte. Außer den

Distinctionen, die auf Bl. 215b schließen, enthält die Handschrift noch die beiden Stücke der vorigen Nummer (Steffenhagen l. c. No. 2 u. 3). Alsdann folgt: die Bulle Gregor's XI. wider den Sachsenspiegel, in Deutscher Uebersetzung, ferner die auch sonst noch abschriftlich vorkommenden Rechtsbelehrungen der Kulmer Schöffen nach Königsberg nebst angehängten Rechtssätzen von anderer Hand, endlich wieder von anderer Hand vier Kapitel aus dem Alten Kulm (II. 36, III. 94, III. 5 u. III. 7). — Die erste Nachricht von der Handschrift gab Neumann im Elbinger Gymnasial-Programme v. 1847 Note pp.

II. Außer diesen vollständigen Texten giebt es mehrere nur Bruchstücke enthaltende Texte, durch welche einzelne, besonders gangbare Artikel der Distinctionen vervielfältigt wurden. Sie gehören alle zu der zweiten Klasse.

K) Auf einem Pergament-Doppelblatte des XV. Jh., welches der Papier-Handschrift No. 111 der Königsberger Königl. Bibliothek hinten beigeheftet ist (Steffenhagen No. CXIX, 3), findet sich die Erklärung des Verwandtschafts-Baumes nebst den Erbrechtsregeln aus I. 7. Beide Abschnitte erscheinen hier durch eigenthümliche Zusätze interpoliert.

L) M) Zwei Handschriften geben die drei Artikel 6—8 aus Buch I. in Verbindung mit dist. 3—5. I. 10, und davon gesondert den art. 19 desselben Buches. Es sind die Papier-Handschriften No. 40. 4⁰ des Provinzial-Archives und S. 10. 4⁰ der Stadtbibliothek zu Königsberg, die erstere aus dem XV., die letztere aus dem XVI. Jh. (Steffenhagen No. CLXV u. CLXXII).

III. Eine dritte Kategorie bilden solche handschriftliche Werke, in denen einzelne Stücke oder Stellen der Distinctionen verarbeitet sind. Die in ihnen benutzten Texte gehören der zweiten Klasse an.

N) O) P) Q) Die Erbrechtsregeln der Biener'schen Handschrift von 1546, jetzt auf der Leipziger Universitäts-Bibliothek, (abgedruckt bei Wasserschleben, Prinzip der Successionsordn. S. 135 ff.) haben art. 7, 8. lib. I nebst dist. 3—5 I. 10, jedoch schon in etwas veränderter Gestalt, in sich aufgenommen. Aehnlich verfahren die Erbrechtsregeln einer Danziger Handschrift XVIII. C. 112. fol. (Wasserschleben l. c. S. 153 ff.), desgleichen einer zweiten Danziger

Handschrift XVIII. C. 56. fol. (Steffenhagen Zeitschr. f. R.-G. IV, 180) und des Thorner Codex R IVto. 4 Bl. 8 ff., die noch den art. 6 voranstellen. — Sammlungen gleicher Art scheinen die bei Hanow §§. 31 u. 51, h beschriebenen Compilationen zu sein. Siehe auch „Erleutertes Preußen" Tom. V. S. 828 No. 10.

R) S) Eine für den Gerichtsgebrauch in Preußen angelegte kleine Sammlung von Rechtssätzen mit der Bezeichnung „Etliche des Landes und auch der Stadt [d. i. Danzig] Willkühren, wonach man sich im Gerichte halten mag" verarbeitet mit Stücken aus dem Rechtsbuche nach Dist. und anderen, specifisch Preußischen Rechtsbestimmungen einzelne Stellen der Pölman'schen Distinctionen. Die Sammlung begegnet in den beiden lit. L u. M bezeichneten Handschriften (ob auch in der sub N genannten Biener'schen Handschrift? s. Wasserschleben S. 153).

Nicht hierher gehört eine ähnliche, für die Preußische Rechtspraxis bestimmte Zusammenstellung unter dem Titel „Die gemeinen laufenden Urtheile, welche den Schöffen zu wissen nöthig sind" (Steffenhagen No. CLXXI, 2; CLXXII, 2; CLXXV, 6). Denn die von Stobbe, De Jure Culmensi pag. 19, e darin nachgewiesenen Stellen der Pölman'schen Distinctionen, sowie einige andere mit letzteren gleichfalls übereinstimmende Stellen, sind theils aus dem Rechtsbuche nach Dist., theils aus dem Alten Kulm entlehnt.

IV. Es bleibt noch übrig, diejenigen Handschriften der Distinctionen zusammenzustellen, welche ehemals vorhanden waren, gegenwärtig aber nicht mehr nachweisbar sind.

Zweite Klasse.

T) Codex v. 1408, aus dem die beiden Handschriften C und E herstammen.

U) Codex v. 1433, den Pölman'schen Drucken zum Grunde liegend und mit Codex D, wie im Verfolge (§. 5 am Ende) bewiesen werden wird, nicht identisch.

W) Königsberger Codex mit der Jahreszahl 1452, von Hartknoch benutzt (s. dessen Diss. XVII de Jure Prussor. pag. 354 und Alt- und Neues Preuß. II S. 576, S. 577). Homeyer No. 365 hält ihn für identisch mit dem Codex D, indem er bei Hartknoch einen

Irrthum in der Jahreszahl voraussetzt. Einer solchen Annahme steht jedoch entgegen, daß Hartknoch's Exemplar auf dem Titelblatte eine im Codex D nicht befindliche Bemerkung über den gerichtlichen Gebrauch des Werkes trug („In ipso namque frontispicio, Opus hoc, simul cum Jure Culmensi in dijudicandis causis à Scabinorum consessibus dicitur fuisse adhibitum").

X) Codex aus unbestimmter Zeit, von dem Glossator des Alten Kulm (nicht später als 1541) benutzt. Derselbe sagt in der Vorrede (Bl. 104b der Königsberger Handschrift bei Steffenhagen Nr. CLXXII): „Von diesen Buchern [nämlich den Distinctionen] haben wir eins in kortzen Jarenn erlangt . . . . . . es hot grossen Fehl in der Sibschafft."

Dritte Klasse.

Y) Codex der Danziger Rathsbibliothek, 1445 am Obinde Andree des Apostils begonnen, von Hanow §§. 48, 49 näher beschrieben (Homeyer No. 142, vgl. oben lit. E). Laut brieflicher Mittheilung nicht mehr aufzufinden.

Die Notiz bei Hanow §. 45, b gilt nicht, wie Homeyer No. 740 annimmt, von einer Handschrift der Distinctionen, sondern von einem Werke, in welchem die Distinctionen „angeführt" waren. Damit fällt auch die frühere Vermuthung bei Steffenhagen No. CLIX, 1, als wäre jene vermeintliche Handschrift der Distinctionen mit dem Codex F identisch.

§. 3.
Druckausgaben.

Die gedruckten Texte repräsentieren ohne Ausnahme die auch in den Handschriften am meisten verbreitete Form der Distinctionen d. i. deren Umarbeitung. Sie fallen also in die zweite Text-Klasse. Die ursprüngliche Form und die zweite Bearbeitung sind ungedruckt geblieben. Nur die Editio princeps von 1547 (resp. 1574? Stobbe, RG. S. 429) konnte zu Rathe gezogen werden. Sie existiert zu Königsberg in zwei Exemplaren, auf der Königl. und Univers. Bibliothek und in der Wallenrodt'schen Sammlung. Von einer Vergleichung der übrigen Ausgaben war um so eher Abstand zu nehmen, als dieselben für den vorliegenden

Zweck schwerlich Ausbeute gewährt hätten, da sie bloße Wiederholungen des ersten Druckes sind. Ein vollständiges Verzeichniß aller Ausgaben fehlt, und es mag daher ein solches nebst den literarischen Belegen hier angereiht werden. Bei der Unbestimmtheit der betreffenden Angaben besteht jedoch über die Existenz mehrerer Ausgaben Zweifel.

1) Editio princeps Magdeburg 1547 (resp 1574). Zwei Exemplare zu Königsberg, ein drittes auf der Jenaer Univ.-Bibl. (Ortloff S. XLV), ein viertes zu Berlin (Stobbe, RG. S. 430), die beiden letzteren indessen mit Abweichungen in dem Titel (Stobbe l. c. Note 31).

2) Leipzig 1570? — Hanow §. 45, c führt nach „einer ungedruckten Nachricht" eine solche Ausgabe an, vermuthet aber, daß sie auf Verwechselung mit einem anderen von Pölman herausgegebenen Werke „Laufende Urtheile" beruhe.

3) Wittenberg 1570? — Pisanski, Preuß. Litterärgesch. I. Königsb. 1791 S. 283.

4) Ohne Druckort (oder Wittenberg?) 1576. Exemplare auf der Göttinger, Breslauer und Berliner Bibliothek. — Kraut, Grundriß 1. Ausg. Vorr. S. VII; Gaupp, Schles. Ldr. S. 14 *; Stobbe, RG. S. 430; vgl. auch Pisanski l. c., der als Druckort Wittenberg nennt.

5) Wittenberg 1590. Exemplar in der Danziger Rathsbibliothek. — Hanow §. 45 u. Pisanski l. c.

6) Wittenberg 1592 (nicht 1582, wie Ortloff S. XLVI durch ein Versehen angiebt). Exemplar auf der Göttinger Bibl. — Kraut l. c. u. Wasserschleben, Successionsordn. S. 86 *.

7) Magdeburg 1603. Exemplar auf der Breslauer Bibl. — Eichhorn, RG. 5. Ausg. III §. 443, mm; Stobbe S. 430.

Für das Citieren der Edit. 1 muß noch bemerkt werden, daß dieselbe, wie sie überhaupt durch zahlreiche Druckfehler entstellt ist, so auch in der Zählung der Artikel und einzelner Distinctionen vielfache Fehler hat. Die nachstehende Tabelle zeigt die falschen Zahlen mit den Verbesserungen. Dabei wird, wenn der Druck zweimal hinter einander dieselbe Zahl hat, die fehlerhafte Ziffer mit a oder b bezeichnet, je nachdem es die erste oder die wiederholte ist.

a) Artikel.

I.	5 . .	7	VI.	21 . .	31
VI.	20b . .	21	VIII.	11 . .	2
-	28 . .	25			

b) Distinctionen.

I.	1.	7a	6	VI.	26.	4b—9	5—10
-	7.	7	4	VII.	3.	3b	4
-	17.	6a	5	VIII.	1.	18, 19a	17, 18
-	21.	4a	3	-	-	16	26
II.	1.	15b	16	-	2.	6b	7
III.	1.	3b—5	4—6	-	3.	5—7	4—6
IV.	15.	6—19	5—18	IX.	2.	17	3
V.	9.	6b—8	7—9	-	10.	2b, 3	3, 4
VI.	4.	8b—22	9—23	-	15.	14b—20	15—21
-	12.	1	9	-	-	19	22
-	18.	7b	8	-	-	22—24	23—25
-	21.	7	6	-	-	49	46

Kein Irrthum in der Zählung liegt vor in I. 14, wo dist. 17 absichtlich wiederholt wird, weil sie das erste Mal durch ein Versehen des Setzers „nicht recht gesetzt" ist. Ebenso wird dist. 3 in VIII. 20 nicht falsch gezählt, sondern die vorhergehende Distinction, deren erstes Wort auf der Vorderseite des Blattes als Kustos steht, ist ausgelassen. — Wir werden in den Citaten überall die richtige Zählung substituieren und verweisen deshalb auf obige Tabelle.

§. 4.
Ursprüngliche Form der Distinctionen.

In ihrer Original-Gestalt sind die Distinctionen aufbehalten in dem einzigen Codex A. Er beginnt mit einem Inhalts-Register, welches die ersten zehn Blätter einnimmt und mit den Worten eingeführt wird: Hy hebin ſich an dy Regiſter dyſer Nün Bücher diſtinccionesw altheri genant noch Meydeburgiſchem rechte &c. Hinter dem Register folgt auf einem neuen Blatte ein ziemlich weitschweifiger Prolog, der bis auf die zweite Spalte des nächsten Blattes fortgeht. Die Umarbeitung hat ihn weggelassen. Seinen Eingang bildet die Einleitung des Sachsenspiegels, der sog. Textus prologi. Hieran reiht sich als neuer Abschnitt ein Stück aus der Vorrede des Rechtsbuches nach Dist. (Ortloff Zeile 16—25), aber in veränderter und erweiterter Fassung. Der Abschnitt bezieht sich auf die Quellen und den Plan des Werkes. Der nächste Abschnitt wird durch die Fortsetzung der eben genannten Vorrede (Ortloff Z. 25, 26) eingeleitet, um dann in Walther's

eigene Ausführungen überzugehen, die sich bis zum Schlusse des Prologes ausdehnen. Ihr Inhalt ist bedeutungslos und für die Charakteristik des Werkes ohne Interesse. Es sind theils allgemeine Ermahnungen, gerecht zu richten und das Recht zu lieben, theils Klagen über die Geringschätzung des geschriebenen Rechtes und die dadurch herbeigeführte Rechtsunsicherheit.

Nach dem Prologe nimmt das Werk selbst seinen Anfang. Es werden einige Einleitungs-Worte vorausgeschickt, in denen wir die im Mittelalter weit verbreitete Anschauung wiederfinden, wonach man das Sachsenrecht von den Kaisern Konstantin und Karl d. G. herleitete (Stobbe, RG. S. 357, 358 u. S. 356 Note 2). Es heißt: Hy hebit sich an das erste buch dys kegenwortigin Rechtis. noch Maydeburgischer ordenunge saczunge vnde kore das yn karolus vnde Constantinus dy kezere bestetigit habin &c. Das Rechtsbuch zerfällt, wie in der Umarbeitung, in IX Bücher. Jedem Buche geht ein mit Rubrica überschriebenes Summarium voran, welches den Inhalt der Kapitel kurz angiebt. Ebenso hat jedes Kapitel seine Rubrik. Die Anzahl der Kapitel in den einzelnen Büchern weicht von der Umarbeitung durchaus ab: Buch I zählt 14, II 28, III 18, IV 10, V 19, VI 18, VII 23, VIII 26, IX 32.

Den Beschluß des Ganzen macht mit der roth geschriebenen Ueberschrift Sequitur conclusio huius libri ein Epilog, der dem Inhalte nach mit dem Epiloge der Umarbeitung zusammentrifft, in der Form aber viel breiter gefaßt ist. Dem Epiloge wird eine Schlußbemerkung angehängt, die über Verfasser und Zeit erwünschte Auskunft giebt. Sie lautet vollständig:

Wyltu wissen wer dys Buches eyn begynner vnde eyn anheber ist gewest. So nym dy Roten heubt buchstaben aller Capitel vnd nicht der distinccien dys Buches vnd lege dy czu samene. So vindestu dysen tytulum Waltherus Echardi von dem Bonczlow ooczwen czu Thorun statschryber hat dys Buch czu samene gelezin vs der Sachsin spigel mit der glosen vnd vs vil andern Buchern des rechten das js vnstroflich ist noch rechte deme genade got. Amen. vnd ist volbrocht vnd geschrebin vnde volendit noch gotis geburt vyrczen hundirt jar. Dornoch jn deme andern jare am Donrstage vor sente Lorenczen tage. Ouch begere ich von allen wyzin gelarten luten. ab ymant an keyme artikel misseduchte begere ich das von wyzem rate czu bessern noch beschrebenem rechte, wand js nicht dorch rumes wille ist czu samene brocht

iczliche materie befundern alfe du vindeft jn dem prologo. funder dorch der eynfeldegin wille das fich dy dornoch mogen richten. Ouch czihe ich js an den werden got das ich andirs nicht gefaczt habe wenne alfe wigbilde vnd lantrecht vfwyset vnd noch deme alfe ich des eyn teil jn der werden herren. Scheppin von Meydeborg briuen vnd vrogin befchrebin habe funden.

§. 5.

Umarbeitung.

Für die **Umarbeitung** des ursprünglichen Werkes liegen außer den Druckausgaben sechs handschriftliche Texte vor (B, C, D, E, F, G). Zwei davon (C u. E) führen ihre Quelle auf das Jahr 1408 zurück. Die Umarbeitung ist demnach nicht später als 1408 entstanden. Ihre Gestaltung in den einzelnen Texten kommt im Großen und Ganzen überein, bis auf geringe Verschiedenheiten in der Ordnung und Abtheilung einiger Distinctionen und in deren Anzahl. In Vergleichung mit der Pölman'schen Ausgabe fehlen folgende Stellen:

Die Erklärung des Verwandtschafts-Baumes in	B	—	—	—	—	—
I. 6. 11—14 in	—	—	E	—	—	—
- - 12—14 in	—	—	—	—	D	—
- 7. 25 in	—	—	—	—	—	F
- 14. 15—21 in	—	—	—	—	—	F
- - 21 in	—	—	E	—	—	—
- 17. 3 in	—	–	—	—	D	—
- 20. 4 in	—	C	E	—	—	—
II. 4. 6—9 in	—	C*)	E	—	—	—
III. 8. 8—12 in	B	—	—	—	—	—
- 9. 6 in	B	–	—	—	—	—
IV. 1. 3 in	B	—	—	—	—	—
- 4. 23 in	—	C	E	—	—	—
- 6. 16—18 in	—	C	E	—	—	—
- - 26 in	—	—	—	—	D	—
- 14. 4 in	—	C	E	G	—	—
V. 3. 4 in	—	C	E	G	—	—
- 6. 8—12 in	—	—	E	—	—	—
- 7. 5, 6 in	—	—	E	—	—	—
- 8. 1—11 in	—	—	E	—	—	—
- 9. 7—9 in	—	—	E	—	—	—

*) Die an dieser Stelle fehlenden Dist. stehen jedoch nachträglich hinter dem Epiloge.

V. 10. 3–5 in	—	—	E	—	—	—
- 11. 1–10 in	—	—	E	—	—	—
- - 6 in	—	—	—	G	—	—
- 12. 5–16 in	—	—	E	—	—	—
- - 10'in	B	—	—	G	—	—
VI. 2. 9, 10 in	—	C	E	—	—	—
- 4. 15, 17 in	—	C	—	—	—	—
- 11. 9–12 in	—	C	E	—	—	—
- 13. 15 in	—	—	—	—	—	F
- 31. 7, 10 in	B	—	—	—	—	—
VII. 11. 3 in	—	C	E	—	—	—
- 12. 8 in	—	C	E	—	—	—
VIII. 1. 13 in	—	—	—	—	—	F
- - 19 in	—	C	E	—	—	—
- 4. 3 in	—	—	—	G	—	—
- - 3, 4 in	—	C	E	—	—	—
- 6. 1–10 in	—	C	E	—	—	—
- 7. 5 in	—	C	E	—	—	—
- 11. 3–5 in	—	C	E	—	—	—
- - 3, 5 in	—	—	—	G	—	—
- 13. 5 in	—	—	—	—	—	F
- - 14–19 in	—	C	E	—	—	—
- - 14, 22 in	—	—	—	G	—	—
- 24. 1 in	—	—	—	G	—	—
- 25. 5, 6, 12, 13 in	—	—	—	G	—	—
IX. 8. 10 in	—	C	—	—	—	—
- 10. 6 in	—	—	—	—	—	F
- 15. 4, 7–30, 32–35, 37–43, 45 in	—	—	E	—	—	—
- - 24, 25 in	B	C	—	—	—	—
- - 28 in	—	C	—	—	—	—
- 19. 6–8 in	—	—	E	—	—	—
- 21. 5–7 in	—	—	E	—	—	—
- - 9–14 in	—	C	E	—	—	—
- 22. 4 in	—	—	—	—	D	—
- - 5 in	—	C	E	—	—	—
der Epilog in	—	—	—	—	D	—

Umgekehrt haben die Handschriften vor Pölman's Ausgabe mehrere Distinctionen voraus:

B—G in I. 19 hinter dist. 1 drei (in Codex A I. 9. 5, 3, 6)
B, C, E, G in II. 1 hinter dist. 9 eine (— — III. 3. 1)
B, D, F in II. 5 hinter dist. 7 eine (— — II. 22. 13)
B, D, F in VIII. 6 hinter dist. 2 eine (— — VIII. 6. 3)
B—G in VIII. 10 hinter dist. 14 eine (— — VIII. 10. 15)
(VIII. 20. 2 ist bei Pölman nur durch einen Irrthum des Setzers fortgeblieben, s. §. 3 am E.)

Zwei Handschriften, C und E, gehören zusammen, da sie ihren Text aus derselben Quelle, einem Codex von 1408, herleiten. Sie documentieren ihren gemeinsamen Ursprung durch ihre Uebereinstimmung in charakteristischen Eigenthümlichkeiten, die sich sogar auf gewisse Verwirrungen erstreckt. Gleichwohl weicht Codex E von C nicht unbedeutend ab. Er unterscheidet sich nicht allein durch Trennung, Zusammenziehung, Umstellung einzelner Distinctionen, sondern auch durch viele Auslassungen in Buch I. V u. IX, ja selbst durch eigenthümliche Zusätze, die theils einem Magdeburger Schöffenurtheile nach Kulm, dem Rechtsbuche nach Distinctionen und dem Alten Kulm entlehnt sind, theils aus unbestimmter Quelle herrühren. Der Codex trägt mithin Spuren einer Bearbeitung an sich und wird in der Schlußschrift auch ausdrücklich als „überarbeitet und (anderweitig) zusammengelesen" (reportatus et collectus) bezeichnet.

Die früher behauptete Uebereinstimmung des Pölman'schen Druckes mit dem Codex D (Stobbe, RG. S. 430 und Homeyer No. 365) ist nicht stichhaltig. So fehlen namentlich bei Pölman die oben verzeichneten Distinctionen des Codex, während auf der anderen Seite, wie gleichfalls aus dem Obigen zu ersehen ist, dem Codex sechs Distinctionen nebst dem Epiloge abgehen. Auch mit keiner der übrigen Handschriften fällt Pölman's Text zusammen, so daß dessen Ableitung aus einer jetzt verlorenen Handschrift angenommen werden muß.

§. 6.

Gegenseitiges Verhältniß beider Formen.

Beide Formen, das ursprüngliche Werk und die Umarbeitung, gehen nach zwei Richtungen hin auseinander: einerseits in der stofflichen Anordnung, andererseits in der Fülle des Stoffes.

I. Schon die äußere Oekonomie d. h. die Abtheilung nach Artikeln und Distinctionen ist vielfach anders.

II. Noch verschiedener ist die Reihenfolge und Vertheilung des Stoffes. Sie stimmt Anfangs bis I. 4 = Pölm. I. 6 zusammen. Von da an aber ist eine solche Verschiedenheit bemerkbar, daß es schwer hält, die Parallelstellen zusammenzufinden. Die Fortsetzung Pölman's (art. 7—13) steht in Codex A zu Anfange des II. Buches (art. 1—8); was in Letzterem dazwischenliegt, entspricht ungefähr der Erläuterung des Verwandtschafts-Baumes bei Pölman nebst der zweiten Hälfte von I. 7, ferner den Artikeln 16—20 aus Buch I, und mit einem Sprunge bis ins IX. Buch den drei Artikeln 3—5. Die übrigen Artikel von Buch I bei Pölman hat der Codex A im II. Buche, und zwar Pölm. art. 14, 15 in den beiden Schluß-Artikeln 27 u. 28, Pölm. art. 21—23 aber vorher in art. 18 u. 24—26. So durchkreuzen sich beide Formen auch im weiteren Verlaufe auf die mannigfaltigste Weise. Eine größere Uebereinstimmung zeigt sich nur in Pölm. Buch III, IV, V, VIII und den damit parallel laufenden Büchern IV, V, VI, VIII des Codex A; am meisten stimmt in beiden Formen Buch VIII. Das IX. Buch Pölm. ist im Codex A auf sechs verschiedene Bücher (außer I noch VII, VI, III, IX) vertheilt.

III. Der Fülle des Stoffes nach ist das Original-Werk bei weitem reichhaltiger, als die Umarbeitung, bei der überall das Bestreben der Verkürzung und Abrundung zu Tage tritt. Demgemäß werden nicht bloß vereinzelte Distinctionen, sondern auch ganze Reihen solcher in der Umarbeitung übergangen, was öfter durch die Bemerkung „Sequitur" angedeutet wird. Aber auch die beibehaltenen Stellen sind sehr häufig geflissentlich verkürzt oder anders gefaßt, mehrmals mit der Beifügung „das zu lang wäre zu schreiben." Ein charakteristisches Beispiel hiefür ist Pölman II. 9. 14, 15, welche beiden Distinctionen den Inhalt von 29 vollen Dist. des Codex A (entsprechend Rechtsb. nach Dist. II. 1. 4—20 u. 22—28) zusammenfassen. Am weitgehendsten ist die Verkürzung derjenigen Stellen, welche Excerpte aus der Sachsenspiegel-Glosse enthalten: während der Codex A bei den Sätzen des Sachsenspiegels die dazu gehörigen Glossen meistens vollständig wiedergiebt, werden dieselben in der Umarbeitung entweder sehr abgekürzt oder ganz fortgelassen.

IV. Neben der Absicht des Verkürzens ist jedoch auch das Streben zu vervollständigen in der Umarbeitung erkennbar. Denn der ursprüngliche Text hat mannigfache Vermehrungen erfahren, die theils auf erneuter Quellen-Benutzung beruhen, theils keine bestimmbare Quelle haben. Sie bilden bald selbständige Distinctionen, bald bereichern sie die aus dem Original-Codex aufgenommenen Distinctionen. — Ungeachtet dieser Mehrungen füllt die gedruckte Form in Folge der massenhaften Weglassungen und Abkürzungen nicht mehr als die größere Hälfte des ursprünglichen Werkes.

Die genauere Darlegung des gegenseitigen Verhältnisses beider Formen muß einer zweckmäßigen neuen Ausgabe vorbehalten bleiben.

§. 7.

Quellen.

Die bisherigen Ermittelungen über die Quellen des Rechtsbuches genügen nicht. Denn einmal beziehen sie sich bloß auf den Pölman'schen Text, der einen großen Theil des Original-Codex gar nicht hat, sodann sind sie auch für jenen keinesweges erschöpfend. Am eingänglichsten handelt von den Quellen Ortloff S. XLVIII—LII; insbesondere giebt derselbe (Note 136) eine Nachweisung der Magdeburger Fragen bei Pölman und (im Anhange No. IV) eine Vergleichung der Distinctionen mit dem Rechtsbuche nach Distinctionen. Jene indessen ist bei weitem nicht vollständig und läßt sich aus den Magdeburger Fragen um mehr als die Hälfte vermehren.*) Die andere Vergleichungs-Tabelle ist ebenfalls nicht ganz vollständig; dazu ungenau, insofern als nicht alle der von Ortloff beigebrachten Stellen des Rechtsbuches nach Dist. wirklich in die Pölman'schen Distinctionen übergegangen sind, indem oft der Sachsenspiegel für beide Rechtsbücher die gemeinschaftliche Quelle ist. Für die übrigen Quellen führt Ortloff nur ein paar Beispiele an. Ueberdieß sind ihm gewisse Quellen ganz entgangen, wie der Richtsteig Landrechts, das Sächsische Weichbild, das Magdeburg-Görlitzer Recht, der Alte Kulm, das Lehnrecht in Distinctionen. — Neben Ortloff ist herbeizuziehen Homeyer's Sachsenspiegel II. 1 S. 103, 104: er liefert

*) Vollständiger ist nunmehr die Vergleichungs-Tabelle bei Behrend, Magdeburger Fragen Berlin, 1865. S. XXXI ff., dennoch bedarf auch sie theils noch der Vervollständigung, theils der Berichtigung.

eine Uebersicht über den lehnrechtlichen Inhalt der Pölman'schen Dist. in Verbindung mit dem Rechtsbuche nach Dist., verglichen mit seinen Quellen im Sächsischen Landrechte und in dessen Glosse.

So weit die früheren Untersuchungen. Es erübrigt danach, die Quellen nicht nur für den Pölman'schen Text bis in alle Einzelheiten zu verfolgen, sondern auch für die eigenthümlichen Stücke des Original-Codex auszumitteln. Wir müssen aus räumlichen Rücksichten auf die Mittheilung eines genauen Quellen-Registers verzichten und beschränken uns auf die hauptsächlichen Resultate.

I. Als die Hauptquelle erscheint nicht, wie man bisher annahm, das Rechtsbuch nach Distinctionen, sondern das Sächsische Landrecht nebst dessen Glosse. Schon der Verfasser selbst nennt den glossierten Sachsenspiegel als seine Hauptquelle, wenn er sagt, er habe das Buch czu samene gelezin vs der Sachsin spigel mit der glosen vnd vs vil andern Buchern des rechten.

II. Nächst dem Sachsenspiegel und seiner Glosse ist am stärksten benutzt das Rechtsbuch nach Distinctionen, und zwar in einem der Wolfenbütteler Handschrift (Ortloff S. LXIII) verwandten Texte (s. z. B. II. 27. 37 u. VI. 7 des Codex A). — Die Zusätze dazu, von denen Ortloff Note 134 spricht, enthalten theils eigene Ausführungen Walther's, theils sind sie den anderen benutzten Quellen entnommen.

III. In dritter Reihe stehen Magdeburger Schöffensprüche, die in verschiedenen Sammlungen vorgelegen zu haben scheinen. Der größere Theil davon läßt sich auf diejenige Sammlung zurückführen, welche die Magdeburger Fragen κατ' ἐξοχήν genannt wird. Es kommen Stücke vor, die gerade dieser Sammlung vor anderen, ähnlichen eigenthümlich sind (II. 1. 5, 6 = Pölm. II. 7. 13, 10 & 12; II. 5. 2 & 3 = Pölm. V. 1. 17; III. 6. 2 = Pölm. II. 6. 5), so daß ihre Benutzung sehr wahrscheinlich wird.*) Auch waren die Magdeburger Fragen in Preußen vorzugsweise verbreitet und im Gebrauche. Andere Magdeburger

*) Ich verdanke diese Ansicht einer freundlichen Mittheilung des Hrn. Dr. Behrend in Berlin, der die Magdeburger Fragen mit der großen Zahl handschriftlich existierender Sammlungen von Magdeb. Schöffenurtheilen verglichen hat. Anderer Meinung ist Stobbe, RG. Note 28 zu §. 41, s. jedoch auch S. 423. — Vgl. jetzt Behrend's unlängst erschienene Ausgabe der Mgd. Fr. S. XL, XLI.

Schöffenurtheile bei Walther finden sich nur im Alten Kulm und sind daher aus ihm entlehnt (vgl. z. B. IV. 109, 110 mit Pölm. II. 4. 8 & 9, 6 & 7). Bei manchen ist nicht zu entscheiden, ob sie aus dem Texte der Magdeburger Fragen oder des Kulm herstammen. Viele Urtheile haben gar keine bekannte Sammlung zur Quelle. Die von Böhme (Diplomatische Beyträge VI. 90 ff.) herausgegebenen Schöffensprüche sind nicht unmittelbar benutzt; denn die mit ihnen übereinstimmenden Stellen beruhen entweder auf dem Kulm, oder auf den Magdeburger Fragen. — Es muß darauf aufmerksam gemacht werden, daß Pölman's Quellen-Angabe „Magdeburg", womit die Excerpte aus Magdeburger Urtheilen bezeichnet werden, nicht in allen Fällen zuverläßig ist. Sie steht auch bei nicht wenigen Stellen, die aus anderen Quellen excerpiert sind (z. B. I. 14. 17, 18; II. 2. 1, 5, 7; II. 3. 5; II. 4. 1; II. 6. 1, 4; IX. 2. 7, 9). Diese Stellen mag Nietzsche im Auge gehabt haben, wenn er äußert, den Distinctionen lägen „verschiedene z. Th. unbekannte Formen des Magdeburger Rechtes" zum Grunde.

IV. Eine reichlich benutzte Quelle ist der Alte Kulm, dem nicht bloß Magdeburger Urtheilssprüche entnommen sind, sondern auch andere Stellen, einschließlich seiner Zusätze aus dem Schwabenspiegel. Vgl. z. B. II. 17, 19—21, 23 mit Pölm. IV. 10. 4—8; III. 16 mit IV. 4. 20 (wiederholt VI. 4. 3); III. 117 mit V. 9. 7; V. 7 mit IX. 21. 11; V. 14—17 mit II. 9. 11 und II. 11. 3—6; V. 49 mit IX. 6. 5—12; V. 72 mit IV. 2. 8 des Codex A.

V. Auch der Schwabenspiegel selbst zählt zu den Quellen. Vgl. z. B. die bei Ortloff Anm. 140 notierten Stellen, denen jedoch noch eingereiht werden muß Pölm. III. 10. 12, 9, 11 = Schwabenspiegel 367—369, 372, 373.

VI. Sodann ist das Sächsische Weichbild benutzt. Es wird vom Verfasser selbst im Prologe unter den Quellen namhaft gemacht. Gleich der erste Artikel verarbeitet mit Sachsenspiegel I. 3. 1 und der dazu gehörigen Glosse Stücke der Weltchronik zum Weichbilde. Außerdem vgl. z. B. Weichb. (nach Daniels' großer Ausg.) II. 6 mit Pölm. IX. 3. 2; IV. 3 mit I. 18. 3; oder X—XV mit V. 13. 1—7 des Codex A; XX & XXI mit III. 4. 1 des Codex A.

VII. Auch finden sich Stellen, die dem Magdeburg-Görlitzer Recht v. 1304 eigenthümlich sind. Vgl. z. B. Görl. R. 29 (=70) mit VII. 7. 10 und 32 mit VII. 7. 12 resp. VII. 20. 25 des Codex A; 74 am E. mit Pölm. VI. 24. 7.

VIII. Hin und wieder ist der Richtsteig Landrechts Quelle. Vgl. z. B. I. 1 mit Pölm. IV. 2. 5.

IX. Aus dem sog. Lehnrechte in Distinctionen (Homeyer, Sachsensp. II. 1 S. 101) sind die beiden Artikel Pölman's I. 2 und 3 geschöpft. Sie entsprechen dist. 3—14 art. 1, denen Codex A noch die bei Pölman fehlenden dist. 15, 16 beifügt. Ortloff Note 139 bringt Pölm. I. 3 fälschlich mit der Sachsenspiegel-Glosse in Verbindung. Aus derselben Quelle rührt wohl auch her das Magdeburger Dienstmannenrecht in Pölm. IX. 5. 4 (in Codex A nicht vorhanden), welches art. 3 des Lehnrechtes in Dist. ausmacht.

X. Mehrmals wird auf die Rechtsprechung der Kulmer Schöffen Bezug genommen: Pölman VI. 1. 21 (=VII. 4. 48 des Codex A); VI. 7. 2; und an den bei Pölman getilgten Stellen des Codex A II. 2. 10 u. VII. 11. 19.

XI. Die Lectura arboris consanguinitatis des Johannes Andreä ist frei bearbeitet in der bei Pölman vorangestellten Erklärung des Verwandtschafts-Baumes.

XII. Einmal verweist Codex A bei I. 2. 3 auf das buch Autentica d. h. die Novellen Justinian's.

XIII. In V. 3. 3 (= Pölm. IX. 1. 1) erwähnt Codex A die Kulmische Handfeste.

XIV. Vielleicht kannte Walther auch das Glogauer Rechtsbuch v. 1386 (Wasserschleben, Sammlung deutsch. Rechtsquellen. I, 1 ff.). Wenigstens erinnert an dasselbe (cap. 524) ein Zusatz in II. 20. 16 des Codex A.

Was die Art betrifft, wie Walther diesen reichen Quellen-Schatz verarbeitete, so hat er im Allgemeinen den Grundsatz wörtlich getreuer Wiedergabe festgehalten. Hievon wurde nur da abgewichen, wo es darauf ankam, verschiedene Quellen-Stellen mit einander zu verknüpfen, oder der größeren Deutlichkeit wegen den Inhalt der Quelle zu paraphrasieren (wie

z. B. in Pölm. I. 12 die Glosse zu Sachsenspiegel I. 12). Die Magdeburger Schöffensprüche werden meistens in der bloßen Sentenz, oft aber auch vollständig mitgetheilt. Bei der Sachsenspiegel-Glosse hat Walther die Belegstellen aus den Römischen und Canonischen Rechtsbüchern, sowie die Citate aus deren Interpreten durchweg ausgemerzt.

Von einer Benutzung der fremden Rechte hat unser Compilator sich geflissentlich frei erhalten. Er ist ein Gegner der „Römerey" (Pölm. V. 4. 13 und wiederholt IX. 8. 5; Stobbe im Jahrb. des gem. dtsch. R. V. 309 Note 17). Wo gleichwohl Anklänge und Spuren des Römischen oder Canonischen Rechtes vorkommen, beruhen sie auf den gebrauchten Quellen, namentlich der Glosse des Sachsenspiegels.

Für eine große Zahl von Stellen konnte keine bestimmte Quelle nachgewiesen werden. Oft werden „etliche Bücher" als Quelle angeführt.

Andere Stellen geben sich deutlich als eigene Ausführungen des Verfassers zu erkennen, so z. B. Pölm. IV. 2 7, wo es heißt: „Der Richter heget sein Ding, nach Gewohnheit der Lande und Städte, zu Thorn in Preußen mit solchen Worten" u. s. w. Nach Nietzsche (Hall. Lit. Z. Sp. 40**) soll die eben angezogene Stelle aus einer der benutzten Quellen aufgenommen sein. Dagegen enthält Pölm. IV. 6. 11 nicht die eigenen Worte Walther's, was Nietzsche l. c. voraussetzt, wenn er die Worte „auff jene seyte der Elbe" für die Oertlichkeit des Werkes in Betracht zieht; vielmehr ist die ganze Stelle aus den Magdeburger Fragen (I. 1. 1) hervorgegangen. Eben so wenig ist in IX. 19. 3 die weitere Entwickelung zum Rechtsbuche nach Dist. I. 25. 3 ein eigenthümlicher Zusatz Walther's, wie Homeyer (Ssp. II. 1 S. 103) meint, sondern sie basiert auf der Glosse zu Ssp. I. 14.

§. 8.

Zweite Bearbeitung von Johannes Lose.

Die zweite, speziell für Preußen bestimmte Bearbeitung der Distinctionen kannte man bisher nicht näher, als aus den gelegentlichen Bemerkungen Hanow's §§. 48, 49 über den Danziger Codex (Y) und aus den kurzen Beschreibungen der beiden anderen Handschriften (H und

J).*) Die Bearbeitung kann jetzt auf Grund der Handschriften H und J genauer untersucht werden; für die dritte Handschrift, welche verschollen ist, müssen wir uns mit Hanow's Angaben begnügen.

Die Zeit der Abfassung ist nach H und J das Jahr 1444, in beiden mit verschiedenem Datum; Y hat das Jahr 1445. Als Autor nennt sich in H und J zu wiederholten Malen ein gewisser Johannes Lose: so heißt es namentlich in J in I. 2. 8 (= Pölm. I. 1. 7), das Buch sei geschrieben von eyme der heiſit Johannis [sic!] loſe der denn dis buch vorkorczt vnd widdir mit bewerlichin ſchriften widdir irfullit vnd irlengit hoth. Der Ort, wo Johannes Lose schrieb, war wahrscheinlich Königsberg. Darauf deutet die Bekanntschaft mit einem zu Königsberg geführten Prozesse hin, indem in II. 4. 2 gesagt wird: Ich iohannes loze. ſchriber diſzis buchs habe eynen wol vorſegilten brif von der ſtat Meydeborg in myner hant gehat. den hans lybekerſtan. borger zcu konigſberg perſonlich zcu Meydeborg geholt hatte. do der ſelbige hans lybekerſtan teidingete zcu konigkbergk vmme das gelaſin gut herman von der fechte. Die Grundlage der Bearbeitung ist nicht das ursprüngliche Werk, sondern dessen Umarbeitung. In der Gestaltung des Textes sind zwei verschiedene Redactionen zu sondern. Die eine findet sich in H, die andere in J, welcher letzteren auch Y sich nähert, ohne indessen vollkommen damit übereinzutreffen.

I. Die Redaction des Codex H ist augenscheinlich die frühere und wohl nur ein vorbereitender Versuch. Sie schließt sich noch ziemlich genau an die Vorlage. Ihre Abweichungen sind keine bedeutenden: es sind häufige Aenderungen der Abtheilung nach Distinctionen und Weglassungen einzelner Distinctionen. Namentlich fehlt die Erklärung des Verwandtschafts-Baumes und der Epilog. Erheblicher sind die an verschiedenen Stellen eingeschalteten Zusätze, mit denen Lose seine Vorlage vermehrt hat. Sie bestehen theils in eigenen Bemerkungen des Verfassers, theils sind sie aus dem Canonisten Johannes Andreä hergeholt. Sodann wird dem VIII. Buche ein Schluß-Kapitel zugesetzt, enthaltend eine Reihe

*) Leman, Handbuch über das ostpreuß. Provinzialr. I. Heft 1821 S. 9 §. 9 bezieht Hanow's Bemerkungen irrthümlich auf eine Umarbeitung des Alten Kulm.

von Magdeburger Schöffensprüchen nach Kulm (Hanow §. 49, a) nebst dem bereits gedachten Briefe der Magdeburger Schöffen für den Königsberger Bürger Hans Liebekerstan. Endlich hat Buch IX anstatt des übergangenen letzten Artikels ein Zusatz-Kapitel bekommen, worin mergliche stugke vnd artikel von leen rechte. alzo dy geistlichin vnde werltlichin recht vswisin abgehandelt werden. Dieses geschieht nach vorausgeschickten allgemeinen Bemerkungen, unter den vier Rubriken: AB man leengut verkowffin moge ader anders synem rechten herrn entferren — Von deme dinste vnd ede der truwe des leenmannes — Wenne vnd mit was sachen der leenman syn leen vorlisen magk vnd vorwirken — Wor vnd wenne man leen gut erbin moge. Haupt-Quelle der Darstellung ist der Liber feudorum, neben welchem dessen Glosse, die Summa Hostiensis, Johannes Andreä, das Speculum Durantis und die Decretalen-Sammlung Gregor's IX. benutzt und angeführt werden.

II. Die zweite Redaction, des Codex J erläutert ihren Plan durch eine kurze Vorrede dahin:

Man sal wissin das dis buch ist geczogin vs vil bewerthen worhaften keiserlichen buchern. alzo man denne lesinde wol wirt vornemen vnd wil etczliche artikele dor hindene lasin vmme der ersamigkeit willin etczlicher luthe. wenne eyn spigel der sachsin vil artikel vnd capittel jnne helt. dy in etczlichin landin vnd sunderlich in prusin nicht notdorft sint noch gehaldin werdin Alzo von kampfe. von der Juden rechte von morgingabe von Gerade. von heergewete. von musteil. von houespise. vnd von vil andern sachin. dy sich im lande zcu prusin jn keyne noetdorf scien vnd irlowffin. vnde wil das allis jrfullin mit andern bewerten buchern vnd meistern.

Das Rechtsbuch sollte also, unter Weglassung der in Preußen unpraktischen Bestimmungen und mit Zusätzen aus „anderen bewährten Büchern und Meistern" bereichert, zu einem Rechtscodex für Preußen redigiert werden. Diesem Plane gemäß hat Lose einerseits mehrere, für unpraktisch befundene Artikel aus seiner ersten Redaction entfernt: es sind Pölman's Artikel I. 4, IV. 10, ferner VI. 26 bis auf die erste Distinction, und im IX. Buche die sieben Artikel 9, 10 und 12—16. Andererseits hat er die Zusätze aus der ersten Redaction nicht nur (bis auf wenige Ausnahmen) herübergenommen und dieselben zum Theile weiter ausge-

führt, sondern auch ihre Zahl durch frische Zusätze sehr bedeutend (um das Fünffache) vermehrt und dabei eine Masse von neuen Quellen benutzt. Seine Quellen zerfallen in vier besondere Kategorien: 1) Kirchenschriftsteller: sehr oft St. Thomas, einige Male St. Augustinus und St. Gregorius, einmal „ein Meister, der heißt Prosper", 2) Canonisten: am häufigsten Johannes Andreä und Bartholomäus Pisanus, dann Hostiensis, Wilhelmus, Raimundus, Innocentius, hin und wieder noch Albertus, Hugo, Ulricus, Goffredus, Placentius, Bernhardus, endlich öfter allgemein „die Meister", 3) biblische Schriften: aus dem Alten Testamente die Genesis, Salomon, aus dem Neuen Testamente die Evangelien des Mathäus und Johannes, die Apostelgeschichte, ferner Paulus, insbesondere an die Korinther, und Petrus, 4) Rechtsquellen: ganz allgemein „die Rechte" oder „das Recht", sodann „die geistlichen Rechte", namentlich das Decret und die Decretalen, auch Deutschrechtliche Quellen, nämlich „des Reiches Recht" oder „das Kaiserrecht", die „Glosse" d. i. zum Sachsenspiegel, einmal das „Weichbild Sächsischer Art" d. h. das Rechtsbuch nach Distinctionen IV. 45. 9.

Die unterscheidenden Merkmale der zweiten Redaction gegenüber der ersten sind hienach Weglassung unpraktischer Artikel und dafür Erweiterung und beträchtliche Vermehrung der Zusätze. Sonst zeigen sich noch ziemlich zahlreiche, jedoch minder wichtige Verschiedenheiten, die hauptsächlich in Trennung, Zusammenziehung, Umstellung, Auslassung, Ergänzung, Wiederholung einzelner Distinctionen bestehen.

III. Der dritte Codex Y, soweit wir ihn aus Hanow kennen, stimmt mit der zweiten Redaction, hat aber doch seine Eigenthümlichkeiten.

1) Er hat die Vorrede des Codex J (Hanow §. 48, b).

2) I. 1 handelt ebenso, wie in J, von „Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit", während dieses Kapitel in II in IV. 2 eingereiht wird.

3) Wie in J wird I. 4 des Codex H ausgelassen.

4) Der Zusatz-Artikel I. 6 von beczalunge der ehe ist in das IX. Buch als art. 12 eingerückt. Buch I hat daher ein Kapitel weniger, als in J.

5) Es soll Pölm. I. 12 fehlen. Wahrscheinlich aber ist dieser Artikel, wie in H und J, mit dem vorhergehenden vereinigt.

6) Buch IV hat eben so viel Kapitel, wie Pölman, wogegen in J das 10te fehlt.

7) Pölm. VI. 19 (nicht 9, wie bei Hanow fehlerhaft gedruckt ist) soll ausgelassen sein. Ob ganz, bleibt zweifelhaft, da dist. 3 in H und J zum vorhergehenden Kapitel gezogen ist.

8) Die Magdeburger Schöffensprüche in Buch VIII, welche in H das Schluß-Kapitel bilden, stehen wie in J als cap. 7.

9) Im IX. Buche fehlen wie in J zuvörderst die beiden Artikel 9, 10 des Codex H, so daß art. 9 dem art. 11 in H entspricht.

10) Dagegen werden hinterher drei neue Kapitel eingeschaltet: art. 10 von der Ehescheidung, art. 11 von Hindernissen der Ehe, beide in J gar nicht vorhanden, art. 12 von Bezahlung der Ehe = I. 6 in J (s. oben No. 4).

11) Endlich ist wie in J ausgelassen art. 14—16 aus H; ob auch art. 12 u. 13, wird von Hanow nicht angegeben. — Was es mit den Zusätzen in art. 14 für eine Bewandniß hat, ist nicht ersichtlich.

Aus Hanow's Angaben, wonach die Bücher II, III, IV, V u. VII eben so viel Kapitel begreifen, wie bei Pölman, vermuthet Ortloff S. XLVII Note 128, daß Codex Y von Pölman nur in Buch I, VI, VIII u. IX durch Weglassungen und Zusätze abweiche. Diese Vermuthung wird durch die Handschriften H und J nicht bestätigt; denn dort haben auch die fraglichen Bücher im Einzelnen mannigfache Weglassungen, wie Zusätze.

§. 9.

Historischer Rückblick.

Walther Ekhardi unternahm die Abfassung seines Rechtsbuches wenige Jahre, nachdem der Alte Kulm aus Schlesien herübergekommen und in Preußen als Gesetzbuch angenommen war. Während nämlich als das muthmaßliche Jahr der Reception des Kulm das handschriftlich verbürgte Jahr 1394 zu betrachten ist,*) begann der Thorner Stadtschreiber sein Werk i. J. 1400 und vollendete es 1402 am Donrstage vor sente Lorenczen tage d. i. am 3. August. Er schrieb es nicht dorch rumes

*) Schon Nietzsche (Hall. Lit. Z. l. c. Sp. 52) stellt diese Vermuthung auf.

wille, sondern dorch der eynfeldegin wille das sich dy dornoch mogen richten. Es kann Wunder nehmen, daß Walther trotz der bereits erfolgten Anerkennung des Kulm ein solches Werk veranstaltete. Indessen mochte ihn die Erwägung leiten, daß der Alte Kulm nicht für alle Fälle ausreichte, wie denn auch später der Glossator des Kulm ausdrücklich hervorhebt, daß die Distinctionen „weit besser und ordentlicher verfaßt seien, auch mehr darin und klarer begriffen sei, denn in dem Buche, welches man das Kölmische Buch nenne", wogegen das letztere „doch ganz kurz, unverständig und wenig zu schweren, wichtigen Sachen dienstlich" sei. Ueberdieß scheint damals dem Alten Kulm noch die landesherrliche Sanction gefehlt zu haben, da dessen Einführung, wie Gregor Hesius (Jus Culmense revisum I. 1) berichtet, erst durch den Hochmeister Paul von Rußdorf (1422—1441) autorisiert worden sein soll. Walther durfte demnach hoffen, seinem Werke, wenn es sich bewährte, neben dem Kulmischen Buche Eingang zu verschaffen, ein Erfolg, der nachmals auch wirklich eintraf.

Neben dem ursprünglichen Werke Walther's kam sehr bald (nicht später als 1408) eine Umarbeitung zum Vorschein, bei der es wesentlich auf Kürzung und Abrundung des ersten Entwurfes abgesehen war. Sie wurde vielleicht von Walther Ekhardi selbst vorgenommen, um das Rechtsbuch, dessen breite Anlage wohl als zu umfänglich sich erweisen mochte, für die Praxis brauchbarer zu machen. In dieser umgearbeiteten Gestalt erhielt das Rechtsbuch innerhalb der Grenzen des Ordensgebietes eine ausgedehnte Verbreitung. Es wurde sehr oft abgeschrieben bis in das J. 1530 und auch in anderen Rechtssammlungen benutzt. Namentlich nahm der Glossator des Kulm bei seiner Erklärung desselben auf die Distinctionen vergleichende Rücksicht. Auch drang das Werk in die Gerichte, wo es geradezu neben dem Kulmischen Buche der Rechtsprechung zum Grunde gelegt wurde. Noch Ambrosius Adler, herzoglicher Rath und Fiscal, der die Distinctionen 1539 in umfassender Weise excerpierte, bezeugt, daß sie „in den Landen zu Preußen neben dem Kölmischen Buche fast für Recht in Uebung und Gebrauch gehalten."

Eine zweite Bearbeitung verfaßte (nicht nach 1444) wahrscheinlich zu Königsberg ein gewisser Johannes Lose, zwar mit noch ausdrück-

licherer Rücksicht auf die Preußischen Verhältnisse, aber ohne daß seine Arbeit vor jener Umarbeitung den Vorzug erlangte. Vielmehr behauptete sich die letztere in ungeschwächtem Ansehn und wurde noch geraume Zeit hindurch vielfach gebraucht, wie die zahlreichen Druck-Ausgaben lehren, deren Reihe erst mit dem Jahre 1603 abschließt.

So war dem Rechtsbuche des Thorner Stadtschreibers ein Erfolg beschieden, wie er seinen Bemühungen nicht besser zu Theil werden konnte.

§. 10.

Plan und Probe einer neuen Ausgabe.

Schließlich möge der Plan vorgelegt werden, den sich der Verfasser für die Herausgabe der Distinctionen entworfen hat.

I. So sehr es von Interesse sein würde, die Art und Weise vor Augen zu haben, wie Walther seine Quellen über- und verarbeitet hat, so dürfte sich dennoch ein Abdruck des ganzen Werkes bei dessen Weitschichtigkeit nicht empfehlen. Ein wirklicher Text-Abdruck wäre vielmehr nur auf diejenigen Stellen zu richten, die entweder in eigenen Ausführungen Walther's bestehen, oder ohne bestimmbare Quelle sind. Für die Hauptmasse dagegen würde die Verweisung auf die bekannten Quellen genügen.

II. Im Gegensatze zu den Bestrebungen der Pölman'schen Drucke kommt es für eine neue Ausgabe darauf an, die ursprüngliche Form des Rechtsbuches vorzuführen. Der Original-Codex A wird deshalb die Grundlage sein. Die Umarbeitung aber ist nur insoweit abzudrucken, als sie das ursprüngliche Werk durch neue Zusätze vermehrt, die an passenden Orten des Textes eingeschaltet werden. Im Uebrigen reicht es hin, die Parallelstellen der Umarbeitung anzumerken und ihre wichtigeren Varianten mitzutheilen. — Die zweite Bearbeitung von Joh. Lose bleibt ganz unberücksichtigt, da sie bis auf Weglassungen und Zusätze die Umarbeitung unverändert wiedergiebt, ihre Zusätze aber als den Distinctionen fremde Bestandtheile übergangen werden müssen.

Zur Veranschaulichung dieses Planes fügen wir eine Probe bei. Als solche sind die beiden Artikel II. 20 u. 21 des Codex A ausgewählt, in denen alle einschlägigen Punkte am besten hervortreten. Diejenigen Stellen der ursprünglichen Form, welche in der Umarbeitung fehlen, sind

durch einen dabeigesetzten Stern und wiederum die zusätzlichen Stücke der Umarbeitung durch ein Kreuz kenntlich gemacht.

Zur Bezeichnung der Quellen wurden folgende Abkürzungen eingeführt:

Ssp. = Sächsisches Landrecht nach der neuesten Homeyer'schen Ausgabe v. 1861.
K. = Alter Kulm nach Leman's Ausgabe.
M. U. K. = Magdeburger Urtheile, nur im Alten Kulm befindlich.
M. Fr. = Magdeburger Fragen nach dem Vulgat-Texte in den älteren Sachsenspiegel-Ausgaben (z. B. in der hier verglichenen Leipziger v. 1535).
M. U.? = Magdeburger Urtheile aus unbestimmter Sammlung.
Rb. n. D. = Rechtsbuch nach Distinctionen nach der Ausg. Ortloff's.
Gl. = Glosse zum Sächsischen Landrechte nach Gärtner's Ausgabe (Leipzig 1732); die beigefügten Zahlen bezeichnen die Absätze der einzelnen Stellen.

Articulus xx.

Von allirhande gobe, dy man gebin und nicht gebin mag, is ſy andirſtorbin erbe, dirarbeyt gut bekummern, vorkewffin, und von gobe in ſüchbette, und was vrowen vorgebin mögen, und hat xlv diſtincciones, unde dy gobe iſt geteylt in vj ſtücke.

1. (P.*) II. 2. 1) Ssp. I. 52. 1 bis geven. — ***2.** K. IV. 4 — **3.** (P. II. 2. 3) K. IV. 5. — ***4** [vgl. II. 8. 9] K. IV. 6 (M. Fr. I. 7. 3). — **5.** (P. II. 2. 4) M. Fr. I. 12. 1. — **6.** (P. II. 2. 2) M. Fr. I. 12. 3.

***7** Hat eyn man gut yrarbeyt, ſynt deme mole das her ſeyn weip nam, unde legit her das gut an kouffmanſchacz und an varende habe, das mag her geben by ſeyme geſunden ylebe, weme her wyl, ane wedirſproche.

***8.** Rb. n. D. I. 20. 5. — ***9**. M. U. K. IV. 27 (Codex A: alſe dy von magdeborg ſchriben). — **10, 11.** (P. II. 3. 1. 2) K. IV. 89. 90 (cf. M. Fr. I. 12. 8) — **12.** (P. II. 3. 3) Rb. n. D. I. 45. 3. — **13.** (P. II. 3. 4) Rb. n. D. I. 47. 9. — **14.** (P. II. 3. 5) Rb. n. D. I 47. 11. — **15.** (P. II. 3. 6) Rb. n. D. I. 47. 6. Der Schluß, Z. 38—42, fehlt P.

---

*) P. bedeutet die Umarbeitung auf Grund der Bölman'schen Ausgabe.

°16. K. IV. 2 hinter erben gelob mit der an das Glogauer Rechtsbuch cap. 524 (Wasserschleben S. 63) erinnernden Einschaltung: abir eczliche buchir feczin, was her mit eyner handt begriffin mag, das vorgebit man wol ane erbin gelob.

17. (P. II. 2. 6) M. Fr. I. 12. 2. — 18. (P. II. 2. 5) Rb. n. D. I. 20. 4. P hat nur Z. 30—33. — 19 u. 20. (P. II. 2. 7) Ssp. I. 52. 2 nebst Gl. . 4. Die erste Hälfte der Gl. fehlt P. — 21. (P. II. 2. 8) Gl. cit. 5 am Ende. — *22. M. Fr. I. 12. 4. — *23. K. IV. 13.

°24. M. U.? Eyn erbe wirt gegebin eynem manne vor gerichte, der beficzit das yor unde tag. der man hat eyne fwefter, dy wedirfpricht dy gobe bynnen yor unde tage nicht unde get mit ym czu wegin unde ftegin yn dem gerichte, do das erbe ynne leyt. dornoch wyl dy fweftir, der bruder fulle das erbe mit yr teylen unde yn fchichtunge brengin. fchreyben dy von Magdeborg: dy fweftir mag den bruder an fyner giffte nicht gehindern, funder her fal das erbe czu vorus behaldin noch ufweyfunge feyner giffte unde bedarff des mit der fweftir nicht teylen; wenne was gobe eyn man fyhet unde horit vor gerichte vorgeben, wedirfpricht her dy nicht by rechter czeit. dornoch mag her ys nicht wedirfprechin yn keynirley wijs.

*25. K. IV. 14. — °26. IK. V. 26. — *27, *28. K. IV. 21, 22. — °29. K. IV. 15. — *30. K. IV. 17. — *31. M. U. K. IV. 20 (Codex A: alfe dy von magdeborg fchreybin). — *32. K. IV. 34. — *33—°35. K. IV. 7—9. — *36. IK. V. 11. — *37, °38. K. IV. 18, 19. — *39. K. IV. 24. — *40. K. IV. 29. — *41. M. Fr. I. 12. 6 oder K. IV. 32 u. 33. — *42 Rb. n. D. I. 20. 16. — *43. K. V. 58.

*44. Rb. n. D. I. 47. 1 mit dem Zusatze: unde pflege, das fy oberigin kummer icht dorffe leyden, alfe verre ab her ys vormag an fyme gute.

°45. Rb. n. D. I. 47. 8.

Articulus xxj.

Von andirftorbenem gute, wy man fich doreczu czihen fal und fyne mogefchaft bewyzen, und von abewesender kinder gute, wy man das fal halden und vorwiffin,

und wy lange czyt der erbeling ir beiten sal mit deme gute, und hat xvij distinciones.

1. (P. II. 4. 1) Rb. n. D. I. 48. 7. — 2. (P. II. 4. 2) K. IV. 86 (cf. M. Fr. I. 7. 4). — *3. K. IV. 87 (cf. M. Fr. I. 7. 5). — *4. K. IV. 85 (M. Fr. I. 7. 2). — 5. (P. II. 4. 3) M. Fr. I. 7. 6.

6. (P. II. 4. 4) Rb. n. D. I. 28. 1 bis 3. 6 yme lande wer, von da an abweichend: deme gerichte yn lantrechte, unde yn wychilderechte deme rate unde gerichte, vorwissin unde vorborgin, das ys yo geweys sy, das her das unvorsert unde ungeergirt halde, also lange bys das her ys deme antworte, wenne her czu lande kumpt. unde mag her ys nicht gewijs genug gemachin, so sal man ys deme gerichte antwortin yn lantrechte, abir yn wychilderechte deme gerichte unde rate, so lange das man dy warheit dyrfert, ab her tot adir lebinde sy, des man beytin sal. begerte man ys ouch, das man den abewezinden bussin landes suchyn solde, das sal man thun von syme gute. (P. verbindet damit noch den Schluß von dem in die nächstfolgende Distinction aufgenommenen Schöffenspruche.)

7. (P. II 4. 4 am Ende) M. U. ? Swestir unde bruder habin eynen abewesinden bruder bussin landes unde wissin nicht, ab der bruder tot adir lebinde ist; dy sullin schichtin yr andirstorbin gut von yren eldirn unde nemen dorczu yre frunde unde lutbaren yre sunderunge vor gerichte. was deme abewezinden bruder gehore czu seyme teyle. das nympt dy swester czu yr mit willin des andirn bruders unde vorwisset das dem rote unde gerichte mit legindem grunde. wenne yr brudir czu lande kumpt. das her sich des synen moge undirwinden ungehindirt. dornoch stirbit der heymwezinde bruder unde lessit weip und kyndt; dy sprechin, der abewezinde bruder yrs vatirs sy tot lange czijt vor yres vatir tode, und vorderen yres vatir teyl. dy swestir spricht, das sy beweyzunge brengen synis todis, sy wolle, worczu sye recht habin, gerne lassin volgyn; dy weyle sy dy beweyzunge nicht thun. so wolle sy das gut yn der vorwissunge haldin, bys das man dy worheit yrfare synis lebyns adir todes. der rot wyl, dye swestir sulle dy helffte der varenden habe under den rot legin, adir dovon yerlichin czinsen, so lange bis das yenre

heymkome. dy ſweſtyr ſpricht. yres abewezinden bruders gelt habe ſy eyns vorwiſſet noch rechte, ſe bedorffte keynir ander vorwiſſunge me thun, noch czins dovon gebin, noch under den rot legyn von rechtis wegin. hyruff ſprechen dy von Magdeborg eyn recht: noch deme mole, das dy ſweſtir das gelt, das yrem abewezinden bruder czugehorit, deme gerichte unde rote eyns vorwiſſet hat mit legindem grunde, ſo endarff ſy keyne andir vorwyſſunge me thun. me kan ymant beweyzin noch rechte, das her was rechtis an deme gute habe. das der abewezinde bruder tot ſy, deme ſal man das volgin laſſin; ys des nicht, ſo ſal ys yn der vorwiſſunge blyben, alſe ys vorgewiſſit ys. unde bedarff keynen czins dovon gebin, ſo lange bis das man gewys ſey des abewezinden tode, von rechtis wegin. (Bei P nur der Schluß von me kan ymant beweyzin bis alſe ys vorgewiſſit ys).

(P. II. 4. 5 siehe II. 22. 10 des Codex A.)

† P. II. 4. 6 u. 7 al. 1. M. U. K. IV. 110. — † P. II. 4. 7 al. 2 u. 3. [vgl. P. IX. 17. 7 u. 6] Rb. n. D. I. 43. 4 u. 3. — † P II. 4. 8 u. 9. M. U. K. IV. 109.

*8. Rb. n. D. I. 17. 6. — *9 Rb. n. D. II. 6. 4.

*10. [vgl. I. 13 *12] Rb. n. D. I. 28. 2 mit dem Zusatze: wenne uff eygene lute enerbit wedir gut noch erbe von rechtis wegin.

*11. Rb. n. D. I. 17. 10. — *12 Rb. n. D. I. 25. 1. — *13. Rb. n. D. I. 28. 3. — 14. [vgl. V. 12. 25] (P. II. 1. 18. cf. P. IV. 6. 24) M. Fr. I. 6. 1. Bei P verkürzt und abgeändert. — 15. (P. II. 1. 17) M. Fr. I. 6. 4. Bei P anders gefaßt. — 16. (P. II. 1. 16) M. Fr. I. 6. 3. P in der Fassung abweichend.

*17. Merke von andirſtorbenem gute czu vordyrn dyze hernochgeſchrebene weyze, dy do nueze iſt czu wiſſin. wandt vyl furſten unde herren habin yren ſteten unde underſeſſin ſogetane genade gegebin, wer mit yn yn yrre ſtat nicht wonit, noch burgerrecht hat, das der keyn erbe genemen mag, unde teylen den dy erbe czu, dy yn den erbin geſeſſin ſynt, unde wollin doch, das dy yren erbe nemen ſullin und forderen mogin, unde wollin das alſo yn yr gerichte adir gebite brengin. unde alſe ys yn yr gebyte kumpt alſe hute, unde ſtorbe eyn ſotener forderer morgin, unde queme denne

ſyn bruder adir eyn andir ſyn mog, der recht doczu hethe, unde wolde das erbe forderen: ſo czyhen ſy ſich denne an dy genade unde ſprechin, eyne genade wer der ſtadt adir dem lande gegebin von yrem rechtin erbhirren, das keyn man, der yn der genade begriffin adir geſeſſin were, ys ſy weip adir man, keynirhande erbeteylunge geſtatin ſolde, dy mit der ſtat nicht ſchoſſin, noch wachin, noch keyn burgerrecht hetten, unde weren ſich hymete unde gebin nymande nicht. das iſt vor gote unrecht; wandt was eyn man vor recht nympt, das ſal her ouch vor recht wedir gebin. unde thun domete wedir das recht; wandt ſich nymant rechin ſal mit eynis andirn ſchaden. hy merke, wy man ſulchir vorderunge ſal begeynen. kumpt eynir yn eyne ſtat us eynir andirn ſtat adir gegenote, dy mit ſulchir genade begenadit weren, unde wyl erbe fordern, unde brengit der ſtat brive ſiner mogeſchafft unde vornochmanunge, das man ym helfe eynis unvorczogin rechtis: czu deme ſal man ſprechin yn der weyze: eyne gewonheyt habit yr mit uch, das keyn uſwendig man, der mit uwir ſtatrechte nicht ſyn burmal hat, das der keyne vorderunge an erbe noch an keynirhande angevelle ſal habin; wyltu vorborgin, das das angevelle unde dyn gut, ab got obir dich gebut, wedir her ſulle gevallin an alle hyndernuſſe an dy dynen, dy heyr mit uns wonhafftig ſyn, dy dyne neſtin ſyn? ſpricht deſir denne alſo: mir iſt gut andirſtorbin von myme rechtin eevatir adir eebrudyr adir, wer der mog were, des hoffe ich unde getruwe dem rechte, das myr das wol volgin ſal, und wil mich keyns vorborgin, dorumme mochte mir recht geſchen, das ſege ich gerne: merke, dy von ym erbes warthinde ſyn, mogin ym borgin anmutin yn der weyze und ſprechin: erbis unde gutes hat her ſich undirwundin, das her uns empfremdin wyl unde yn eyn andir gerichte furen, dorynne ſy ſogetane gewonheyt habin, alſo vorgeſchrebin iſt, unde wyr no ſyne neheſten ſyn von rechtir gebort unde von ym angevellis warthunde ſeyn, ab got obir yn gebutet, dowedir der vorderer ſpreche: alſo noch deme mole, das mir das gut unde erbe angevallin iſt unde mir ouch mit rechte czugeſprochin iſt, unde ab is alſo geſchen were, ſo moge ich mit deme gute thun unde laſſin, alſe mit andir mynem gute. ſynt ys ich mit

orteylen yn myne gewere bracht habe ane wedirſproche: dokegin merke: kumpt eyn man us eyme andyrn gerichte adir graveſchafft, do eyne ſulche gewonheyt iſt. unde wyl gut forderen, do ſulche gewonheit nicht eniſt; lyt ſulch gut an erbe adir eygen. das mag her ane erbin gelob, dy von ym angevellis warthunde ſynt. das erbe nicht gelaſſin, noch yn das empfremden ane erbin gelob unde ane gehegit ding von rechte. unde vorkoufft her ys dorobyr, dy erbin mogin ys anſprechin unde vordern von yeme. deme ys uffgereycht iſt unde gegebin; dorumme das her ys vorgap, do her ys mit rechte nicht vorgebin mochte, ſo vorluſet ys yenre mit rechte. iſt ys abir varende, ſo mus her borgin ſeczin, der ſtadt yr burmal czu haldin yor unde tag, dornoch mag her czyhen, wo her wil. unde weygirt her, der ſtadt recht czu thunde, ſo weygirt man ym ouch, rechtis czu helffin, unde das gut ſal her ouch yor unde tag nyndert furen von rechtis wegin.

Kritiken und Referate.

Die nordischen Göttersagen einfach erzählt von Dr. R. Reusch. Mit Holzschnitten nach Zeichnungen von L. Pietsch. Berlin, (Spindler) 1865. 8. VI, 140 S.

Die Absicht des Verfassers, der den Freunden der Sagenlitteratur schon seit längerer Zeit als liebevoller Sammler samländischer Sagen bekannt ist, war die, die „alten schönen Sagen des Nordens in ihrem vollen und ungestörten Gusse zu erzählen und sie so auch denen genießbar und genußreich zu machen, welche nicht die Forschungen, sondern nur das Erforschte zu hören lieben." Namentlich möchte er „unsre Jugend, die an griechischer und römischer Mythologie soviel Freude findet, auch für die nordische und dadurch zugleich für die deutsche gewinnen." Wir heißen ihn mit dieser Absicht nicht minder als mit seiner Leistung willkommen und hoffen, daß seine Schrift überall denen angereiht werde, welche bestimmt sind die Jugend einzuführen in die Sagenwelt der Kulturvölker, welche in ihren dichterischen und idealen Gebilden immer einen ganz besonderen Zauber auf jugendliche Gemüther ausgeübt hat. In sechs Abschnitten behandelt der Verfasser: 1) die Welten und ihre Entstehung, 2) Odhin und das Asengeschlecht, 3) Thor und seine Großthaten, 4) Hänir und die Vanen, 5) Freya und ihre Liebhaber, 6) Loki und das Weltende. Der epische Charakter der Ueberlieferung ist durch den schlichten Ton des Erzählers gut gewahrt; einzelnes wie 45—47 aus Odhins Fahrt zu Vafthrudhnir oder 83 aus den Thormythen kann als mustergiltig bezeichnet werden. Der Anschluß an das Original ist genau bis auf einige Abweichungen, welche der Verfasser in der Vorrede zum Theil selbst bezeichnet und zu welchen er durch Rücksichten auf die ästhetische Wirkung

veranlaßt zu sein scheint. Mitunter, wie z. B. S. 42 hätte man gern eine Strophe des Originals eingewebt gesehen, wie es S. 68 geschehen ist; das würde an ersterer Stelle auch ausgereicht haben die mythologische Sprache zu charakterisiren, ohne deren Wesen das Alvismal unverständlich bleibt. — An anderen Stellen ist die Kraft des Originals etwas geschwächt worden z. B. No. 180 in Freyrs Werbung um Gerdh: „dem schmachtenden Freyr aber deuchte, seit er die Nachricht erhielt, jeder halbe Tag länger denn sonst ein ganzer Monat," im Vergleich mit den wunderschönen Worten Skirnisför 42:

lang ist eine Nacht,
länger sind zwei;
wie mag ich dreie dauern?
Oft deucht ein Monat
mich minder lang
als eine halbe Nacht des Harrens.

So auch S. 62 No. 106 „Thor und der böse Fährmann"; der Wortlaut des Originals ist ungleich drastischer und auch kulturhistorisch bedeutsamer. Allein an dieser Stelle hat der Verfasser wahrscheinlich mit gutem Bedachte Anstößiges und Rohes vermeiden wollen und das ist in einem Buche, welches besonders in jugendlichen Kreisen eine Mission erfüllen soll, nur zu billigen. Nil dictu foedum visuque haec limina tangat Intra quae puer est. Deshalb kann man mit Erzählung des Zankes bei Oegirs Gastmahl (No. 189) sich ebenso einverstanden erklären, wie mit der Bezeichnung dessen, was von Suttungs Meth der schlechten Dichter Theil geworden ist (No. 122).

Die Illustrationen sind nach Zeichnungen von L. Pietsch gemacht, der in der Illustration mythischer Stoffe sich seit mehreren Jahren begründeten Ruf erworben hat. Einzelnes ist als recht wohl gelungen zu bezeichnen. Anderes wie S. 12 der Urdhsbrunnen an der Weltesche wird mit Triumph von denen angeführt werden, welche das bekannte Wort „die nordischen Mythen sind absolut unplastisch" als Glaubenssatz angenommen haben. Die fortgesetzten Bemühungen jedoch von Zeichnern wie L. Pietsch werden, wie Referent hofft, bald den Beweis liefern, daß viele der nordischen Mythen um nichts unplastischer sind, als die griechischen. Für verwandte mythische Vorstellungen wird sich von den Griechen, die

unter allen Völkern mit dem feinsten künstlerischen Sinne deren Darstellung versuchten, noch manches lernen lassen, besonders was Bewegung und Haltung der Götterfiguren betrifft (Luftschritt und Göttergespann), Freyas Katzengespann S. 82 oder die Valkyrie S. 23, die übrigens in Handbewegung und Roß recht hübsche Züge künstlerischer Charakteristik aufweist, haften viel zu sehr am Boden. Die Götterpferde rennen auch nach deutscher Anschauung so über die Gefilde, daß nur die Spitzen der Aehren sich biegen." Gleiches gilt von allen anderen Göttergespannen. — Die Darstellung der Skadhi S. 78 würde mit den nöthigen Aenderungen viel eher einer Valkyrie entsprechen. Die Göttin ist von dem Künstler zu einseitig nur in dem Moment dargestellt, da sie auf die Nachricht von ihres Vaters Ermordung gewappnet nach Asgardh sprengt; das Typische ihres Wesens tritt ganz zurück; jeder vermuthet eine schöne Schlacht- oder Jagdjungfrau, aber keine herbe winterliche Göttin, die als Ö'ndardis oder Ö'ndurgudh (Schreeschuhgöttin) im Lande der Riesen mit dem Bogen Thiere jagt und deren Nahen an heftigen Schneestürmen und Wirbelwinden erkannt wird. —

Der Verfasser stellt sich den Gang des Interesses, welches er der nordischen Sagenwelt wünscht, so vor, daß von der ersten durch sein Schriftchen vermittelten Bekanntschaft man fortschreite zur Lesung der Simrockschen Eddaübersetzung, von dieser zu Simrocks deutscher Mythologie, welche die nordischen Mythen als Kern habe, dann erst würden mit Erfolg und Lust Handbücher wie die von W. Müller und Mannhardt und endlich Grimms deutsche Mythologie gebraucht werden können. Referent ist anderer Meinung und glaubt, daß Reusch zu seinem Schlusse gekommen ist, indem er lediglich die Provinz Preußen im Auge hatte. Diese hat an den mythologischen Arbeiten, welche im Gefolge von Grimms großartiger Leistung erschienen und in weiten Kreisen Freude und Interesse an dem Mythen- und Sagenschatz des deutschen Volkes hervorriefen, nur einen sehr geringen Antheil gehabt. Das ist kein Vorwurf, sondern die Folge provinzieller Verhältnisse. Anders als bei uns wächst in Mitteldeutschland das Kind auf zwischen den steinernen Zeugen einer fast tausendjährigen Vergangenheit und mitten in einer reichen Fülle volksmäßiger, noch rege lebender Ueberlieferungen, welche die beste Grundlage bildet für Lust und

Liebe und Verständniß für deutsche Sagenforschung. In unserer erst seit sechs Jahrhunderten dem deutschen Schwerte und noch später der deutschen Sitte und Art eroberten Provinz hat das Leben der Sage sich ganz anders entwickelt. Was von alter Ueberlieferung an Wald und Flur und Gewässer haftete, oder in der Brust der alten Bewohner war, ward als Eigenthum unterworfener Nationalitäten von den Deutschen verschmäht (das tritt noch jetzt in Mischbezirken klar zu Tage); was an Ueberlieferungen aus Deutschland mitgebracht wurde, konnte schwer Wurzel schlagen und ging leicht unter, so daß der Schatz unserer Provinz an Sagen, besonders an Sagen mit mythischem Hintergrunde, im Vergleich zu den deutschen Ländern zwischen Elbe und Rhein ein außerordentlich geringer ist. Verhinderte dieser Umstand das Sprossen und Treiben der Sage, so war ein anderer Umstand es, der die gelehrte Beschäftigung mit deutscher Mythologie seit Beginn des Jahrhunderts in der Provinz hemmte. Richtiger gesagt war es kein Umstand, sondern eine Person, nämlich — die Ketzerei muß auch einmal ausgesprochen werden — Lobeck. Der Einfluß Lobecks auf alle diejenigen, welche in Königsberg ihre akademische Bildung erhielten und demnächst in der Provinz Anstellung fanden, will erst noch gewürdigt sein; bei den Philologen erkennt man die Züge seiner Schule nicht selten schon an der Wahl der Themata ihrer grammatischen Arbeiten, man erkennt sie auch an ihren Grundanschauungen, durch welche sie den geistigen Gehalt des Alterthums zu erschließen bemüht waren. Für mythologische Forschung nun hatte der Verfasser des Aglaophamus den Boden gründlich verdorben, wenn sie in den Mythen den dichterischen Niederschlag ursprünglicher Naturanschauungen erkennen wollte. Das war aber die Richtung der gesammten germanistischen Schule der Grimms, Lachmanns, Wackernagels. Was Wunder, daß Alles, was von jener Seite geschrieben und an Deutungen versucht wurde, die Geister unserer Provinz so unvermittelt traf und im Gegensatz zu dem, was in den nächsten maßgebenden Kreisen gegolten, so fremdartig anmuthete, daß man den Kopf darüber schüttelte? Noch Zachers unbestreitbare Deutung der Genovefasage hat das erfahren müssen.

Für unsere Provinz ist es sehr möglich, daß der Gang der Dinge so sein wird, wie Reusch annimmt; für das übrige Deutschland — wir sehen

nämlich uns etwas unstaatsrechtlich, aber jedenfalls sehr gerechter Weise als einen Theil Deutschlands an — muß es unbedingt bestritten werden. Die Thatsache, daß mythologische Arbeiten von Uhland, Rochholz, Colshorn, Mannhardt u. A., daß selbst so fachmäßige Schriften, wie die Herabholung des Feuers von A. Kuhn oder der Ursprung der Mythologie von Schwartz und die große Reihe von Sammlungen der Sagen und Gebräuche aus allen deutschen Gauen die Aufmerksamkeit der belletristischen Journale und, was mehr sagen will, die Theilnahme des lesenden Publikums gewonnen haben, liefert den Beweis, daß für deutsche Mythologie dort der Boden nicht erst zu gewinnen ist. Dort wird das fortschreitende Interesse für den Gegenstand, besonders wenn auch weiterhin die allgemeinen Gesichtspunkte in so verständiger Weise gefördert werden wie es für das orientalische Alterthum M. Carriere gethan hat, bald den Uebergang zur Kenntniß der nordischen Göttersage machen; die Brücke, welche Reusch geschlagen, wird auch dort willkommen sein. Dann wird der Bann, den Rühs in heftiger Ereiferung gegen Klopstocks und Herders ungemessene Bewunderung nordischer Mythologie auf die Edda geschleudert hatte, auch in weiten Kreisen gehoben werden; bis jetzt war das nur in den kleinen Kreisen derer geschehen, welche vergleichende Sagenforschung oder deutsche Grammatik trieben.

Für eine zweite Auflage, die hoffentlich nicht zu lange warten lassen wird, möchte Referent den Wegfall einiger Provinzialismen wünschen, Banke (Bank) auf S. 20, 25 und 26, sottet (siedet) S. 21, ahndet (ahnt) S. 7, 104 und 109. Von Druckfehlern bemerkte Referent S. 13 Mimis-Mimirs, S. 20 ersorschte-erforschte, S. 76 Thry-mheim, S. 92 Kolossen-Koloß, S. 103 Ungethümes-Ungethüme. H. G.

Musik-Zustände Königsbergs während der Saison 1863/64.

(Geschrieben im November 1864.)

Da die Altpreußische Monatsschrift mit der Spiegelung der Kunstzustände unserer Provinz auch die der musikalischen in ihr Programm aufgenommen hat, so dürfte es Zeit sein, den letztern nun auch einmal einen Spiegel vorzuhalten. Zwar enthält das 3. Heft bereits ein Bild dieser

Gattung, indessen ist es ein Bild der Vergangenheit, kein Bild der Gegenwart. Wir wollen also jetzt, wo die musikalische Saison überall unaufhaltsam erblüht, einen Rückblick auf die Früchte der letztvergangenen Saison unserer Vaterstadt werfen. Das wird die passendste Einleitung für eine künftige Besprechung der gegenwärtig beginnenden bilden und zugleich am besten zur Orientirung über diese dienen. —

Es versteht sich von selbst, daß hier nur diejenige Musik in Betracht kommt, welche erstlich sich der öffentlichen Kritik unterstellt, und zweitens die Anlegung eines ästhetischen Maaßstabes verträgt. Alle diese Musik kann man in zwei Klassen theilen, in Theater-Musik und Konzert-Musik.

Die Theater-Musik

hat auch in der letzten Saison einen doppelten Schauplatz gehabt, das Stadttheater und das Sommer- oder Wilhelmtheater — beide wie bisher unter der Direktion des Geh. Kommissionsrathes Woltersdorff; als Kapellmeister fungirte der Nachfolger Laudiens Herr Seidel (seit August 1863), als Chor-, Vaudeville- und Ballet-Dirigent Herr Sieber. Die Regie führte Hr. Seidel, zum Theil aber (namentlich in der Operette) auch Hr. Günther, und ganz zuletzt (besonders während der Gastspiele der Italiener) Hr. Crelinger. — Das Opernpersonal war folgendes: Sopran: Frau Grevenberg und Frl. Preiß (besonders für Koloraturpartieen, z. B. „Königin der Nacht"); — Frl. Dolfin (Elvira in Don Juan, Venus in Tanhäuser u. s. w.); Frl. Schwenke (Soubretten-Fach); Frl. Khayda. Alt: Frau v. Stradiot; Frl. Schmidt. Tenor: Hr. Grevenberg; Hr. Schüller (lyrische Partien); — Hr. Kurt (Dickson in der weißen Dame, Jacquino in Fidelio u. s. w.); Hr. Geist. Bariton: Hr. Simons. Baß: Hr. Speith. Für komische Partieen kamen noch die Herren Pohl (der auch andere als komische übernahm) und Günther (als Jupiter in Orpheus in der Unterwelt ausgezeichnet) hinzu, für kleine Partien die Herren Eckardt und Weber.

Die genannten erscheinen mit dem 1. October bereits engagirt; zu ihnen traten dann allmählig noch folgende hinzu, die zuerst als Gäste oder unter andern Titeln aufgeführt wurden:

Zuvörderst Hr. Vierling für Baß- und Bariton-Partieen, nachdem er, von Chemnitz kommend, einmal „als Gast" aufgetreten.

Dann Frl. Zirndorfer von Frankfurt a. M., die in einer Reihe von Rollen (Agathe im Freischütz, Pamina in der Zauberflöte u. s. w.) im Laufe des Oktober v. J. als Gast auftrat, zu Ende des Monats als engagirt genannt wird. Ferner erschien Frl. Huhn, als „absolvirte Schülerin des Leipziger Konservatoriums“ in der Rolle der Leonore in Stradella am 18. November und zum zweite Male in der der Agathe im Freischütz am 23. December; darauf führte sie im Januar der Zettel unter den engagirten Mitgliedern auf. Mit ihr zusammen gab an dem letztgenannten Tage Frl. Wièwieròwska die Partie der Annchen als ersten größern theatralischen Versuch. Dieselbe trat dann noch einmal am 24. Januar d. J. in der Partie des Cherubin in Figaros Hochzeit „als Gast“ auf.

Von wirklich hervorragender Bedeutung war unter allen nur Herr Simons, der auch bald nach seiner Ankunft bei dem Königsberger Musikfeste (zu Pfingsten 1863) und in mehreren Konzerten der Musikalischen Academie mit großem Beifall sang. Außer ihm verdient noch Frau Grevenberg Beachtung; auch sie hat in einem Konzerte der Musikalischen Akademie (als „Peri“ in Schumanns Werk) gesungen. --

Mit dem Frühjahr d. J. erschienen dann die ersten Kandidaten der nächsten Saison: Hr. Hampel (2. Tenor) von Breslau debütirte am 28. März in der Verlobung bei Laternenschein von Offenbach — engagirt im April; — Frl. Dannemann von Lübeck gastirte zuerst am 29. April in der gebräuchlichsten Debüt-Rolle für Sopranistinnen in der Agathe im Freischütz, und darauf noch fünfmal bis zu dem Mitte Mai notificirten Engagement; — Hr. Jacobi von Posen gastirte am 4. Mai als Leporello, worauf er engagirt sich in kleinern Rollen zeigt; — Hr. Fricke von Köln betrat unsere Opernbühne zum ersten Mal den 18. Mai als Dandolo in Zampa, und zwar für dieses Mal noch „als Gast“; im Juni kamen dazu Frl. Zocher, Hr. Eichberger u. s. w.

Um dieselbe Zeit fingen die Reihen der früheren Mitglieder sich bedeutend zu lichten an — dergestalt, daß für die nächste Saison eigentlich einer ganz neuen Besetzung der Oper entgegen zu sehen war. So fand das Abschiedsbenefiz des Frl. Zirndorfer (Pamina in der Zauberflöte) schon am 1. April 1864 Statt, das letzte Benefiz für Hrn. und Frau Grevenberg am 8. Mai, die indessen beide den Mai hindurch noch auftraten; Herr

Simons trat zum letzten Male auf am 20. Mai, und zwar als Don Juan; Herr Günther als Jupiter in Offenbachs Orpheus in der Unterwelt am 31. Mai. Das Abtreten weniger hervorragender oder beliebter Mitglieder der Oper erfolgte weniger merklich. Mehrere gaben dann, ehe sie Königsberg verließen, noch Abschieds-Konzerte, deren Zuhörerzahl einen deutlichen Maßstab für ihre bisherige Beliebtheit abgab. Von diesen Konzerten wird unten die Rede sein. —

In diese Zeit des Kommens und noch mehr des Gehens fallen auch die bedeutendsten wirklichen Gastspiele der Saison, die, wenn auch nicht alle Ankündigungen, die in der That sehr vielversprechend waren, in Erfüllung gingen, namentlich der versprochene berühmte Tenor Schnorr von Carolsfeld nicht erschien, doch immer als zum Theil sehr bedeutende bezeichnet werden müssen.

Zuerst erschien im Januar Frl. Lieven aus Stockholm; sie gab fünf Gastrollen: Isabella am 5., Rosine am 10. und 16., Lucia am 14. und Norma am 19. Januar. — Im März kam Frau Masius-Braunhofer und sang die Rosine (im Barbier) am 17., die Anna (in Hans Heiling) am 19. März, worauf das, wie es schien auf mehr Vorstellungen angelegte, Gastspiel abgebrochen wurde.

Die Hauptgäste waren für den Juni vorbehalten; das waren die Schwestern Carlotta und Barbara Marchisio, von denen auch die erstere noch unter ihrem berühmten Mädchennamen auftrat, obgleich sie in der Zwischenzeit zwischen ihrem ersten und zweiten Hiersein sich mit dem Sänger Coselli, mit dem sie damals schon verlobt war, verheirathet hatte. Die Vortrefflichkeit beider ist so allgemein anerkannt, daß darüber nichts mehr zu sagen ist, als daß, wenn auch die jüngere Schwester, Barbara, durch ihre wundervolle Altstimme größeres Aufsehen zu machen pflegte, nach dem Urtheil wirklicher Kenner die Künstlerschaft der ältern, der Sopranistin Carlotta, noch größer ist, als die der jüngern. — Ihr Gastspiel fand unter Direction des Signor Merelli Statt, und traten in demselben die beiden Künstlerinnen anfangs allein, dann unter allmählicher Zuziehung des Tenoristen Minetti, des Baritonisten Zachi und des Bassisten Coselli auf, so daß zuletzt fast alle Rollen, wenigstens alle erheblichen, sich in den Händen dieser italienischen Gesellschaft befanden. Dane-

den dürfen wir andererseits nicht unerwähnt lassen, daß in der letzten ihrer Vorstellungen, Don Juan, nicht nur neben den drei genannten Herren als Don Juan, Don Octavio und Leporello, Hr. Eichberger den Comthur und Hr. Griese den Masetto sang, sondern auch neben den beiden Marchisio's als Donna Anna und Zerline, die Partie der Donna Elvira — Frau Pätsch-Uetz. — Der Inhalt nun der genannten Vorstellungen war folgender:

1) am 2. Juni: Norma von Bellini (Norma — Carlotta M., Adalgisa — Barbara M.);

2) am 4. Juni: der Barbier von Rossini (Rosine — Carlotta, Bertha — Barbara M.; Graf Almaviva — Minetti, Figaro — Zachi);

3) am 6. Juni: der Troubadour von Verdi (Leonore — Carlotta, Azucena — Barbara M.; Manrico — Minetti, Graf Luna — Zachi);

4) den 8. Juni: Semiramis von Rossini (Semiramis — Carlotta, Arsaces — Barbara M.; Hydrenus — Minetti);

5) den 9. Juni („vorletzte Gastvorstellung"): Rigoletto von Verdi (Gilda — Carlotta, Maddalena — Barbara M.; Herzog — Minetti, Rigoletto — Zachi).

Am Tage nach dieser fünften Vorstellung erschien die Anzeige eines Abonnement-Cyclus von noch sechs Vorstellungen, welche bei mäßigern Preisen Statt fanden. Es waren folgende:

6) den 11. Juni: Tancred von Rossini (Amenaide — Carlotta, Tancred — Barbara M.; Arsir — Minetti);

7) den 12. Juni: Norma, wie No. 1.

8) den 14. Juni: der Troubadour, wie No. 3.

9) den 15. Juni: Martha von Flotow (Martha — Carlotta, Nancy — Barbara M.; Lyonel — Minetti, Plumket — Zachi);

10) den 17. Juni: Lucrezia Borgia von Donizetti (Lucrezia — Carlotta, Orsino — Barbara M.; Gennaro — Minetti, Herzog — Zachi, Gubetta — Coselli);

11) den 18. Juni: Don Juan von Mozart (Donna Anna — Carlotta, Zerline — Barbara M.; Don Octavio — Minetti, Don Juan — Zachi, Leporello — Coselli). —

Mit dieser Vorstellung endeten die Opern-Vorstellungen dieser Saison überhaupt. Unsere deutsche Oper war inzwischen schon am 10. Juni

mit Czaar und Zimmermann und dem vierten Akt aus Robert der Teufel geschlossen worden, worauf sie mit den frisch engagirten Mitgliedern zu Gastspielen nach Berlin ging. Die aus dem Engagement austretenden hatten seitdem, so weit sie disponibel waren, noch die Lücken in den italienischen Oper-Vorstellungen ausfüllen geholfen, und schieden dann; noch andere, wie Frl. Schwenke, verblieben noch den Sommer über und halfen in Liederspielen oder Possen mit Gesang; Stücken, die nach dem oben bemerkten wir nicht in den Kreis unserer Betrachtung ziehen. Erwähnen wollen wir nur noch, daß bei den sommerlichen Vorstellungen im Wilhelmtheater in den den Stücken vorhergehenden und nachfolgenden Garten-Konzerten des Theaterorchesters zuweilen auch Sinfonieen aufgeführt wurden, unter Leitung theils des als Konzertmeister in diesem Orchester fungirenden Musikmeisters Ruckenschuh, theils des zweiten Theater-Musikdirectors Sieber; gelegentlich kamen übrigens Sinfonieen auch im Theater selbst vor; auch wurde der Gang nach dem Eisenhammer (von Schiller) mit der Musik B. A. Webers am 9. Juni hier aufgeführt. —

Es bleibt nun noch übrig, das Material der Opern-Aufführungen in der gedachten Saison anzuführen, aus welchem die Richtung des Zeitgeschmackes theils im Allgemeinen, theils in lokaler Hinsicht zu ersehen ist. Wir zählen dabei die Opern nach ihren Komponisten auf und gruppiren diese nach ihrer Nationalität: Deutsche, Franzosen und Italiener. Wenn wir dabei den deutschen Meyerbeer den französischen Komponisten zugesellen, so geschieht dieses, weil derselbe seine berühmten Werke für das Pariser Publikum geschaffen und in denselben (wie in seinen Erstlingswerken dem italienischen) dem französischen Geschmacke mehr als dem deutschen gehuldigt hat. Innerhalb dieser Gruppen nennen wir die Komponisten in der Reihenfolge, wie sie allmählich seit dem 1. October 1863 — denn von diesem Tage an geht unser Verzeichniß — bis zum Schluß der Opersaison am 18. Juni 1864 auf die Bühne geführt sind.

I. Deutsche.

Flotow: — er eröffnet den Reigen am 2. Oktober mit Martha — 4mal gegeben, das letzte Mal mit den Marchisio's und deren Genossen. — Stradella, 1mal ganz (1mal außerdem der zweite Akt mit Frl. Dannemann). — Weber: Freischütz, 5mal. — Oberon, 2mal. —

(Preciosa s. u.). — Marschner: Der Templer und die Jüdin, 4mal. — Vampyr, 1mal (Benefiz des Kapellmeisters Seidel). — Hans Heiling, 2mal. — Mozart: Figaros Hochzeit, 3mal. — Zauberflöte, 4mal. — Don Juan, 6mal, in verschiedener Besetzung, das letzte Mal mit den Marchisio's und den Italienern; vorher Don Juan: Hr. Simons, Elvira: beim zweiten Male Frl. Dolfin zu ihrem Benefiz, beim vierten Male Frl. Dannemann. — R. Wagner: Tanhäuser, 2mal. — Lortzing: Czaar und Zimmermann, 2mal. — Wildschütz, 3mal. — Hans Sachs, 1mal. — Waffenschmied, 2mal. — Nicolai: Die lustigen Weiber, 2mal. — Beethoven: Fidelio, 3mal. — Kreutzer: Nachtlager, 2mal. — Gläser: Adlers Horst, 2mal. — Suppé: Das Pensionat, (s. u.) 7mal. — Conradi: Rübezahl (komische Operette in 1 Aufzuge), 4mal. — Dullo: Der vierjährige Posten, 1mal. —

Dazu kamen ein Paar Schauspiele mit Kompositionen großer Meister, die neben den Opern angeführt werden müssen: Weber: (vgl. oben) Preciosa, 2mal. — Mendelssohn: Der Sommernachtstraum, 6mal. —

II. Franzosen.

Auber: Maurer und Schlosser, 3mal. — Des Teufels Antheil, 3mal. — Fra Diavolo, 3mal. — Maskenball, 2mal. — Der Gott und die Bayadere, 1mal (Abschieds-Benefiz für Herrn und Frau Grevenberg). — Boieldieu: Die weiße Dame, 3mal. — Isouard: Aschenbrödel, 1mal. — Herold: Zampa, 5mal. — Gounod: Faust und Margarethe, 6mal. — Meyerbeer: Hugenotten, 1mal. — Robert der Teufel, 3mal, das letzte Mal bei der nach seinem Tode veranstalteten Gedächtnißfeier; außerdem zweimal einzelne Akte. — Adam: Postillon von Lonjumeau, 1mal. — D'Alayrac: Zwei Worte 1mal. —

Dazu die burlesken Opern oder Operetten von

Offenbach: Venedig in Paris oder Dunanan Vater und Sohn, 9mal. — Orpheus in der Unterwelt, 2mal. — Die Verlobung bei der Laterne (Operette in 1 Akt), 3mal. —

III. Italiener.

Verdi: Rigoletto, 3mal, die beiden letzten Male mit den Marchisio's und ihrer Gesellschaft. — Troubadour, 3mal, die beiden letzten

Male wie vor. — Donizetti: Regimentstochter, 2mal. — Lucrezia Borgia, 2mal, das letzte Mal mit den Marchisio's und den Italienern; außerdem 1mal der zweite Akt. — Lucia, 1mal (mit Frl. Lieven). — Favoritin, 1mal. — Rossini: Tell, 3mal. — Barbier, 3mal, das zweite Mal mit Frl. Lieven, das dritte Mal mit den Marchisio's und Begleitern. — Semiramis und Tancred je 1mal mit den Marchisio's und Begleitern. — Bellini: Nachtwandlerin, 2mal. — Norma, 2mal, das erste Mal mit Frl. Lieven, das zweite Mal mit den Marchisio's. — Paer: Der lustige Schuster, 1mal. —

Zusammen sind dies 28 Komponisten mit 53 Opern in 143 Aufführungen. Davon kommen auf die Deutschen 14 Komponisten mit 24 Opern in 61 Aufführungen; auf die Franzosen 9 Komponisten mit 16 Opern in 47 Aufführungen; auf die Italiener 5 Komponisten mit 13 Opern in 25 Aufführungen.*)

Man sieht hieraus, daß, wie billig, das deutsche Element nicht nur vorherrscht, sondern den beiden andern zusammengenommen die Waage hält; wenigstens sind die deutschen Komponisten in gerade eben so großer Zahl als die französischen und italienischen zusammen vertreten, und ihre Werke gleichfalls in fast gerade eben so vielen Aufführungen dargestellt, als die der beiden letztern zusammen. Ferner sieht man, daß die Italiener hinter den Franzosen wieder bedeutend zurückstehn; außerdem verdanken sie viele Aufführungen den fremden, namentlich den italienischen Gästen.

Die meisten Opern sind aufgeführt worden von Auber, nämlich fünf; nächstdem von Lortzing, Donizetti und Rossini je vier; je drei von Weber, Marschner, Mozart, Offenbach; je zwei von Flotow, Meyerbeer, Verdi, Bellini; von den übrigen 16 Komponisten je eine.

Die meisten Aufführungen sind unter den Komponisten zu Theil geworden Offenbach, nämlich vierzehn; diesem zunächst steht Mozart mit dreizehn, diesem Auber mit zwölf Aufführungen; dann folgt Weber mit neun, Lortzing und Rossini mit je acht, Marschner und Suppé mit je sieben, Mendelssohn, Gounod, Verdi, Donizetti mit je sechs, Flotow und

*) Auf die aufgeführten Bruchstücke ist bei dieser Zählung keine Rücksicht genommen. Die Schauspiele mit Musik und die Operetten sind mitgerechnet.

Herold mit je fünf, Conradi, Meyerbeer, Bellini mit je vier, Beethoven und Boieldieu mit je drei, Wagner, Nicolai, Kreutzer, Gläser mit je zwei Aufführungen; Isouard, Adam, d'Alayrac, Paer und Dullo sind nur je ein Mal daran gewesen. —

Unter den einzelnen Opern hat die meisten Aufführungen erlebt Dunanan Vater und Sohn von Offenbach, nämlich neun, die nächste hohe Zahl Suppé's Pensionat, nämlich sieben; also zwei Stücke der leichten komischen und burlesken Gattung, außerdem allerdings Novitäten. Dann folgen Don Juan von Mozart, Sommernachtstraum von Mendelssohn, Faust und Margarethe von Gounod mit je sechs Aufführungen; fünfmal wurde gegeben Webers Freischütz und Herolds Zampa; viermal Flotows Martha, Marschners Templer und Jüdin, Mozarts Zauberflöte; dreimal desselben Figaro's Hochzeit, Lortzings Wildschütz, Beethovens Fidelio, von Auber Maurer und Schlosser, des Teufels Antheil, Fra Diavolo, von Boieldieu die weiße Dame, von Meyerbeer Robert der Teufel, von Offenbach die Verlobung bei der Laterne, von Verdi Rigoletto und Troubadour, von Rossini Tell und Barbier. Die übrigen kamen weniger als drei Male heran. —

Novitäten gab es unter allen diesen Sachen nur drei: 1) Dunanan Vater und Sohn (oder Venedig in Paris) von Offenbach, burleske Oper in 3 Abtheilungen, zum ersten Male hier aufgeführt am 26. Novbr. 1863 zum Benefiz des Herrn Günther. 2) Das Pensionat von Franz von Suppé, komische Oper in 2 Aufzügen, zum ersten Male aufgeführt am 13. Januar 1864, zum Benefiz des Frl. Schmidt. 3) Der vierjährige Posten, Oper in 1 Akt, ged. von Körner, componirt von Gustav Dullo, einem Königsberger, nur einmal aufgeführt bei dem Benefiz des Herrn Kapellmeister Seidel am 28. Januar 1864. Mehrere Opern waren neu, zum Theil „vollständig neu", einstudirt. —

Wir kommen nun zu der zweiten Gattung musikalischer Aufführungen, der

Konzert-Musik.

Es würde sich mit dem Standpunkte, den unsere Zeitschrift einnimmt, wenig vertragen, wollten wir die verschiedenartigsten Konzerte lediglich nach der Zeitfolge aufzählen. Es muß daher eine Ordnung nach ihrer Beschaf-

senheit befolgt werden, und wir unterscheiden daher zuvörderst die von einheimischen Kräften veranstalteten Konzerte und die Konzerte fremder Künstler. Da aber auch so noch ein buntes Durcheinander sich zeigen würde, so wollen wir bei der Anführung, zunächst jener, einer gewissen Rangordnung aller Konzerte überhaupt folgen, die sich nach dem Umfange der verschiedenen zur Mitwirkung kommenden Kräfte aufstellen läßt.

Die oberste Stufe nehmen hiernach diejenigen Konzerte ein, in welchen die verschiedenen Arten musikalischer Tonmittel in ihrer Gesammtheit sich vereinen, wo also Gesang und Instrumental-Musik und zwar beide uneingeschränkt, d. h. männliche und weibliche Stimmen in ihrer Verbindung zum gemischten Chore, ohne Ausschließung des Sologesanges, und volles Orchester zusammenwirken. Da die größesten Formen zur Aufnahme des größesten Inhaltes geeignet sind, so sind für die Ausführung durch die genannte großartigste unter den möglichen Zusammenstellungen der musikalischen Mittel auch die großartigsten unter allen musikalischen Werken, die Oratorien und was denselben gleich zu achten, geschrieben. Daher steht die bezeichnete Art der Konzerte auch ihrem Inhalte nach allen übrigen voran.

Dann folgen solche Konzerte, in denen zwar auch noch Chor und Orchester sich verbinden, aber jener nicht mehr in seiner Totalität, sondern einseitig auf Männerstimmen oder Frauenstimmen beschränkt.

Fahren wir fort, zunächst nur Massenleistungen ins Auge zu fassen, so würden die dritte Stufe die Konzerte einnehmen, die entweder Chorgesang (und zwar gemischten) ohne Begleitung, oder reine Orchester-Musik darbieten.

Wieder eine Stufe niedriger kämen Konzerte zu stehen, wo etwa nur Männerchöre oder Frauenchöre aufgeführt würden.

Setzen wir ein Konzert erster Art = 1, so würde eines der zweiten sich = $3/4$, eines der dritten = $1/2$, eines der letzten Art = $1/4$ herausstellen.

Außerdem könnten nun Einzelkräfte der einen Musikart sich mit Gesammtheiten der andern verbinden, was also Sologesang mit Orchester oder Chorgesang von einem oder einzelnen Instrumenten begleitet ergeben würde. Diese Stufe bleibt aber der Praxis unserer Konzerte gegenüber

in der Regel eine rein theoretische — wenigstens sofern an die Ausführung von Original-Kompositionen gedacht wird —; und sind dann schließlich diejenigen Konzerte anzuführen, in denen ohne Chor oder Orchester einzelne Personen mit gesanglichen oder instrumentalen Leistungen auftreten.

Nach diesen Gesichtspunkten geordnet lassen wir nun die Konzerte der verflossenen Saison folgen.

Es giebt in Königsberg gegenwärtig nur ein Institut, von welchem Konzerte der ersten Art, denen eigentlich allein der Name „große Konzerte" beigelegt werden darf, ausgehen. Es ist dieses die Musikalische Akademie, nach Auflösung der philharmonischen Gesellschaft zugleich die älteste Musikgesellschaft unserer Vaterstadt. Sie beging im Herbst v. J. die Feier ihres zwanzigjährigen Bestehens und veranstaltete behufs derselben zunächst Sonntag, den 28. Oktbr. 1863 in dem festlich geschmückten Saale des Kneiphöfischen Junkerhofes eine Matinée vor eingeladenen Zuhörern, an deren Spitze sich die Chefs der höchsten Behörden befanden. Sie bestand 1) in einer musikalischen Aufführung, deren erster Theil Gesangkompositionen älterer preußischer Komponisten (L. Schröter, Eccard, Stobäus), deren zweiter Theil Mozarts Te Deum für Chor, Streich-Instrumente und Orgel brachte, 2) in dem Festvortrage des Obervorstehers der Gesellschaft Dr. F. Zander. Am 26. Oktbr. folgte dann als öffentliche Fest-Aufführung „Das Alexanderfest" (auch „Timotheus" oder „die Macht der Tonkunst" genannt) von Händel. Die Liedertafel, welche am dritten Tage der Feier gehalten wurde, entzieht sich unserm Auge, da sie sich auf einen engen Mitgliederkreis beschränkte. — Die übrigen öffentlichen Konzerte der Akademie waren folgende:

2) ein Programm-Concert am 12. Novbr. (zum Besten des Krankenhauses der Barmherzigkeit), welches im ersten Theil die in der Matinée des 25. Oktober vorgetragenen Musikstücke nebst einer fünfstimmigen, von Solostimmen gesungenen Motette von Michael Bach, im zweiten Theil den hundertsten Psalm von Händel enthielt.

3) Mozarts Requiem, am Vorabende der Todtenfeier, den 21. Novbr.

4) Das Paradies und die Peri von Schumann, am 16. Februar 1864.*)

*) Diese vortreffliche Komposition war bis dahin nur einmal, am 28. Februar 1846, und zwar auch von der Musikalischen Akademie, in Königsberg aufgeführt.

5) „Der Tod Jesu" von Graun, am Charfreitage den 25. März.

6) „Ein Programm-Konzert" am 9. April; folgenden Inhalts:

I. Theil: Der Gang nach Emmaus, geistliches Tonstück für großes Orchester von Ad. Jensen. — „Jubilate, Amen" für Sopran-Solo, Chor und Orchester von Max Bruch, Op. 3 (neu). — „Ave Maria" für weiblichen Chor mit Orchester von J. Brahms Op. 12 (neu). — „Frühlingsbotschaft" Konzertstück für Chor und Orchester von N. Gade, Op. 35.

II. Theil: „Die erste Walpurgisnacht" für Soli, Chor und Orchester von Mendelssohn.

7) „Das verlorene Paradies" Oratorium von A. Rubinstein, (zum zweiten Male).

Die Konzerte 2 und 3 wurden in der Domkirche, die übrigen im Kneiphöfschen Junkerhofe gegeben. Die erste Nummer des sechsten Konzerts zu dirigiren war der Komponist, Herr Jensen, selbst eingeladen worden; alles Uebrige wurde von dem zeitigen Musikdirektor der Akademie, Laudien, in tüchtiger und lebendiger Weise geleitet. Der Schwerpunkt der Akademie, wie aller ähnlichen Institute, liegt im Chore. Für die Soli stehen hier die künstlerischen Kräfte der Oper nicht in solcher Ausdehnung zur Verfügung, wie das in andern Städten der Fall ist, so daß die Solopartien dem bei weiten größten Theile nach, auch in den genannten Konzerten, durch Mitglieder der Gesellschaft besetzt wurden. Daß dies überall ohne Schaden, oft sogar in recht vortheilhafter Weise geschehen konnte, ist ein Umstand, zu dem sie sich Glück wünschen darf. Doch blieben ihr die Opernkräfte, und zwar die besten, in besonders wichtigen Fällen auch nicht entzogen: in Schumanns „Paradies und Peri" sang Frau Grevenberg die „Peri" über Erwarten gut, und in Rubinstein's „verlorenes Paradies" trug Herr Simons die Baß- und Barytonpartieen des „Satan" und des „Adam" in vorzüglicher Weise vor. Zu Ausstellungen hat, zumal bei dem letztgenannten Konzerte, das Orchester Anlaß gegeben, welches, bei der erforderlichen starken Besetzung, kombinirt werden mußte, was wohl der Grund war, daß auch unebenbürtige Kräfte in dasselbe eingeschmuggelt waren. Indessen scheint es, daß das Raisonniren zunächst von einem anwesenden fremden Künstler ausgegangen ist, der in

seiner Residenz allerdings nur an vorzügliche Orchester gewöhnt sein mag, und von unsern hiesigen Zuständen keine Ahnung hat. Ihm dürften dann andere nachgesprochen haben. — Im Uebrigen sind die Leistungen der Musikalischen Akademie hier wie in Deutschland zu bekannt, als daß es nöthig wäre, über dieselben an diesem Orte noch weiter zu sprechen. —

Da es wohl Kompositionen für weiblichen Chor und Orchester giebt, aber aus begreiflichen Gründen nicht ganze Konzerte durch Musik dieser Gattung ausgefüllt zu werden pflegen, so haben wir, indem wir zu der zweiten Gattung von Konzerten übergehen, es mit denen zu thun, welche Männerchor und Orchester zusammenstellen. Solche Konzerte verdankt Königsberg den beiden hauptsächlichsten unter seinen Männergesangvereinen, dem „Sängerverein" und dem „Verein der Liederfreunde."

Der Sängerverein, der ältere unter den beiden genannten, genießt gleichfalls eines wohlbegründeten Rufes nicht bloß hier, sondern in Deutschland, letzteres besonders seit dem Nürnberger Gesangfeste. Er blüht seit einer Reihe von Jahren unter dem Vorsitze des Stadtrathes v. Facius und der musikalischen Leitung seines Musikdirektors W. Hamma. In den Konzerten dieses Vereins pflegen Männerchorstücke (natürlich auch mit untermischten Soli) mit und ohne Orchesterbegleitung aufgeführt zu werden. Solcher Art war das eine öffentliche Konzert der vorigen Saison, welches dieselbe zugleich eröffnete, am 16. Oktbr. v. J. im Saale der Bürgerressource. Nachdem das Ganze durch einen Festmarsch von W. Hünerfürst eröffnet worden, leiteten Ouverturen (zu Prometheus von Beethoven und zu Tell von Rossini) die beiden Theile ein; die Gesänge des ersten wurden außerdem durch ein Violoncell-Solo mit Orchesterbegleitung (Fantasie über Schuberts Sehnsuchtswalzer von Servais), vorgetragen von Herrn Hünerfürst, unterbrochen. Die Hauptnummern bildeten die Schlüsse der beiden Theile, deren jeder aus 7 Nummern bestand, nämlich „Deutscher Schwur und deutsch Gebet", gedichtet von R. Schulz, charakteristisches Tongemälde für Solo, Chor und Orchester von F. Möhring, und „Sängergruß an das Vaterland", Chor mit Orchester von V. Lachner. Die übrigen Nummern waren folgende: im 1. Theile „Ossian", Chor von Beschnitt, Waldlied aus „Der Rose Pilgerfahrt" von R. Schumann mit Hörnerbegleitung, und „Lützows wilde Jagd" v.

Weber; im zweiten „Die stille Wasserrose“ von Abt, „Schön Rothraut“ von Veit, „Warnung vor dem Rhein“, Quartett und Chor von Gade, „Lied des Kutschers“ von H. Marschner, und „Chor heimkehrender Zecher“ und „Die beiden Geizigen“ von Gretry. — Mit besonderem Glanze feiert der Sängerverein, der durch eine große Anzahl sogenannter „passiver Mitglieder“ sich auch in blühender Finanzlage befindet, seit längerer Zeit jährlich sein Stiftungsfest. So geschah es auch in diesem Jahre am 16. April im Saale der Bürgerressource, im Kreise der Mitglieder und eingeladener Gäste, in ebenso würdiger als wahrhaft liberaler Weise. Besonders anerkennend muß hervorgehoben werden, daß zwar nicht der Scherz, aber die Posse hier zum ersten Mal verbannt erschien, und gediegene Musikstücke in wohl vorbereiteter Aufführung ihre Stelle ersetzten. So füllte ein hübsches Konzert die beiden ersten Theile des wohlgegliederten Festprogramms aus; den ersten Theil desselben bildeten ernste, den zweiten heitere und gemüthliche Kompositionen. Die ersteren waren:

1) Einzug der Gäste auf die Wartburg, Marsch und Chor für großes Orchester aus „Tanhäuser“ von R. Wagner.
2) Siegesgesang aus Klopstock's „Hermanns Schlacht“ für Männerchor und Orchester von Franz Lachner.
3) Die Wüste, Symphonie-Ode mit deklamirten Strophen, für Soli, Chor und großes Orchester; deutscher Worttext von F. Braun, das verbindende Gedicht von Karl Rick, Musik von Felicien David.

Die Aufnahme dieses letztern, unter allen Umständen sehr interessanten, größern Werkes ist besonders lobend zu erwähnen. Den zweiten Theil bildeten:

1) Die Börse, humoristischer Chor mit Orchester (Ouverture zur Stummen) arrangirt von J. Herbeck.
2) Die pudelnärrische Welt, Soloquartett von Kunze.
3) Gruß an Deutschland, Doppelquartett mit Baritonsoli von F. Abt.
4) Der kleine Reaktionär, „sehr langsame“ Polka für Chor und Orchester, verdichtet und vertont von J. Herbeck.
5) Quadrille für Chor und Orchester von Engelsberg.
6) Trinklied für Solo, Chor und Orchester von Fr. Kücken.

Unter diesen Stücken wurden No. 1, 5 und 6 besonders ansprechend gefunden. — Nach einer Pause folgte dann der dritte Theil des Festpro-

gramms, der die Zuhörer, nachdem die Stuhlreihen verschwunden, um Tische vereinigte, während eine Reihe von komischen oder burlesken musikalischen Solo- und Ensemblestücken im Kostüm auf der Bühne in gelungener, zum Theil ausgezeichneter Ausführung dem Frohsinn immer neuen Stoff zuführte. Dieses waren folgende:

1) Der politische Schneider, Solo mit Klavierbegleitung von Freudenthal.
2) Fünftausend Thaler, Arie aus „Der Wildschütz" von Lortzing.
3) Konzert für Klavier und kleines Orchester aus der Oper „Tschin, tschin" von J. Offenbach.
4) Das Männerquartett, mit Klavierbegleitung von J. Koch.
5) Eine Partie 66, komisches Duett mit Klavierbegleitung von R. Génée.
6) Kilian und Magdalene, Idylle mit nicht lebenden Bildern und Gesang von H. Schmerzenberg.
7) Thierquartett mit Klavierbegleitung von J. Brixner.

Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß hier zum Theil nicht einmal die Namen der Komponisten ernst zu nehmen sind. —

Der große Beifall, welchen die Aufführungen des nur unter Männern begangenen Stiftungsfestes gefunden, veranlaßte eine Wiederholung der vorzüglichsten Stücke in einem Konzert, welches derselbe Verein am 30. April in dem dazu gemietheten Wilhelmtheater gleichfalls nur vor Eingeladenen, aber diesesmal beiderlei Geschlechtes, gab. Der erste Theil war unverändert geblieben; den zweiten Theil bildeten folgende, aus dem zweiten und dritten Theile des Programmes vom 16. April herausgehobene, und nur um ein neuhinzugekommenes Stück (No. 5) vermehrte Sachen:

4) Gruß an Deutschland von Abt (oben II, 3).
5) Röslein im Walde, Volkslied von C. L. Fischer.
6) Trinklied von Fr. Kücken (II, 6)*)
7) Quadrille von Engelsberg (II, 5).
8) Die Börse von Herbeck (II, 1).

*) Von Justinus Kerner gedichtet, und vom Komponisten „dem Sängerverein gewidmet" — wie man aus dem diesmaligen Programme ersehen konnte.

9) Eine Partie 66, von Génée (III, 5).

10) Concertino von Offenbach (III, 3).

Die beiden letzten Stücke wurden auch hier im Kostüm aufgeführt, und durch die Zugabe von „Kilian und Magdalene (III, 7) vermehrt. Daß die Wirkung dieser letztgenannten Nummern unter den veränderten und für diese Gattung natürlich viel ungünstigern Umständen der frühern nicht gleichkam, versteht sich von selbst. Auch zeigte sich hier, daß es nicht allen Sängern so leicht ist, diesen Theaterraum zu füllen. Trotzdem schlugen die meisten Sachen wieder entschieden durch, und das sehr dankenswerthe Unternehmen erndtete den verdienten Beifall. —

Endlich ist zu erwähnen, daß nach dem Schlusse der Saison der Sängerverein am 22. Juni d. J. noch ein Garten-Konzert (im Schützengarten) veranstaltete. —

„Der Verein der Liederfreunde" hat, seitdem die technische Leitung auf den Musikdirektor Laudien übergegangen, einen sichtlichen Aufschwung genommen. Die oberste Leitung des Vereins als Ordner hat gegenwärtig Dr. Wolfberg in Händen. Ein öffentliches Konzert gab dieser Verein am 21. Mai d. J., welches, wie das des Sängervereins die Saison eröffnete, zu Ende derselben Statt fand,*) und zwar im Wilhelmtheater zum Besten der Kronprinzstiftung, unter Mitwirkung des Musikkorps des 1. Ostpreuß. Grenadier-Regiments. Das zweitheilige Programm war folgendes:

1) Festmarsch für großes Orchester von Ruckenschuh.
2) Liebesfreiheit, Chor von Marschner.
3) Gebet während der Schlacht, Chor von Himmel.
4) Introduktion und Schlachtgesang, Chor von Büttinger.
5) Auf der Wacht, Chor mit Hornbegleitung von C. Reinecke.
6) Römischer Triumphgesang, für Chor und großes Orchester von Max Bruch. —
7) Ouverture zur Oper „Der Freischütz" von C. M. v. Weber.
8) Winternacht, Chor von Möhring.

*) Nur noch eine Matinée fand nach demselben Statt, und zwar am folgenden Tage, nämlich die des Herrn Simons.

9) Lied für die Deutschen in Lyon, Chor von Mendelssohn.
10) Frühlingslied, Chor und Soli von V. E. Becker.
11) Weihegesang, Chor und Soli mit Begleitung von Blechinstrumenten von Rob. Grauer.
12) Chor No. 3 aus „Oedipos in Kolonos" für Chor und großes Orchester von Mendelssohn.

Gleich dem Sängerverein gab noch der Verein der Liederfreunde im Sommer ein öffentliches Garten-Konzert, und zwar acht Tage nach jenem, am 29. Juni d. J., gleichfalls im Schützengarten. Wie dort, so war auch hier das Programm zum größten Theil aus den in den vorhergegangenen Konzerten vorgeführten Sachen zusammengestellt; namentlich kamen hier auch die beiden Nummern mit Orchesterbegleitung wieder vor, von denen besonders die interessante Novität von Max Bruch (s. oben No. 6) mit Anerkennung hervorzuheben ist. Diese hatte übrigens, nachdem der Verein der Liederfreunde sie vorgeführt, auch der Sängerverein in seinem Garten-Konzerte gebracht. — Seinem öffentlichen Garten-Konzerte ließ der Verein der Liederfreunde noch ein Privat-Konzert vor eingeladenen Gästen im Bauer'schen Garten folgen, welches mehrmals verregnet, endlich am 3. September, also nicht lange vor der beginnenden gegenwärtigen Saison, gegeben werden konnte. Hier, wie in den beiden vorher genannten Gartenkonzerten, wurde der erste Theil lediglich durch Orchestervorträge gebildet. Im zweiten und dritten Theil folgten einigen Orchesterstücken jedesmal drei Gesangvorträge hintereinander. Das letzte Stück war ein Chor mit Orchester „Heil dir Germania" v. Hermes eine wohlgelungene und wirkungsvolle Komposition, die wir um so mehr hier hervorheben wollen, als Hermes unser Mitbürger und Mitglied beider genannten Gesangvereine ist. Irren wir nicht, so ist diese Komposition auch früher schon vom Sängervereine ausgeführt worden. — Sein Stiftungsfest feierte der Verein der Liederfreunde in ähnlicher Weise, wie der Sängerverein, doch ohne Orchester, am 5. März privatim unter Mitgliedern und Eingeladenen im Saale der Bürgerressource. Hier hörten wir den römischen Triumphgesang von Bruch zum ersten Male, doch noch mit Klavierbegleitung. Dieses Stück bildete die Schlußnummer des zweiten Theiles des Festprogrammes. Außerdem wurden folgende Chöre: „Fest-

marsch" von E. Hermes, „Frühlingslied" (mit Soli) von Becker, „Tannhäuser" von Persall, „Fischerlied" (mit Soli) von Hößler, „Abendlied" von Röckel, und „Winternacht" von Möhring, zu Anfange und zum Schluß der beiden Theile vorgetragen; dazwischen folgende: die Soloquartette „Ständchen" von J. Witt, „Schilflied" von Baumgärtner, und „Alpenröslein" von Broszda, so wie mehrere Lieder und die Baßarie mit Chor aus der Zauberflöte, mit Klavierbegleitung. Den dritten Theil füllten auch bei diesem Stiftungsfeste „humoristische Vorträge" aus. —

Ehe wir uns von den Männergesangvereinen trennen, möchten wir an die Vorstände derselben noch eine bescheidene Frage richten. Da sich in beiden ein löbliches Streben zum Höheren neuerdings unverkennbar gezeigt hat, sollte es nicht mit der Zeit auch möglich werden, eines von den Oratorien für Männergesang und Orchester zu bewältigen und vorzuführen? Ref. kennt die entgegenstehenden Schwierigkeiten sehr wohl. Da aber diese Kompositionen hier eigentlich vollkommen unbekannt sind (dem Publikum wenigstens), so würde die Ausführung derselben gewiß ein nicht geringes Verdienst in musikalischer Beziehung zu nennen sein. —

Das waren also die Konzerte für Chor und Orchester. Konzerte mit Chor, aber ohne Orchester, gab auch eine hiesige Dame, Köttlitz mit Namen, und zwar mit einem neuerdings gestifteten „Gesangverein", der nicht bloß aus Damen besteht, wie man vermuthen sollte (als sogenannter „Damengesangverein"), sondern auch aus Herren. In den Konzerten, welche die genannte Dame früherhin gab, führte sie nur Frauenchöre ohne Begleitung auf. Dieses schien durchaus angemessen; man hörte dieselben sonst nirgend, und sie waren sehr gut einstudirt; so erhielten ihre Konzerte hiedurch zugleich einen bestimmten Charakter und einen eigenthümlichen Werth, und befanden sich auf einem künstlerisch berechtigten Standpunkt. Es ist zu bedauern, daß Frau K. diesen Standpunkt verlassen hat, vermuthlich in der Meinung, einen höheren zu erstreben; sie ist aber herabgestiegen. Denn indem sie später und namentlich auch in der verflossenen Saison Sachen mit Orchesterbegleitung ihren Konzert-Programmen einverleibte, diese aber nur mit Klavierbegleitung aufführte, nahm sie einen tiefern, und für öffentliche Aufführungen überhaupt unberechtigten Standpunkt ein. Denn der Klavierauszug ist ein Nothbehelf,

für den Privatgebrauch bestimmt; ein Nothbehelf ist aber da, wo eine Noth nicht vorhanden ist, nicht zu rechtfertigen: Orchester sind ja da. Meint aber Frau K. doch am Ende bis zur öffentlichen Direktion auch eines Orchesters nicht vorschreiten zu dürfen, oder sind die bedeutenden Kosten zu scheuen — sehr begreifliche, aber vor einer künstlerischen Kritik nicht maßgebende Rücksichten —, so muß sie auch auf die Aufführung von Kompositionen, die Orchesterbegleitung verlangen, verzichten, und will sie, vielleicht der Abwechselung oder der größern Auswahl wegen, Sachen mit Klavierbegleitung aufführen, wohlan, so wähle sie solche, die von Hause aus nur mit dieser Begleitung vom Komponisten gesetzt sind; es ist kein Mangel an ihnen vorhanden. Nachdem in öffentlichen Kritiken Frau K. wiederholt auf diesen Uebelstand aufmerksam gemacht ist, ihn aber nicht beseitigt hat, so ist derselbe hier mit größerem Nachdruck hervorgehoben worden. Hinzugefügt muß noch werden, daß, nachdem man in neuerer Zeit darüber einig geworden, daß Opernmusik mit gewissen hier nicht näher zu erörternden Ausnahmen nicht in den Konzertsaal gehört, bei Aufführung von Opernmusik mit Klavierbegleitung zu dem oben gerügten Uebelstande noch ein zweiter hinzukommt, und wenn nur Opern-Fragmente geboten werden, eigentlich sogar noch ein dritter. Die drei Konzerte, von denen das gesagte gilt, fanden in der Bürgerressource am 16. November 1863 und 17. Februar 1864, jedesmal um 7 Uhr Abends, und am 24. April d. J. 11½ Uhr Vormittags („Musikalische Matinée") Statt. Am meisten gravirt erscheint das erste desselben, dessen ganzen zweiten Theil Opernfragmente mit Klavierbegleitung bildeten, nämlich: Akt 2 aus der Oper „Die Königin von Saba" von Gounod, Septett aus derselben Oper und Finale aus der unvollendeten Oper „Lorelei" v. Mendelssohn; in der Matinée kam Scene, Chor und Ballade aus „der fliegende Holländer" von R. Wagener, und sogar Scene und Arie aus „Dinorah" von Meyerbeer vor. Die andern für Orchesterbegleitung komponirten und nur am Klavier begleiteten Sachen waren: Hirtenchor aus dem Drama „Rosamunde" von Franz Schubert, Arie von Rossini*), und „Das Grab am Busento" von C. H. Sämann im zweiten, endlich

*) War wol auch eine Opernarie.

„Gesang der Geister über den Wassern" von F. Hiller im dritten Konzert. In allen drei Konzerten wurden ferner Lieder am Klavier gesungen, eine Musikgattung, die im Allgemeinen mehr zur „Hausmusik" gehört, und in Konzerten nur unter besonderen Umständen am Platze ist. Interesse gewährten nur die durch Carl Bank kurz vorher neu herausgegebenen „zwei Liebeslieder" von Scarlatti (stirbt 1725). Das Programm der Matinée (überhaupt des am niedrigsten stehenden von den drei Konzerten) ließ sich sogar zu einigen Männerquartetten herab. Den Rest bilden zu billigende Nummern der Programme, theils gemischte Chöre ohne Begleitung, theils Kompositionen für drei oder vier Frauenstimmen, gleichfalls ohne Begleitung, die wir schon früher als die Kerne dieser Konzerte bezeichnet haben. Von den erstern brachte das erste Konzert die „Romanze vom Gänsebuben" von Schumann, und „Heimweh" und „Irrwischsang" von Grädener, das zweite, „Zum Abschied" von Hamma, „Deutschland" von Mendelssohn und den Irrwischsang von Grädener nochmals; das dritte „Die Hallig" von Reineke, „Zigeunerlied" von Hauptmann, und die „Romanze vom Gänsebuben und „Deutschland" von Schumann und Mendelssohn nochmals. Von Kompositionen für Frauenstimmen endlich kamen im ersten Konzerte vor: „Viel tausend Blümlein" und „Volkslied" für drei Frauenstimmen von F. Hiller, sowie „Rübezahl" von Jensen, „der Bleicherin Nachtlied"*) von Schumann, und „der träumende See" von Pätzold für vier Frauenstimmen (dreifach besetzt); im zweiten: „Ave Maria" für Sopran- und Alt-Solo und vierstimmigem Frauenchor von W. Rust, und „Schlaflied der Zwerge" aus „Schneewittchen", dreistimmiger Frauenchor von Reineke; im dritten — keine. Eine lobenswerthe Eigenschaft der Programme ist übrigens die, daß man nicht selten die Namen einheimischer Komponisten in ihnen antrifft. — Was die Ausführung anlangt, so ist die Präzision, mit der die Chöre einstudirt und ausgeführt wurden, allgemein anerkannt; einen besonders guten Eindruck pflegte dies bei den Sachen für Frauenstimmen hervorzubringen. Von den Sololeistungen müßte aber alles fern gehalten werden, was lieber in ein Schüler-Konzert zu verweisen wäre. —

*) Müßte, um mehrstimmig komponirt werden zu dürfen, doch wenigstens „der Bleicherinnen Nachtlied" heißen.

An dieser Stelle ist auch das „Kostümfest des Künstlervereins“ zu erwähnen, welches am 27. Februar d. J. in den Räumen der Deutschen Ressource Statt fand. Zwar war es weder öffentlich, noch ausschließlich der Musik gewidmet; aber eines Theiles haben wir auch die Stiftungsfeste der Männergesangvereine von unserer Besprechung nicht ausgeschlossen, welche nicht öffentlicher waren, und es ist auch von diesem Feste schon mehrfach in öffentlichen Blättern die Rede gewesen*), anderes Theils hatte es doch eine der Musik ausschließlich gewidmete Abtheilung, welche, zum Theil in Chorgesang ohne Begleitung bestehend, seiner Erwähnung eben diese Stelle anweist. Diese musikalische Abtheilung nun war für die heimischen Interessen von besonderer Bedeutung, indem sie nur Kompositionen von den dem Verein angehörenden Musikern, beziehungsweise Komponisten Königsbergs, enthielt, von denen einer allerdings nicht mehr unter den lebenden ist. Das Programm dieser Abtheilung (der zweiten des Festes) war folgendes:

1) Künstler-Chor für vier Männerstimmen, zu dem Feste gedichtet von A. Stobbe, komponirt von L. Köhler.
2) Zwei Lieder für vier gemischte Stimmen, komponirt v. H. Pätzold († 1861) (a. „Die Nacht“, b. „An den Mond“).
3) Zwei Lieder für eine Stimme mit Klavierbegleitung v. A. Jensen (aus Op. 9 a. „Die Sternlein“, b. „Morgenständchen“)**).
4) Zwei fünfstimmige Lieder (für Sopran, Alt, Tenor, Bariton und Baß) von Fr. Zander. a. „Spurlos“ aus Op. 4; b. „An den Mond“, neu).
5) Chor für gemischte Stimmen, zu dem heutigen Feste gedichtet von ** und komponirt von H. Laudien. — —

*) Das Fest ist von vielen Anwesenden, die also solche nicht hätten sein sollen, nicht verstanden, und daher falsch beurtheilt. Allerdings kein Wunder, da das Fest nach einem wohl gegliederten Plan und in ächt künstlerischen Intentionen angelegt war; Vorstellungen, die nicht jedem geläufig oder nur faßbar sind. Die Grundidee des Festes war, die durch die Mitglieder in dem Vereine vertretenen Künste in harmonischer Verbindung mit einander zur Geltung zu bringen.

*) Vorgetragen von Herrn Simons, dem damaligen Mitgliede unserer Oper.

Wir kommen nun zu den Orchesterkonzerten, unter denen selbstverständlich nur Simfonie-Konzerte an diesem Orte besprochen werden dürfen. Solche wurden gleich den vorhergehenden Jahren durch die „ehemalige Theaterkapelle", wie sie sich noch immer nennt*), unter Leitung ihres Dirigenten Hünerfürst in der Bürgerressource gegeben. Sie fanden in der Regel Donnerstags und allwöchentlich Statt, und waren in zwei Cyklen vertheilt. Jeder derselben umfaßte acht Konzerte; der erstere gehörte ganz dem Jahre 1863 an, begann Freitag den 30. Oktober und schloß Freitag den 18. Dezember — diese beiden waren die einzigen Freitage —; der zweite begann nach vierwöchentlicher Ruhe den 14. Januar dieses Jahres und schloß den 3. März. Das Verdienst haben diese Konzerte jedenfalls, daß sie einem wirklichen Bedürfnisse abhelfen, indem das Publikum sonst Sinfonieen fast gar nicht zu hören bekäme; hiefür zeugt der starke und von Jahr zu Jahr mehr zunehmende Besuch derselben. Auch das muß anerkannt werden, daß sie ohne Prätension auftreten, und nicht nach allem möglichen Ausputz haschen, sondern einfach das bieten, was eben die Kräfte der Kapelle bieten können, zuweilen unter Hinzuziehung eines mit ihr im Zusammenhange stehenden Solisten; die Abgränzung ihres Terrains ist gewiß eine sehr verständige. Auch dagegen haben wir nichts einzuwenden, daß die Form aller sechzehn Konzerte eine ganz stereotype war: in jedem nämlich wurden zwei Ouverturen und eine Sinfonie aufgeführt; die Ouverturen schlossen einen Solovortrag oder einen anderweitigen Orchestersatz ein. Daß dieser letztere aber sehr häufig ein Orchesterarrangement irgend einer Opernnummer war, wie man es sich in Garten-Konzerten gefallen läßt, kann für Sinfonie-Konzerte durchaus nicht gebilligt werden; und die Konzerte würden sich selbst höher stellen, wenn sie derlei ganz abschafften. Neues kam selten vor; unter den Sinfonieen gab es nur eine Novität, indem am 28. Januar d. J. die „Sinfonie triomphale" von

*) Es dürfte an der Zeit sein, diese Bezeichnung mit einer andern zu vertauschen. Abgesehen davon, daß sie die Erinnerung an eine alte Differenz mit der Theaterdirektion, welche ohne dies längst vergessen wäre, immer wieder auffrischt, so möchten wir fragen, wie viele von den damaligen Mitgliedern dieser Kapelle ihr jetzt noch angehören.

H. Ulrich zum ersten (und einzigen) Male vorgeführt wurde. Seien wir auch dafür nicht undankbar. Auch die Ouverturen waren mit wenigen Ausnahmen die alten und seit Jahren immer wieder gespielten. Doch kam auch die Ouverture zu Il ritorno di Tobia von Haydn am 14. Januar zur Eröffnung des zweiten Cyklus, und von neuen Komponisten Bennet's Najaden-Ouverture (am 8. Dezember) vor; endlich wurden zwei einheimische Komponisten berücksichtigt: der Orchester-Nestor Wurst mit seiner Ouverture No. 45 (in dem letzten Konzert am 3. März) und Dullo, derselbe, von dem eine kleine Oper oben als im Theater aufgeführt genannt wurde, mit einer neuen Ouverture (am 19. November). Da innere Gründe die Zusammenstellung der Ouverturen und Sinfonien an den einzelnen Konzerttagen nicht scheinen herbeigeführt zu haben, so genügt es, wenn wir die sämmtlichen in den sechzehn Konzerten vorgetragenen Sinfonien, Ouverturen und Solostücke aufführen.

I. Sinfonien:

1) von Beethoven 7, nämlich No. 1, 2, 3, 4, 5, 7, 8 (es fehlt also nur die Pastoralsinfonie). 2) von Gade 1, in C-Moll. 3) von Haydn 3, in B-Dur (No. 9), in Es-Dur und in D-Dur. 4) von Kalliwoda 1, in F-Moll. 5) von Mendelssohn 1, in A-Moll. 6) von Mozart 1, in C-Dur („Jupiter-S."). 7) von Schumann 1, in B-Dur. 8) von Ulrich die genannte „triomphale."

II. Ouverturen:

1) von Beethoven 5, zu Egmont, Weihe des Hauses, König Stephan, Fidelio, Coriolan. 2) Bennet 1, Najaden. 3) Cherubini 3, zum Wasserträger, Anakreon, Faniska. 4) Dullo 1. 5) Gade 2, Nachklänge aus Ossian, und Im Hochland. 6) Gluck 1, zu Iphigenia. 7) Haydn 1, zu Il ritorno di Tobia. 8) Lachner 1, zu Katharina Cornaro. 9) Mendelssohn 4, zu Ruy Blas, Hebriden, Sommernachtstraum, Meeresstille und glückliche Fahrt. 10) Mozart 3, zu Cosi fan Tutte, Zauberflöte, Titus. 11) Rossini 2, zu Moses und zu Tell (zweimal). 12) Schubert 1, zu Rosamunde. 13) Spohr 1, zu Jessonda (zweimal). 14) Vogel 1, zu Demophon. 15) Weber 2, zu Freischütz und Oberon. 16) Wurst 1.

III. **Solovorträge** fanden zunächst Seitens des Dirigenten **Hünerfürst** auf dem Violoncell Statt; demnächst auf der Violine; namentlich spielte Konzertmeister **Schuster** das dritte Konzert von Prüm; auf dem Piano wurde ein Konzert von Beethoven und Polonaise von Chopin (letztere durch Herrn Pabst d. J.) gespielt; ferner ein Solo für die Klarinette; für Violine und Cello wurde ein „Grand Duo de Concert“ gehört; endlich im letzten Konzert Quartettsätze für vier Celli. —

Der Arrangements, welche auch noch vorkamen, thun wir keine weiter Erwähnung. —

Nach diesen Sinfonie-Konzerten, die Statt gefunden haben, müssen wir auch noch Sinfonie-Konzerte erwähnen, **die nicht Statt gefunden haben**; denn die letzteren könnten für manche leicht lehrreicher sein, als die erstern. Getrieben von dem Wunsche, Sinfonie-Konzerte in unserer Vaterstadt zu gründen, welche einen höheren Standpunkt als die vorerwähnten einnähmen, und etwa den Konzerten ähnlich wären, welche vor langer Zeit unter Marpurgs Direktion gegeben wurden, bildete sich ein Comité, welches glänzende Namen enthielt, und in vielversprechenden Ausdrücken solche Konzerte unter Leitung des Musikdirektor Laudien ankündigte. Subskriptionslisten wurden umhergesandt und lieferten ein gleichfalls glänzendes Resultat. Somit glaubte man fertig zu sein, wiederholte Anzeigen nannten Lokal u. s. w. Es fehlte nur noch ein einziges — das Orchester, welches die Sinfonien spielen sollte. Es ist auch nicht gelungen, ein solches zu gewinnen. Nach längerer Zeit brachten die Zeitungen eine kurze Anzeige des Musikdirektor Laudien, daß er die beabsichtigten Konzerte nicht dirigiren würde. Die dann folgenden hohen Ideen des Comités, von denen hin und her etwas verlautete, müssen sich wol ebensowenig oder noch weniger haben verwirklichen lassen, denn — die Konzerte sind nie gegeben worden. Dennoch entsinnen wir uns nicht, irgendwo eine bezügliche Anzeige des Comités gelesen zu haben, die man doch den Ankündigungen gegenüber hätte erwarten sollen. Gelernt aber kann aus dieser zu Wasser gewordenen Unternehmung zweierlei werden: erstens, daß es nicht so leicht und nicht jedermanns Sache ist, gute Konzerte, namentlich hier in Königsberg, zu Stande zu bringen; und zweitens, daß Comités, und wenn noch so glänzende, es auch nicht thun. — —

Von den in den bisherigen behandelten Massenleistungen (Chor, Orchester) gehen wir nun zu den Einzelleistungen über. Den Uebergang bilden die Quartettsoireen, zu denen sich vier hiesige Musiker: W. Schuster (1. Violine), Littich (2. Violine), Ruckenschuh (Viola) und Hünerfürst (Cello) vereinigt hatten, und die am 23. November, am 12. Dezember 1863 und am 4. Januar 1864 jedesmal um 7 Uhr, die erste und letzte im Saale des Deutschen Hauses, die zweite im Saale der Bürgerressource, Statt fanden. Eine jede brachte zwei Streichquartette, und zwischen denselben eine Komposition für Pianoforte und ein oder mehrere Streichinstrumente. Daß unter den sechs Quartetten eines eine Novität, die drei Pianoforte-Kompositionen sogar alle drei neu waren, ist diesen Soiréen als besonderes Verdienst anzurechnen. Es scheint, daß dieses besonders auf Rechnung des Konzertmstr. Schuster zu setzen ist, dessen lobenswerthes Streben nach dieser Seite hin dem Ref. von früher her bekannt ist. Die vorgetragenen Streichquartette waren folgende: In der ersten Soirée von M. von Asantschewsky, Op. 3 (neu) und von Beethoven (C-Moll), in der zweiten von Mozart (D-Moll) und A. Rubinstein (F-Dur), in der dritten von Cherubini (D-Moll) und Beethoven (A-Dur, Op. 18). Die Pianoforte-Kompositionen, welche von diesen eingeschlossen wurden, waren nach der Reihe der Soireen: 1) Große Fantasie für Pianoforte und Violine von Franz Schubert, Op. 159, vorgetragen von Fräulein Bertha Gerb und W. Schuster; 2) Trio für Pianoforte, Violine und Cello von Henri Litolff, Op. 47, das Pianoforte gespielt von Fräulein Friederike Giere; 3) Trio für dieselben Instrumente von H. Seidel (dem Kapellmeister der hiesigen Oper); die Klavierpartie vorgetragen vom Komponisten. Dieses Trio ist eine ehrenwerthe Komposition, welche seinen Schöpfer als einen tüchtigen, die bisherigen Formen dieser Gattung mit Sicherheit und Geschick beherrschenden Musiker dokumentirte. — Streichquartette sind eine so wohlthuende Musikgattung, daß man den Unternehmern Dank dafür zollen muß, wenn die Ausführung auch nicht überall auf der Höhe der Leistungen der Gebrüder Müller steht. In Erwägung des letzten Umstandes fällt es um so mehr ins Gewicht, wenn für einen hinlänglich

befriedigenden Inhalt, namentlich auch durch die genannten Novitäten neben vorzüglichen ältern Werken gesorgt wurde. —

An diese Soiréen schließt sich das Konzert des Konzertmeisters Rudersdorff, am 29. April in der Bürgerressource, an. Begann es doch auch mit einem Streichquartett, welches der Konzertgeber als erster Geiger zusammen mit den Inhabern der übrigen drei Instrumente in den vorgenannten Soiréen spielte, und zwar Beethoven Op. 18 No. 2, in G-Dur. Außerdem trug er das Violin Konzert No. 3, E-Moll, von de Beriot eine Fantaisie charactéristique von Alard, endlich zum Schluß eine Konzert-Etüde eigener Komposition „Introduktion und Fugata in G-Moll nebst Allegro in B-Dur") vor. Zwischen seinen Stücken wurden Gesangnummern (1 Arie, 2 Lieder und 1 Duett) zu Gehör gebracht. — Daß dem alten Herrn, der einst bekanntlich ein bewährter Künstler gewesen, nicht mehr alles nach Wunsch gelang, wird Niemand wundern. — —

Nun folgen die von Einzelnen gegebenen Vokal-Konzerte. Sie gingen sämmtlich von Mitgliedern der hiesigen Oper aus, und machen, da deren Mitglieder doch nur vorübergehend hier heimisch sind, schon den Uebergang zu den von fremden Künstlern veranstalteten. Die Konzertgeber waren zuerst zwei Damen, die, wie's scheint, zu Konzerten ihre Zuflucht nahmen, als ihre hiesigen Engagementsverhältnisse sich nicht nach ihren Wünschen gestalteten, sodann zwei Herren, die nach Ablauf ihrer Kontrakte „Abschieds-Matinéen" veranstalteten: Frl. Wièwiórowska und Frl. Anna Huhn, Hr. Schüller und Hr. Simons, alle vier oben bei Besprechung der Oper namhaft gemacht. Die Ordnung, in welcher die vier Konzertgeber mit ihren fünf Konzerten*) — Frl. Huhn gab nämlich deren zwei —, genannt sind, zeigt sowol die Zeitfolge als auch den Werth der letztern an, wie sie von niedrigen allmählich zu höhern Stufen emporsteigen.

Frl. Ida Wièwiórowska, am 19. Dezember v. J., sang zwei Arien, Reminiscenzen ihrer Operpartien, am Klavier, sowie zwei Lieder. Ein buntes Allerlei füllte die Zwischenräume: Deklamationen (Frl. Bartsch aus Dresden), Klaviersachen (Hr. L. Pabst), auch noch ander-

*) Sämmtlich im Saale der Bürgerressource.

zweitiger Lieder-Gesang (eines Dilettanten und sogar von Hrn. Simons); endlich spielte auch Hr. Hünerfürst „Variations pour le vio loncelle sur deux thèmes Russe et Ecossais par Franchomme."

Frl. Anna Huhn, am 1. und 8. April d. J., sang ebenfalls Operarien am Klavier und mehrere Lieder, darunter bedeutendere als ihre Vorgängerin, z. B. auch den „Erlkönig" von Schubert; dazwischen gab es wieder Deklamationen (hier Frl. Lüth vom hiesigen Theater), Klavierspiel des Hrn. L. Pabst, auch Violoncellsolo-Spiel Hünerfürst's, außerdem im zweiten Konzertspiel des Konzertmeister Schuster, welches letztere auch mit Unterstützung ihrer Genossin und Konzertvorgängerin Frl. Wièwiórowska und außerdem noch — wörtlich nach der Anzeige — „mehrerer berühmter Kräfte" (sic) Statt fand.

Herr Schüller sang in seiner Abschieds-Matinée, Sonntag den 1. Mai, wenigstens keine Operarien mehr, sondern hatte für seine eigenen Vorträge eine verständige Auswahl getroffen: Adelaide von Beethoven, und zweimal zwei Lieder von F. Schubert, Dorn u. A.; ferner unterschied sich sein Konzert von den drei vorhergenannten dadurch, daß Herr Pabst nicht mehr Klavier spielte; aber es gab doch wieder Deklamationen (dieses Mal durch Herrn Kowal vom hiesigen Theater) und für eine Operarie am Klavier war auch noch gesorgt, da er sich nun wieder der Mitwirkung seiner Konzertvorgängerin, Frl. Huhn, zu erfreuen hatte. Da diese auch noch zwei Lieder sang, so gab es von dieser Sorte des Guten etwas zu viel. Endlich spielte Konzertmeister Schuster ein Violin-Solo.

Herr Simons endlich, der seine Abschieds-Matinée Sonntag den 22. Mai gab, verbannte aus derselben sowol die Operarien als auch die Deklamationen, und stellte dieselbe schon dadurch auf eine wesentlich höhere Stufe als die Konzerte seiner Kollegen. Doch hatte sie mit den Konzerten der Damen wieder darin Aehnlichkeit, daß Herr L. Pabst wieder Klavier spielte. Ein Trio für Streichinstrumente von L. Maurer, welches den ersten Theil schließen und von den Herren Schuster, Ruckenschuh und Hünerfürst vorgetragen werden sollte, blieb weg. Männerquartette leiteten die beiden Theile ein. Auch kamen noch zwei Lieder für Sopran vor. Hr. S. selbst trug mit seiner eben so kräftigen und umfangreichen als

wohlklingenden Stimme würdige Sachen in würdiger und zum Theil trefflicher Weise vor, und drückte somit gewissermaßen noch das letzte Siegel unter das Diplom eines vorzüglichen Sängers, das er sich durch alle seine Leistungen während seines hiesigen Aufenthaltes ausgestellt hatte. Er sang im ersten Theile eine Auswahl von fünf Liedern aus F. Schuberts „Winterreise", im zweiten eine Auswahl von sechs Liedern aus der „schönen Müllerin" desselben; außerdem eine Ballade „zwei Könige", von Kapellmeister Seidel. Der große Saal war gedrängt voll. —

Hiemit ist die Reihe der von hiesigen Kräften in der vergangenen Saison veranstalteten Konzerte geschlossen. —

Aber wie die zuletzt genannten Concerte gaben, um von hier fortzukommen, so kamen andere Künstler hierher, um Konzerte zu geben. Und so schreiten wir gleichsam von dem Aktivum des musikalischen Königsberg zu dem Passivum desselben fort, indem wir nun die

Konzerte fremder Künstler

besprechen.

Die ersten Gäste dieser Art, welche Königsberg in der vorigen Saison besuchten, kamen in Gesellschaft; es war eine Ungarische Kapelle, und zwar die berühmte, welche den Namen nach ihrem jetzigen Direktor Balázs Kálmán führt. Der geschäftführende Leiter der Kapelle, der sie anscheinend in Entreprise genommen, hieß Schaitr. Die Kapelle kam von Petersburg zurück, wo sie in einem vortheilhaften Konzert-Engagement mehrere Monate zugebracht. Auf der Hinreise hatte sie in Breslau und anderen Städten Konzerte gegeben; eine ausführliche, höchst rühmende Besprechung in der Brendelschen Musikzeitschrift vom 3. Juli 1863 (Bd. 59, No. 1) von Eugen von Blum nach ihren Konzerten in Breslau hatte die Kenntniß derselben besonders vermittelt; ein Aufsatz, den wir als sehr interessant allen, denen er zugänglich ist, und die sich über diese Kapelle und ihre Musikstücke genauer unterrichten wollen, empfehlen. Bei uns trat die Kapelle nicht mehr so zahlreich auf, als bei der Hinreise; wie wir erfuhren, waren einige Mitglieder in Rußland zurückgeblieben: sie bestand jetzt nicht mehr, wie früher, aus zwölf, sondern nur noch aus acht Mitgliedern einschließlich des Dirigenten und Vorgeigers in einer Person, nämlich zwei Violinen, zwei Violen, ein Cello, ein Kontrabaß, eine Klarinette hoher

Stimmung und ein Cymbal; der Spieler des letzteren bei uns längst nicht mehr bekannten, in Ungarn noch immer gebräuchlichen Instruments, welches gleichsam das Ei unseres jetzigen Pianoforte ist, war hier leidend und konnte daher nur theilweise mitwirken: im ersten Konzerte gar nicht, im zweiten nur in einem Stücke. — Diese Kapelle hat hier sieben Konzerte gegeben, drei in Sälen, vier im Wilhelmtheater: das erste am 13. November Abends 8 Uhr im Saale des Deutschen Hauses, das zweite den 15. (Sonntags) Vormittags ebendaselbst; am Abend des 17. spielte sie im Saale der Bürgerressource; im Wilhelmtheater am 16., 18., 19. und 20. November. Jedes derselben bestand aus zwei Abtheilungen. Auch die in denselben vorgetragenen Kompositionen lassen sich in zwei Abtheilungen bringen, nämlich in ungarisch nationale und nicht nationale, welche letztern zu der in Deutschland gewöhnlichen und auch hier größtentheils bekannten Musik gehören, nämlich 1) Ouverturen (zur „Zigeunerin" von Bilse, zu „Dichter und Bauer" von Suppé, jede zweimal gespielt, nämlich beide im ersten Konzert an der Spitze der beiden Abtheilungen, dann jede einmal im Theater), 2) Potpourri's aus bekannten Opern („Troubadour", „Lucia von Lammermoor" und „Rigoletto",) von Verdi, „Don Sebastian" von Donizetti,) wozu noch ein Potpourri aus russischen Liedern, wiederholt gespielt, hinzukommt; 3) Tänze deutscher Art, zum Theil nach Opernmelodien, namentlich Quadrillen (Dianen-Quadrille nach Offenbach von Ellenbogen, zweimal,, Quadrille aus der Oper Bánk-Bán und Flora-Quadrille von demselben, Lustige-Frauen-Quadrille von Offenbach, Fortunat-Quadrille und Frühlings-Quadrille von Strauß), Walzer, Polkas und Polka-Mazurka's (von Strauß, Dantsak oder Dantsik), unter welchen wir eine „Cymbal-Polka" hervorheben. Ungleich interessanter, weil hier mit dem formellen das sachliche Interesse sich vereinigte, waren die Vorträge nationaler Kompositionen, welche in den späteren Konzerten, nachdem man die Herren dazu aufgefordert, viel weniger mit Kompositionen bekannter Art gemischt waren, als Anfangs, namentlich im ersten Konzert, wo sie offenbar geglaubt hatten, dem eingebürgerten Geschmacke huldigen zu wollen. Diese nationalen Musikstücke bestanden 1) auch in Potpourri's aus Opern, aber ungarischer, (so aus „Kunok" von Sáßár, zweimal, aus „Hunyady" von Erkel, 2) ungarische

Nationaltänze, unter denen besonders die Csárdás hervorzuheben sind, (so der Uri balcsárdás von Hüsdolf, Agnes-Csárdás von Pongrátz, Erdélyi-Csárdás von Lißnyáy, Jogász-Csárdás von Beßter Inne); hieher gehören auch wol ungarische Palotás von Bihary und Banda aus der Oper Benyovszky von Doppler. 3) Märsche (so der Klapka-Marsch von Egresy, der Hunyady-Marsch von Erkel, der Szétsényi- und der Rákoczy Marsch, fast alle öfters vorgetragen); 4) Ungarische Phantasieen („Urum, urum, biro urum“ von Lißkay, eine andere von Boka Károly*), 5) Charakterstücke, dem Andenken hervorragender Personen und Ereignisse geweiht (so „Hermin's Andenken“, ungarische Melodie von Besenyánszky — zweimal; Vörösmarthy's Tod von demselben, Bainko's Tod von Borzo; Souvenir de Komárom von Egresy, Souvenir de Tisza Füred von Fronay; 6) endlich Solostücke für einzelne Instrumente, welche ohne bestimmte Form Fantasiestücken gleichkommen. Außer dem Konzertmeister, der in den Potpourri's und sonst öfters Solo's spielte, ließen sich als Solisten hören der Cellist Longi Samuel öfters, und der Cymbalist Paul Makay, die sich als sehr tüchtig auf ihren Instrumenten zeigten. Aber auch von allen übrigen Mitspielern muß eine gewisse Virtuosität anerkannt werden, welche nicht nur jeden sein Instrument an und für sich vorzüglich behandeln läßt, sondern auch ein so vollkommenes Zusammenspiel und in vorzüglicher Stimmung ermöglicht, während doch, nach dieser eigenthümlichen Vortragsweise, das Tempo keinesweges regelmäßig durchgeführt wird, sondern häufig und in freier Bewegung wechselt. Und doch werden die (natürlich mit Ausnahme des Kontrabassisten) im Halbkreise vor dem Publikum sitzenden, von dem vorne im Centrum dieses Halbkreises dem Publikum zugewendet stehenden Vorgeiger in kaum merklichen Bewegungen, meist nur durch Blicke, geleitet, und schienen sich für gewöhnlich ganz selbst überlassen. Dabei hatten sie keine Noten, sondern spielten ihre oft sehr schwierigen Stücke auswendig.**). Auch der von diesen wenigen im Forte entwickelten wirklich erstaunlichen Kraft müssen wir gedenken, die manchmal in der Wirkung einem ganzen Orchester gleichkam. Angenehm, nach unserem Geschmack, war freilich

---

*) Vorgänger Kálmán's in der Direktion dieser Kapelle.

**) Nach Blum kannten außer Kálmán, nur zwei von ihnen die Noten.

der Effekt nicht immer. Namentlich war die Schärfe der hohen, von ihrem Bläser übrigens mit ganz besonderer Virtuosität behandelten Klarinette, die größtentheils zur Verstärkung der Melodie benutzt wurde, häufig nicht wohlthuend. Aber auch diese Wirkung gehörte offenbar zu den national-bezeichnenden, und mußte uns daher in ihrem ungeschminkten Auftreten willkommen sein. War es doch überhaupt nicht der Genuß in gewöhnlichem Sinne, den man bei dieser Kapelle suchte; das Fremdartige, das hier in hoher Vollendung uns entgegentrat, war was uns anzog und einen nachhaltigen Eindruck zurückgelassen hat. Dies ist es auch, was ein längeres Verweilen bei der Besprechung der Kapelle hier veranlaßt hat, während wir den andern Gästen weniger Zeit zu widmen brauchen.

Solcher besuchten uns im Ganzen noch fünf; sämmtlich Instrumentalisten, nämlich zwei Geiger, ein Flötist, zwei Pianisten; fremde Vertreter des Gesanges haben Königsberg nicht aufgesucht. —

Zuerst von diesen Gästen erschien ein junger Violinist, J. Rosenthal, der seine Bildung auf dem Konservatorium in Leipzig und Brüssel empfangen. Nachdem er sich durch einen Vortrag in der Musikalischen Akademie eingeführt, und guten und kräftigen Ton, so wie sehr gute Technik gezeigt, gab er zwei Konzerte im Deutschen Hause, am 4. und 12. Dezember v. J., jedesmal um 7 Uhr Abends. In dem ersten spielte er (mit Unterstützung der hiesigen Musiker Jensen II., Frentzel, Arendt und Hünerfürst) ein Streichquartett von Mozart (No. 2, G-Moll), ein Konzert von Vieuxtemps (Op. 10, No. 1, E-Dur), und eine Fantasie über ein Thema Haydn's („Gott erhalte Franz den Kaiser") von Léonard (Op. 2); in dem zweiten die Kreutzer-Sonate von Beethoven (Op. 47, A-Dur) mit Adolph Jensen, eine Ciaconne von S. Bach, für Violine allein, endlich Rêverie von Vieuxtemps und das „Perpetuum Mobile" von Paganini. Zwischen den Vorträgen des Konzertgebers wurden im ersten Konzert Adelaide von Beethoven von einem Tenoristen, und drei Lieder von A. Jensen (aus Op. 13) von einer Sopranistin vorgetragen, im zweiten die Konzert-Arie von Mendelssohn, und zwei Lieder von Schubert und Schumann, beides von einer Dame gesungen. Herrn R. selbst gelang namentlich im zweiten Konzerte nicht alles so gut, wie in seinen Privat-

vorträgen; eine Hauptschuld davon mochte wol in dem Mangel an Uebereinstimmung mit dem Klavierspieler liegen, weshalb auch die Ciaconne von Bach, viel vorzüglicher als die Sonate ausgeführt wurde; in dem Paganinischen Stücke mußte sogar einmal aufgehört und von frischem angefangen werden. —

Den zweiten Violinvirtuosen brachte uns die Saison gegen ihr Ende, und zwar einen bereits sehr berühmten, nämlich Miska Hauser. Dieser gab sechs Konzerte,*) am 12., 14., 16., 18. („letztes") 21. und 24. April d. J., im Theater und genoß dadurch den Vortheil, sich eines guten Orchesters ohne besondere Opfer bedienen zu können. Dennoch waren seine Konzerte nicht stark besucht. Hauser pflegt, gleich vielen andern eigentlichen Virtuosen, sein Spiel durch eigene Kompositionen ans Licht zu stellen, daher er auch hier nur weniges von andern komponirte vortrug, nämlich eine Larghetto von Mozart (zweimal) und ein Adagio Religioso von Ole Bull; auch ein Irländisches Lied und den Carneval von Venedig, welche beide dreimal vorkamen, kann man nicht seine Kompositionen nennen; dagegen waren die übrigen kleinern und sämmtliche größere Stücke, welche letztern jedesmal das aus fünf Nummern bestehende Programm eröffneten — nur in dem ersten Konzert ging eine Ouverture voran — von ihm selbst. Diese letzteren waren folgende: Fantasie über Motive aus „Lucrezia Borgia" (im 1. und 6. Konzert), Andante Pastorale und Rondo giocoso (grazioso) im 2. und 5., Konzertphantasie im 3., Konzert in E-Moll im 4. Von kleinern Stücken eigner Komposition trug er, an zweiter oder dritter Stelle des Programms (meistens einige zusammen) vor: Lieder ohne Worte („Ahnung", „Wiegenlied" dreimal, „Andenken, Mährchen") eine Ungarische Rhapsodie, Andante und Sicilienne; endlich am häufigsten, immer wieder „auf Verlangen", die Caprice burlesque „der Vogel auf dem Baum, nach einer amerikanischen Kinderfabel." Die häufigen Wiederholungen mehrerer dieser Stücke zeugen von dem Beifall, den sie beim Publikum errangen; gleichwol stehen sie nicht alle auch auf dem Höhepunkt der Kunst. Hauser's Technik ist bekanntlich eine eminente. —

*) Es wurden zunächst nur vier Konzerte angezeigt, und dann, „um vielen Wünschen des Publikums entgegen zu kommen", noch zwei.

Was noch die äußerliche Einrichtung der Konzerte anlangt, so wurden die fünf ersten im Stadttheater, das letzte im Wilhelmtheater gegeben. Voran ging jedesmal die Aufführung eines oder einiger Stücke. Herr Hauser trat in jedem dreimal auf, so daß jedesmal zwei Füllnummern erforderlich waren. Diese wurden von Mitgliedern der Oper übernommen, welche theils Opernarien vortrugen, wie die Herren Grevenberg und Simons im ersten, Frl. Preiß im zweiten, Herr Schüller im fünften Konzert, theils Lieder und andere lyrische Gesänge, nämlich Frl. Preiß im zweiten Konzerte Suleika von Mendelssohn, Frau Grevenberg im dritten den Erlkönig von Schubert und ein österreichisches Volkslied, im vierten Herr Simons den „Wanderer" von Schubert und Hr. Vierling den „Trompeter" von Speyer, der letztere im fünften zwei Lieder von Marschner und Kücken; im sechsten Herr Grevenberg das „Wanderlied" von Schumann, und vorher noch ein Duett aus Jessonda mit Frau Grevenberg. —

Nach M. Hauser erschien der Flötist Herr de Vroye aus Paris, ein vortrefflicher Künstler auf seinem Instrumente, dessen Name aber aus den Musikzeitschriften nur erst wenigen bekannt war, weshalb er hier keine guten Geschäfte machte. Er gab zwei Konzerte im Saale des Deutschen Hauses, am 28. April (um 7) und am 2. Mai (um 7½ Uhr). Besondere Anerkennung muß Herrn d. V. gleich zunächst dafür gezollt werden, daß er sich nicht auf den Vortrag von Kompositionen beschränkte, welche seine immense Virtuosität zu illustriren geeignet waren, sondern vorzugsweise schöne und gediegene Kompositionen von berühmten Komponisten wählte, die hier, wegen der Seltenheit von Flötenkonzerten in unserer Zeit, eigentlich ganz unbekannt waren. Dazu kommt, daß er sich hiebei nicht bei der jetzt fast allgemein beliebten Klavierbegleitung begnügte, sondern, wo sie vorgeschrieben war, Begleitung von Streichinstrumenten und sogar kleinem Orchester herstellte. — Das erste Konzert begann mit einem Original-Quartett von Mozart, für Flöte, Violine, Viola und Cello, die drei letzten Instrumente gespielt von den Herren Schuster, Frenzel und Hünerfürst. Nach zwei Sopranliedern aus „Frauenliebe und Leben" von Schumann folgte noch ein Adagio von Mozart für Flöte mit Quartettbegleitung; ferner nach einem Duett für zwei Soprane von Rubinstein und einem Violoncell-Solo des Herrn Hünerfürst eine Serenade von

Gounod für Gesang (Sopran) und Flöte, und zuletzt Introduktion und Variationen über den „Carneval von Venedig", in welchem der Konzertgeber die staunenswerthe Höhe seiner Virtuosität zeigte. -- Das zweite Konzert, welches aus zwei Theilen bestand, brachte zwei dem zuletzt erwähnten ähnliche Stücke von erstaunlicher Schwierigkeit am Schluß der beiden Theile: Große Fantasie über Motive aus der „Jüdin" von Halevy, und Große Variationen über ein Originalthema von Demerssemann; klassische Kompositionen dagegen eröffneten die beiden Theile, nämlich den ersten Larghetto und Andante für Flöte und Klavier von Seb. Bach, den zweiten Andante, Original-Komposition für Flöte und kleines Orchester von Mozart. Nach diesem letzten folgte, auf Verlangen wiederholt, die sehr ansprechende Serenade für Flöte und Gesang von Gounod. Dazwischen, als No. 2 und 6, wurde die Abschieds-Arie „Addio" für Sopran von Mozart, und Adelaide von Beethoven, letztere auf dem Violoncell von Herrn Hünerfürst, vorgetragen; für dieses Stück hätten wir zu Gunsten des im Uebrigen sehr guten Programms, eine Original-Komposition gewünscht. — Schließlich bemerken wir nur noch, daß nicht bloß die oft kaum begreifliche Virtuosität, sondern auch der wunderschöne, der Flöte kaum zugetraute Ton, den Herr v. V. auf seinem, freilich besonders konstruirten, Instrumente zu erzielen versteht, so wie der gebildete Geschmack, den er in allem zeigte, ihm unsere Anerkennung im vorzüglichen Grade abrang. —

Am Ende unserer Rundschau kommen wir zu den zwei Pianisten, die uns ihre Anwesenheit schenkten, und mit allem Fug können wir hier das Sprüchwort anwenden, „das Ende krönt das Werk"; denn die Pianisten waren Clara Schumann und Hans v. Bülow. Sollen wir über die Höhe ihrer Kunstleistungen noch besonders sprechen, der Leistungen dieser Muse und dieses Heros? Nein; durch Schweigen ehren wir sie mehr; denn ihre Vortrefflichkeit muß jedem bekannt sein. Wir führen daher nur die äußern Daten und das Material ihrer Konzerte an. — Beide befanden sich auf Konzertreisen nach Rußland, wohin Frau S. durch A. Rubinstein eingeladen war; sie weilte bei uns auf der Hinreise, H. v. Bülow gab hier seine Konzerte bei der Rückkehr von Rußland; sie hatte anscheinend dort bessere Geschäfte gemacht als er. — Hier fanden beider

Konzerte im Deutschen Hause Statt; die der erstern um 6½, die des letzteren um 7½ Uhr. Der Saal war in allen vollständig gefüllt, ja wenigstens bei den Konzerten der Frau Schumann konnte lange nicht allen Nachfragen nach Billets genügt werden*). Sie gab deren drei, am 27., 29. Januar und am 3. Februar (vor dem letzten reiste sie zu einem Konzerte nach Elbing). Frau S. spielte in jedem derselben vier Male, und zwar in den zwei ersten zum Anfang und zum Schluß der beiden Theile. Das dritte Konzert unterschied sich von den beiden ersten erstlich dadurch, daß es aus innern Gründen nicht in zwei Theile getheilt wurde, und daher mit den drei erforderlichen Füllstücken sieben Nummern enthielt, während jedes der beiden ersten mit je zwei zwischen den Klaviersachen vorgetragenen Gesängen aus sechs Nummern bestand; zweitens dadurch, daß es zwei Vorträge für zwei Klaviere enthielt, deren zweites Adolph Jensen spielte. Dieses zweite Pianoforte war ein hiesiges von Gebaur, die Konzertgeberin spielte in allen Konzerten einen Flügel von Erard in Paris, den sie mit sich führte. Die ausfüllenden Gesangstücke wurden in den zwei ersten Konzerten von einem Tenoristen, in dem dritten von zwei Sopranistinnen vorgetragen. Da diese Sachen nicht, wie häufig, ohne Rücksicht auf das übrige Programm, sondern mit Rücksicht auf dasselbe gewählt waren und im Zusammenhange mit den benachbarten Stücken standen, so lassen wir hier die vollständigen Programme der drei Konzerte folgen.

Erstes Konzert am 27. Januar.

I. Theil: 1) Sonate für Pianoforte (D-Moll, Op. 31) von Beethoven, 2) zwei Lieder von R. Schumann: „Dein Angesicht" und „Wanderlied" (aus Op. 127 und 35), 3) Klavierkompositionen von R. Schumann: a. Romanze (aus Op. 28), b. und c. zwei Fantasiestücke: „des Abends"

---

*) Zur Notiz wollen wir hier noch beiläufig anmerken, daß, während die Eintrittspreise zu den großen Konzerten der Akademie und ähnlichen 15 Sgr. und für numerirte Plätze, falls solche eingerichtet werden, 20 Sgr., an der Kasse beziehungsweise 20 und 25 Sgr. zu betragen pflegen, in den Konzerten der letztgenannten Künstler (so wie im ersten Konzert de Vroye's) Stehplätze (oder unnumerirte Plätze) 20 Sgr., numerirte Plätze 1 Thlr. kosteten; der Preis der letzten war an der Kasse 1 Thlr. 10 Sgr., der der erstern bei Frau S. 1 Thlr., bei Hrn. v. B. 25 Sgr.

und „Träumereien" (aus Op. 12). — II. Theil: 4) Variations sérieuses (Op. 54) für Pianoforte von Mendelssohn, 5) aus den Müllerliedern v. F. Schubert: a. der Neugierige, b. des Müllers Blumen, 6) a. zwei Stücke aus den „Momens musicales" (Op. 94) von Fr. Schubert, b. Notturno und Etüde von Chopin.

Zweites Konzert am 29. Januar.

I. Theil: 1) Etudes en forme de Variations (Op. 13) von R. Schumann, 2) „Adelaide" von Beethoven (Op. 46), 3) a. Gavotte (D-Moll) von Seb. Bach, b. Allegretto, Andante und Presto von Scarlatti (1650—1725). — II. Theil: 4) a. Klavierstück (aus Op. 2) und b. No. 1 u. 2 aus den „Albumblättern" (Op. 7) von Th. Kirchner, c. Impromptu (Cis-Moll) von Chopin, 5) „der Hidalgo" von R. Schumann (Op. 30), 6) a. Schlummerlied (aus Op. 124) von R. Schumann, b. Rondo capriccioso von Mendelssohn.

Drittes Konzert am 3. Februar.

1) Sonate für zwei Klaviere von Mozart (D-Dur), 2) Recitativ und Arie aus „Orpheus" von Gluck, 3) Carneval (Scenes mignones) von R. Schumann (Op. 9), 4) zwei Lieder („Lied" und „Räthsel") von A. Rubinstein, 5) Andante mit Variationen für zwei Klaviere von R. Schumann (Op. 46), 6) zwei Lieder für Sopran: a. „da lieg' ich unter den Bäumen" von Mendelssohn (aus Op. 84), b. „Waldesgespräch" von R. Schumann (aus Op. 39), 7) a. Impromptu (As-Dur) von Chopin, b. „zur Guitarre", Impromptu von F. Hiller, c. zwei Lieder ohne Worte (F-Dur und C-Dur) von Mendelssohn.

Auf die Vorschläge der hiesigen Theaterdirektion, nach den genannten Konzerten sich noch einmal im Theater hören zu lassen, ging die Künstlerin nicht ein. Dagegen nahm sie eine Einladung der hiesigen Gesellschaft „Königshalle" zu Vorträgen in einer Soirée derselben an. Wir führen auch diese, obgleich es eine Privatsoirée war, des allgemeinen Interesses wegen an. Sie machten, mit zwei zwischengestellten Gesangstücken, die zweite Abtheilung der Soirée aus, in deren erster Hälfte ein Herr und zwei Damen auch Vorträge auf dem Pianoforte hielten, — denen jedoch Frau S. wenigstens nicht beiwohnte, — und waren folgende:

1) Sonata quasi Fantasia (Op. 27, Cis-Moll) von Beethoven,

2) Walzer und Mazurka von Chopin, nebst den oben erwähnten, hier zur Wiederholung gewünschten beiden Stücken aus den Momens musicales von Fr. Schubert, 3) Schlummerlied von R. Schumann und Rondo capriccioso von Mendelssohn.

Hans von Bülow, Hofpianist Sr. Majestät des Königs von Preußen, läßt sich in seinen Konzerten nur allein hören; und es bedurfte daher auch in seinen beiden am Himmelfahrtstage den 5. und am 9. Mai gegebenen Konzerten keiner Unterstützung und Füllpiecen. Im ersten Konzerte spielte er fünf, im zweiten sogar sechs Male; und zwar abwechselnd auf zwei Flügeln aus der Fabrik des Königl. Hoflieferanten Bechstein in Berlin.

Das Programm des ersten Konzertes war folgendes: 1) Präludium und Fuge (E-Moll, Op. 35 No. 1) von Mendelssohn. 2) Große Sonate (Op. 106, B-Dur) von Beethoven. 3) a. Fantasie (C-Moll, „seiner Frau gewidmet") von Mozart, b. Sarabande und Passepied (E-Moll) von Seb. Bach. 4) a. Nocturne (Op. 37, No. 2) von Chopin, b. Impromptu-Mazurka (Op. 4) von v. Bülow, c. Soirées de Vienne, Valse caprice (E-Dur) von „Schubert-Liszt". 5) Fantasie über Themen aus Mozart's „Don Juan" von Liszt.

Das Programm des zweiten Konzertes dieses: 1) Große Sonate (A-Dur, aus dem Nachlasse) von F. Schubert. 2) a. Rêverie fantastique (Op. 7) von v. Bülow, b. Präludium und Fuge (E-Dur, Op. 53) und c. Barcarole (No. 4, G-Dur) von A. Rubinstein. 3) Chromatische Fantasie und Fuge von Seb. Bach. 4) a. „Nachtfeier" (aus Op. 7) und b. „Am Meeresstrand" und „Liebeszeichen", aus den „Romantischen Studien" (Op. 8) von A. Jensen. 5) Adagio und Variationen (Op. 34, F-Dur) von Beethoven. 6) a. Ricordanza, Etüde und Konzertwalzer über Motive aus Gounods „Faust" von Liszt. —

Das waren die Konzerte der beiden Künstler, welche der letzten Saison einen besondern Glanz verliehen. Beide hatten sich in Königsberg schon früher hören lassen: H. v. Bülow in letzterer Zeit, Clara Schumann dagegen vor langer Zeit einmal, als ganz junge Frau, indem sie mit Robert Schumann, ihrem Gatten, vor etwa 20 Jahren die erste Reise

nach Rußland machte.*) Daher war uns ihr Wiederauftreten besonders erwünscht. Beide aber sind von uns und von der gesammten gebildeten musikalischen Einwohnerschaft Königsbergs mit offenen Armen empfangen; und jetzt, wo wir mit der Feder von beiden gleichsam einen zweiten Abschied nehmen, drücken wir der ebenso liebenswürdigen als großen Künstlerin innigst die warme Zauberhand, und machen dem Staunen erregenden „Ritter mit der eisernen Hand" in vorzüglichem Respekt eine tiefste Verbeugung. — —

Werfen wir jetzt noch einen Blick auf die Gesammtheit der Saison zurück, so finden wir, daß sie nicht nur eine recht glänzende, sondern besonders zuletzt auch eine recht belebte gewesen, indem sogar zwei bedeutende Künstler, Bülow und de Vroye, gleichzeitig anwesend waren. Ueberhaupt sind von fremden (die ungarische Kapelle mit eingerechnet, die Mitglieder der Oper aber nicht) 22 Konzerte gegeben worden, davon 10 im Theater, nämlich 4 Konzerte der ungarischen Kapelle und alle 6 Konzerte M. Hausers. Es waren sämmtlich Instrumentalkonzerte, und zwar, außer den 7 Konzerten der Ungaren, bestanden sie in 8 Violin-, 5 Klavier- und 2 Flötenkonzerten. Nach der Zeit geordnet, kommen davon 7 auf den November (die Ungaren), 2 auf den December (Rosenthal), 2 auf den Januar und 1 auf den Februar (Clara Schumann), 7 auf den April (6 von M. Hauser und 1 von de Vroye), 3 auf den Mai (1 von de Vroye und 2 von Bülow). —

Die Zahl der öffentlichen Konzerte, welche von hiesigen Kräften ausgingen und hier in Betracht kommen konnten, war 39. Davon kommen 16 allein auf die „ehemalige Theaterkapelle" (Sinfonie-Konzerte). Von den übrigen 23 waren große Konzerte mit Chor und Orchester ungefähr die Hälfte, nämlich 11, darunter befanden sich aber 2 Gartenkonzerte (1 des Sängervereins, 1 des Vereins der Liederfreunde), also bleiben 9 große Saalkonzerte; von diesen gab die Musikalische Akademie 7, jeder der beiden Männergesangvereine 1. Der Rest von 12 Konzerten vertheilt sich so, daß 3 Quartettsoiréen waren, 9 Konzerte mit Klavierbegleitung, und

*) Diesmal war sie von einer erwachsenen Tochter (Marie) begleitet.

zwar 1 Violinkonzert (Rudersdorff), 8 Gesangkonzerte, davon 3 mit Chor (Frau Köttlitz), 5 ohne denselben. —

Diese 39 Konzerte vertheilen sich auf die einzelnen Monate so, daß 3 im Oktober, 8 im November, 5 im December, 4 im Januar, 6 im Februar, 2 im März, 5 im April, 4 im Mai, und 2 (Gartenkonzerte) im Juni Statt fanden. Nehmen wir die Konzerte der Einheimischen und Fremden zusammen, so erhalten wir 61, von denen 3 auf den Oktober kommen, 15 auf den November, 7 auf den December, 6 auf den Januar, 7 auf den Februar, 2 auf den März, 12 auf den April, 7 auf den Mai, und 2 auf den Juni. —

Schließlich möge hier zur Orientirung noch ein Konzertkalender der ganzen abgelaufenen Saison folgen. Die nicht öffentlichen, aber vor einer zahlreichen eingeladenen Zuhörerschaft veranstalteten Aufführungen, die auch in Obigem mit angeführt sind, nehmen wir in das Verzeichniß, jedoch in Parenthese geschlossen, mit auf.*)

1863.	Oktober	16.	Konzert des Sängervereins.
	"	(25.	Privat-Aufführung der Musikalischen Akademie zur Feier ihres 20jährigen Bestehens.)
	"	26.	Konzert der Musikalischen Akademie (Händels Alexander-Fest).
	"	30.	Sinfoniekonzert 1 der ehemaligen Theaterkapelle (Hünerfürst).
	November	5.	Sinfoniekonzert 2.
	"	10.	Konzert der Frau Köttlitz.
	"	12.	Konzert der Musikalischen Akademie.
	"	"	Sinfoniekonzert 3.

*) Ausdrücklich sei hier wiederholt, was im Anfange der ganzen Besprechung aufgestellt wurde, daß alle gewöhnlichen Gartenkonzerte von Militär- und anderen Orchestern, so wie auch die ganz ähnlichen Salonkonzerte, die andere als künstlerische Zwecke verfolgen, ausgeschlossen sind. Doch wollen wir hier zwei Konzerte noch anführen, gleichsam als Kuriositäten, die oben ausgeschlossen blieben: das am 18. März von drei Militär-Musikmeistern mit ihren Musikkorps gemeinschaftlich auf dem Moskovitersaale gegebene Konzert, und das Kinderkonzert, welches am 31. August im Schützengarten Statt fand, gleich dem vorigen zu einem Unterstützungszwecke.

	November	13.	Konzerte der Ungarischen Kapelle Balazs Kálmán.
	"	15.	
	"	16.	
	"	17.	
	"	18.	
	"	19.	
	"	"	Sinfoniekonzert 4.
	"	20.	Letztes Konzert der Ungarischen Kapelle.
	"	21.	Konzert der Musikalischen Akademie (Mozart's Requiem).
	"	23.	Quartettsoirée 1 (Schuster, Hünerfürst u. s. w.)
	"	26.	Sinfoniekonzert 5 und 6.
	December	3.	
	"	4.	1. Konzert des Violinisten Rosenthal.
	"	10.	Sinfoniekonzert 7.
	"	12.	Quartettsoirée 2.
	"	"	2. Konzert des Violinisten Rosenthal.
	"	18.	Sinfoniekonzert 8 (letztes im I. Cyclus).
	"	19.	Konzert des Frl. Wiéwiòrowska.
1864.	Januar	4.	Quartettsoirée 3.
	"	14.	Sinfoniekonzert No. 1 und 2 des II. Cyclus.
	"	21.	
	"	27.	1. Konzert von Clara Schumann.
	"	28.	Sinfoniekonzert II, 3.
	"	29.	2. und 3. (letztes) Konzert von Cl. Schumann.
	Februar	3.	
	"	4.	Sinfoniekonzert II, 4.
	"	(6.	Soirée der Königshalle mit Clara Schumann.)
	"	11.	Sinfoniekonzert II, 5.
	"	16.	Konzert der Musikalischen Akademie (Das Paradies und die Peri von R. Schumann).
	"	17.	Konzert der Frau Köttlitz.
	"	18.	Sinfoniekonzerte II, 6 und 7.
	"	25.	

Februar	(27.	Fest des Künstlervereins).
März	3.	Sinfoniekonzert II, 8 (letztes).
„	(5.	Stiftungsfest des Vereins der Liederfreunde.)
„	28.	(Charfreitag) Konzert der Musikalischen Akademie (Graun's „Tod Jesu").
April	1.	Konzerte des Frl. Huhn.
„	8.	
„	9.	Konzert der Musikalischen Akademie.
„	12.	
„	14.	Konzerte (1—3) des Violinvirtuosen M. Hauser.
„	16.	
„	(„	Stiftungsfest des Sängervereins.)
„	18.	
„	21.	Konzerte M. Hauser's.
„	24.	
„	„	Matinée der Frau Köttlitz.
„	28.	1. Konzert des Flötisten de Vroye.
„	29.	Konzert des Konzertmeister Rudersdorff.
„	(30.	Konzert des Sängervereins im Wilhelmtheater.)
Mai	1.	Abschieds-Matinée des Operntenoristen Schüller.
„	3.	2. (letztes) Konzert de Vroye's.
„	5.	(Himmelfahrt) 1. Konzert von H. v. Bülow.
„	7.	Konzert der Musikalischen Akademie (Das verlorene Paradies" von A. Rubinstein).
„	9.	2. (letztes) Konzert H. v. Bülow's.
„	21.	Konzert des Vereins der Liederfreunde (im Wilhelmtheater zum Besten der Kronprinzstiftung).
„	22.	Abschieds-Matinée des Opernsängers Simons.
Juni	22.	Gartenkonzert des Sängervereins.
„	29.	„ des Vereins der Liederfreunde.
September	(3.	desgleichen.)

M.

Mittheilungen und Anhang.

Zur Geschichte der Kirche von St. Johann in Danzig.

Den 17. November 1864 beging Pastor Hepner den Tag, an welchem er vor 25 Jahren der Heiligen Leichnamskirche, an der er 5 Jahre lang seelsorgerisch gewirkt hatte, zur St. Johanniskirche, in sein jetziges kirchliches Amt eingetreten war. Der College des Jubilars, der durch seine Abhandlung in der Niednerschen Zeitschrift für die historische Theologie. Jahrgang 1862. Heft 1. S. 3—85 „Zur polnischen Literatur. Eine literar-historische Uebersicht nach den in Danzig vorhandenen Schriftdenkmalen“ und vorzüglich durch seine „Geschichte der evangelischen Kirche Danzigs“ (Danzig 1863. Th. Bertling) allgemein bekannte Diaconus Dr. Eduard Schnaase brachte ihm durch einen gedruckten offenen Brief, der die Geschichte der Johanniskirche enthält, den ersten Gruß dar.

Aus dem uns vorliegenden Schriftchen ziehn wir folgende Resultate: die St. Johanniskirche in der 1343 gegründeten Rechtstadt Danzig gelegen, wird zum ersten Mal im Grundzinsbuch von 1358 erwähnt. Da dort jedoch schon 1353 die St. Johannisgasse genannt wird und wohl anzunehmen ist, daß die Gasse von der Kirche (oder Kapelle) nicht umgekehrt die Kirche von der Gasse den Namen erhalten habe, so ist anzunehmen, daß die Gründung zwischen 1343 und 1353 erfolgt ist. Als Kirchweihtag wird der allein in dieser Kirche Danzigs als ganzer Festtag gefeierte 2. Juli, wohl mit besserem Rechte aber der in einem alten Fest-Calender (Janus Cisius) ausdrücklich als solcher benannte 25. Juli (Jacobi-Tag) bezeichnet. Gegen 120 Jahre wurde an der Kirche gebaut; die Zuwölbung geschah erst in den Jahren 1463, 1464, 1465. Zur Pfarr-

kirche wurde sie, gleichzeitig mit der Petri-, Paul- und der St. Barbarakirche erst 1456 ernannt. (Simon Grunau ist also im Irrthum, wenn er schon 1390 von einer „Pfarre St. Johannis" spricht.) Auch die Meinungen darüber, ob die Kirche in der vorreformatorischen Zeit bei ihrer Gründung Johannes dem Täufer, oder Johannes dem Evangelisten geweiht worden sei, sind zwiegespalten. Die erstere Annahme, welche jedenfalls Mitte des 17. Jahrhunderts die herrschende war, stützt sich darauf, daß das Kirchensiegel die Ueberschrift „Joannes Baptista" führt, daß eine größere Glocke diesen Namen trägt, daß das große Reliefbild im Hochaltar die Taufe Christi im Jordan durch Johannes den Täufer vorstellt, daß das Bild desselben sich über dem Eingange in der Johannesgasse zeigt und daß namentlich der Name auf einem der beiden alten Chorstühle zu lesen ist, welche der vorreformatorischen Zeit angehören. Die andere Meinung läßt das uralte Fähnlein auf dem kleinen Thurm über dem Kreuzgange für sich Zeugniß ablegen, welches unzweifelhaft die Figur St. Johannes des Evangelisten präsentirt. — Es ist nun das Verdienst Schnaases nachgewiesen zu haben, daß beide Meinungen irrig sind und daß die Kirche nicht einem oder dem andern, sondern beiden Johannes gemeinsam geweiht war. Die Gründe sind schlagend. So wie die Lichtkronen in der Marienkirche ein Bild der Jungfrau Maria, zwei Lichtkronen in der Bartholomäi-Kirche ein Bild dieses Heiligen tragen, so tragen die Lichtkronen der Johannes-Kirche ein Bild zweier männlicher Personen, die leicht als Johannes der Täufer und Johannes der Evangelist kenntlich sind. Jeder Zweifel wird aber beseitigt durch das Privilegium des Gewerkes der Kastenmacher, wegen ihres Altars, vom Jahre 1479, in welchem der Geber sich nennt: Licentiatum im Geistlichen Recht und Pfarrherr der Kirche der Heiligen Johannis Baptistae und Johannis Evangelistae binnen Dantzig Leslauisches Gestifts." Von dieser feststehenden Thatsache ausgehend weist nun der Verfasser überzeugend nach, daß die Südseite der Kirche vorzugsweise zur Verherrlichung des Täufers, die Nordseite zur Verherrlichung des Evangelisten verwandt wurde. Wahrscheinlich hat auch über der sog. Schulthüre auf der Nordseite ehmals das Bild des Evangelisten gestanden. Das Siegel kann keinen Beweis geben, weil seine Entstehung erst in die nachreformatorische Zeit gesetzt

werden kann; ebenso gehört der Altar dem 17. Jahrhundert an. Möglicherweise hat in älterer Zeit eine andere große Glocke den Namen des Evangelisten Johannes getragen. Die beiden Chorstühle endlich standen unzweifelhaft früher beide auf einer Seite der Kirche und zwar auf der dem Täufer geweihten Südseite. Die Chorstühle der Nordseite fehlen; die Vermuthung liegt nahe, daß sie Worte und Darstellungen enthielten, welche sich auf den Evangelisten bezogen. — Zum Schluß ist eine übersichtliche Beschreibung des 1611 erbauten Altars beigegeben, des einzigen von Stein in allen Kirchen Danzigs. —

Elbinger Ansichten.

Photograph Fr. L. Levin in Elbing, der sich seit längerer Zeit damit beschäftigt, nach alten noch vorhandenen Abbildungen von Elbing Photographien anzufertigen, beabsichtigt laut Subscriptions-Einladung in dem Neuen Elbinger Anzeiger 1865. No. 13 folgende 8 Blätter von allgemeinem Interesse in der Größe von 10 und 7 Zoll herauszugeben: 1. die Stadt Elbing 1655, 2. dieselbe 1765, 3. das Gymnasium, 4. das altstädtische Rathhaus 1556, 5. den Einzug des Königs Gustav Adolph von Schweden in Elbing 1626, 6. den Schempermarkt in Elbing, 7. die St. Nicolai-Kirche, 8. die Kirchenhäuser und die Probstei der St. Nicolai-Kirche. Der Subscriptionspreis für alle 8 Blätter incl. Mappe beträgt 4 Thlr.

Provinzial-Geschichts-Kalender.

16. Febr. 1818. Einweihung des 1815 errichteten Graf Bülow v. Dennewitzschen Blinden-Unterrichts-Instituts in **Kgsbg.**

17. Febr. 1370. Die Ritter gewinnen unter dem Ordensmarschal **Henning Schindekopf**, der selbst umkommt, den Sieg bei **Rudau** über die Littauer. (Kinstut u. Olgerd.)

20. Febr. 1332. Der Hochm. **Luther v. Braunschweig** regelt, um den Ort **Bartenstein** vollends zur Stadt fortzubilden, die Grundbesitz- und Abgabenverhältnisse der neuen Bürgergemeinde, verleiht derselben das **culmische Recht** und trifft noch weitere, dem städtischen Wesen entsprechende Einrichtungen. (s. **Behnisch**, Gesch. d. Stadt Bartenstein. Urk. Beil. Nr. 1. S. 497 f. **Voigt**, Cod. dipl. Pr. II. Nr. 140. **Gengler**, Cod. jur. munic. I, S. 123.)

21. Febr. 1737. Stiftungs-Urkunde des mons pietatis. („1736 im Juli bereisete der Kg. Fr. Wilh. I. abermals sein geliebtes Littauen und sorgte jetzt vorzügl. für dessen Kirchen und Schulen. Den 1. Aug. bestätigte er den Plan der Schulkommission zur Organisirung der Preuß. Landschulen, schenkte zur Salarirung der Landschullehrer 50,000 Thlr. unter dem Namen mons pietatis, dessen Stiftungsurkunde vom 21. Febr. 1737 ist, und in den polnischen Distrikten 85 wüste Hufen, die auf Erbpacht ausgethan werden mußten. Die Direktion dieser Schenkungen trug er der Spec.-Kirchen- u. Schul-Kom. auf, deren Mitgliedern er das Prädikat von Kirchen- u. Schulräthen und den Rang mit den Hofgerichtsräthen im folgenden Jahre ertheilte." Hennig.)

22. Febr. 1454. Der Kg. Kasimir v. Polen erklärt dem **Hochm.** u. dem **deutsch. Orden** den Krieg. (Beginn des **13jährigen Krieges.**)

23. Febr. 1657. Edikt des Raths zu **Thorn**, daß die Juden die Stadt zu räumen haben. (Thorn. Wchbl.)

24. Febr. 1589. Der **Thorner** Stadtphysikus **Melchior Pyrnesius** von Pyrn †. Von ihm rührt das älteste Denkmal des **Copernikus** (in der Johanniskirche zu **Thorn**) her. (Thorn. W.)

25. Febr. 1816. Der kommandirende General von Preußen Graf **Fr. Wilh. Bülow von Dennewitz** † zu **Kgsbg.**

27. Febr. 1454. Die Alt- und Neustadt **Thorns** wird durch die Wahl eines Raths vereinigt. (Th. W.)

28. Febr. 1286. Der Dtsch.-Ord.-Landmeist. in Preußen **Konrad v. Thierberg** ertheilt den Bürgern von **Kgsbg.** (Altstadt) ihr Hauptprivilegium.

1. März 1794. Eröffnung des Corrections-Instituts in **Tapiau** (ausführl. Nachricht über dasselbe s. Preuß. Archiv 1794).

2. März 1829. **Karl Gottfr. Hagen,** Dr. med., Prof. der Physik und Chemie, Medicinalrath, Senior der Universität † zu **Kgsbg.** 80 Jahre alt.

3. März 1600. **Robert Roberthin** zu **Saalfeld** in Ostpr. geb. (s. Altpr. Mtsschr. I. S. 186. 7. Apr. 1648.)

4. März 1701. Der Holzkämmerer **Theod. Gehr** in **Kgsbg.** erhält ein d. d. 4. März 1701 ausgefertigtes Kgl. Privilegium, daß seine bisherige Privat-Information als eine **königl. Schule** angesehen werden sollte. (**Königl. Schule auf dem Sackheim,** jetzt **Friedrichs-Collegium.**) (s. **Merleker,** Annalen des Kgl. Friedr.-Colleg. 2. Aufl. Kgsbg., 1864. S. 5.)

5. März 1311. Der Hochm. **Siegfried v. Feuchtwangen,** der den Meistersitz nach der **Marienburg** verlegte, †. (s. **Töppen,** pr. Histor. S. 268 f.)

6. März 1808. Der Kronprinz Friedr. Wilh. v. Preußen wird zum **Rector Magnif.** der Universität zu **Kgsbg.** proklamirt.

8. März 1704. M. Georg **Funk,** Diak. im Kneiphof (vorh. Erzpriester in Insterburg) in **Kgsbg.** †. (s. über ihn Bud's Pr. Math. S. 128. Lilienthal, Beschr. des Thums und Pastenaci Nachr. S. 26.)

9. März 1721. König Fr. Wilh. I., der in diesem Jahre Ostpreußen behufs wichtiger ökonomisch-kameralistischer Einrichtungen durchreiste, verordnet, „daß alle Landprediger 4 Hufen Landes zum Dienst, frei von allen Abgaben, genüßen, wenn sie aber bisher so viel nicht gehabt, denselben noch 4 Hufen, dafern aber der Acker von schlechter Bonität, auch wol 6 Hufen gegeben und solche von allen Praestandis eximirt werden sollten." (Hennig.)

11. März 1753. **Joh. Heinr. Kirchhoff**, Kontor im Kneiphof, ein „sehr berühmter" Musiker, † 60 Jahre alt zu **Kgsbg**. (Hennig.)

12. März 1799. **Georg Konr. Reichsgr. v. Finckenstein**, Landschafts-Director des Ober- und Ermländ. Departements, † auf seinem Gute **Jäschkendorf** bei Mohrungen. Die Landschaft hat ihm auf dem Schloßplatz zu **Mohrungen** ein Monument errichtet. (Hennig.)

13. März 1679. Der große Kurfürst verläßt **Kgsbg**. um nach Berlin zurückzukehren.

15. März 1769. Dr. **Christoph Langhansen**, adj. Oberhofpred., Prof. der Mathem., Consist.-R. † 79 Jahre alt zu **Kgsbg**. Sein Tod verschaffte endlich dem Magister **Kant** die ordentliche Professur.

16. März 1826. Prof. Dr. **Joh. Severin Vater** (von 1809—1820 Professor an der **Königsberger** Universität, bekannt durch sein Buch: „**Die Sprache der alten Preußen**" nach dem 1561 in Kgsbg. gedruckten Catechismus in altpreuß. Sprache) † in Halle.

17. März 1846. **Fr. Wilh. Bessel**, der berühmte **Königsberger** Astronom †.

18. März 1767. Russische Truppen besetzen, unter dem Vorwande die Dissidenten schützen zu wollen, die Stadt **Thorn** und bleiben bis zur ersten Theilung Polens. (Th. W.)

19. März 1454. Die Mitglieder des **preußischen Bundes**, an der Spitze **Hans von Baisen**, stellen zu **Thorn** eine Urkunde aus, in welcher sie ihren Abfall vom Orden aussprechen und begründen und sich zum Huldigungseide an den König von Polen verpflichten.

20. März 1568. Herzog **Albrecht v. Preußen** † zu **Tapiau** und seine zweite Gemahlin Anna Maria von Braunschweig 16 Stunden später zu **Neuhausen** bei Kgsbg.

21. März 1458. Der im Dienste des Ordens stehende Söldnerführer Bernhard v. Zinnenberg versucht — jedoch erfolglos — einen nächtlichen Ueberfall der Stadt **Thorn**. (Th. W.)

22. März 1808. **Göckingk**, Pfarrer an der Tragheimschen Kirche und Vorsteher der Tiepoltschen Schulanstalt, † zu **Kgsbg**. Er war ein Bruder des bekannten Dichters und des Generals der Cavallerie.

23. März 1819. Der russische Statsrath **v. Kotzebue** (vorher russ. General-Consul und Theater-Director in **Kgsbg**. wegen Herausgabe seiner preuß. Geschichte von der hiesigen philos. Facultät zum Dr. ernannt) † durch den Dolch des Studenten Sand in Manheim.

24. März 1800. Die Apotheker-Wittwe **Susanna Tiepolt** zu **Kgsbg**. († 10. Juli 1800)

vermacht in ihrem Testament einen Theil ihres Vermögens zur Gründung einer „freien Armen-, Industrie- und Sonntagsschule" (die **Tiepoltsche Schule** auf dem Tragheim.) (Fabers Taschenb. S. 272 f.)

25. März 1865. Das Ostpreuß. Ulanen-Regiment No. 8 in **Elbing** feiert das **fünfzigjährige Jubiläum** seiner Errichtung. (Dasselbe ersuchte im Nov. v. J. alle Kameraden, die als Officiere, Aerzte oder Zahlmeister den beiden Husaren-Regimentern der russisch-deutschen Legion, aus denen das Regiment hervorgegangen, und diejenigen, welche dem Regiment seit der Errichtung angehört haben, ihre Adressen nach Elbing mitzutheilen. (Westpr. Ztg. 1864. No. 197.)

27. März 1686. **Joh. Jak. Quandt** (Oberhofpr. u. Gen.-Sup., Kirchen- u. Consist.-R., Präs. d. Kgl. Deutsch. Gesellsch., erst. Prof. d. Theol. ꝛc. † 17. Jan. 1772 86 J. alt) zu **Kgsbg.** geb. (Ueber sein Leben und seine Verdienste s. Borowski im Pr. Arch. 1794. S. 7—67.)

29. März 1280. Bischof **Heinrich v. Ermland** verleiht seinen Bürgern in Braunsberg unter dem Namen der Stadt **Braunsberg** alle Hufen, welche er selbst in näher bezeichneten Grenzen angewiesen hat, mit allen Nutzungen, nur Biberjagd, Metalle und Salz ausgenommen, nach lübischem Rechte zu ewigem Besitz. (Cod. dipl. Warm. I. No. 56. S. 97—101. Gengler, Cod. jur. munic. I, S. 281 f.)

30. März 1407. Der Hochmeist. **Konrad v. Jungingen** †.

31. März 1770. Durch Hofrescript wird der Magister **Immanuel Kant** Professor der theoretischen Philosophie.

Universitäts-Chronik 1864.

(Nachtrag.)

23. Dec. Philolog. Doctordissert. von **Jul. Schultz** (aus Danzig): De prosodia satiricorum Romanorum capita duo de muta cum liquida et de synaloephe. (67 S. 8.)

24. „ Medic. Doctordissert. von **Ottom. Diosegi** (aus Mühlhausen): De encephalopathia rheumatica. (32 S. 8.)

„ „ Medic. Doctordissert. von **Hugo Saemann** (aus Königsberg): De sectione caesarea agitur, tum quaeritur num matris genus moriendi vim habeat ut foetus vel prospere vel infeliciter sectione caesarea in lucem edatur. (25 S. 4.)

„ „ Medic. Doctordissert. von **Ottok. Wandke** (aus Mohrungen): De fistula vesico-vaginali. (31 S. 8.)

31. „ Medic. Doctordissert. von **Theod. Deutsch**: De cerebri morbo ex syphilide orto. (31 S. 8.)

„ „ Medic. Doctordissert. von **Hugo Gerdien** (aus Königsberg): De eclampsia gravidarum, parturientium, puerperarum. (29 S. 8.)

31. Dec. Medic. Doctordissert. von **Gust. Radefeldt** (aus Wundladen): De operatonibus varicum haemorrhoidalium tractationis maxime galvanocausticae ratione habita. (31 S. 8.)

1865.

13. Jan. Histor. Doctordissert. von **Arth. Lipkau** (aus Königsberg): De Richardo, comite Cornubiae, electo, coronato rege Romano. (32 S. 8.)

18. „ „Acad. Alb. Regimon. 1865. I.“ Programm in conditi Prussiarum regni memoriam (12 S. 4.). Inest **Lud. Friedlaenderi** diss. de medicorum apud Romanos condicione (S. 3—10). — Quaestiones litterariae civibus academicis in hunc annum ad concertandum propositae (S. 11. 12.)

4. Febr. Medic. Doctordissert. von **Valer. de Reutt** (aus Posen): De carcinomate hepatis. (32 S. 8.)

Lyceum Hosianum in Braunsberg 1865.

23. Jan. Histor. Habilitationsschrift von **Joseph. Bender**, Philos. Dr. et P. P. O. D., De veterum Prutenorum diis. Brunsb., typis Heyneanis. (26 S. 8.)

Bibliographie (1862 und 1863).

(Nachtrag und Fortsetzung.)

Canal, Der Elbing-oberländ., und seine geneigten Ebenen. Mit 1 lith. Plane. Danzig, 1863. Kafemann. (17 S. 16.) 1/6 Thlr.

Foß [aus Danzig], Gymn.-Prof. Dr. R., Grundriß der Geschichte f. d. mittl. Classen höherer Lehranstalten. 2. verm. und verb. Aufl. Berlin, 1864. (1863.) Gärtner. (VII u. 210 S. gr. 8.) 3/5 Thlr.

— — Ludwig Uhland. Ein öffentl. Vortrag. Ebd., 1863. Hertz in Comm. (36 S. gr. 8.) 1/5 Thlr.

Quit, Dr. Sigm., Drei Predigten gehalt. am 27. Febr., am Charfreit. u. Osterfeste d. J. 1859 vor d. freireligiös. Gemeinde zu Danzig. Stenographirt v. **H. Kleimann**, Mitgl. d. Danz. Stenographen-Vereins, u. von letzterem mit freundl. Bereitwilligk. der II. freirelig. Gemeinde als Erinnerung an den Verstorbenen zur Veröffentl. übergeben. Danzig, 1863. Doubberck in Comm. (23 S. 8.) 1/6 Thlr.

Radau [aus Königsberg]. — **d'Abbadie, Ant.**, Géodésie d'Éthiopie, ou Triangulation d'une partie de la haute Éthiopie, exécutée selon des méthodes nouvelles; vérifiée et rédigée par Rud. Radau. Fasc. 1—3. Paris, 1861—63. (VIII und 457 S. 4.) 16 2/3 Thlr.

Rathke, weil. Prof. Heinr., Vorträge z. vergleich. Anatomie der Wirbelthiere. Mit e. Vorw. v. Prof. C. Gegenbaur. Leipzig, 1862. Engelmann. (VI u. 170 S. Lex.-8.) 1 1/2 Thlr.

Rathke, Beiträge zur Entwickelungsgeschichte der Hirudineen. Hrsg. u. theilweise bearb. v. Prof. Rud. Leuckart. Mit 7 Kpftaf. Ebd., 1862. (IV u. 116 S. gr. 4.) 4⅔ Thlr.

Rautenberg, E. L., Festlieder zur Feier der Erinnerung an den Befreiungskrieg in den Jahren 1813, 1814 u. 1815. Preußens Kriegern dargebracht am 17. März 1863. Mohrung., o. J. E. L. Rautenberg. (16 S. 8.)

Rawack, Dr. Wolfg. (aus Königsberg), De aquis mineralibus arte parandis. Diss. inaug. Berol., 1863. (40 S. 8.)

Reden Preußischer Volksvertreter in der Adreß-Debatte gehalten am 27., 28. u. 29. Januar 1863. Kgsbg., o. J. Schwibbe. (16 S. 8.)

Reductions-Tabellen sämmtlicher in Ost- u. Westpreußen und Litthauen vorkommenden Feldmaße ꝛc. Hohenstein, 1862. Harich.

Referat des VI. Ausschusses des XVI. Provinzial-Landtages über die Gebäudesteuer-Veranlagung. Gedr. bei Hartung in Kgsbg. 1862. (30 S. 4.)

Berichtigungen.

Seite 21, Zeile 8 rechts statt 2 lies 1.
Seite 26, Zeile 19 ist zwischen V und II das Komma ausgefallen.

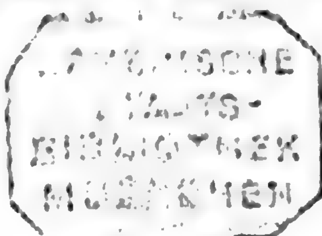
Lieder von Hafis
als Uebersetzungsprobe mitgetheilt
von
G. H. F. Nesselmann.

1. (B. 4.)

1. Sufi, komm, ein reiner Spiegel lacht dir in dem Becher,
Schau im Wein, dem reinen rothen, einen Sorgenbrecher.
2. Phönix ward noch Niemands Beute, zieh zurück die Netze,
Denn der leere Wind nur streift dir durch des Netzes Fächer.
3. Heut genieße, was sich darbeut; Glück wird treu nicht bleiben;
Adam auch trieb aus des Paradieses Flur der Rächer.
4. Leer' im Zeitschmaus zwei Pokale und dann geh von dannen,
Hoff' nicht dauernden Genuß, es kommen Ungemächer.
5. Floh die Jugend und du pflücktest dir nicht eine Rose,
Werd' im Alter dann der Tugend und des Ruhms Fürsprecher.
6. Weltgeheimniß forsche hinterm Schleier froher Trinker,
Nimmer werden dich es lehren fromme Silbenstecher.
7. Auf den Dienst an deiner Schwelle hab' ich große Rechte,
Schenk drum einen Gnadenblick, o Herr, mir armen Schächer.
8. Hafis sehnt sich nach dem Weinglas. Zephyr geh und melde
Meine Dienstbeflissenheit dem Dscham, dem alten Zecher.

2. (B. 8.)

1. Wenn jene Schöne von Schiras mein Herz festhielt' in ihrer Hand,
Für's Wangenfleckchen gäb' ich gern Bukhara hin und Samarkand.
2. Komm Schenke, tränke mich mit Wein, du findest nicht im Paradies
Den Wasserspiegel Ruknabad's noch auch Mußella's Rosenstrand.
3. Ein Jammer, daß dies Völkchen hier, verliebt, gefährlich aller Welt,
Die Ruhe aus den Herzen raubt, wie Türken Beute aus dem Land.



4. Der Freundin Schönheit misset leicht der Liebe Unvollkommenheit,
Es braucht das liebliche Gesicht nicht Schminke, Farb' und solchen Tand.
5. Erzähl' von Sängern uns und Wein und laß das Weltgeheimniß ruhn,
Enthüllt hat es, enthüllen wirds doch keines weisen Manns Verstand.
6. Von Josephs Schönheit hab' ich wohl gehört, der täglich wachsenden,
Wie aus dem Keuschheitsschleier sich Suleikha stahl, von Lieb' entbrannt.
7. Du schmähtest mich, ich nahm es hin, verzeih dir Gott, du thatest Recht,
Denn bitters Wort aus schönem Mund bleibt immer doch ein süßes Pfand.
8. Leih gern dein Ohr dem guten Rath, denn lieber als sich selber hat
Des klugen Alten Mahnungswort der geistbegabte junge Fant.
9. Mit Sang erfreust und Perlen reihst du, Hafis, komm und singe schön,
Daß über deine Lieder streu der Himmel das Plejadenband.

3. (B. 59.)

1. Tadle, reingeschaffner Frommer, die nicht, die an Wein sich letzen,
Denn die Sünden Andrer wird man nicht auf deine Rechnung setzen.
2. Ob ich gut sei oder böse, geh nur, sei dir selbst genug,
Denn was Jeder hier gesät hat, das wird ihn als Ernt' ergötzen.
3. Raube mir im Voraus nicht die Hoffnung auf die ew'ge Gnade,
Weißt du denn, wer hinterm Schleier schön ist oder zum Entsetzen?
4. Jeder Mensch sucht hier sich Freunde, mag er klug sein oder trunken,
Sei's Moschee, sei's Synagoge, Liebe wohnt an allen Plätzen.
5. Ich bin nicht allein der Zelle der Enthaltsamkeit entronnen,
Schon mein Urahn ließ sich aus dem ew'gen Paradiese hetzen.
6. Mit Verehrung neigt mein Haupt sich auf der Weinhausschwelle Ziegel,
Neiders Haupt, der nicht begreift den Sinn, mag sich am Stein verletzen.
7. Lieblich ist des Paradieses Garten, aber wohlbedacht
Mögst du auch den Rand der Aue und der Weide Schatten schätzen.
8. Setze kein Vertraun auf Werke, denn was des Gerichtstags Griffel
In das Buch schrieb, weißt du nicht, drum trau nicht eitelen Geschwätzen.
9. Hafis, hälst am Tag des Todes du den Weinpokal in Händen,
Wird man grade aus der Schenke dich ins Paradies versetzen.
10. Ist dies ganz und gar dein Grundsatz, ist der Grundsatz schön und gut,
Ist dies deine Lebensregel, ist die Regel sehr zu schätzen.

4. (B. 60.)

1. Jetzt, da's wie Paradieses Hauch vom Garten weht und Haine,
Vom schönen Freunde lass' ich nicht, nicht von dem süßen Weine.
2. Der Bettler, warum soll er heut mit Königsmacht nicht prahlen?
Der Wolke Schatten ist sein Zelt, sein Saal am Saatfeldraine.
3. Die Au erzählt vom Frühlingsmond heut lustige Geschichten,
Ein Thor, wer kauft auf Stundung und verschließt sein Geld im Schreine.
4. Mit Wein erbau dein Herz, o Freund, denn der Verfall der Welt
Ging soweit, daß aus unserm Staub sie knetet Ziegelsteine.
5. Vertrauen such beim Feinde nicht, er giebt dir keine Lunte,
Wie, zündest du das Klausnerlicht am Synagogenscheine?
6. Mir, dem Berauschten, droh nicht mit dem schwarzen Schicksalsbuch,
Wer weiß denn, was geschrieben hat darin der einzig Eine?
7. Den Fuß nicht wende ab dereinst von Hafis Leichenbahre;
Versank er auch in Sünd', er geht doch ein zum sel'gen Haine.

5. (B. 61.)

1. Frommer, geh und mache mir nicht Hoffnung auf das Paradies,
Da von Anbeginn Gott Paradiesesstoff nicht in mich blies.
2. Von des Daseins Ernte wird kein Körnchen werden dem zu Theil,
Der auf der Ergebung Boden nicht ein Saatkorn fallen ließ.
3. Dir gebührt Gebet und Tempel, Tugendpfad und Frömmigkeit,
Während mich ins Weinhaus man, in Kirch' und Judenschule wies.
4. Halt mich nicht zurück vom Weine, frommer Sufi! denn der Herr
Hat von Anbeginn genetzt mit Weine meines Wesens Kies.
5. Der wird nicht ein reiner Sufi für das Jenseits, der wie ich
In dem Weinhaus' seine Kutt' als Pfand für Wein nicht hinterließ.
6. Paradieseswonn' und Huri's Lippe bleibt dem unbekannt,
Der den Kleidersaum des Liebchens mit Muthwillen von sich stieß.
7. Hafis, wenn die ew'ge Gnade Gottes über dir nur wacht,
Schier dich nicht um Höllenqualen, dein ist doch das Paradies.

6. (B. 98.)

1. Wenn dein Haar, von Moschus duftend, Sünde auf mich lud, nun gut,
Wenn mir Unrecht ausgegangen von der Lockenflut, nun gut.

2. Wenn des Derwisch's Vorrath von dem Liebesblitz verbrannte, brannt' er,
Wenn des Königs Unthat auf dem Haupt des Bettlers ruht, nun gut.
3. Wenn ein Herz von Liebchens Wimper schweren Kummer heimtrug, trug's,
Zwischen mir und Liebchen was sich spann, sei's schlimm, sei's gut, nun gut.
4. Silbenstecher lieben's, offen Tadel auszusprechen, aber
Wenn der Freund dem Freunde einmal kleine Unbill thut, nun gut.
5. Auf dem Weg zu dir giebt's Kränkung des Gemüths nicht. Bringe Wein!
Unrecht, das du duldest, geht vorbei wie froher Muth, nun gut.
6. Liebeständeln muß man dulden, darum stehe fest, o Herz,
Kam Verdruß, so kam er, kam dir Kränkung bis aufs Blut, nun gut.
7. Tadle Hafis nicht, o Priester! längst verließ er euern Bund,
Was willst du den Freien fesseln? Wenn er doch nicht ruht, nun gut.

7. (B. 106.)

1. Die Fastenzeit ist aus, das Fest ist da, die Herzen hüpfen frei,
Im Weinhaus auch begann der Wein zu perlen; schaffet Wein herbei!
2. Vorüber ist die Zeit, Gottlob, der Elenden, der Tugendkrämer,
Die Zeit der Freud' und Fröhlichkeit, die Lust der Trinker lacht uns neu.
3. Welch großer Vorwurf trifft denn die, die so wie wir ein Gläschen trinken?
Das ist nicht Sünde, sich an Wein ergötzen, keine Teufelei.
4. Wer Wein trinkt ohne falschen Schein und ohne Gleißnerei im Herzen,
Ist besser als wer Tugend prahlt mit falschem Schein und Gleißnerei.
5. Wir trieben nimmer Heuchelspiel und sind nicht Freunde falschen Scheins,
Den Kenner dessen, was geheim, als Zeugen rufen wir herbei.
6. Wir thun, was Gottes Wort gebeut, und Keinem thun wir Unbill an,
Was vor der Welt nicht gilt als Recht, wir sagen nicht, daß Recht es sei.
7. Was ist's denn viel, wenn ich und du auch ein'ge Becher Wein vertilgen?
Der Wein ist Rebenblut, nicht ihr gabt euer Blut zu dem Gebräu.
8. Ein Fehler ist's doch darum nicht, weil Schaden draus entstehen könnte,
Und wär's ein Fehler, nun, was ist's? Wo ist ein Mensch, der fehlerfrei?
9. Geh, Hafis, an Warum und Wie vorüber nur und trink dein Gläschen;
Wer machte neben Gottes Wort von Wie und Warum noch Geschrei?

8. (B. 119.)

1. Ein weiser Mann vollzog mit Wein, hellglänzendem, die Reinigung,
Früh als dem Weinhaus' er genaht zu herzlicher Vereinigung.

2. Sobald der goldene Pokal der Sonne Abends sich verbarg,
Befahl zu Bechers Hochgenuß der Neumond die Beschleunigung.
3. Von seiner Locken Ringen hat nur Seelenangst mein Herz gekauft,
Ich weiß nicht, welchen Vortheil ihm gab dieses Tausch's Bescheinigung.
4. Der würdige Imam, der beim Gebet verweilet lange Zeit,
Der Kutte machte er mit Blut der Rebe Verunreinigung.
5. Komm mit mir in das Weinhaus, sieh, wie ich genieße hohen Rang,
Macht auch der Fromme ein Gesicht, als gält' es meine Steinigung.
6. Von Hafis Seel' erfrage das Geheimniß wahren Liebesbunds,
Wenn auch der Gram um dich sein Herz geplündert hat mit Peinigung.

9. (B. 122.)

1. Der Sufi hat das Netz gespannt, den Becher deckelfrei gemacht,
Sein Becherspiel hat er der Welt zu schnödem Truggebäu' gemacht.
2. Der große Weltenspieler schlägt das Ei ihm auf dem Hut entzwei,
Weil er aus seinem Gaukelspiel Geheimnißkrämerei gemacht.
3. Komm, Schenker, her! das liebliche, das schöne Kind der Frommen ließ
Sich wieder sehn, den Anfang hat's mit Liebeständelei gemacht.
4. Woher kam dieser Sänger, der den Ton von Irak angestimmt,
Und dann mit schnellem Umsprung von Hedschas die Melodei gemacht?
5. Komm, komm mein Herz, wir nehmen zu dem Herrn die Zuflucht, weg von dem,
Was kurz die Aermel zwar, doch lang die Hand zur Dieberei gemacht.
6. Laß auf ein Kunststück dich nicht ein, denn wer die Liebe wahr nicht spielt,
Durch Falschheit hat der Lieb' er nicht des Geistes Thüre frei gemacht.
7. In künftgen Tagen, wenn der Thron der Wahrheit uns sich offenbart,
Steht tief beschämt der Frömmler, der sein Werk in Heuchelei gemacht.
8. O du mit stolzem Rebhuhnschritt, wo eilst du hin? So bleibe doch!
Sei Täuschung fern! des Priesters Katz' hat nur die Litanei gemacht.
9. O Hafis, bleib' mit Tadel fern den Trunknen; denn von Anbeginn
Hat Gott mich reich bedacht, mich rein von Trug und Gleißnerei gemacht.

10. (B. 132.)

1. Unsre Prediger geberden sich im Tempel stets so heilig;
Sind sie unter sich, dann treiben sie das Ding ganz anders freilich.
2. Eines scheint mir schwierig, — mag es wohl ein Kluger mir erklären? —
Daß die lauten Bußverkünder gegen sich selbst so kleinmäulig.

3. Glauben möchte man, sie glauben selbst nicht an das Weltgericht,
Denn kraft ihres Amts verdrehn und fälschen Alles sie abscheulich.
4. Sperr', o Herr, in ihren Viehstall diese neuen Glaubenshelden,
Was sie thun, ist Trug und Prahlerei nur, es ist wirklich gräulich.
5. Singt, ihr Engel, Lobgesänge an der holden Weinhauspforte,
Denn daß Adams Urstoff hier mit Wein man läutert, ist verzeihlich.
6. Gern dien' ich dem alten Wirthe, denn zu sehn, wie seine Diener
Staub streun auf die Erdenschätz' aus ihrem Reichthum, ist kurzweilig.
7. Armer Bettelmönch, erheb' dich, in des Wirthes heiterm Tempel
Labetrunk, der stärkt die Herzen, geben sie dir gern und treulich.
8. Mache leer das Haus von Götzen, daß es sei der Freunde Wohnung,
Jene Gier'gen sonst besetzen Geist und Herz dir wieder eilig.
9. Morgens tönt Gemurmel nieder von dem Himmel: der Verstand spricht:
Engel, scheint es, lernen Hafis Lieder! Das ist doch erfreulich!

11. (B. 155.)

1. Ros' ohne Liebchens Wangenglut ist schön nicht,
Der Frühling ohne Traubenblut ist schön nicht.
2 Auch Baumallee und Rasenplatz im Garten,
Fehlt drin des Liebchens leichter Muth, ist schön nicht.
3. Gesellschaft selbst das zuckermäul'gen Liebchens,
Wenn's küssend nicht im Arm mir ruht, ist schön nicht.
4. Cypressenschwanken und der Rosen Ruhe
Ohn' Philomela's Liederflut ist schön nicht.
5. Ein jedes Bild, das nicht das Liebchen darstellt,
Scheint's dem Verstande noch so gut, ist schön nicht.
6. Zwar Garten, Ros' und Wein ist schön, doch Alles,
Wenn Liebchen mich dazu nicht lud, ist schön nicht.
7. Das Leben, Hafis, schlechte Scheidemünze,
Da es sich gar so leicht verthut, ist schön nicht.

12. (B. 175.)

1. Ja, solang' für Wein und Weinhaus noch wird Nam' und Zeichen sein,
Werd' ich wohl vom Weg zur Schenke nimmer zu verscheuchen sein.
2. Gehst du einst vorbei an meinem Grab, verrichte dein Gebet,
Wallfahrtsort für alle Zecher wird es ohne Gleichen sein.

3. Von Beginn der Zeit trag' ich des alten Wirthes Ring im Ohr,
Was wir waren, sind wir, werden's auch, bis wir erbleichen, sein.
4. Geh nur, geh, du eitler Frömmler, denn von meinem Aug' und deinem
Wird das ew'ge Weltgeheimniß nimmer zu erreichen sein.
5. Seht, mein schöner Herzensfänger, trunken zog er heute aus,
Wem wird's vorbehalten, blutend hinter ihm zu keuchen, sein?
6. Jene Stell' am Boden, welche deiner Füße Spuren zeigt,
Betplatz wird sie Allen, die sich widmen den Gebräuchen, sein.
7. In der Nacht, die einst mein sehnend Haupt ins Grab legt, wird mein Auge
Bis zum Auferstehungsmorgen sehend unter Leichen sein.
8. Wenn auf diesem Wege Hafis für sein Schicksal Hilfe sucht,
Wird des Liebchens Lock' in fremder Hand als Siegeszeichen sein.

13. (B. 196.)

1. Steigt aus des Bechers Orient des Weines Sonne hell hervor,
Sproßt Tulpenflor aus deinem Wangenbeet, o Trinkgesell, hervor.
2. Der Zephyr neigt ans Rosenhaupt als Zopf den Hyacintenstrauß,
Wenn in dem Garten steigt von deinem Haar das Duftgeschwell hervor.
3. Die Kunde von der Trennungsnacht ist leider, ach, kein leeres Wort,
Aus hundert Büchern tritt uns der Beweis an mancher Stell' hervor.
4. Wenn du wie Noah der Prophet Geduld bewährst im Wogendrang,
Des Wunsch's Erfüllung bringt dir dann die Zeit, wenn auch nicht schnell, hervor.
5. Durch eigne Kraft nicht findest du den Weg, der zu dem Kleinod führt,
Glaubst du's allein zu zwingen, tritt die Täuschung dir bald grell hervor.
6. Begehre nie zu schmausen an dem widerwärt'gen Schicksalstisch;
Aus jedem Bissen geht dir nur ein neuer Sorgenquell hervor.
7. Wenn deiner Locke Hauch dereinst vorüberweht an Hafis Grab,
Dann achte, wie aus seinem Staub manch' Tausend Seufzer gell' hervor.

14. (B. 263.)

1. Daß fromm ich sei und tugendhaft, die Meinung Niemand hegen wird,
Solch Wahn, da meist ich trunken bin, bei Keinem wohl sich regen wird.
2. Dies alte weite Lumpenkleid behalt' ich bei aus gutem Grund,
Weil's den Verdacht, daß drunter Wein ich berg', wohl nicht erregen wird.

3. Erstrebe, Frommer, hohen Rang in Wissenschaft und Werken nicht,
Sich Gottes Rathschluß zu entziehn wohl Niemand je vermögen wird.
4. Laß dich durch Glück und Hoffnung nicht betrügen! Trink den Becher aus!
Des Grames Falten an der Stirn nur Wein zurecht dir legen wird.
5. Obgleich als treuer Wächter dich, o Herz, das Augenpaar bedient,
Sei klug, daß nicht zu schnödem Raub der Wächter noch verwegen wird.
6. In guten Thaten übe dich, o Herz, wenn Lohn du einst begehrst,
Wer nichts gethan, der sicher nicht erlangen Himmels Segen wird.
7. Dem Redekund'gen bringe nicht dein Lied, Hafis; meinst du, daß man
Juwel und Perl' in Grub' und Meer als Ehrengabe legen wird?

15. (B. 265.)

1. Wem von edlem reinem Weine ein Pokal gegeben wird,
Dem ein Platz im höchsten heil'gen Himmelssaal gegeben wird.
2. Sufi, tadle nicht die Trunk'nen; denn vermöge der Bestimmung
Den Verworfnen von der ew'gen Lieb' ein Maal gegeben wird.
3. Schenker, bringe Wein wie Rosen roth und duftend hell und klar,
Da mir von den Klugen Aerger nur und Qual gegeben wird.
4. Von dem Reiz des Lebens hat doch sicher heute nicht Genuß,
Wem ein Wechselbrief auf morgen jedesmal gegeben wird.
5. Gern verzichtet Hafis auf des Paradiesesgartens Freuden,
Wenn in deiner Näh' zu bleiben ihm die Wahl gegeben wird.

16. (B. 284.)

1. Joseph der verlorne kehrt nach Kanaan, verzage nicht,
Kummers Zelle wird noch einst ein Rosenplan, verzage nicht.
2. Sorgenvolles Herz, dein Zustand wird sich heitern, sei nicht bange,
Der verwirrte Kopf läßt ab von seinem Wahn, verzage nicht.
3. Wenn der Frühling wiederkehret auf den Thron der Gartenflur,
Nachtigall, neu wirst dem Rosenbusch du nah'n, verzage nicht.
4. Sei nicht trostlos, wenn das Weltgeheimniß dir sich nicht enthüllt,
Vieles ist verhüllt, was keine Augen sahn, verzage nicht.
5. Wenn der Weltlauf auch zwei Tage nicht nach deinem Wunsch sich dreht,
Immer hat der Zeiten Kreis nicht gleiche Bahn, verzage nicht.
6. Wenn aus Sehnsucht nach der Ka'ba du den Wüstensand durchwanderst,
Und bereitet dir dann Wehe Dornes Zahn, verzage nicht.

7. Wenn die Fluten der Vernichtung deines Daseins Bau bedrohn,
Lenkt nur Noah in dem Strudel deinen Kahn, verzage nicht.
8. Droht Gefahr dir in der Herberg' und erspähst du nicht das Ziel,
Jede Reise kommt ans Ende ihrer Bahn, verzage nicht.
9. Unsre Trauer bei der Trennung von den Freunden, Feindes Mühen,
Alles weiß der Herr, der lenkt den Weltenplan, verzage nicht.
10. Hafis, sieh, solang' in Armuth und in nächt'ger Einsamkeit
Beim Gebet du weilst, beim Lesen des Koran, verzage nicht.

17. (B. 309.)

1. Komm, stoße meinen Nachen in den Strom von rothem Wein hinein,
Den Alten und den Jungen wirf ins Herz Geheul und Schrei'n hinein.
2. Wirf mich, geliebter Schenker, in das Weinfaß, was ist dran?
Es heißt: Das Gute thu und wirf's ins Meer wie einen Stein hinein.
3. Vom Weinhaus kommend hab' ich auf dem Wege mich verirrt;
Lenk' in den rechten Weg mich drum mit edelem Verzeihn hinein.
4. Bring' einen Becher von dem Wein, dem duft'gen rosenfarb'gen,
Die Funken schnöden Neides wirf ersäufend in den Wein hinein.
5. Bin ich auch trunken und verstört, erweise doch mir Huld,
Wirf einen Blick der Gnade in den wüsten Herzensschrein hinein.
6. Wenn dich's verlangt um Mitternacht der Sonne Glanz zu schaun,
Heb' auf den Deckel, wirf den Blick in Weines Rosenschein hinein.
7. Erlaub' es nicht, daß, wenn ich sterb, sie mich mit Staub beschütten,
Trag' in das Weinhaus mich und wirf mich in ein Faß voll Wein hinein.
8. Da, Hafis, so in Noth gerieth dein Herz durch Schicksals Härte,
So wirf in die Dämonenschaar ein Glutgeschoß zur Pein hinein.

18. (B. 317.)

1. Deine Huldgestalt ist lieblich, und wo man dich sieht, so schön,
Meinem Herzen klingt das Tändeln, deinem Mund' entsprüht, so schön.
2. Lieblich ist dein ganzes Wesen wie ein frisches Rosenblatt,
Gleich der Paradiescypresse bist du Glied für Glied so schön.
3. Schön ist jede deiner Formen, Jugendflaum und Wangenfleck,
Reizend auch ist Wuchs und Haltung, Brau' und Augenlied so schön.
4. Meines Geistes Rosengarten hast mit Bildern du belebt,
Vom Jasmine deiner Locken duftet mein Gemüth so schön.

5. Auf dem Pfade deiner Liebe sinkt man in den Strom des Nichts,
Doch mein Herz ward durch die Liebe, die in deinem blüht, so schön.
6. Laß vor deinem Aug' mich sterben; denn in dieser Krankheit wird
Selbst der Schmerz, wenn deine schöne Wange mir nur glüht, so schön.
7. In der Wüste suchend irren bringt Gefahren überall,
Doch für Hafis ist der Weg, wenn's hin zu dir ihn zieht, so schön.

19. (B. 407.)

1. Jahrelang hab' ich der Trunknen Weg bei Tag und Nacht vollbracht,
Bis ich der Begierden Zähmung durch des Geistes Macht vollbracht.
2. Zu dem Nest des Phönix hab' ich nicht allein den Weg gefunden,
Mit dem Vogel Salomo's hab' ich ihn voll Bedacht vollbracht.
3. Ehrbarkeit und Trunksucht liegen nicht in meiner, deiner Hand,
Stets nur hab' ich, was der Herr der Welt mir zugedacht, vollbracht.
4. Durch die ew'ge Gnade hoff' ich auf des Paradieses Garten,
Hab' auch an der Weinhausthüre oft ich schon die Wacht vollbracht
5. Daß noch mir, mit greisem Scheitel, Josephs Liebe freundlich naht,
Ist der Lohn für die Geduld, die ich im Trübsalsschacht vollbracht.
6. Reu' und Gram erfüllt mich, daß ich nicht des Schenken Lippe küßte,
Daß die Zeit ich im Geschwätz mit Thoren unbedacht vollbracht.
7. Auf dem Pfad, der der Gewohnheit widerstrebt, dein Heil nur suche,
Geistessammlung hab' ich bei zerstreuter Locken Pracht vollbracht.
8. Sitz' ich im Diwan der Liebe obenan, welch' Wunder ist's,
Da im Dienst des Diwanherren ich so manche Nacht vollbracht?
9. Früh erhebe dich und suche Glück und Heil wie Hafis auf!
Alles, was ich that, hab' ich nur durch Koranes Macht vollbracht.

20. (B. 409.)

1. Sufi komm, daß wir vom Leibe uns das Kleid der Heuchelei ziehn,
Daß wir die Vertilgungslinie durch die Lügenschreiberei ziehn.
2. Opfergaben und Geschenke wollen wir für Wein vertauschen,
Und die gleißnerische Kutte durch der Schenke Mostgebräu ziehn.
3. Lustig laß hinaus uns eilen, daß den Wein wir und den Schenken,
Den geliebten, raubend aus dem Schmausesaal der Clerisei ziehn.
4. Laß dem Weltgeheimniß, das sich unterm Schleier streng verhüllet,
Von dem Antlitz uns die Decke der Geheimnißkrämerei ziehn.

5. Handeln wollen wir, wenn nicht, so wird uns Schamgefühl bereiten
Jener Tag, da wir ins Jenseits unsre Seelentakelei ziehn.
6. Wenn dereinst des Paradieses Garten sie vor uns verschließen,
Laß uns aus dem Himmelssaal die schönste Huri ohne Scheu ziehn.
7. Hafis, uns gebührt's nicht uns in eitler Prahlsucht zu erheben,
Warum über'n Saum des Teppichs wollen wir den Fuß vorbeiziehn?

21. (B. 411.)

1. Heute ist der Tag des Festes und ich bin in gutem Gleise,
Daß das Glas ich fass' und wünsch' dem Rest der Fasten frohe Reise.
2. Zwei drei Tage sind's, daß fern ich blieb von Wein und Weinpokal,
Wahrlich, Scham ergreift mich, denk' ich dieses Mangels auch nur leise.
3. In der Einsamkeit nicht bleib' ich länger, mag der Zellenbeter
Ketten auch an meine Füße thun als strenge Zuchtbeweise.
4. Altklug giebt der Stadtvermahner guten Rath mir, aber ich
Bin der Mann nicht, daß ich fremdem Rathe leicht mich willig weise.
5. Wo ist Einer, der im Staub der Schenke jüngst sein Leben ließ,
Daß ich mich zu seinen Füßen leg' und sterbend ihn noch preise?
6. Wie, ich schlürfe Wein und auf dem Arme liegt der heil'ge Teppich?
Wehe, wenn die Welt entdeckte diese meine Doppelweise.
7. Also spricht die Welt: o Hafis, höre auf das Wort der Alten! —
— Hundertjähr'ger Wein doch dünkt mich klüger heut als hundert Greise.

22. (B. 430.)

1. Von der Liebe, von dem Freunde, von dem Becher lass' ich nicht,
Hundertmal schon that ich Buße, fernerhin thu das ich nicht.
2. Paradies, des Tubabaumes Schatten, und der Huris Schloß
Mit der Wohnung meines Freundes gebe gleiches Maaß ich nicht.
3. Alle Kunde von der Forscher Lehre ist ein Gleichniß nur,
Schon erklärt hab' ich das Bild, doch sag's ohn' Unterlaß ich nicht.
4. Zornig sprach zu mir mein Scheikh: Geh, lasse von der Liebe ab! —
Was bedarfs des Zankes, Bruder? Liebe die verpass' ich nicht.
5. Ganz genug hab' ich geleistet; mit den Schönen dieser Stadt
In dem Tempel treibe Scherz und Tändelei und Spaß ich nicht.
6. Spöttisch sprach der Mahner: Wein ist ja verboten, laß den Trunk!
Darauf sprach ich: Jedem Esel seinen Willen lass' ich nicht.

7. Durchaus von dem eignen Kopfe hab' ich eher keine Kunde,
Ehe mitten in der Schenke ihm gereicht das Glas ich nicht.
8. Gar verständ'ge Reden führet drinnen der bejahrte Wirth;
Glaub' ich nicht an deine Wunder, so verdiene Haß ich nicht.
9. Hafis, alten Wirthes Seite ist ein Platz des Wohlergehns;
Seiner Schwelle Staub zu meiden, den Gedanken fass' ich nicht.

23. (B. 471.)

1. Bei des alten Wirthes Leben und bei seines Wohlseins Quelle,
Eins nur wünscht mein Herz: zu bleiben stets sein williger Geselle.
2. Ist das Paradies, ich weiß, auch nicht ein Ort für Uebelthäter,
Bringe Wein, da ich auf Gottes Gnade meine Hoffnung stelle.
3. Glänzend sei des Blitzes Leuchte, der aus jener Wolke flammt,
Denn das Feuer seiner Liebe schlug auch ein in meine Zelle.
4. Bringe Wein, denn gestern gab der Bote, der Geheimes kennt,
Mir die Kunde: Ueberall hin woget seine Gnadenwelle.
5. Wenn du auf der Weinhausschwelle liegen siehst ein müdes Haupt,
Tritt's mit Füßen nicht! Du weißt nicht, was es suchte auf der Schwelle.
6. Mit dem Auge der Verachtung schau auf mich, den Trunk'nen, nicht,
Sünd' und Tugend findet ohne seinen Willen keine Stelle.
7. Zwar zu Frömmigkeit und Buße hab ich keine Neigung, doch ich
Will mich mühn in seinem Namen und in seines Glanzes Helle.
8. Herz, behalte das Verlangen nach des Freundes hoher Gnade,
Denn er öffnet allen Menschen seine ew'ge Gnadenquelle.
9. Immer lieget Hafis Kutte in der Schenk' als Pfand versetzt;
Nun, vielleicht ist er geschaffen ganz aus Staub der Weinhausschwelle.

24. (B. 492.)

1. Da Gott mir als Bestimmungsort hat zugetheilt die Schenke,
Wer ist befugt, daß er es nun als Sünde mir gedenke?
2. Wem schon vom Schöpfungstage her als Loos das Weinglas zufiel,
Meinst du, daß am Vergeltungstag man ihn als Sünder kränke?
3. Sprich zu dem heuchlerischen Mönch, der lang gemacht die Hände,
Die Aermel kurz, der sein Gewand verhandelt für Getränke:
4. Du Mantelträger trägst die Kutt' aus Heuchelei zur Schau,
Daß deine List vom rechten Pfad den Gottesfreund ablenke.

5. Der Trunk'nen Sinn verehr' ich, die an Haupt und Füßen schwanken,
Das Dies- und Jenseits achten sie wie Stroh, wie eitel Schwänke.
6. Als in der Schenke meinem Wunsch Erfüllung war geworden,
Schwarz wandte sich mein Herz von der Moschee, vom Schulgezänke.
7. Geh, Hafis, bettle nicht umher an jedes Bettlers Thüre:
Du find'st nicht, was du suchst, es sei denn, daß es Gott dir schenke.

25. (B. 496.)

1. Herz, wenn von dem rosenfarb'gen Weine trunken nun du bist,
Ohne Gold und Schätze doch an Reichthum ein Karun du bist.
2. Wenn man einst die Ehrenstellen auch an Arme wird verleihn,
Hoff' ich, daß an Rang der höchste aller Muslimun du bist.
3. Auf dem Weg zur Wohnung Leila's, den Gefahren rings umdrohn,
Ist die erste Regel deines Ganges, daß Medschnun du bist.
4. In der Liebe unterwies ich dich, gieb Acht, vergiß es nicht,
Damit nicht, indem du hinschaust, gar auf irren Schuh'n du bist.
5. Weg ist schon die Karawane, du im Schlaf, die Wüste vorn';
Wo nun gehst Du? Wen willst fragen? Was gewillt zu thun du bist?
6. Trinke aus den Becher, laß die Hefen spritzen himmelan,
Da ja über's Maaß bestimmt im Mißgeschick zu ruhn du bist.
7. Strebst du nach der Königskrone, müssen wir dein Wesen sehn,
Ob auch von dem Geist des Dschemschid und des Feridun du bist.
8. Hafis, über Armuth klage nicht; ist dieses Liedchen dein,
Kein Verständ'ger sagt dann, daß verlassen von Fortun' du bist.

26. (B. 523.)

1. Schön hat im Anbeginn der Zeit der Himmel Hilfe dir geweiht,
Wie kannst du dafür danken ihm? Was bringt ihm deine Dankbarkeit?
2. Im kleinen Haus der Liebe wird man Königswürde nicht erkaufen,
Bekenne dich als Unterthan, weih' dich der Dienstergebenheit.
3. Wen, als er einst gefallen war, Gott hilfreich bei der Hand ergriffen,
Dem sage: Sei auch du fortan Gefall'nen beizustehn bereit.
4. Komm, Schenkerknab', an meine Thür und laß mich Freudenbotschaft hören,
Damit du schnell mein Herz befreist von dieses Daseins Sorg' und Leid.
5. Gefahren drohen vielfach auf der Größe und des Ranges Straße,
Vermeide du mit leichter Last den Holperweg, das ist gescheidt.

6. Den Sultan quält die Sorge um das Heer, der Traum von Schatz und Krone,
Der Derwisch nimmt im Winkel Platz und sucht nur Seelensicherheit.
7. Der Wünsche Ziel erreichst du doch, Verstand nur gilt's und guten Willen,
Beim Sultan sprich um Güter an, um Kraft bei Gottes Herrlichkeit.
8. Ein wahres Wort, ein weises Wort sag' ich dir noch, es ist gestattet:
Viel besser ist, mein Augenlicht, das Friedensglück, als Krieg und Streit.
9. Den Staub nicht der Genügsamkeit wasch', Hafis, ab von deiner Wange,
Mehr Werth, bei Gott, hat dieser Staub als des Goldmachers Dunstgeschmeid'.

27. (B. 524.)

1. Zwei kluge Freunde und zwei Maaß von gutem alten Weine,
Und Muße und ein gutes Buch, ein Platz im Gartenhaine,
2. Ich gäbe solche Lust nicht hin für Zeit und Ewigkeit,
Und fiele mir zu Füßen gleich die Menschheit im Vereine.
3. Wer hingiebt die Genügsamkeit für Güter dieser Welt,
Gab Joseph den Aegypter hin für Münze, ganz gemeine.
4. Komm, in der Werkstatt dieser Welt bleibt immer Platz noch übrig
Für deine Frömmigkeit und für die Sündenlast, wie meine.
5. Zur Zeit der Trübsal muß mit Wein die Sorgen man vertrinken,
Denn Zuversicht zu irgend Wem in solcher Zeit giebt's keine.
6. Setz' in den Winkel dich, o Freund, ergieb dich der Betrachtung,
Denn über so seltsames Weh kommt Niemand doch ins Reine.
7. In niedrer Hand seh ich mein Bild, das herrliche, entwürdigt,
Ha, so erkennt der Himmel an Ergebenheit, wie meine.
8. Ergieb dich in Geduld, mein Herz, denn nimmer duldet Gott,
Daß Ahriman sich je vergreift an solchem Edelsteine.
9. Bei Unglückssturmes Heftigkeit kann man nicht unterscheiden,
Ob Rose, ob Jasmin geblüht hat hinter dem Gezäune.
10. Bei diesem glüh'nden Sturme, der durchtobt die Gartenflur,
Ist's Wunder, daß die Rose blieb bei Duft und Farbenscheine.
11. Verdorben ist der Geist der Welt in diesem Unglück, Hafis,
Was grüble auch der Philosoph, was der Brahman' auch meine.

28. (B. 541.)

1. Der Tulpe Kelch ist Weines voll, drum Schenker, schnell herbei!
Was soll es leerer Worte noch? Wozu die Faselei?
2. Laß fahren Stolz und Schmeichelwort! Gesehen hat die Welt
Das Grabkleid der Cäsaren und den Sturz des Hauses Kai.
3. Sei klug und auf der Hut, denn trunken ist des Gartens Vogel,
Sei wach, denn du entgehst doch nicht des Todes Tyrannei.
4. Gar lieblich hold bewegst du dich, o zarter Frühlingszweig,
O daß dir der Decemberwind nicht rauh und lästig sei!
5. Vertrau nicht auf den Trug der Zeit und ihren falschen Schein,
Weh Jedem, der sich sicher wähnt vor ihrer Trügerei.
6. Vielleicht schon morgen labt dich Huri's Sang und Nektartrunk,
Heut beut der Schenker den Pokal dir noch, ergreif ihn frei.
7. Der Hauch des Zephyrs ist für uns ein Bild der Jugendzeit,
Bring, Knabe, was die Sorgen bricht, die Lebensarzenei.
8. Der Rose Pracht und Schönheit achte nicht zu hoch; es wirft
Doch ihre Blätter in den Staub der Frühwind ohne Scheu.
9. Auf's Wohl des Hatim Tai reich' mir den vollen Becher her,
Damit das Buch der Geizigen für mich geschlossen sei.
10. Die Güter, die das Glück uns gab, gieb hin für Wein als Pfand,
Das Andenken des Frömmlers auch verfliegt wie eitel Spreu.
11. Geh, lagre dich im Garten, denn wie Sclaven stehn bereit
Das Rohr in seinem Schmuck und die Cypresse schlank und frei.
12. Die Spieler in dem Garten, horch, sie haben schon gestimmt
Den Ton der Harf' und Cither und die Klänge der Schalmei.
13. Was schön und reizend du gesungen, Hafis, klingt weithin
Nach Tschina's und Aegyptens Grenz' und bis nach Rum und Rai.

29. (B. 630.)

Zieh nicht den Mund, ob's Manchen auch verdrieß', vom Mund des Bechers,
Bis du erreichst den Herzenswunsch, genieß vom Mund des Bechers.
Da in dem Becher dieser Welt sich Bittres mischt mit Süßem,
Nimm jenes von des Freundes Mund und dies vom Mund des Bechers.

Erläuterungen.

Schems-eddin Muhammed Hafis, geb. am Anfange des 14. Jahrhunderts in Schiras in Persien, gestorben daselbst 1389 in hohem Alter, ist der größte Lyriker des muhammedanischen Orients und noch heute der Lieblingsdichter der persischen Nation. Er gehörte dem religiösen Orden der Sufi, der nobelsten Klasse der Derwische an und wurde in späteren Jahren selbst Scheikh oder Vorsteher des Ordens. Die neueste und beste Ausgabe seiner Lieder hat H. Brockhaus in Leipzig besorgt. Die oben neben der fortlaufenden Nummer in Parenthese gesetzten Zahlen beziehen sich auf diese Ausgabe.

Zu No. 1. Dscham, Name eines dem Dichter befreundeten Sufi; das Wortspiel des Originals, in welchem Dscham zugleich Becher bedeutet, ließ sich nicht wiedergeben.

Zu No. 2. Ruknabad, ein Fluß, und Mußella, ein Lustort in der Nähe von Schiras, letzterer des Dichters Lieblingsaufenthalt und Grabstätte. — Suleikha, die Gemahlin Potiphars.

Zu No. 8. Imam, ein höherer Geistlicher.

Zu No. 9. Der heuchlerische Sufi wird mit einem Taschenspieler verglichen, der den Leuten das bekannte Becherspiel vormacht. Er hat das Netz gespannt, d. h. die Vorbereitungen zu der Gaukelei getroffen. Das zweite Distichon bezieht sich darauf, daß solche Gaukler öfters einen vorlauten Burschen unter dem Vorwande, sich seiner als Gehilfen zu bedienen, heranriefen und ihm ein Ei auf dem Kopf zerschlugen. — Die Weisen von Irak und Hedschas, verschiedene Gesangsarten; der Heuchler fällt plötzlich aus einer Tonart in die andere. — Die Sufi's trugen blaue Kutten mit kurzen Aermeln, machten aber nicht selten lange Finger. Vgl. No. 24. — Des Priesters Katze u. s. w. sprichwörtliche Redensart, wenn man sich getäuscht hat.

Zu No. 12. Der Ring im Ohr ist das Zeichen der Sklaverei.

Zu No. 16. Die Ka'ba, der Tempel in Mekka.

Zu No. 19. Der Vogel Salomo's d. i. der Widehopf. Salomo holte sich öfters Rath bei dem weissagenden Vogel Anka, dem Phönix des Orients, und ein Widehopf diente ihm dabei als Wegweiser.

Zu No. 22. Der Tubabaum, ein Baum im Paradiese, derselbe, der in No. 18 die Paradiescypresse genannt wird.

Zu No. 25. Karun, angeblich ein Zeitgenosse Mosis, dessen Reichthum oft sprichwörtlich erwähnt wird. Medschnun und Leila, ein gefeiertes Liebespaar. Dschemschid und sein Sohn Feridun, zwei sagenhafte berühmte Könige von Persien. Durch diese Namen war dem Uebersetzer durch das Original der Reim vorgeschrieben.

Zu No. 27. Ahriman, der böse Geist in Zoroasters Lehre.

Zu No. 28. Kai (Plur. Kajan), altes persisches Königshaus. — Hatim Tai, ein durch seine Freigebigkeit berühmter Araber.

Eine Wanderung nach dem Minge-Drawöhne-Kanal

von

Hermann Genthe.

Vom Minge-Drawöhne-Schmeltell-Kanal ist in diesen Blättern schon wiederholt die Rede gewesen. Es handelt sich dabei nicht um ein Unternehmen von großer politischer Tragweite, wie bei dem jetzt vielbesprochenen Kanale, der die Ost- und Nordsee miteinander verbinden soll, sondern um die Herstellung einer Wasserstraße, durch welche eine halb unterbundene Lebensader Memels in merkantiler Hinsicht neu geöffnet werden soll. Mit der allerwärts fortschreitenden Vermehrung der Bezugswege, auf welchem die Produkte direct ohne Zwischenstationen den für sie geeignetsten Markt suchen können, stellt sich dem Handel Memels mehr und mehr die Aufgabe einen sicheren Weg bis an die Basis der Produktion, welche seinem Handel Nahrung giebt, zu erlangen. Mit anderen Worten, da die Produktionsquellen für Memels Handel, der überwiegend Exporthandel ist, in Litauen, Szameiten und den russischen Gouvernements Minsk und Volhynien liegen, so muß der Handel suchen diese Gegenden der Art mit Memel in Verbindung zu setzen, daß ein directer und stetiger, der Speculation rücksichtlich der Transportzeit nicht spottender Bezug der Exportgüter stattfinden kann. Deshalb ist einmal und vor allen Dingen nöthig, daß Memel in den Eisenbahnverband soweit hineingezogen wird, daß es bei Insterburg durch einen Schienenweg an die Königsberg-Eydtkuhner Bahn herantritt und zweitens einen Schienenarm nach Riga streckt, um für die Zufuhr diesen Theil seines natürlichen Hinterlandes zu erschließen und durch weiteren Anschluß an die projectirte Libau-Dünaburger Bahn ostwärts den wichtigen Punkt Dünaburg erreichen zu können, nordostwärts aber die alte Straße nach Petersburg durch die wohlhabenden russischen Ostseeprovinzen wieder zu gewinnen.

Das andere Erforderniß, welches eine Lebensfrage für Memels Handel enthält, ist eine Wasserstraße, welche den Holzhändlern eine gefahrlose Abkunft der russischen Hölzer, die von Memel über alle Meere verschifft werden, gestattet. Der Transport über das kurische Haff muß ganz aufhören. Der Minge-Drawöhne-Schmeltell-Kanal ist es, der diese Forderung erfüllen soll. Indem ich rücksichtlich der näheren Verhältnisse des Holzhandels in bisheriger Weise, der etwaigen Rentabilität des Kanales und der verschiedenen Vorschläge für seine Ausführung auf die 1862 erschienene verdienstvolle Denkschrift über Memels Seehandel (Memel, Mangelsdorf. i. C.) verweise, begnüge ich mich mit dem Bemerken, daß der in Rede stehende Kanal durch die Verbindung der Minge mit den beiden Flüßchen Drawöhne und Schmeltell eine Wasserstraße zu liefern bestimmt ist, welche nicht allein die gefährliche Windenburger Ecke — ein wahres Cap der guten Hoffnung für alle Fahrzeuge, welche aus dem Memelstrom in das Haff wollen — umgeht, sondern auch den für Holzflöße gefährlichen, für Wittinnen unmöglichen Weg von dort über Haff bis Memel unnöthig macht. Das letztere ist von Wichtigkeit insofern, als dadurch Memel in den Stand gesetzt wird an dem Getreidehandel mit Erfolg Theil zu nehmen, der in Königsberg und Danzig einen so bedeutenden Aufschwung genommen hat.

Der Gedanke eines solchen Kanales wurde durch die erschwerenden Uebelstände, denen der seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts begonnene Holzhandel Memels unterlag, wiederholt wachgerufen, aber zum Ziele einer fortgesetzten Bewegung erst seit dem Jahre 1858 gemacht. Bis dahin hatte man sich meist mit der Verbindung der Minge und Drawöhne begnügt, 1860 erkannte jedoch Ober-Baurath Lentze die Fortführung der Kanallinie bis zur Schmeltell bei Memel als nothwendig. Im Sommer 1863 begannen unter der Leitung des Baumeisters Degener die Arbeiten an der zunächst vom Ministerium genehmigten Minge-Drawöhne-Linie.

Die Ankunft des Baumeisters, Licitationen von Brückenbauten, von Maurer- und Schlosserarbeiten, Gesuche von Schachtmeistern mit Schulkenntnissen, starke Nachfrage nach Schubkarren, Spaten u. dgl., das waren für das Memeler Publikum die Anzeichen, daß ein Lieblingswunsch der Handelsstadt seiner Erfüllung entgegen gehe. Die Nothschreie der Presse

verstummten; das Ziel der entfalteten Agitation war erreicht. Gern hätte man in weiteren Kreisen des Publikums nähere Nachrichten von dem Fortgange der Arbeiten gehabt, aber die Memeler Tagesblätter genügten darin nicht den Forderungen, die gerade an eine Lokalpresse bei solchen Anlässen gestellt werden müssen. Die in liberalem Sinne redigirte litauische Zeitung „Lietuwininkû Paslas“ (Der Litauer Bote), welche dem „Keleiwis“ (Pilger) die Wage zu halten bestimmt seit 1863 in Heydekrug erscheint, erhob sich hoch über ihre deutschen Colleginnen in Memel, indem sie seit dem November v. J. mehrere, wie ich hörte, von einem schriftkundigen Litauer selbst verfaßte Artikel über den Kanal brachte, welche in anschaulicher Weise den Beginn der Arbeiten, das Zusammenströmen fremder Arbeiter, deren übertriebene Hoffnungen auf wahrhaft transatlantische Arbeitslöhne und diesen Idealen gegenüber die prosaischen Nöthe der ersten wirthschaftlichen Einrichtung der Arbeitercolonie schilderten. Am Schluß des Jahres 1863 brachte der Handels- und Schiffahrts-Bericht, welchen das Vorsteheramt der Memeler Kaufmannschaft veröffentlichte, noch die Notiz, daß circa 63,000 Schachtruthen Erde ausgehoben und bis dahin im Ganzen circa 81,000 Thaler verausgabt seien. Was war zu thun um weitere Kunde zu erlangen? Wenn irgendwo, so war hier selbst Gehen und selbst Sehen am Platze. Das Frühjahr 1864 ließ leider lange auf sich warten. Aber als die Pfingstzeit herankam, konnte man mit einigem Vertrauen auf günstige Witterung und erträgliche Tage eine Wanderung unternehmen. Auf einem Umwege gelangte ich an den Kanal.

Ich fuhr Abends 10 Uhr mit der Post nach dem 7 Meilen entfernten Heydekrug und brach von dort zu Fuß am Morgen des zweiten Pfingsttages in der Richtung nach Norden auf. Es war noch früh am Tage. Während ich den Weg über Szibben, Rubdienen und Lappienen vorbei fortsetzte, begegneten mir einzelne Kirchgänger, nur wenig Fuhrwerke, da doch der Litauer sonst an Festtagen gern zur Kirche fährt. An der Farbe der Kopftücher und der Röcke sah ich, daß ich mich aus der Memeler Gegend entfernt hatte; die Districte Heydekrug, Ruß, Pröculs und Memel unterscheiden sich ziemlich scharf in der Tracht. Bald sollte ich durch einen anderen Umstand an Lokalunterschiede erinnert werden. Als ich nämlich unterwegs eine Skizze anfertigte, nahte sich neugierig und scheu zugleich

eine alte triefäugige Litauerin. Nichts ist bekanntlich verfänglicher bei einer noch naturwüchsigen Bevölkerung als solches Beginnen. „He schreft de Böme af" steht der Zauberei in Pommern und der Mark ziemlich nahe und ich wußte zu gut, daß zur Zeit als man eine Landung polnischer Insurgenten am Strande zwischen Memel und Polangen fürchtete, mein Freund G. beim Zeichnen daselbst von argwöhnischen litauischen Bauern als Prancusù spions (französischer Spion) arretiert worden war, ein Vorfall, der mit dazu beigetragen hatte uns zur Erlernung der litauischen Sprache zu bewegen. Ich suchte die gute Alte von meinen harmlosen Absichten zu unterrichten, indem ich ihr sagte, daß ich nichts als ein Bild (abrozas) der vor uns liegenden Gebäude machte. Allein das Wort blieb ihr trotz mehrfacher Wiederholung unverständlich. Hatte ich eins gewählt, welches der dortigen Gegend nicht geläufig ist? Denn außerordentlich klein und schwach begrenzt sind im Litauischen, wie bei jeder ohne eine gemeinsame Litteratur dastehenden Sprache, solche Sprachkreise, innerhalb deren eine nicht unbedeutende Anzahl von Ausdrücken allein auf Verständniß rechnen darf, — eine Erscheinung, auf welche mich schon früher ein befreundeter Pfarrer aus seiner reichen Kenntniß der litauischen Sprache aufmerksam gemacht hatte. Kopfschüttelnd entfernte sich die Alte langsam, wie sie gekommen war.

Ich eilte den etwa noch zwei Meilen weiten Weg durch die einsame Gegend, in welcher Sand und Nadelholz mit Haideland und mageren Feldern ohne hervorstechende Züge wechseln, bis nach Sakuthen in der Nähe von Pröculs zu gelangen, wo ich meinen Freund G. zu treffen hoffte. Deshalb ließ ich mich auch nicht verleiten in den Kukoreitischen Krug einzutreten, trotzdem daß fröhliches Gejauchze tanzender Litauer herausklang und der Wirth, als ich horchend stillstand, mit der Harmonika unverdrossen den Fiedler drinnen weiter begleitend in der Thür erschien und mich einlud am Tanze theilzunehmen. Und die Polka klang wirklich tanzbar! Als ich nicht Folge gab, sondern weiter marschierte, mag er mich wohl für einen mit Zwangspaß reisenden Handwerksburschen gehalten haben. In Sakuthen fand ich nicht nur meinen Freund G. nicht, sondern auch keine Spur eines Kruges, in welchem nächtigen zu können ich gehofft hatte. Der Wegweiser winkte verführerisch — Lankuppen 3/4 Meilen, die Sonne

stand noch mehrere Stunden am Himmel, ehe sie zur Riste ging, also vorwärts! So ging es denn durch das Isliße Bruch, welches durch die Flüße Minge, Wiwirsche und Tenne und durch die von Pröculs nach Heydekrug führende Heerstraße eingeschlossen wird. Eben sproßte das erste saftige Grün, welches durch die kalte Witterung so lange zurückgehalten war, aber schon sah das Auge überall Vieh auf den weitgestreckten Wiesenflächen, welches der fühlbare Futtermangel bereits hatte hinausführen lassen. Singend oder plaudernd saßen Gruppen der Litauer theils am Wege, theils auf den Wiesen selbst, im Verein mit dem freundlichen Himmel ein glückliches Bild tiefen Friedens. Bald lag Lankuppen vor mir, noch einige Schritte und ich stand am Ufer der Minge wenig oberhalb der Stelle, an welcher künftig der Kanal einmünden wird.

Das linke Ufer, auf welchem ich mich befand, trägt nur eine kleine Reihe von Gehöften, welche unverkennbar Fischern gehören. Der Krug liegt jenseits. Daß das Hinüberkommen fraglich sein könne, kam mir nicht in den Sinn; sah ich doch eine Fährstelle mit einem Leittau und außerdem eine Reihe von Handkähnen am Ufer. Die Rechnung war ohne den Wirth gemacht. Frisch ging ich an das erste Haus heran und bat mich überzusetzen; man wies mich nach dem nächsten Hofe; derselbe Erfolg. Mein Erstaunen und, ich gestehe es, mein Mißmuth stieg je mehr ich mich dem Ende der Häuserreihe näherte. Ich fing an zu glauben, daß irgend ein geheiligtes Fährprivilegium die Leute vielleicht abhielte und sah auch hier einen der Gewerbefreiheit bedürftigen Boden. Ich fragte nach dem Fährmann; das war genau derselbe, der mich zuerst weiter geschickt hatte. O warum hatten diese Litauer nicht den Wunsch durch ihrer Hände Arbeit mehr zu verdienen als sie gerade gebrauchen! Später erfuhr ich, daß Lankuppen ein Hauptort der sog. Surinkimai ist, d. h. der freien religiösen Versammlungen, welche zusammentretende Familien und Ortschaften abhalten und in denen das freie Priesterthum die Erbauung leitet. Ein solcher Surinkiminikas verrichtet Sonntags keine Arbeit, so wenig als ein altgläubiger Jude am Sabbat. Da stand ich nun hungrig und durstig und erkannte den Fluß doch als eine recht wirksam trennende Linie, während ich von Volkswirthen und Geschichtsforschern gelernt hatte, daß Flüsse keine natürliche Grenze bilden, sondern verbinden. Endlich trafen deutsche

Worte mein Ohr. Am jenseitigen Ufer erschien ein Knecht des deutschen Krügers, der den nahenden Fremden bemerkt hatte und jetzt seinen Handkahn herübersendete — den Omnibus des Hotels, welches, wie ich nun entdeckte, hart am Wasser selbst lag. Schon auf dem Hofe (der Eingang zum Hause war wie meist bei den litauischen Häusern von der Hofseite her) standen zechende Gruppen, drinnen in der Stube aber waren gewiß einige vierzig Männer und Frauen, Deutsche und Litauer versammelt um den zweiten Pfingstfeiertag durch den geliebten Branntwein zu würzen. Die ganze Atmosphäre war mit dem Dufte des Schnapses und des Aethers geschwängert. Vor später Nacht, sagte mir die Wirthin, würden die Leute nicht gehen und früh um 4 Uhr würden die Weiber, welche dem Trunke viel mehr ergeben seien, schon wieder da sein; nur so lange könnte ich ein Nachtquartier erhalten. Diese Aussicht erst gegen 1 Uhr für wenig Stunden ein Nachtlager in solcher Luft zu erlangen reifte den Entschluß nach kurzer Rast noch bis Sakuten an der Minge, etwa 5/8 Meilen südlich von Lankuppen zu gehen. Daß dort weit besseres Unterkommen sein würde, hatte mir schon in Memel Baumeister Degener gesagt. Mit sinkender Sonne traf ich dort ein und saß bald in der Honoratiorenstube des Kruges mitten unter Litauern; auch hier machte sich durch starken Zuspruch der zweite Pfingstfeiertag noch geltend.

Bald war ich der Gegenstand eines eifrigen Gespräches. Man besprach, wie alt und was ich wohl sein möchte. Der als Mantel gerollte Rock, der handfeste Stock und ein ziemlich solides Messer, dessen ich mich beim Essen bediente, mochten den Ausschlag geben, als die Vermuthung des Einen, ich sei wohl ein Fleischer (mesininkas), die Zustimmung der Anderen fand. Beiläufig hatte ich nicht erwartet von Litauern solche Aeußerungen, wie dort laut wurden, zu hören; wir Deutschen hätten gut herumlaufen, wir könnten alle Tage Fleisch essen, wir wären habsüchtig über alle Maßen und liefen selbst am Feiertage auf Geschäfte aus (siehe surinkimas oben!) Bei der Vermuthung, ich sei wohl ein Fleischer, mochte ein flüchtiges Lächeln über mein Gesicht geglitten sein. Denn plötzlich wandte sich der zunächst sitzende Litauer mit fast überlegenem Tone zu mir und fragte: ar ir permanot lietuwiszkai? (versteht Ihr auch litauisch?) Asz wissę essu permanąs (ich habe alles verstanden) antwortete ich und

harrte mit geheimer Freude der Verlegenheit, welche sich bei ihm in Folge dieser Eröffnung zeigen würde. Aber mit diplomatischer Gewandtheit gab er dem Gespräche eine völlig veränderte Richtung, indem er unverzüglich fragte, was es Neues vom Kriege gäbe. Nun hub ein eifriges Fragen und Erzählen an. Auch die Frauen kamen näher. Der Keleiwis und der Paslas hatten ihnen regelmäßige Berichte geliefert und ich sah recht deutlich den Segen vor Augen, den eine verständig geleitete Presse für die Belebung des Gemeininteresses bei den Litauern spenden wird. Die Leute waren über Veranlassung des Kampfes, über die Verhältnisse der Streitenden, über die Erfolge bis zu dem Tage von Düppel für ihren Gesichtskreis ganz leidlich unterrichtet; aber die genauesten Angaben über die Beute an Kriegsmaterial und die Höhe der preußischen Verluste waren ihnen noch neu. Während ich davon sprach, warf eine der Frauen wiederholt ein ir Priderici yr emę (auch Fribericia haben sie genommen), aber der Mann wies sie durch Geberden und bei Seite gesprochene Worte zurück, als fürchte er, daß sie mich störe. Endlich kam ich in der Erzählung soweit, daß die Dänen Friedericia geräumt und daß die Estreikai es genommen hätten; freudestrahlend klopfte nun die Frau ihrem Manne auf die Schulter, indem sie triumphierend fragte, ob sie nicht Recht gehabt. Ihr Vertrauen zu dem Schullehrer, dem sie, wie ich erfuhr die Nachricht verdankte, war entschieden befestigt. „Aber nun wie sieht es auf dem Meere ant jurù aus?“ (mares ist bekanntlich das Haff.) So drängten die Frager weiter und in all den Fragen sprach sich ein gut Stück Preußenthum aus, welches die Siegesnachrichten mit Genugthuung anhörte. Die Männer hatten alle gedient. Natürlich daß sie fragten, ob ich auch gedient hätte; und gewiß hatten meine Erzählungen noch einmal soviel Glaubwürdigkeit, seit ich es bejahte. Wie schön! da war eben das Seegefecht bei Helgoland gewesen. Flugs begann ich zu erzählen. Aber als ich den fatalen Brand des Schwarzenberg schildern sollte und das Manöver um ihn gegen die Flammen und gegen die Feinde zu schützen, sowie sein glückliches Entkommen, wegen dessen kürzlich der dänische Marineminister noch interpelliert worden ist, war plötzlich mein Vocabelschatz erschöpft; ich mußte erklären, daß es auf litauisch nicht weiter ginge. Sofort war einer der Männer bereit zu dolmetschen, ich setzte meine Erzählung deutsch fort, er dolmetschte

mit anerkennenswerther Geschicklichkeit, bis der Stoff erschöpft war. Die Frauen drängten zum Aufbruch; vielleicht hatten kriegerische Erinnerungen schon öfters ihre Gatten über Gebühr an die Bänke des Kruges gefesselt. Mit bidernem Handschlag schieden wir.

Am andern Morgen nahm ich meinen Weg den Mingefluß entlang, der dort in ziemlich gleichmäßiger Breite, aber mit sehr wechselnder Wassertiefe dahin strömt. An der Mündung bei dem Dorfe Minge arbeitete ein Dampfbagger an Vertiefung des Strombettes, während Handbagger bei Matzikên und weiter herunter thätig waren. Fast überall sah man die Spuren der Thätigkeit, welche darauf gerichtet ist das Strombett zu regulieren. Hier waren zur Befestigung des Uferrandes Weidenschößlinge eingelegt, dort Buhnen in den Strom geschoben um die Strömung zu verstärken und damit das Bett zu vertiefen, dort war eine Rasenböschung, hier ein Treidelweg hergestellt, hier ein kleiner einmündender Graben neu überbrückt. Stromaufgehend gelangte ich nach Lankuppen zurück und an die Stelle, an welcher die Einmündung des Kanales sein wird. Schon von weitem deuteten das aus Ziegelsteinen nett erbaute Haus, welches später der Schleusenwärter bewohnen soll, eine Reihe von Krähnen und Rammen auf ein Feld regster Thätigkeit. Es war ein tüchtiges Stück Arbeit, was vor mir lag. Etwa 30 Schritt von dem Uferrande der Minge entfernt dehnte sich die weite Grube des Schleusenbaues aus. Eben war man dabei den Pfahlrost einzurammen, der dem Ganzen als Grundlage diente und auf dessen Balkenköpfen die Schleusenthore zu stehen kommen sollten. Mehrere Bretterbuden stellten die improvisierten Büreaus der mit der Leitung des Werkes beauftragten Männer dar. Als ich zwei Monate später an derselben Stelle war, wurde das zur Schleuse nöthige Mauerwerk schon aufgeführt, die Thorschwelle war gelegt und schon erhoben sich zu beiden Seiten die gewaltigen Quadern, welche die Angeln tragen sollen.

Von Lankuppen aus geht der Kanal in nordwestlicher Richtung nach Kioßen und Kalwischken, von dort macht er eine Biegung fast steil nördlich nach Wenskên, um dann fast westlich nach Jagschen und von dort mäßig nordwestlich bis Strick zu laufen, wo die Einmündung in die Drawöhne selbst erfolgt. Auf der Sohle soll er 60 Fuß, an der obern Bö-

schung 94 Fuß Breite erhalten; das Gefäll auf der ganzen Strecke wird 2 Fuß 5 Zoll betragen, die Wassertiefe soll auf 9 Fuß gebracht werden. Die gesammte Linie ist gleichzeitig in Angriff genommen, aber je nach der Beschaffenheit des Bodens verschieden gefördert. In der Nähe von Lankuppen ist ein Lehmboden von ansehnlicher Mächtigkeit, der in einem deutlich erkennbaren Streifen allmälig immer schmaler werdend sich im Mingethale zeigt und der, soweit er für den Kanal in Rechnung kommt, zwar das Graben besonders bei feuchtem Wetter erschwert, aber der späteren Instandhaltung des Kanales sehr zu Statten kommen wird. Auch jetzt machte der Bau hier den besten Eindruck. Wie Festungswälle standen die Böschungen des Kanales, der sich selbstverständlich hier weit tiefer in den Boden senken muß, als etwa bei Jagschen oder Strick, welche Orte nur unbedeutend über den Spiegel des Haffs sich erheben.

In der Nähe von Kioßen beginnt der Boden bruchig zu werden. Das große Königsbruch, welches südlich der Drawöhne liegt und den Hauptregulator dieses Flüßchens bildet, streckt seine Ausläufer nach Kioßen, Kalwischken und Wenskeu heran. Um nicht mitten hindurch zu müssen, macht der Kanal das schon erwähnte Kniee nordwärts. Trotzdem stellte der Boden augenscheinlich noch große Hindernisse entgegen. An vielen Arbeitsstrecken war das Erdreich etwa 3 Fuß tief ausgehoben und lag als schwarzer Damm zu beiden Seiten. Die tieferen Schichten waren für den Spaten zu flüssig, für die Kelle zu fest, für den Bagger selbst bei völliger Ueberstauung unmöglich, weil die in einer Tiefe von 3 bis 15 Fuß dicht neben einander liegenden Baumstämme des untergegangenen Waldes unüberwindliche Hindernisse entgegengesetzt haben würden. Das Holz der meisten dieser Stämme ist mürbe und morsch, aber das der Eichen ist noch zur Verarbeitung geeignet. Es hat eine grauschwarze Farbe, die mit einfacher Politur vortrefflich wirkt. Wäre in Königsberg eine Werkstätte für geschnitzte Möbel, es würde sich verlohnen von dem Holze kommen zu lassen, welches jetzt meistentheils den Kochherden der Arbeiter anheimfällt. Lineale, Rahmen, Theetische u. dgl., die man dort an Ort und Stelle daraus gefertigt hat, zeigen, wie dankbar der Stoff ist. — An jenen moorigen Stellen hat man Rinngräben, meistens 3 bis 5 parallel und durch Querrinnen verbunden, gezogen um allmälig eine Entwässerung der

Strecke zu bewirken und das Erdreich für die Bearbeitung geeignet zu machen. Ueberall, wo an den Grenzen des Bruches der Boden eine Bearbeitung leichter gestattete, war die Kanallinie tiefer ausgehoben, aber begreiflicher Weise war Wasser aufgestiegen und füllte die durch 3 bis 5 Fuß breite Dämme getrennten Strecken. Diese Dämme dienen zugleich dem Verkehre der angrenzenden Ortschaften nach dem Bruche hinüber so lange, bis die Brückenübergänge, welche an 6 Stellen, soviel ich mich erinnere, in der Herstellung begriffen waren, ganz vollendet sein werden.

Von Wensken an verengt sich die bisher bewahrte Breite des Kanales; das Vorland zwischen Wasserrand und eigentlichem Böschungsfuß wird breiter und dehnt sich meist bis zu einer Breite von 6 bis 10 Fuß aus. Bei Jagschen durchsetzen die Anfänge der Strick, welche die Drawöhne bilden hilft, das Kanalterrain und erschweren die Arbeit; bei dem Orte Strick fand ich mehrere Strecken ganz „ertrunken" und eine Anzahl Arbeiter beschäftigt durch Schneckenwerke dem Uebel zu steuern, eine Arbeit, welche gerade keine besondere Liebhaberei von ihnen zu sein schien. Wenigstens sagte sich einer derselben feierlichst von dieser Art Arbeit auf ewige Zeiten los, als ich zur Mittagszeit in den Krug zu Jagschen eintrat. Doch was sage ich, es war nicht der Krug, sondern die „Buduik." Es lag in der Natur der Sache und in der die Speculation überall wachrufenden Nachfrage nach Wirthschaftsbedürfnissen, daß an der ganzen Kanallinie eine Reihe fliegender Restaurationen entstanden. Obwohl dieselben weit mehr bieten als ein Dorfkrug und von den Litauern selbst in gerechter Anerkennung als Orte bezeichnet werden, „wo man Alles haben kann," — die meisten derselben sind zugleich Materialwaarenhandlungen, Wechselcomptoire, Schreibcabinets, Poststationen u. s. w. — so unterscheidet der Sprachgebrauch doch streng und nennt eine Buduik niemals einen Krug (karcziama).

Die Arbeiter selbst wohnen zur Mehrzahl nicht in den Dörfern, sondern in Erdhütten, die aus den ausgehobenen Rasenstücken errichtet sich an der ganzen Länge des Kanales gruppenweise vertheilt vorfinden. Der mit Stroh, Moos oder Hobelspänen bedeckte Boden vertritt Stuhl, Sopha und Bett, ein in die Wand eingeklemmtes Brett dient als Tisch. Die Thüröffnung ist meistens zugleich Fenster. Ein Verschluß findet für gewöhn-

lich nicht statt, nur wenn der Arbeiter auf mehrere Tage vom Bau wegbleiben will, versetzt er die Oeffnung mit Rasenstücken. Giebt er die Arbeit ganz auf, so sucht er in Erwägung dessen, daß des Mannes natürliches Ziel sein muß sich einen eigenen Herd zu gründen, der Thätigkeit seines Nachfolgers in dieser Richtung nicht vorzugreifen, indem er wenigstens das Dach seiner Hütte zerstört. Da gerade durch den Bau der Königsberg-Pillauer und der Tilsit-Insterburger Bahn angelockt über 200 Mann ihre Arbeit eingestellt hatten, so sah ich nicht wenig Beispiele dieser Aeußerungen des menschlichen Egoismus. Leicht erkannte man übrigens die „verheirateten" Wohnungen, in welchen der ordnende Sinn einer Lebensgefährtin waltete. Solche Hütten haben meist einen hölzernen Thürrahmen und eine wirkliche Thür, zur Seite sogar ein einscheibiges Glasfenster und im Hintergrunde sich senkend einen zweiten Raum, der Keller und Schlafkammer zugleich neben Flaschen und Holzfässern meist ein wirkliches Bett aufzeigt. Manche Familie hat sogar eine Ziege oder ein Schwein mit, so daß eine Gruppe dieser Erdhütten mit dem angepflöckten Vieh daneben, mit dem lustig prasselnden Herdfeuer und dem wanderbaren Hausrath ein Bild von Kolonistenleben zu geben vermag. Hie und da erhob sich als festere Niederlassung schon ein wirkliches Haus mit gezimmertem Dache und wirklichen Fenstern. — Die Erd-Arbeiter verdienen 13 bis 15 Sgr. täglich. Dieser Lohn steht zu den im Kreise üblichen Arbeitslöhnen in günstigem Verhältniß, kann aber fremde Arbeiter, welche ihren Unterhalt immer mit höheren Kosten bestreiten müssen als in der Gegend ansässige, nicht fesseln, so bald in nicht zu großer Ferne andere Erdarbeiten größeren Gewinn versprechen. Mit 17 Sgr., äußerten mehrere Schachtmeister gegen mich, würden diese Leute zu halten sein, die sie ungern verlören, weil sie nach gegebener Anweisung jede einschlagende Arbeit selbstständig auszuführen verstünden, während den Litauern erst jeder Spatenstich gezeigt werden müsse; überhaupt könne der einheimische Arbeiter sich jenen wie an Geschicklichkeit so an nachhaltiger Kraft nicht gleichstellen.

Von Strick an geht die Kanallinie in die Drawöhne über, welche aus mehreren Bächen und Wiesenflüssen, unter denen die obengenannte Strick der hauptsächlichste ist, zusammenfließt und fast durchgehend 7 Fuß Fahrwasser hat, also nur geringer Baggerarbeiten bedarf um den Zwecken

des Kanales zu entsprechen. Die Ufer freilich sind noch sehr unklare Begriffe, denen eine gewisse Consolidierung nicht schaden kann. Dafür wird der Uferdamm des Kanales genügend sorgen, der nach jüngst eingetroffener Weisung so breit und fest angelegt werden soll, daß er zugleich als Fahrstraße dienen kann. Westlich von Strick zeigt ein hoher Mast den Punkt an, an welchem die Kanallinie aufhört. Die Fortsetzung von dort nordwärts bis nach Memel ruht in der Zukunft; beschlossen ist sie; hoffen wir im Interesse dieser Stadt, daß die Ausführung des Beschlusses nicht zu ferne ist.

Es war die Mittagsstunde herangekommen, als ich von Strick aufbrach, nachdem Wurst und Brot als Frühstück und Mittagsbrot zugleich hatte dienen müssen. Die gerühmte Buduik hatte nicht besseres zu bieten; vor dem Genusse des noch vorhandenen Bieres warnte der Wirth selbst. Welch bewunderungswürdiges Beispiel eines Gastwirthes, der auf Unkosten seines Geschäftes die Rechte eines fremden Magens anerkennt! Durch eine Gegend, welche ihren strandartigen Charakter nicht verläugnen kann, führte mich ein viermeiliger Marsch Abends 9 Uhr nach Memel zurück. Unterwegs kam ich an den Bernsteingräbereien vorbei, welche auf dem Gebiet des Gutsbesitzer Sperber-Prökuls seit einiger Zeit mit erheblichem Erfolge betrieben werden. Bei einer späteren Wanderung versagte ich mir den Besuch dieser Felder nicht und traf gerade einen günstigen Zeitpunkt, da man eben auf die Bernsteinschicht gestoßen war und mit dem Ausbeuten begann. Der Betrieb der Gräbereien ist nämlich folgender. Wo der Erdbohrer Seetang heraushebt, wird eingeschlagen, dann werden Kanäle von 9 bis 12 Fuß Tiefe und 10 Fuß Breite in dem gewinnverheißenden Boden fortgetrieben und ganz nach bergmännischer Art durch Holzwerk gestützt; ein Schneckenwerk sorgt für die Fortschaffung des eindringenden Wassers. Sobald man auf die Schicht diluvialen Strandbodens stößt, beginnt die eigentliche Arbeit. Unten auf dem Boden der Grube stehende Arbeiter stechen das von Seetang und Holzresten durchsetzte Erdreich mit dem Spaten ab und werfen es behutsam auf die Ränder der Grube. Dort sitzen Frauen und Mädchen, welche mit den Händen jede Schaufel Erdreichs durchfühlen und zerbröckeln um die oft überraschend dicht darin sitzenden Bernsteinstücke herauszufinden, die dann in zur Seite stehende Blechkörb-

chen oder Blechbecher wandern. Kleine Geldprämien, welche den Finderinnen besonders großer oder schöner Bernsteinstücke bestimmt sind, reizen den Eifer der Arbeitenden, so daß von dem Augenblick an, an welchem die Bernsteinschicht aufgedeckt ist und in Angriff genommen wird, etwas von der Hast in Augen und Arme der Sucher und Gräber fährt, welche wir an californischen Goldsuchern uns vorstellen. Und zu einem Californien ist jenes öde Haideland bei Pröculs für die Pächter in der That geworden.

Memel im August 1864.

Christian Friedrich Reusch.

Ein Lebensbild
von
K. H. Bartisius.

Immer hat die Provinz Preußen Beamte aufzuweisen gehabt, welche sich durch Geschäftstüchtigkeit, Berufstreue und Hingebung an König und Vaterland hervorthaten, und dies nicht etwa nur in ruhigen Zeiten, sondern auch in denen der Noth und Gefahr, wie es sich im siebenjährigen Kriege und namentlich während der Besitznahme der Provinz durch die Russen und in den Zeiten des Unglücks und der Erhebung im Anfange dieses Jahrhunderts hinlänglich gezeigt. Nicht leicht aber finden wir diese Beamtentugenden mit wahrer Humanität, wissenschaftlichem Sinne und Anspruchslosigkeit so im schönen Vereine, wie bei dem Manne, dessen Lebensbild in den nachfolgenden Zeilen vorgeführt werden soll.

Dr. Christian Friedrich Reusch, gestorben als Königl. Geheimer und Ober-Regierungsrath zu Königsberg am 25. April 1848, war daselbst geboren am 25. November 1778. Die Familie Reusch*) hat während der vier Generationen, während deren sie in Königsberg ansäßig, ihrer Vaterstadt immer Männer geliefert, welche den Wissenschaften und dem Staatsdienste sich mit Hingebung widmeten. Der älteste von ihnen, von welchem genauere Kenntniß vorhanden, M. Christian Friedrich Reusch war

---

*) Der gedruckten, noch erhaltenen Gedächtnißpredigt, welche der Altstädtische Diakonus M. Michael Lilienthal seinem Amtsbruder M. Reusch gehalten hat, ist ein Lebenslauf des Letztern beigegeben, in welchem als Stammland der Familie Reusch Thüringen genannt wird. Nach eben dieser Quelle ist der Vater des Verblichenen aus Thüringen nach Königsberg gekommen und hat sich hier als Apotheker niedergelassen.

als Prediger bei der Altstädtschen Pfarrkirche angestellt und lebte vom Jahre 1695—1742. Er war nach den über ihn vorhandenen Zeugnissen ein Mann, welcher sich über die Vorurtheile der Zeitgenossen zu erheben wußte. Während seiner Amtsführung kam ein Mann nach Königsberg, der ein Automat (ein Pferd) zur Schau stellte. Damals waren die Kenntnisse der Mechanik und Technik noch so wenig in das Volk gedrungen, daß man das Kunstwerk mit Staunen betrachtete, aber vor demselben und dessen Besitzer Scheu trug. Als den Mann eine Krankheit ergriff, welche ihn auch hinraffte, wurde Diakonus Reusch ersucht, ihm das Sakrament zu verabreichen. Dies that er nicht allein, sondern hielt ihm auch eine s. g. Danksagung. Damit waren aber die befangenen Eiferer schlecht zufrieden. Sie begnügten sich nicht damit, den Diakonus wegen seiner Handlungsweise zu tadeln, sondern sie wandten sich auch beschwerend deshalb an die kirchliche Ober-Behörde. Diese ging in so fern auf die Beschwerde auch ein, als sie dem Geistlichen das Unangemessene seines Betragens vorhalten und ihn anweisen ließ, das Publikum eines Besseren zu belehren.*)

Der Prediger Reusch hinterließ fünf Söhne, von denen einer, Carl Daniel, sich den Studien widmete und als Professor der Physik bei der Universität zu Königsberg eine Anstellung fand. Er war zugleich Inspektor der Albertina und hatte als solcher eine Dienstwohnung im Universitätsgebäude. Mit Immanuel Kant stand er in traulichen Verhältnissen und war viele Jahre einer seiner Tischgenossen.

Dem Professor Reusch (geb. den 28. April 1735, gest. den 28. August 1806) blieben von sieben Kindern, die ihm geboren wurden, nur drei Söhne, von denen der älteste, Carl Wilhelm Georg, geboren am 3. Februar 1776, Stadtphysikus und außerordentlicher Professor der Medicin und Chirurgie bei der hiesigen Universität war und am 4. Dezember 1813 einem typhösen Nervenfieber erlag, das er sich bei Ausübung seines Amtes zugezogen hatte. Der jüngste, Johann Theodor, geb. den

*) Weitere Mittheilungen über die hier erzählte Thatsache enthalten die Neuen Preußischen Provinzial-Blätter Bd. I. S. 231 in dem Aufsatze „Worin wir weiter gekommen sind."

18. August 1783, erlernte die Apothekerkunst, legte die erste Apotheke auf dem Sackheim (in der Katholischen Kirchenstraße) an und war als kenntnißreicher Mann in seinem Fache geschätzt. Zwischen Beiden stand der am 25. November 1778 geborne Christian Friedrich, mit welchem wir uns von nun an zu beschäftigen haben.

Seine Jugendzeit verfloß in ziemlicher Zurückgezogenheit, welche durch das Amt des Vaters und die nicht besonders günstige Vermögenslage geboten war. Eines Vorfalles mag aber hier Erwähnung geschehn, da er nicht allein den Sohn, sondern auch den Vater kennzeichnet. Dem Knaben kam es einmal in den Sinn, sein Glück außer dem väterlichen Hause, in der weiten Welt zu suchen. Er muß aber diesen Plan doch nicht ganz geheim gehalten haben, denn als der am Fenster stehende Vater den Knaben aus der Hausthüre treten und über den Hof des Albertinums dem Thorwege zuschreiten sah, forderte er die Gattin auf, dem Scheidenden doch noch ein Hemde nachzuschicken. Sie folgte dem Wunsche und der Knabe ward dadurch so gerührt, daß er sogleich umwandte und in das elterliche Haus zurückkehrte.

Den ersten Unterricht erhielt unser R. durch Hauslehrer, meist in Gemeinschaft mit seinem ältern Bruder. In seinem dreizehnten Jahre wurde er der benachbarten Lateinischen Schule des Kneiphofs zugeführt, die kurz vorher in der Person des nachmaligen Consistorialrathes und Professors Dr. Johann Gottfried Hasse einen neuen Rektor erhalten hatte. Er saß in Prima 2½ Jahre und wurde dann, noch nicht fünfzehn Jahre alt, gemäß dem nachstehenden Zeugnisse als reif für die Universität entlassen.

„Christian Friedrich Reusch, Sohn des Professoris Physices auf hiesiger Akademie, 14½ Jahre alt und seit 2½ Jahren in der ersten Klasse, der Domschule allhier, ist einer der gebildetesten und hoffnungsvollsten Jünglinge, die unsere Schule je entlassen hat. Ausgesteuert mit den trefflichsten Talenten, mit einer bewunderungswürdigen Fassungskraft und Gelehrigkeit, und offen für alles Gute, kam er noch schwach in unsere Schule, machte aber unglaublich schnelle Fortschritte und gehörte kurze Zeit darauf zu den besten in der ganzen Klasse. Damit verband er eine musterhaft-löbliche Aufführung

und war der Liebling seiner Lehrer. Seine Lehrer hielten ihn seiner Jugend ungeachtet für reif zur Akademie; und dies bestätigte sich am 24. Juli d. J. bei einer vorschriftsmäßig versammelten Examinations-Commission, wo er in allen Wissenschaften, die vorkamen, ausnehmende Fertigkeit bewies, im Lateinischen, Griechischen, in der Geographie und Mathematik aber sich besonders auszeichnete. Er wurde daher einstimmig für reif erklärt. Möge der gute Genius dieses Jünglings über ihn wachen, daß kein Verderben seiner Jugend nahe, sondern diese herrliche Pflanze so gedeihe, wie sie gesproßt ist.

Königsberg, den 27. Juli 1793.

gez. G. C. Reccard,	Willobovis,	Graef,
Deputat. Consistorii.	Deputatus des Magistrats.	Inspector Scholae cathedral.
(L. S.)	(L. S.)	
Joh. Gottfried Hasse,	Joachim Friedrich Falk,	Biallis,
Rektor der Cathedral-Schule.	Pro-Rektor.	Kon-Rektor.

Daß der vom Consistorial-Rathe Dr. Graef ertheilte Religions-Unterricht seinen Abschluß erst fand, als der Konfirmande bereits Student war, wird durch das jugendliche Alter des Letzten erklärt. — Auf der Universität zu Königsberg wandte sich R. dem Studio der Rechte zu, war aber zugleich bestrebt, allgemeine Bildung sich anzueignen. Beweise davon liefern die von ihm besuchten Vorlesungen. Er hörte bei Hasse ein Collegium über Latinität, Mangelsdorf Geschichte, bei Kant Logik, Metaphysik und physische Geographie, bei Kraus Moral, Naturrecht und Encyclopädie und später Staats- und Finanz-Wissenschaft, auch Gewerbkunde, bei Hagen Botanik, Physik und Chemie, bei Reusch Philosophie, Physik und Mathematik, bei Holzhauer Institutionen, Pandekten und Criminal-Recht, bei Reidenitz deutsches und allgemeines Land-Recht, Prozeß und ein practicum, bei Schmalz Völkerrecht. Im Dezember 1797 bestand er die erste Prüfung pro auscultatura und wurde am 9. Januar 1798 vereidigt; Referendarius wurde er am 6. Mai 1800. Da es ihm erwünscht war, so bald als möglich eine Anstellung mit Einkommen zu erlangen, bewarb er sich um eine solche als Justiz-Commissarius, fertigte auch zu diesem Behufe die übertragenen Probe-Arbeiten; seinem Wunsche konnte aber keine Gewährung zu Theil werden, weil inzwischen die Bestimmung ergangen war,

daß zur Anstellung als Justiz-Commissarius das Bestehen in der Staats-Prüfung erforderlich sei. R. entschloß sich also zu derselben, ging deshalb nach Berlin und erhielt in Folge der am 31. Januar 1803 bestandenen Prüfung das Attest, daß er wohl verdiene, als Rath in einem Landes-Justiz-Collegio angestellt zu werden. Die Bemühungen indessen, welchen er sich wegen seiner baldigen Anstellung unterzog, hatten keinen Erfolg, weil es an erledigten Stellen durchaus fehlte und nur die eines Assessors bei der Süd-Preußischen Regierung in Warschau in Aussicht stand. Das Amt eines Justiz-Commissarius lag nicht gerade in seinen Wünschen, zumal da er nach seinem Prüfungs-Zeugnisse die Stelle des Rathes bei einem Landes-Justiz-Collegio mit Sicherheit zu erwarten hatte, und er entschloß sich daher bei der zeitweiligen Muße zu einer Reise. Diese führte ihn über Magdeburg, Halberstadt, Quedlinburg und über den Harz nach Göttingen und Kassel und von hier über Eisenach, Gotha, Weimar, Halle, Leipzig, Dresden, nach Berlin zurück und von hier über Bromberg in seine Vaterstadt, wo er am 17. Juni 1803 anlangte.

Der theilnehmenden Verwendung des damaligen Direktors Morgenbesser hatte er es zu verdanken, daß er bei der hiesigen Regierung (dem spätern Ober-Landes-Gerichte) mit Zuweisung der halben Instruktions- und Urtheils-Gebühren als Assessor angestellt wurde. Diese Gebühren vermehrten sich durch die Thätigkeit von R. allmählich so, daß sie den Betrag von jährlich 600 Thlr. überstiegen und deshalb im Jahre 1806 auf 600 Thlr. fixirt wurden. Die fernern Aussichten für unsern Assessor zeigten sich aber immer bedenklicher, da in Folge der Abtretung der polnischen Provinzen nach dem Tilsiter Frieden für die zurückkehrenden preußischen Beamten gesorgt werden mußte. Er versuchte es daher, bei der Verwaltung eine Stelle zu erhalten, und es gelang ihm auch, indem er am 18. April 1808 zum Rathe bei der hiesigen Kriegs- und Domainen-Kammer (der spätern Regierung) und zwar zum zweiten Justitiar bei derselben mit einem Gehalte von 730 Thlrn. ernannt wurde. Hier eröffnete sich ihm ein folgenschwerer aber auch segensreicher Wirkungskreis.

Der nach dem unglücklichen Kriege von 1806—7 verkleinerte preußische Staat setzte alle Hebel in Bewegung, um sich im Innern zu kräftigen und das, was nach außen verloren gegangen war, von innen heraus zu

erlangen. Dadurch waren manche Neugestaltungen, viele Verbesserungen an dem Bestehenden nothwendig. Insbesondere trafen diese Reformen die Verwaltung im ausgedehntesten Sinne und hier war es denn auch, wo R. für seine Liebe zum Schaffen und Ordnen ein weites Feld vorfand. Der Kammer-Direktor v. Wißmann, sein nächster Vorgesetzter, zog ihn zu allen von ihm abhängigen neuen Einrichtungen zu. So war er thätig bei der neuen Organisation der unteren Provinzial-Polizei- und Finanz-Behörden, bei der veränderten Einrichtung des Feuer-Societäts-Wesens, bei der Umänderung des Commerz-Collegiums, wobei er schon damals den Vorschlag machte, dieser Behörde die kaufmännischen Konkurse zuzuweisen. Ebenso entwarf er die Instruktion wegen Einführung der Allg. Städte-Ordnung.

Als Nebenamt wurde dem Rathe Reusch unter dem 3. Dezember 1810 die Stelle des Justitiars bei dem hiesigen Salz- und Seehandlungs-Comtoir und damit zwar eine Vermehrung von Arbeiten, aber auch eine Verbesserung seines jährlichen Einkommens um 200 Thlr. zu Theil. Im Jahre 1815 erwählte ihn der Ober-Präsident von Preußen, Landhofmeister v. Auerswald, zum Ober-Präsidial-Rathe, als der bisherige, Thoma, nach Berlin versetzt worden war. In dieser Eigenschaft begleitete er den Ober-Präsidenten noch in demselben Jahre nach Marienwerder zu der Conferenz, welche mit dem Ober-Präsidenten von Westpreußen Schön und den Regierungs-Präsidenten v. Hippel und Rothe in Betreff der Abgrenzung der einzelnen Regierungs-Departements abgehalten wurde; ebenso begleitete er denselben in Jahre 1816 nach Berlin, wo die weitern Bestimmungen über Organisation der Verwaltungs-Behörden getroffen wurden und dann im folgenden Jahre eben dahin, um die vom Finanz-Minister v. Bülow in Vorschlag gebrachten neuen Steuergesetze zu berathen.

Schon im Jahre 1816 kam es in Antrag, R. an die Regierung in Cöln zu versetzen. Der Staats-Kanzler, Fürst v. Hardenberg, lehnte aber den Antrag ab, weil die Regierung zu Königsberg, welche nach und nach schon 15 Mitglieder abgegeben hatte, nicht noch mehr beraubt werden dürfe. R. hat in spätern Jahren diese Entscheidung manchmal beklagt, weil er, ungeachtet seiner Liebe für die heimathliche Stadt und Provinz, doch die Meinung äußerte, durch die Versetzung würde ihm ein weiteres

Feld seiner Thätigkeit eröffnet worden sein. Wie dem aber auch sein mag, Anerkennung hat ihm auch hier niemals ganz gefehlt. So wurde er bereits am 16. Januar 1820 zum Geheimen Regierungsrath ernannt, und in der an den Ober-Präsidenten v. Auerswald gerichteten Allerh. Kabinets-Ordre vom 20. März 1820, in welcher der König denjenigen Beamten, die bei Formation der Landwehr sich durch Diensteifer ausgezeichnet, seine Anerkennung und seinen Dank aussprach, war auch der Name Reusch ausdrücklich genannt. Wenige Jahre später ging ihm das folgende Allerh. Kabinets-Schreiben zu:

„Ich habe Ihnen zum Beweise meines Wohlwollens und mit Anerkentniß Ihrer thätigen und treuen Dienstführung den rothen Adlerorden dritter Klasse ertheilt, dessen Insignien Sie durch die General-Ordens-Commission erhalten werden.

Berlin, den 13. Aprill 1824.

Friedrich Wilhelm."

Der Regierungs-Präsident Baumann, welcher bis dahin das Amt eines Regierungs-Bevollmächtigten bei der Königsberger Universität versehen hatte, stellte, als er im Jahre 1824 als Ober-Präsident nach Posen versetzt wurde, den Antrag, den Geh. Regierungsrath Reusch zu seinem Nachfolger zu ernennen. R. ging nur bedingungsweise darauf ein. Noch immer waren die demagogischen Untersuchungen gegen die Universitäten im Schwunge und dieses ganze Getreibe war R. so unangenehm, daß er damit nicht speciell zu thun haben mochte und daher vorschlug, für diesen Theil des Amtes einen Andern und zwar den Justitiarius, Regierungsrath Heyne zu bestellen. Man ging auf diesen Vorschlag ein und durch Allerh. Kabinets-Ordre vom 30. November 1824 wurde ein Universitäts-Curatorium in den Personen von Reusch und Heyne gebildet und zwar so, daß dem Erstern 700 Thlr., dem Letztern aber 300 Thlr. an Vergütungen ausgesetzt wurden.

Es wurde ferner zweckmäßig befunden, die bisherige Scheidung der Regierungen in zwei Abtheilungen zu verändern und die Verwaltung der indirekten Steuern ihnen abzunehmen und einer besondern Behörde, dem Provinzial-Steuer-Direktorat zu überweisen. Die Regierungen wurden in drei Abtheilungen abgetheilt, die für Kirchen-Verwaltung und Schulwesen,

die des Innern und die für die Verwaltung der direkten Steuern, Domainen und Forsten, jeder dieser Abtheilungen aber ein Dirigent mit dem Charakter als Ober-Regierungsrath vorgesetzt. Mit dem 1. Januar 1826 ward diese neue Einrichtung bei der Regierung zu Königsberg durchgeführt und dem nunmehr zum Ober-Regierungsrath ernannten Geh.-Rath Reusch wurde die Direktion von zwei Abtheilungen, der für Kirchen-Verwaltung und Schulwesen und der des Innern anvertraut. Diese Vereinigung bestand bis zum Jahre 1831, wo die Vergrößerung der Geschäfte eine Trennung wünschenswerth machte und R. nur die Direktion der Abtheilung für Kirchen-Verwaltung und Schulwesen behielt.

Er empfing am 18. Januar 1835 die Schleife zur dritten Klasse des rothen Adlerordens und wurde, als der bisherige Mit-Curator Heyne als Ober-Regierungsrath nach Danzig versetzt ward, durch die Allerh. Kabinets-Ordre vom 10. Juni 1835 zum alleinigen Bevollmächtigten bei der Königsberger Universität ernannt, indem ihm die von Heyne bezogene Vergütung von 300 Thlr. als Zulage bewilligt wurde. Seine Verdienste um die hiesige Universität anerkannte dieselbe durch Ueberreichung des philosophischen Doctor-Diploms unter dem 5. November 1837, wie er denn auch bei Gelegenheit der Säcular-Feier der Albertus-Universität im Jahre 1844 den rothen Adlerorden zweiter Klasse mit Eichenlaub erhielt.

Welcher Liebe und Verehrung sich R. zu erfreuen hatte, zeigte sich klar am 9. Januar 1848, dem Tage, an welchem er auf eine fünfzigjährige Dienstzeit zurückblicken durfte. Es mag hier der bezügliche Theil des Berichtes folgen, den die Hartungsche Zeitung über den gefeierten Tag brachte, da sie die Einzelheiten desselben hervorhebt.

„Eingeleitet wurde das Fest durch eine von den Studirenden unter Leitung des Musik-Direktors Sämann ausgeführte, zur Feier des Tages gedichtete Morgenhymne. Nach Beendigung des Gesanges hielt der Studirende Heinrich im Auftrage seiner Commilitonen eine Anrede. Ein zweiter Morgengesang wurde durch die hiesigen Elementarlehrer unter Leitung des Oberlehrers Elditt gebracht. — Um 9 Uhr überreichten die Bureaubeamten der Abtheilung für die Kirchen-Verwaltung und das Schulwesen durch ihren Vorsteher, Hofrath v. Wichert, ein Festgedicht. Der Rechnungsrath John überbrachte die Glückwünsche der übrigen Beamten, Landrent-

meister Bärwald die Glückwünsche der Kassenbeamten, das Kirchen-Collegium der altstädtschen Kirche überbrachte ein Festgedicht und sprach in der durch den Prediger Heinel gehaltenen Anrede den besondern Dank der Gemeinde aus für die kräftige Mitwirkung des Jubilars bei dem Bau der ihr von der Gnade Sr. Maj. des Königs zu Theil gewordenen Kirche aus. Der Pfarrer Bruno aus Grünhain überbrachte eine Gratulation der Diözese Wehlau. Die Regierungs-Referendarien gratulirten durch eine Deputation Ihnen schloß sich eine Deputation der hiesigen beiden höheren Bürgerschulen an. Die Universität hatte sich in ihrer Gesammtheit eingefunden, die Professoren und die Beamten. Der Prorektor, Geh. Regierungsrath Dr. Voigt, hob die großen Verdienste hervor, welche sich der Jubilar, der ja schon von seiner Kindheit an, der Universität angehörte, durch eine länger als dreißigjährige Pflege und Amtsverwaltung um die Universität erworben. Er überreichte die auf eine Silberplatte eingegrabene Inscription. — Die Silberplatte bildet die Deckelverzierung eines zur Aufbewahrung von Diplomen und Ehrenschreiben bestimmten Pultes. Sie ist von einem in Nußbaumholz geschnitzten Rande umgeben, in welchem sich das Bild des Markgrafen Albrecht und drei Medaillen mit dem Bildnisse Sr. Maj. des Königs, den Bildnissen Kants und Hagens, zweier Lehrer des Jubilars befinden. Auf der inneren, mit Silber verzierten Seite des Deckels sieht man die Jahreszahlen 1844 und 1848 und die Abbildungen der Domkirche und des Albertinums auf zwei Medaillen neben den Emblemen der vier Facultäten. — Der Dekan der juristischen Facultät, Prof. Sanio, gedachte der durch den Jubilar der Facultät insbesondere gewidmeten Fürsorge. Die Facultät wünsche den Jubilar ganz zu dem Ihrigen zu zählen; in ihrem Auftrage überreiche er das für ihn ausgestellte Doctor-Diplom. Prof. Neumann, der Dekan der philosophischen Facultät, wies in der Anrede an den Jubilar darauf hin, wie die Facultät sich nicht daran genügen lassen könne, daß er ihr angehöre (von der philosophischen Facultät war der Jubilar schon im J. 1837 zum Doctor kreirt), es müsse ein noch festeres Band geknüpft werden. Mit diesen Worten überreichte der Redner das für den ältesten Sohn des Jubilars, O.-L.-G.-Assessor Reusch ausgefertigte Doctor-Diplom mit der Bitte, solches im Auftrage der Facultät seinem Sohne zu übergeben, und ihn so

selbst zum Dr. der Philosophie zu ernennen. Dieser Akt war für den Jubilar und alle Anwesenden von dem ergreifendsten Eindrucke. Von einer Deputation des hiesigen Ober-Landesgerichts wurde ein Gratulationsschreiben durch den O.-L.-G.-Chefpräsidenten Dr. v. Zander übergeben. Sodann erschien die Deputation des hiesigen Magistrats und der Stadtverordneten und überreichte die prächtig ausgestattete Urkunde über das dem Jubilar von der Stadt verliehene Ehrenbürgerrecht. Bei der dankenden Erwiderung auf die Anrede des Ober-Bürgermeisters Krah wies der Jubilar auf einen silbernen Pokal hin, den die hiesige Bürgerschaft einst seinem verst. Vater gewidmet hatte. Eine Deputation der hiesigen städtischen Geistlichkeit aller Confessionen übergab eine Gratulationsadresse durch den Superintendenten Kahle. Probst Dr. Wunder überreichte ein Gratulationsschreiben des hochwürdigsten Bischofs von Ermeland, welche der Jubilar dankend entgegennahm. Der Landrath von Schwarzhoff aus Braunsberg hatte Gratulationsschreiben von dem Domkapitel zu Frauenburg, dem Magistrate zu Braunsberg und der evangelischen Geistlichkeit der Diözese Braunsberg überbracht. Demnächst stattete das Tribunal durch eine Deputation seinen Glückwunsch ab, welcher durch eine Ansprache des Kanzlers v. Wegnern eingeleitet wurde. Das Konsistorium brachte seine Glückwünsche durch den General-Sup. Dr. Sartorius und Consist.-Rath Oesterreich, das Provinzial-Schulkollegium durch den Prov.-Schulrath Dr. Lucas dar. Konsistorial-Rath Oesterreich übergab die ihm zur Aushändigung zugesandten Gratulationsschreiben der Geistlichen des hiesigen Regierungsbezirks und eine Votivschrift von der Diözese Pr. Eylau. Der Stadtgerichts-Präsident Reuter und St.-G.-R. Mertens beglückwünschten den Jubilar im Namen und Auftrag des Stadtgerichts. Um 12 Uhr erschienen die sämmtlichen Mitglieder der hiesigen Regierung unter dem Vortritt ihres Chefpräsidenten, des Ober-Präsidenten Dr. Böttcher. Unter Ankündigung der noch zu erwartenden allerh. Gnadenbezeigung übergab derselbe ein Glückwunschschreiben des Staats-Ministers Eichhorn Exc. und ein gleiches von der Regierung zu Gumbinnen und hielt alsdann, bei der Ueberreichung zweier silberner auf Untersätzen ruhender offener Schalen, im Namen des Collegiums an den Jubilar eine schöne aus dem Herzen quellende Anrede, in welcher er der großen Verdienste desselben um das Vaterland rühmend gedachte und

ihn bat, als eigentlichen Kern der Schalen, die so offen seien, wie sein Charakter, den Ausdruck der dankbarsten Verehrung und die aufrichtigsten Wünsche für die kommenden Jahre anzunehmen. Nachdem noch der Geh. Ober-Finanz-Rath Engelmann Namens des Provinzial-Steuer-Direktorats, eine Deputation des Medizinal-Collegiums, der Intendant Henke Namens der Militair-Intendantur, der Polizei-Präsident Lauterbach, der Geh. Justiz-Rath Becker Namens des Kommerzien- und Admiralitäts-Collegiums mit Ueberreichung eines Festgedichts und der Superintendent Schepke mit Ueberreichung eines Gratulationsschreibens Namens der Diözese Fischhausen ihre Huldigung dargebracht hatten, erschien zuletzt der kommandirende General, Generallieutenant Gr. zu Dohna Exc., welcher den Jubilar Namens des Militärs seinen Glückwunsch abstattete. Außerdem waren von Freunden und Verehrern des Jubilars eine große Zahl von Glückwünschungsschreiben eingegangen. Andere hatten sich von nah und fern hier eingefunden, um ihre Glückwünsche persönlich darzubringen.

Die Art und Weise, in welcher der gefeierte Mann die ihm dargebrachten Zeugnisse der Verehrung und Theilnahme entgegennahm und mit einer, wie vom Genius eingehauchten Beredsamkeit erwiderte, gewährte ein klares Bild seiner einfach edlen Sinnesweise und der Liebenswürdigkeit seines Charakters. Die volle geistige und körperliche Rüstigkeit, mit welcher er sich in der Anstrengung des Tages bis zum späten Abend hin bewegte, und die begründete Hoffnung, daß das Ziel seines schönen Wirkens noch in weiter Ferne liege, verbreitete über die Anwesenden das Gefühl einer freudigen Zuversicht und eines Wohlbehagens, welches den Grundton des Festes bildete, das mit einem im Saale des festlich geschmückten kneiph. Junkerhofes zu Ehren des Jubilars veranstalteten Mittagsmahl endete, bei welchem mehr als 200 Personen anwesend waren. Der erste Toast, von dem Jubilar ausgebracht, galt Sr. Maj. dem Könige, dem Pfleger und Beschützer der Kunst und Wissenschaft; der zweite, von dem Ober-Präsidenten Dr. Bötticher, mit einer den Mann des Tages wahrhaft feiernden und alle Gemüther tief ergreifenden Rede eingeleitet, dem verehrten Jubilar. Von den andern Toasten galt der des Landraths und Major a. D. v. Berg der Gemahlin und Familie des Jubilars, der vom Prof. Dr. Voigt ausgebrachte der dem Jubilar und seiner Familie

Generationen hindurch anverwandten Albertina und der des Ober-Präsidenten den Festordnern, Ober-Reg.-Rath Gr. zu Eulenburg und Geh. Reg.-Rath Prof. Dr. Schubert. Heitere und ernste Lieder, theils frühere Erzeugnisse der Muse des Jubilars, theils ihm von seinen Verehrern gewidmet, erhöhten die Freuden des Festmahls und erst spät am Abend verließ der Jubilar die Gesellschaft, begleitet von den Wünschen der Anwesenden für den heitersten schönsten Abend nach so ruhmvoll segensreichem Tagewerk. Gegen 9 Uhr Abends überbrachte der Ober-Präsident dem Jubilar in seine Behausung die inzwischen eingetroffenen Insignien des Rothen Adler-Ordens zweiter Klasse in Brillanten als Beweis königlicher Huld und Gnade."

Nicht allein der Jubeltag, der nicht selten dem Jubilar wegen der Anspannung der Kräfte nachtheilig wird, sondern auch die ihm folgenden zeigten bei unserm Gefeierten keine schädliche Einwirkung der erfolgten Anstrengungen. R. konnte sich seinem Wirkungskreise ungeschwächt widmen, ja er schien sogar mit höherer Lebenskraft ausgerüstet und es war, als sollten die vielen gutgemeinten Wünsche bei ihm in Erfüllung gehen und er sich noch lange seines hiesigen Daseins erfreuen. Leider aber kam es anders. Als sich R. am Abende des zweiten Osterfeiertags, den 24. April 1848, den er im Kreise seiner Familie und einiger Freunde verlebt hatte, zu Bette legte, hörte ihn die Gattin plötzlich röcheln. Aerzte wurden sogleich herbeigerufen, aber alle Hülfe blieb vergebens; er verschied innerhalb einer Stunde, wohl am Schlagflusse. Sein Tod traf die Familie so unvorbereitet, und erfolgte so rasch, daß sie mehrere Tage sich in den Gedanken, den Familienvater verloren zu haben, gar nicht finden konnten, vielmehr noch oft von dem Dahingeschiedenen als von einem noch Lebenden sprachen. Er war in seinem siebenzigsten Lebensjahre abgerufen worden. Seine hinterlassene Gattin, welche mit ihm das Glück des Lebens getheilt hatte, die Tochter des Justiz-Amtmanns Schultz in Labiau, Marianne Friederike Heinriette, war mit ihm am 12. Oktober 1809 vermählt worden und hatte ihm sieben Kinder geboren, von welchen jedoch nur zwei Söhne und zwei Töchter ihn überlebten. Der älteste Sohn, Rudolph, ist als Rath bei dem hiesigen königlichen Tribunal, der zweite Sohn, Hermann, als solcher bei dem hiesigen königlichen Stadtgerichte angestellt, von

den Töchtern Auguste und Elise aber die letztere mit dem Regierungsrath v. Besser ehelich verbunden ist. —

Reusch war von Natur glücklich begabt. Ausgestattet mit vorzüglichen Anlagen des Kopfes und Herzens, hatte er diese Gaben durch andauernden Fleiß zur Entfaltung zu bringen sich bemüht und Kopf und Herz in stetem Einklange zu erhalten gewußt. Sein feiner Sinn für alles Schöne und Gute blieb mit humaner Liebenswürdigkeit stets im Vereine. Er arbeitete leicht, ja mit Eleganz und wußte unter schwierigen Umständen leicht das Rechte zu finden. Als Mensch, als Familienvater und als Beamter durfte er als Muster hingestellt werden. Wollte man diesem Lobe auch einigen Tadel beifügen, so wäre es der, daß seine Bescheidenheit und Gutmüthigkeit ihn nicht immer dazu gelangen ließen, höher gestellten Personen mit selbstbewußter Entschiedenheit entgegen zu treten, die Untergebenen aber nach Verdienst hart anzufassen. Dieser Mangel that aber den dabei behandelten Sachen keinen Eintrag, weil R. immer das Erforderliche zu thun und die Mißstände auszugleichen wußte, wohl aber schadete er dadurch sich selbst, da er den Kummer, den ihm Andere bereiteten, stillschweigend in sich verarbeiten mußte. Wie es Menschen giebt, die von ihren Thaten gerne reden und auch die Kunst verstehen, Andere davon reden zu machen, so giebt es glücklicher Weise auch noch immer solche, die es nicht einmal gerne sehen, wenn von ihren guten Handlungen gesprochen wird, vielmehr mit dem Bewußtsein erfüllter Pflicht sich völlig befriedigt erachten. Zu den letztern ist R. in vollem Maße zu rechnen und wenn bei irgend wem, so ging bei ihm die bekannte Verordnung des Ober-Präsidenten v. Schön in Erfüllung:

„Thue das Gute und wirf es ins Meer,
Sieht es der Fisch nicht, sieht es der Herr."

Darum konnten auch, als bei seinem Jubeltage ihm so reichliche Ovationen gebracht wurden, gar Manche sich der Verwunderung darüber nicht entziehen, daß mit einem so einfachen Manne so viel Aufsehens gemacht werde. Freilich dachten andere Männer anders, aber sowohl während der Lebzeiten des Mannes, als nach dem Tode desselben, sind seine Verdienste nicht genügend bekannt geworden. Nur zum Theile sind sie in der vorliegenden Abhandlung nachgewiesen. Hier mögen noch einige Beweise dafür folgen.

Seitdem das Bisthum Ermeland in den Besitz der Krone Preußen gekommen war, hatten sich viele Evangelische in dem bis dahin nur von Katholiken bewohnten Landestheile niedergelassen und waren im Laufe der Zeit zu einer beträchtlichen Volksmenge angewachsen. Für die kirchlichen und Schulbedürfnisse dieser evangelischen Unterthanen war aber bis um das Jahr 1820 nur kümmerlich gesorgt worden und sie selbst konnten um so weniger sich selbst helfen, als sie fast durchweg der ärmeren Volksklasse angehörten. Der Hülfesuchenden erbarmte sich der fromme König Friedrich Wilhelm III., er versah das Ermeland nach und nach mit evangelischen Kirchen und Schulen. Als Reusch die Direktion der Abtheilung für Kirchen und Schulwesen übernahm, stand nur die in Holz erbaute Kirche in Heilsberg fertig da, während seiner Amtsführung aber erhoben sich die massiven Kirchen nebst Thürmen und Pfarr- und Schulgebäuden in Braunsberg, Wormditt, Guttstadt und Mehlsack.

Ueber das, was im Schulwesen geleistet worden, giebt der in den Neuen Preuß. Provinzialblättern, Bd. II. S. 192 f. abgedruckte Bericht des Schulraths Dr. Dieckmann nähere Auskunft. Er umfaßt die Jahre 1828 bis 1847, also fast die ganze Zeit, während welcher R. der Regierungs-Abtheilung für das Schulwesen vorstand und soll uns hier nur die Hauptzahlen liefern. Nach ihm betrug im Jahre 1828 die Zahl der Schulklassen im Reg.-Bezirke 1548, während die Zahl derselben im Jahre 1847 auf 2081 in 1675 Schulen gestiegen war. Von ihnen trafen auf die 48 Städte 219 Schulen mit 505 Klassen und auf das platte Land 1456 Schulen mit 1576 Klassen. Die Zahl der Schüler betrug 1847 überhaupt 122,874, mithin etwa 1/8 der Bevölkerung. Sie wurden von 2094 Lehrern unterrichtet.

Darüber, was R. als stellvertretender Bevollmächtigter für die hiesige Universität im Allgemeinen und für deren Lehrer und Institute im Besondern gethan, ist nichts Genügendes zur Veröffentlichung gekommen. Wir können daher nur berichten, daß unter seinem Curatorium die akademischen Sammlungen, sowie die Seminare bedeutend vermehrt, mehrere neue Lehrstühle namentlich in der philosophischen Facultät gestiftet, zwei Kliniken, das zoologische Museum und chemische Laboratorium erbaut, endlich das neue Universitätsgebäude veranlagt wurde, an dessen Grundsteinlegung er

noch Theil nahm. Wie R. bei alle diesem thätig gewesen, wird klar, wenn man die Ovationen erwägt, die ihm bei seinem Jubelfeste von dieser Seite her dargebracht wurden. Ganz besonders war ihm die überreichte Inscription erfreulich und in der That ist eine solche Anerkennung Seitens einer Universität eine Seltenheit.

Aus dem Dargestellten ergiebt sich zur Genüge, daß R. während seines ganzen Lebens viel beschäftigt war. Dennoch behielt er Zeit, nicht allein seiner Familie zu leben, sondern auch dem Schönen und Guten thätige Aufmerksamkeit zu widmen und ermögligte dieses durch die Leichtigkeit, mit welcher er arbeitete. Wie er Freund der Musik war und dem Klavierspiele nicht fremde, so stattete ihm die Muse der Dichtkunst auch gelegentlich Besuche ab. Einen Theil seiner anspruchlosen Gedichte haben die Neuen Preuß. Provinzial-Blätter nach seinem Tode gebracht. Zur Erholung dienten ihm Spaziergänge in die freie Natur, welche er überhaupt liebte. Einige Jahre hindurch hielt er sich, dem Andringen wohlwollender Freunde nachgebend, ein Reitpferd. Badereisen oder andere größere Ausflüge hat er nicht unternommen, mit Ausnahme der Reise, welche ihn im Jahre 1845 unter Begleitung seines jüngeren Bruders und seiner Söhne durch die schönsten Gegenden von Deutschland führte. Dagegen ließ er nicht leicht einen Sommer vorüber gehen, ohne für einige Wochen mit seiner Familie den Ostseestrand zu besuchen und an ihm Erholung und Kräftigung sich zu verschaffen. Hier war es immer das liebliche Dorf Rauschen, das er zu seinem Aufenthalte wählte und das ihm nicht allein durch seine idyllische Lage, sondern auch durch die schöne Umgebung, welche in kleinen Ausflügen leicht zu erreichen war, anzog. Daß Strand und Meer, von fremder Kraftbeschränkung befreit, jetzt jedem Besucher geöffnet sind, daß die gewinnreiche Beute des Bernsteins jetzt den früher so armseligen Fischern zu Statten kommt und sich ihr Wohlstand von Jahr zu Jahr hebt, ist namentlich auch seinen rastlosen Bemühungen zu danken.

Es ist bemerkenswerth, daß die Familie Reusch sich in verschiedenen Mitgliedern nicht allein durch Liebe zu der vaterländischen Provinz, sondern auch durch die Neigung auszeichnet, ihre Eigenthümlichkeiten in alter und neuer Zeit zu erforschen. Schon der Eingangs erwähnte Diaconus

M. Christian Friedrich Reusch vertheidigte, wie aus dessen gleichfalls erwähntem Lebenslaufe zu ersehen, im Jahre 1724 eine Dissertation de tumulis et urnis sepulchralibus in Prussia. Sein gleichnamiger Enkel, der Ober-Reg.-Rath Christian Friedrich Reusch, schloß sich, als im Jahre 1844 die Alterthums-Gesellschaft Prussia hier begründet wurde, derselben nicht allein an und wohnte ihren Sitzungen fleißig bei, sondern erfreute sie auch durch mehrere Vorträge, welche theilweise in den Neuen Preuß. Provinzial-Blättern abgedruckt sind. Dessen Sohn nun, der Tribunals-Rath Rudolf Reusch, zeigte schon früh das Bestreben, die vaterländischen Sagen nicht allein zu sammeln, sondern auch zu deuten, auch in der plattdeutschen Mundart dichterisch sich zu vergnügen. Seine Samländischen Sagen, schon in der zweiten Auflage vorhanden, begleiten vielfach die Besucher des Strandes. —

Königsberg im November 1864.

K. H. Bartisius.

Kritiken und Referate.

Die Magdeburger Fragen. Herausgegeben von Dr. J. Fr. Behrend. Berlin, J. Guttentag. 1865. (2 Bl., L u. 300 S. 8.)

Die „Magdeburger Fragen" gehören zu denjenigen Sammlungen von Rechtssprüchen des Magdeburger Schöffenstuhles, die um die Mitte und besonders gegen Ende des XIV. Jahrhunderts für den Gerichtsgebrauch der Städte des Sächsisch-Magdeburgischen Rechtes in reicher Zahl zusammengestellt wurden. Sie sind zugleich die am weitesten verbreitete Sammlung dieser Art, indem ihre systematische Anordnung sie für das praktische Bedürfniß vorzugsweise geeignet erscheinen ließ. Man brauchte sie in Schlesien, Sachsen und auch im Ordenslande Preußen, dessen Hauptstädte Kulm und Thorn mit dem Schöffenstuhle zu Magdeburg in dauernder Verbindung standen. Schon mit Rücksicht auf diese ihre Bedeutsamkeit für Preußen gebührt den Magdeburger Fragen eine Stelle in der Altpreußischen Rechtsgeschichte, noch mehr aber dann, wenn wirklich, wie angenommen wird, in unserem Altpreußen ihr Entstehungsort zu suchen ist.

Der Text der Magdeburger Fragen war uns bisher in durchaus unzulänglicher Gestalt überliefert. Von den vielen Ausgaben, die seit 1517 bis zum Jahre 1614 erschienen sind, beruht nur die erste auf einer Handschrift, die ohnehin nicht zu den besten gehört; die übrigen Ausgaben sind durch Abdruck entstanden, und sie alle geben den Text mit vielfachen Druckfehlern und überdieß in modernisierter verunstalteter Form. An einer kritischen Ausgabe, die unseren heutigen Anforderungen Genüge geleistet hätte, fehlte es gänzlich, und so kann es nicht Wunder nehmen, daß die angestellten Untersuchungen der Magdeburger Fragen zu keinem rechten Abschluße kamen.

Diesem längst empfundenen Uebelstande wird nun durch die vorliegende neue Ausgabe in einer Weise abgeholfen, die der vollsten dankbaren Anerkennung würdig ist. Gestützt auf einen umfaßenden handschriftlichen Apparat, stellt der Verf. das Rechtsbuch in reinerer und vollerer Gestalt vor Augen, und nicht allein auf die Magdeburger Fragen selbst hat er sich beschränkt, auch die vorgängigen wie späteren Parallelsammlungen sind herbeigezogen: ihr Verhältniß unter einander und zu den Magdeburger Fragen wird in der Einleitung dargelegt und durch anschauliche Tabellen erläutert. Erst hiedurch ist die genetische Entwickelung, das allmählige Anwachsen und die vielfältige Verzweigung aller dieser Sammlungen, ist insbesondere die Entstehungsgeschichte und das Quellen-Verhältniß der Magdeburger Fragen zur Klarheit gebracht. Wir mögen es uns nicht versagen, die Resultate der sorgfältigen Untersuchung in Kurzem mitzutheilen.

Mit Ausnahme von fünf Stellen, die den Magdeburger Fragen eigenthümlich sind, findet sich ihr Inhalt in den Parallelsammlungen wieder. Davon werden als unmittelbare Quellen der Magdeburger Fragen mit Bestimmtheit drei Sammlungen nachgewiesen. Es sind eine Compilation in zwei Büchern unter gleichlautendem Titel, ferner der Alte Kulm und eine in Thorn verfaßte Sammlung. Alle drei Quellen sind Preußischen Ursprunges, so daß ein Gleiches auch für die Magdeburger Fragen zu folgen scheint. Die Zeit ihrer Abfaßung setzt der Verfasser zwischen 1386 und 1402.

Als angenehme Beigabe der trefflichen Edition betrachten wir, außer dem Register der Eigennamen und der Zusammenstellung der Zeit- und Kalenderbestimmungen, das sorgsam ausgearbeitete Glossar, welches den Wortschatz sowie den sachlichen Inhalt der abgedruckten Quellen in alphabetischer Folge zur Anschauung bringt.

So ist denn für unser Rechtsdenkmal Alles geleistet, was nach den vorhandenen Hilfsmitteln irgend möglich war. Wir haben damit für alle Arbeiten ähnlicher Art eine solide Grundlage gewonnen, und wer es je unternehmen sollte, in weiterer Ausdehnung des Planes ein vollständiges Corpus decisionum Magdeburgensium zusammenzutragen, wird von Behrend's Ausgabe ausgehen müssen.

Läßt die vorliegende Arbeit noch einen Wunsch übrig, so wäre es der, daß der Verf. sein auf S. 298 gegebenes Versprechen einer ähnlichen Publication recht bald zur Wahrheit machen möchte.

S—n.

Ludwig Friedländer (Professor in Königsberg), Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms in der Zeit von August bis zum Ausgang der Antonine. Leipzig. Verlag von S. Hirzel. 1. Theil 1862. (XII u. 332 S. gr. 8.) 2. Theil 1864. (XI u. 408 S.)

Das Werk, das uns zur Besprechung vorliegt, hat in den zwei Jahren, die seit dem Erscheinen des ersten Bandes verflossen sind, in den weitesten und verschiedensten Kreisen die Verbreitung und Beachtung gefunden, die es in hohem Maße verdient. Ausgerüstet mit gründlicher Gelehrsamkeit und umfassender Kenntniß des Alterthums hat es der Autor verstanden, das ungeheure, überall zerstreute Material so zu gruppiren und unter bestimmte Gesichtspunkte zu bringen, daß uns ein künstlerisch abgerundetes Ganze entgegen tritt und daß wir nicht mehr im Stande sind, in dem ausgeführten Gemälde die unendliche Zahl der kleinen Mosaiksteine zu erkennen, aus denen es zusammengesetzt ist. Denn trotz der großen Menge von Quellen, aus denen wir unsere Kenntniß des Alterthums schöpfen, sind es doch nur fragmentirte Details, die zur geistigen Reconstruction jener vergangenen Zeiten uns überliefert sind, die erst ihren Werth und ihre Bedeutung in der Hand dessen erhalten, der das ganze Material übersieht und beherrscht. —

Der Verfasser hat sich nun in seinem Werke eine Aufgabe gestellt, die in gewisser Hinsicht bis jetzt noch nicht versucht worden ist. Man war bis vor nicht gar langer Zeit gewohnt, das römische Volk nur nach seiner äußeren politischen Geschichte zu beurtheilen; man wußte, daß im Gegensatz zu den feingebildeteren Griechen Kunst und Wissenschaft in dem alten Rom keine Stätte gefunden hatten und man hielt es daher nicht der Mühe werth, in die innere Entwickelung, in die Culturgeschichte dieses Volkes tiefer einzudringen. Können wir nun auch nicht leugnen, daß in den frühen Zeiten der Republik die politische Geschichte der Römer unbedingt den ersten Anspruch auf Interesse macht, so ändert sich doch dies bald genug

Schon die Zeit der Gracchischen Reformen, der Bürgerkriege, dann zwischen Marius und Sulla, Pompeius und Caesar bietet dem Culturhistoriker reichen Stoff zu interessanten Betrachtungen, als dann endlich die römische Freiheit vernichtet war, als das 500jährige Gebäude der Republick in Trümmer fiel, als sich ein Hof mit orientalischem Gepränge in Rom allmählich herausbildete, als endlich das römische Weltreich keinen ebenbürtigen Feind mehr zu fürchten hatte, da mußte nothwendig eine gewaltige Revolution in der inneren Entwickelung des Volkes sich vollziehn, die Römer mußten zuerst aufhören, ächte Römer zu sein, um den Sprung von der Republik zum kaiserlichen Despotismus machen und ertragen zu können. Diese große Umwandlung war vorbereitet durch das Einbringen griechischer Bildung und Sitte nach Rom, angebahnt schon durch Ennius und Plautus, zur Reife gediehen aber erst in den Zeiten des Cicero und Vergil. Die Sitten und Gebräuche demnach, die uns in dem römischen Kaiserreiche entgegen treten, sind zum größten Theile nicht auf italischem Boden entstanden, sondern von auswärts importiert. Das ganze Culturleben in der Kaiserzeit ist unendlich verschieden von dem der altrömischen Republik. Dieser gewaltige Umschwung manifestiert sich sofort in der äußeren Erscheinung Roms; die häßlich gebaute, ohne bestimmten Plan angelegte Stadt wird zur prächtigen Residenz; Paläste, Tempel, Theater und Amphitheater entstehen rasch und werden mit unglaublicher Pracht ausgeschmückt, die Fora werden zu den großartigsten Anlagen benutzt, die schmucklosen Bausteine werden von kostbarem Marmor verdrängt, kurz, die Stadt, die noch in den letzten Zeiten der Republik durch ihre Armseligkeit den Spott der verwöhnten Griechen auf sich zog, die weit hinter dem Glanze mancher Provinzialstadt zurückblieb, wird eine Weltstadt in des Wortes vollster Bedeutung, die urbs *κατ' ἐξοχήν*, ohne Rivalin und unvergleichbar. Die Stellung, die Rom im Alterthum eingenommen hat, kann auch nicht entfernt einer modernen Stadt eingeräumt werden; an Umfang und Zahl der Bevölkerung steht es hinter London nach, denn es hat nie viel mehr als 1½ Millionen Einwohner gezählt, es ist nicht unterstützt worden durch die gewaltigen Communicationsmittel der Neuzeit, und doch strömten hier hin die Anwohner der fernsten Zonen, doch häuften sich hier die Schätze der ganzen Welt; „spanische Wolle und chinesische Seide, künst-

liche bunte Gläser und feine Leinwand aus Alexandrien, Wein und Austern der griechischen Inseln, der Käse der Alpen und die Seefische des schwarzen Meers. In Magazinen und Läden lagerten heilsame Kräuter aus Sicilien und Afrika, arabische Spezereien und Wohlgerüche, die Perle vom Grunde des rothen Meeres und der Diamant aus indischen Gruben, riesige Balken bunten Marmors in den Gebirgen Kleinasiens gebrochen und schön gemaserte Scheiben kostbaren Holzes am Atlas gewachsen." —

Künstler und Gelehrte, Dichter und Redner fanden in Rom das ergiebigste Feld ihrer Thätigkeit; was sich an den Grenzen des Weltreiches ereignete, wurde dorthin mit fliegender Eile gemeldet. Rom war in Wahrheit, wie es Polemo treffend nennt, ein Compendium der Welt. Wunderbare Kunst ersetzte die Natur, um Rom und seine Umgebung zu schmücken. Gärten und Parke, vor Allem aber seine berühmten Wasserwerke dienten Rom zur Zierde, in den reichen Bibliotheken fand der Forscher Anregung und Förderung; der Kunstenthusiast brauchte nur die Straßen zu durchwandern, um auf Schritt und Tritt durch die unvergleichlichen Werke älterer und neuerer Meister, durch Bauten, Statuen und Gemälde gefesselt zu werden. —

Daß dieses glänzende Bild auch seine dunkle Seite hat, ist natürlich genug. Alle Nachtheile einer großen Stadt treten uns in Rom entgegen: Unsicherheit und wüster Lärm auf den Straßen, ein durch Armuth und Faulheit entsittlichter Pöbel, furchtbare Theuerung aller Lebensbedürfnisse, häufige Brände und Einstürze von Häusern bilden die hauptsächlichsten Schattenseiten des römischen Lebens. Nimmt man dazu die zerstörenden Naturereignisse: Erdbeben und Ueberschwemmungen, denen Rom mehr, als die meisten Städte des Alterthums ausgesetzt war; berücksichtigt man die ungesunde Lage der Stadt, in der Fieber und furchtbare Epidemieen heimisch waren, so wird man wol begreifen, daß mancher es vorzog, auf alle die hauptstädtischen Genüsse zu verzichten und sein Leben einsam und friedlich in einem Landstädtchen zu beschließen. —

Diese Großartigkeit, die uns in der äußern Erscheinung der römischen Weltstadt entgegentritt, spiegelt sich natürlich in allen Verhältnissen des Lebens ab. Der Kaiser mit seinem Hofe bildet den Mittelpunkt, von dem Alles ausgeht und auf den sich Alles bezieht. Haben es auch August und

noch einige spätere Herscher versucht, den Hof nach römischem Zuschnitt zu gestalten, ihm das Ansehn eines großen Privathauses zu geben, so sehen wir doch schon unter Nero orientalische Sitte zur Herrschaft gelangen; orientalische Pracht und orientalischer Despotismus bilden seitdem mehr und mehr die charakteristischen Eigenthümlichkeiten des kaiserlichen Hofstaates. Es beginnt der verderbliche Einfluß der kaiserlichen Freigelassenen; wie einst am französischen Hofe der Staat durch die Maitressen der Könige regiert wurde, so hing in der römischen Kaiserzeit Wohl und Wehe tausender edler Familien von den Launen dieser gewissenlosen Emporkömmlinge ab. Daß auch die römischen Kaiser Concubinen gehalten haben, ist freilich bekannt und der Verfasser hat uns die Bilder der vier berühmtesten (Acte, Caenis, Panthea und Marcia) anziehend skizzirt, „aber eine Maitressenregierung hat es in dem römischen Kaiserreich nicht gegeben, es mag dies in dem antiken Verhältniß der Geschlechter seinen Grund finden, das von dem modernen so durchaus verschieden war." — Die eigentlichen Saatsämter hatten allmählich, je mehr sie an äußerem Glanz gewannen, an realer Macht verloren; diese war übergegangen auf die Haus- und Hofämter, deren Inhaber, ohne große äußere Auszeichnungen, factisch die Welt regierten. Die Reichthümer dieser Freigelassenen sind sprichwörtlich geworden, ihre Verschwendung und Prachtliebe kannte keine Grenzen. „Der Luxus ihrer Bäder galt selbst in Rom als unerhört, in ihren Glashäusern reifte die Purpurtraube trotz der Winterkälte, ihre Parke und Gärten waren die größten und schönsten der Stadt, ihre Villen die herrlichsten der Umgegend. Sie schmückten Rom und andere Städte der Monarchie mit prachtvollen und gemeinnützigen Bauten, die Erfindungen der raffinirtesten Ueppigkeit trugen ihren Namen. Ihre sterblichen Reste wurden mit orientalischem Pomp zur Ruhe bestattet, colossale Denkmäler, zu deren Ausschmückung sich alle Künste vereinten, erhoben sich über ihrer Asche und prahlende Inschriften verkündeten ihre Verdienste der Nachwelt."

Der Senat erwies diesen Freigelassenen die größte Devotion; die edelsten Familien, zum Theil sogar Verwandte des Kaiserhauses, rechneten es sich zur Ehre, ihre Töchter ihnen zur Gattin zu geben, kein Wunder, daß Hochmuth und Brutalität dieser ehemaligen Sklaven keine Grenzen kannte. —

Es würde zu weit führen, die drei wichtigsten Aemter, die sie bekleideten, die procurationes a rationibus, a libellis und ab epistulis hier zu detailliren, ihrer streng wissenschaftlichen Behandlung hat der Verfasser einen eignen Excurs gewidmet, auch die übrigen Mitglieder des Hofstaates seien hier nur kurz erwähnt, wie Prinzenerzieher, Hofastrologen, Leibärzte und vor Allem die verschiedenen Klassen der amici und comites des Kaisers, die theils durch Geburt und Rang, theils durch gesellige Talente eine bevorzugte Stellung in unmittelbarer Nähe des Kaisers erlangt hatten. Sie hatten das Recht und die Pflicht, dem Kaiser am Morgen ihre Aufwartung zu machen, sie begleiteten ihn auf Reisen, sie nahmen an seinem Mahle Theil. Natürlich richteten sich die Vortheile und Nachtheile ihrer Stellung nach der Persönlichkeit des Monarchen, aber im Ganzen lag auf ihnen schwer der Fluch des Despotismus; sie zitterten vor der kaiserlichen Ungnade, ein unbedachtes Wort konnte sie ins Verderben stürzen; der finstere Geist des Mißtrauens lagerte auf diesem Verhältnisse und die Gesichter der Großen bedeckte „die Bläße der unseligen hohen Freundschaft."

Doch wir brechen ab mit den Notizen, die wir hier kurz aus den beiden ersten Kapiteln des besprochenen Buches gegeben haben; man sieht, wie unendlich reich das vorliegende Material ist, wie viele anziehende Seiten eine Sittenschilderung der römischen Kaiserzeit bietet. Um so verwunderter wird man sich fragen: wie ging es zu, daß man nicht schon oft und seit langer Zeit versucht hat, diese Schätze zu verwerthen und ein dem hier besprochenen ähnliches Werk zu schaffen. Wir wissen wol, daß allerdings ein großer Theil der einschlagenden Notizen schon früher benutzt und verarbeitet ist, (ich erinnere vorzüglich an Beckers Gallus und an die vor Kurzem zum Theil erschienenen ausgezeichneten „Römischen Privat-Alterthümer" von Marquardt,) aber dies ist geschehen von philologisch-antiquarischem Standpunkte aus und man hat dabei die culturhistorischen Momente ganz außer Acht gelassen. Wir besitzen allerdings die gründlichsten Topographien, wir haben die gelehrtesten Untersuchungen über die Lage der Tempel, der Thore u. s. w., in ausführlichen Monographien sind Spiele und Amphitheater behandelt, aber es hatte bis jetzt Niemand versucht, diese Erscheinungen in ihrer wahren Bedeutung als Ausfluß und Spiegelbild der damaligen Cultur, der Sitten und Neigungen des römi-

schen Volkes in der Kaiserzeit uns vorzuführen. Darauf beruht hauptsächlich die Bedeutung dieses Buches, darnach ist ihm sein Platz in dem Entwickelungsgange der Wissenschaft anzuweisen; dies müssen wir bei der Beurtheilung desselben im Auge behalten, wenn wir auch andererseits weit entfernt sind, die umfassenden und eingehenden selbstständigen Untersuchungen, die darin verwebt sind, in ihrer wissenschaftlichen Bedeutung zu unterschätzen. Aber doch liegt es mehr in der Bestimmung dieses Buches, Resultate, als Untersuchungen zu geben: es soll uns hauptsächlich zeigen, was wir nach dem jetzigen Stande der Wissenschaft wissen können. Daß diese Resultate nicht vollständig abschließende sind, daß viele Lücken unausgefüllt bleiben müssen, viele Fragen nur gestellt werden können, die gar nicht oder vielleicht erst viel später ihre Lösung finden werden, sieht Jeder ein, der auch nur oberflächlich sich mit derartigen Forschungen vertraut gemacht hat. Aber andererseits ist dieses Werk ein Zeichen des großartigen Fortschritts, den die Alterthumsforschung in den letzten Jahrzehnten gemacht hat. Immer consequenter vollzieht sich der Scheidungsproceß der philologischen Disciplinen; das ungeheure Conglomerat, das man unter dem Namen Philologie oder Archäologie zu verstehen pflegt, fängt allmählich an, sich in seine einzelnen Elemente zu zersetzen. Schon Jacob Grimm in seiner klassischen Denkrede auf Lachmann hat die Philologen sehr richtig in zwei Klassen geschieden, je nachdem sie entweder den Inhalt oder die Form, entweder die Sache oder die Sprache zum Studium sich auserwählt haben. Wir verkennen keineswegs, daß bis zu einem gewissen Grade beide Richtungen vereint sein müssen, daß eine hinreichende Beherrschung der Sprache ein nothwendiges Requisit für jeden Alterthumsforscher ist; von diesem gemeinsamen Stamme aber ausgehend, laufen die Zweige nach ganz verschiedenen Richtungen aus; der Endpunkt und die Resultate jener Doctrinen liegen weit auseinander. Beide Zweige sind gerade in unserm Jahrhundert zu seltener Blüthe gelangt; ich schweige hier von den großartigen Fortschritten auf dem Gebiete der griechischen und lateinischen Grammatik, auf dem Männer wie Lobeck und Ritschl, Curtius und Corssen (die letzteren mit entschiedener Anlehnung an das sprachvergleichende Studium) so Großes geleistet haben; uns beschäftigt hier die reale, antiquarische Forschung, die in unsern Jahren zwei mächtige Hülfstruppen

gefunden hat, in der Archäologie (im engeren Sinne) und der Epigraphik. Wir haben es bei beiden nicht mit ganz neuen Disciplinen zu thun; beide haben schon seit Jahrhunderten die Aufmerksamkeit von Gelehrten und Dilettanten auf sich gezogen. Die philologisch genaue Behandlung und systematische Verwerthung derselben ist aber ein Verdienst unserer Zeit und knüpft sich hauptsächlich an die Namen von Otto Jahn für die Archäologie, von Borghesi und Theodor Mommsen für die Epigraphik. Was nun die Kenntniß der römischen Alterthümer anbetrifft, so kann der Archäologie nur ein relativ geringer Werth zugesprochen werden; die Kunst hatte zur Zeit des römischen Kaiserthums ihren Gipfel schon lange überschritten, sie erlebte in Rom nur noch eine Art von Nachblüthe, die schon deutlich die Spuren des unvermeidlichen Verfalls an sich trägt. Aber doch ist auch sie in vieler Hinsicht für das Culturleben dieser Epoche lehrreich und wird unzweifelhaft, wenn es der Stoff erfordert, in den spätern Theilen des hier besprochenen Werkes eine noch größere Beachtung finden als in den bis jetzt erschienenen: auf der umfassenden Benutzung der Inschriften dagegen basirt ein großer Theil der neuen und überraschenden Resultate, an denen dieses Werk so reich ist. Sind uns allerdings über Rom selbst die Nachrichten der Schriftsteller massenhaft erhalten (für die Municipien und besonders für die Provinzen sind die Monumente bekanntlich fast die einzige Quelle), so gestattet uns doch auch hier die epigraphische Forschung oft genug einen Einblick in Verhältnisse, die sich dem Griffel der Geschichte entziehen; es treten uns Sitten und Gebräuche des kleinbürgerlichen Stilllebens klar entgegen, die in eigenthümlichem Contraste zu den großartigen Thaten und Institutionen stehn, die hauptsächlich der Schriftsteller Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben. Es ist hier nicht der Ort dazu, diese Betrachtungen weiter zu verfolgen; man sieht, wie die Inschriften gerade für die Culturgeschichte eine fast unerschöpfliche Fundgrube sein müssen, da in ihnen die feineren socialen und gemüthlichen Beziehungen ihren eigenthümlichen Ausdruck gefunden haben. Wird erst das schon Jahrhunderte projectirte Corpus inscriptionum latinarum, eine der größten wissenschaftlichen Errungenschaften unserer Zeit, beendet sein und damit die Möglichkeit gegeben werden, die gesammten, bis jetzt gefundenen lateinischen Inschriften (circa 70,000) bequem zu übersehen und zu

verwerthen, so wird unzweifelhaft die Forschung im Gebiete des römischen Alterthums daraus unberechenbaren Nutzen ziehn. —

Kehren wir zu dem besprochenen Werke zurück, so liegt wol die Frage am nächsten, warum der Verfasser gerade die Zeit von August bis zum Ausgang der Antonine, also ungefähr die beiden ersten Jahrhunderte nach Chr. Geb. sich zu seiner Darstellung gewählt habe. Er klärt uns in der Vorrede selbst darüber auf: das römische Weltreich hatte im zweiten Jahrhunderte seinen höchsten Glanzpunkt erreicht, im dritten dagegen brachen überall im öffentlichen Leben nicht minder, als im socialen, in Literatur und Kunst „die Anzeichen innern tödtlichen Siechthums mit entsetzlicher Gewalt hervor und verbreiteten sich mit so reißender Schnelligkeit, daß kein einsichtiger sich mehr über die beginnende Auflösung des riesigen Körpers täuschen konnte." Seit dieser Zeit versiegen auch fast ganz die Quellen, vorzüglich für die Sittengeschichte, während für die ersten Jahrhunderte, besonders bis auf Hadrian, ein massenhaftes Material, wenn auch weit zerstreut, uns vorliegt. Freilich hat es der Verfasser nicht unterlassen, auch frühere und spätere Schriften und Monumente, so wie die Nachrichten aus den Provinzen mit Vorsicht zur Vergleichung heranzuziehen, ein Verfahren, dem sicher Niemand seine Billigung wird versagen können, ja, das wir zuweilen gern noch weiter ausgedehnt gesehen hätten, hauptsächlich, wo es sich darum handelte, den Ursprung vieler Gebräuche und Einrichtungen, die wir im Kaiserthume vorfinden, aus den Zeiten der Republik nachzuweisen.

Die ganze Anlage des Buches zeugt deutlich davon, daß es keineswegs für den engen Kreis von Fachmännern geschrieben ist: es ist bestimmt, jedem gebildeten Menschen Anregung und Belehrung zu bieten und ist auch ohne eingehende Kenntniß des antiken Lebens verständlich. Es ist das Bestreben unserm Zeitalter charakteristisch, die Wissenschaft dem Volke zugänglich und die Resultate, die emsiger Fleiß und gelehrter Scharfsinn mühsam errungen haben, in verständlicher Form allgemein fruchtbringend zu machen; wir erinnern an die zum Theil vortrefflichen Werke, die in der Weidmannschen Sammlung erschienen sind. — Der gelehrte Apparat, der zur Controlle und zur weiteren Verfolgung unentbehrlich ist und den wir daher bei Mommsen's römischer Geschichte so schmerzlich ver-

missen, hat eine abgesonderte Stelle unter dem Texte gefunden; einzelne, zu sehr ins Detail gehende, rein wissenschaftliche Fragen sind in eigenen Excursen am Schlusse der betreffenden Capitel behandelt. Die Form der Darstellung wie die Schreibart ist geschmackvoll und frei von jeder Manier; zu den vollendetsten Abschnitten gehört in dieser Hinsicht nach unsrer Meinung der erste: die Beschreibung der Stadt Rom. Ist demnach die ganze Anlage und die äußere Form dieses Werkes bestimmt und geeignet, in weiten Kreisen Eingang zu finden, so hat sich doch der Verfasser streng wissenschaftliche und wahrheitsgetreue Gründlichkeit zum ersten und heiligsten Gesetze gemacht. Wir finden hier keine vagen Hypothesen für Thatsachen ausgegeben, keine eitlen Conjecturen zur Ausfüllung der Lücken auf den Markt gebracht, keine solchen Kunstgriffe, wie sie vor Kurzem der Franzose Rénan in seinem viel zu sehr gepriesenen „Leben Jesu" angewandt hat, um das große Publikum zu blenden. Kein Wunder, daß Unverständige über zu große Kürze in der Darstellung der römischen Sittengeschichte klagen, daß sie die dilettantische Ausmalung auf unsolider Basis, wie man solche aus gewissen sog. gelehrten Journalen gewohnt ist, nur ungern vermissen; denn mundus vult decipi; wer aber treu die Wissenschaft liebt, wem es vor Allem um Wahrheit und Fortschritt, nicht um die wandelbare Gunst der vorurtheilvollen Menge zu thun ist, wird den einfachen Worten des Verfassers, mit denen er in der Vorrede seinen Standpunkt bezeichnet, aufrichtige Anerkennung nicht versagen können: „In die Darstellung selbst habe ich soviel irgend möglich nur thatsächlich feststehendes oder zur Evidenz erwiesenes aufgenommen und bei allem auf Vermuthung und Combination beruhenden den Grad der Wahrscheinlichkeit oder Möglichkeit genau angegeben. Es ist dies nicht zum Vortheil der Darstellung geschehn, deren ohnehin dürftiges Material so hie und da noch verkürzt worden ist; aber wenn es ein Fehler war, schien es mir ein Fehler auf der rechten Seite zu sein," und weiter unten: „Von dem größern oder geringern Reichthum des Materials hängt es ganz vorzüglich ab, nicht bloß ob die Darstellung knapper oder reichlicher gehalten worden, sondern auch, ob sie vollständiger oder lückenhafter ausfallen, ob sie engere oder weitere Gebiete umfassen konnte. Wenn daher verschiedene Abschnitte oder Theile ein und desselben Abschnitts sehr ungleich erscheinen, so ist dies

faſt überall durch die verſchiedene Beſchaffenheit des Materials bedingt, auf dem ſie beruhn.“ —

Auf eine nähere Beſprechung der einzelnen Abſchnitte hier einzugehn, geſtattet der Raum nicht; aus dem erſten und zweiten Kapitel des erſten Theiles haben wir auszugsweiſe einiges oben in unſre Beſprechung aufgenommen; das Geſagte wird jedenfalls hinreichen zur Orientirung über den Zweck und die Bedeutung des Werkes. Der reichhaltige Stoff zerfällt in folgende Kapitel: 1) die Stadt Rom, 2) der Hof, 3) die drei Stände, 4) der geſellige Verkehr, 5) die Frauen.

Im zweiten Theile ſind behandelt: 1) die Reiſen, 2) die Schauſpiele.

Von beſonders intereſſanten Excurſen erwähnen wir die Abhandlung über das reizende Mährchen bei Apuleius: Amor und Pſyche (Friedländer I, S. 307—323) und das ſehr umfangreiche Verzeichniß der noch erhaltenen oder wenigſtens bezeugten römiſchen Amphitheater (II, S. 342—387).

Das ganze Werk ſoll, ſoviel wir wiſſen, 4 bis 5 Bände umfaſſen; möge es uns vergönnt ſein in nicht zu langer Zeit das Erſcheinen der folgenden Theile anzeigen zu können und möge das Werk ſelbſt überall das rege Intereſſe und die Anerkennung finden, auf die es nach ſeinem hohen wiſſenſchaftlichen Werthe und ſeiner überaus geſchmackvollen Form den gerechteſten Anſpruch machen darf.

X.

Altpreußiſcher Verlag.

Franziska Gräfin Schwerin, Dein Sinai, Laiencatechiſation. Danzig, Verlag von A. W. Kafemann. 1863. (86 S. 16.)

— — In einem Bilderſaal, Studien für Frauen, mit 10 Illuſtrationen. Ebd., 1863. (V u. 359 S. 16.)

Beide Werke unſerer geehrten Landsmännin ſind der Beachtung in weiteſten Kreiſen werth. Sie unterſcheiden ſich von andern Schriften ähnlicher Art von Frauen für Frauen ſehr vortheilhaft durch einen gewiſſen männlichen, oder um es vielleicht noch richtiger zu treffen: Kantiſchen Geiſt in

sofern, als nicht nur alle Nebelhaftigkeit sich selbst unklarer Gefühle ausgeschlossen ist und streng logisch Satz auf Satz, Gedanke auf Gedanke folgt, sondern auch mit rücksichtsloser Strenge alle gerechten Forderungen des Sittlichkeitsgesetzes festgehalten und aus dem Thun und Unterlassen des Menschen unerbittlich die richtigen Consequenzen gezogen werden. Dieser Kantische Geist ist aber auch zugleich ein echt humaner und daher ebenso achtens- als liebenswürdiger, von moralischem Rigorismus, von religiösem Dogmatismus, von kleinlicher Splitterrichterei freier und befreiender; er betrachtet die Welt ohne Vorurtheil und spricht nicht ab ohne Beweis; er muthet dem Menschen zu seine Pflicht in vollstem Umfange zu erfüllen, weil in der Pflichterfüllung höchster Genuß liegt und weil ihm die Kraft gegeben ward pflichtgetreu sein zu können; er giebt dem Leben eine höhere Weihe, ohne dasselbe den irdischen Grundlagen und Bedingungen zu entziehn, er ist im schönsten Sinne realistisch, weil er überall das Reale vergeistigt. Ist hiemit zugleich der Standpunkt der Verfasserin im Allgemeinen bezeichnet, so mag der Leser oder die Leserin daraus abnehmen, was von der Lektüre dieser Bücher zu erwarten ist. Wer diesen „Sinai" aufsucht um in nebelhaften Regionen religiös zu schwärmen, wird zu seiner Verwunderung eine Weltpriesterin darauf finden, die ihm die zehn Gebote im „Geist der Freiheit" auslegt, ihn auffordert aus dem „Sollen ein freudig Wollen" zu machen und ihm feierlich und überzeugend zuruft: „Du weißt! du kannst! du willst!" der Geist der Freiheit bleibt denn auch nicht beim Wortlaut der Gebote stehen, sondern fordert überall ein strenges Eingehn auf den Sinn, ein höchstes Genügen der gewollten Pflicht nicht nur in Thaten, sondern auch in Absichten und Gedanken; alles Pharisäerthum ist ihm zuwider, weil es Knechtschaft und Erniedrigung bedeutet; kein Deckmantel beschönigender Eitelkeit und Eigenliebe hält ihm Stand. — Von denselben Grundsätzen getragen erscheint auch das zweite Buch, nur daß die Anwendung auf anderm Gebiet durchgeführt ist. Um keine Leserin abzuschrecken, schicken wir hier voraus, daß es sich keineswegs um ein dick- oder dünnleibiges moral-philosophisches Werk oder, zu welcher Annahme der Titel „In einem Bildersaal" verleiten könnte, um eine Bilderbeschreibung oder poetische Malerei handelt; das Material zu den „Studien," welche hier für Frauen gemacht sind oder besser von Frauen

gemacht werden sollen, finden sich in einer Reihe ebenso inhaltreicher als spannender und unterhaltender Novellen niedergelegt, von denen jede einzelne für sich ein kleines in sich abgeschlossenes Lebensbild giebt, deren Gesammtheit aber das Frauenleben selbst in seinen verschiedenen Richtungen, Bestrebungen und Abirrungen treu spiegelt. Der Bildersaal ist dann nur die äußere Einkleidung für die Idee, wie die Bezugnahme auf das jeder Novelle wirklich beigegebene kleine Bild in der Einleitung derselben nur den Zweck hat den Zusammenhang der Einzelerzählung mit der in bestimmter Absicht gegebenen Gesammtfolge nicht verlieren zu lassen und zugleich eine gewisse Stimmung vorzubereiten. „Malerinnen" der einzelnen Bilder sind auf der einen Seite: die Kraft, die Demuth, die Freiheit, die Wahrheit und die Treue, auf der andern Seite: die Trägheit, die Lüge, die charakterlose Schwäche, die Schwärmerei und die Eitelkeit. Jede Novelle führt abwechsend einen mit diesen Tugenden oder Schwächen behafteten Frauencharakter vor und zeigt in vortrefflich gewählten, aus dem Leben gegriffenen und ebenso lebendig als wahr geschilderten Beispielen die segensreichen oder verderblichen Folgen der einen oder andern Richtung für die Trägerin derselben und ihre Umgebung. Dabei tritt nirgends ein lehrhafter Ton in den Vordergrund; der Genuß ist ein rein ästhetischer und nur der auf das Gemüth nachwirkende Eindruck verbürgt das Streben der Nacheiferung oder der Umkehr beim Leser. Wir bedauern uns versagen zu müssen auf jede einzelne Novelle näher einzugehn, empfehlen aber um so dringender das Buch jeder gebildeten Familie zur Lektüre und Anschaffung. Daß die kleinen beigegebenen Holzschnitte nur den kleinsten Theil von dem zur Anschauung bringen, was die Verfasserin darauf sehn lassen will, wird hoffentlich Niemand stören. —



Ueber die Entstehung und den gegenwärtigen Bestand der landwirthschaftlichen Vereine in der Provinz Preußen,

mit besonderer Berücksichtigung des landwirthschaftlichen Central-Vereins für Litauen und Masuren.

Die 24. Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe, welche im August des vorigen Jahres in Königsberg tagte, zog mit vollem Recht die Blicke des ganzen deutschen Vaterlandes auf unsere Provinz. Ueber 3000 Theilnehmer hatten sich zu jener Festversammlung eingefunden, viele unter ihnen waren aus weiter Ferne gekommen, um jetzt das noch oft genug übelberufene und verkannte Grenzland im fernen Osten durch eigene Anschauung kennen zu lernen. Die fremden Gäste waren angenehm überrascht durch die fruchtbaren Gefilde des Weichselthales mit seinen großartigen Bauwerken, durch das wundervoll schöne Herbstwetter der Festtage selbst und namentlich auch durch die Ausstellungen, welche in der Pferdeschau und der Besichtigung Trakenens ihren Höhepunkt erreichten.

Wir sahen an der Spitze jener Festversammlung eine Reihe von Männern stehen, die unter den Landwirthen der Provinz eine besondere Stellung einnahmen, indem sie als Vorstände oder Beamte der hiesigen landwirthschaftlichen Vereine zunächst berufen waren, die Vorbereitungen zu jener Versammlung zu treffen; und da diese Vereine somit einen wesentlichen Antheil an dem guten Erfolge der großen Wander-Versammlung in unserer Provinz genommen haben, so dürfte es auch für weitere Kreise von einigem Interesse sein, über die Entstehung, Thätigkeit und gegenwärtige Einrichtung unserer landwirthschaftlichen Vereine einige Nachrichten zu erhalten. Es bestehen augenblicklich drei solcher größeren Haupt-Vereine in der Provinz Preußen, nämlich der „landw. Central-Verein für Litauen und Masuren" in Gumbinnen, die „Centralstelle der landw. Vereine des Regierungs-Bezirkes Königsberg" in Königsberg und der „Haupt-Verein westpreußischer Landwirthe" in Danzig. Der Verfasser ist zwar nur mit den Verhältnissen des zuerst genannten Vereines genauer bekannt, er wird daher auf diesen Verein seine Darstellung auch hauptsächlich zu beschränken haben und die anderen Vereine nur soweit erwäh-

nen, als es nothwendig ist, die Eigenthümlichkeiten ihrer gegenwärtigen Einrichtung hervorzuheben.

Die Entstehung der landwirthschaftlichen Gesellschaften in unserer Provinz führt uns in die traurigen Zeiten der ersten Jahrzehnte dieses Jahrhunderts zurück. Zwar hatte die „Königliche physikalisch-ökonomische Gesellschaft", welche bereits 1789 in Mohrungen gestiftet wurde, wie in einem früheren Hefte dieser Zeitschrift dargelegt worden ist, ursprünglich einen rein landwirthschaftlichen Zweck, sie gab denselben jedoch seit ihrer Uebersiedelung nach Königsberg — 1799 — bald wieder auf und wendete sich von da ab fast ausschließlich den Naturwissenschaften zu. Jene Zeiten der ersten Wirksamkeit dieser genannten Gesellschaft waren für die damaligen Landwirthe sehr günstig, indem sie in den letzten Jahren des vorigen und den ersten Jahren des jetzigen Jahrhunderts sich ganz besonderer Vortheile zu erfreuen hatten. Die französischen Kriege der 1790ger Jahre bewirkten in dem englischen Handelsverkehre mit dem europäischen Festlande eine wesentliche Veränderung, große Ländergebiete sahen sich durch die Kriegsereignisse von der altgewohnten Verbindung mit dem britischen Inselreiche ausgeschlossen; anderen sonst weniger beachteten Gegenden — so auch unsern preußischen Ostseeländern eröffneten sich während der jahrelangen Kriege mit ihren theuren Verproviantirungen der Heere und Flotten neue Absatzwege, namentlich für Getreide und Schlachtvieh, welche beiden landw. Erzeugnisse damals die wichtigsten Gegenstände unserer Ausfuhr bildeten. Dazu kamen noch einige besondere und allgemeine Umstände, die in jener Zeit das Aufblühen der preußischen Landwirthschaft begünstigten. Durch die Verbindung mit den eben erst zu Preußen gekommenen polnischen Landestheilen wurde ein lebhafter Handelsverkehr angeregt; die neu begründeten landschaftlichen Kredit-Institute, eine längere Reihe von Friedensjahren im Lande selbst und endlich die in jener Zeit durch Männer wie Schubart von Kleefeld, Albrecht Thär, Gericke u. a. m. angebahnten Verbesserungen im Betriebe des Landbaues — alles dieses trug dazu bei, jene günstigen Handelsconjunkturen in ihren guten Erfolgen noch bedeutend zu verstärken und die vielen Unvollkommenheiten und großen Mängel, an denen die agrarischen Verhältnisse jener Zeit bei uns litten, zu verdecken und übersehen zu lassen.

Eine natürliche Folge jenes Aufblühens der Landwirthschaft in der Provinz Preußen war eine große Steigerung der Güterpreise und demnächst ein schwunghaft betriebener Güterhandel. Alle disponiblen Kapitalien wurden in ländlichen Hypotheken angelegt, zu denen man ein unbegrenztes Vertrauen hegte; und andererseits trugen die Käufer kein Bedenken, die Gelegenheit zu benutzen und mit Uebernahme von großen Schuldenlasten auch bei geringem eigenem Vermögen augenblicklich vortheilhafte Gutskäufe abzuschließen; man rechnete mit Bestimmtheit auf eine Fortdauer jener außerordentlich günstigen Handels- und Verkehrs-Verhältnisse, und wenn Alles in dem alten Geleise der letzten Jahre blieb, konnte bei solchen Gutskäufen der gute Erfolg mit Sicherheit vorausgesehen werden.

Da kam das Jahr 1807 und mit einem Schlage war jene ganze Herrlichkeit dahin. — Tausende Familien sahen sich in ihren Vermögensverhältnissen bedroht, viele hundert geriethen rettungslos an den Bettelstab. Mit unwiderstehlicher Gewalt machten sich nun in den Tagen der Noth die bis dahin vom Glücke verhüllten Mängel und Unvollkommenheiten unserer ländlichen Verhältnisse fühlbar und forderten dringend eine Abhilfe. Und die Rettung sollte auch nicht lange auf sich warten lassen. Die Männer, welche damals an die Spitze der preußischen Staatsverwaltung getreten waren, erkannten mit sicherem Blicke die Noth und die Hilfe, sie begannen noch im Jahre 1807 durch eine Reihe von weisen Gesetzen die Umgestaltung der agrarischen Verhältnisse und wiesen dadurch dem Landmann ein neues und erweitertes Feld für seine freie Thätigkeit an. Die Auseinandersetzung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse wurde geordnet, die Gemeinheitstheilungen ermöglicht und erleichtert und die mancherlei Hindernisse beseitigt, welche bisher der freien Benutzung der ländlichen Grundstücke zum Schaden für den Einzelnen, wie für die Gesammtheit entgegenstanden.

Zu diesen Gesetzen gehörte namentlich auch das sogenannte Landes-Kultur-Edikt vom 14. September 1811; in demselben finden wir folgende Andeutungen enthalten:

„Jeder Landwirth erhält ein freies Feld zur Thätigkeit und Anwendung seiner Industrie. Es kommt nunmehr blos darauf an, die letztere allgemein zu erwecken und den schon sehr regen Sinn für

reelle Verbesserungen auch unter diejenigen zu verbreiten, die bisher zu entfernt von den Quellen der Belehrung standen und auch ohne Mittel waren solche zu benutzen. Es ist deshalb Unser Wunsch und Wille, daß erfahrne und praktische Landwirthe in größern und kleinern Distrikten zusammentreten und praktische landw. Gesellschaften bilden, damit durch solche sowohl sichere Erfahrungen und Kenntnisse, als auch mancherlei Hilfsmittel verbreitet und ausgetauscht werden mögen.

Wir werden ein Central-Bureau in Unserer Residenz errichten, welches diese verschiedenen Associationen in Unsern sämmtlichen Staaten in eine gewisse Verbindung setzt, Berichte und Anfragen von ihnen fordert und erhält — — —.

Das Nähere hierüber wird zu seiner Zeit bekannt gemacht werden, und wollen Wir für jetzt nur bemerken, daß die Kosten, welche die Geschäfte dieser Societäten erfordern und insbesondere die Salarirung des Sekretairs von Unsern Kassen getragen werden sollen.

Die Organisation der Societäten wird ihnen selbst, jedoch nach genommener Rücksprache mit dem Central-Bureau überlassen und braucht nicht in allen Distrikten gleichförmig zu sein.

Um diese Gesellschaften desto wirksamer zu machen und sichere Resultate von landwirthschaftlichen Versuchen und Operationen zu erhalten; so haben Wir den nöthigen Fonds aussetzen lassen, um in jeder Provinz einige größere und kleinere Versuchs- und Musterwirthschaften zu etabliren — — —."

Dieses Edikt war von Albrecht Thär entworfen; derselbe kannte von seinem früheren Wohnorte Celle her, wo seit 1764 eine landwirthschaftliche Gesellschaft bestanden, die Vortheile einer solchen Einrichtung, er hatte bereits 1808 in Möglin einen landw. Verein gestiftet und suchte nun durch jene Andeutungen die Segnungen einer solchen Verbindung in den weitesten Kreisen zu verbreiten.

Leider haben bei uns zunächst die französischen Kriege von 1812—15 die Ausführung jener Vorschläge noch auf Jahre hinaus verschoben; das Central-Bureau sollte erst 1842 und auch da nicht in dem Umfange, wie der ursprüngliche Plan es angab, ins Leben treten. Die Bildung der Provinzial- und Zweig-Vereine blieb aber dem guten Willen der Landwirthe überlassen.

In dem Regierungsbezirke Gumbinnen wurde diese Angelegenheit um das Jahr 1820 von dem damaligen Gutsbesitzer Friedrich Schmalz in Kussen mit glücklichem Erfolge aufgenommen. Dieser bekannte Landwirth war nämlich auf besondere Veranlassung unserer Regierung im Jahre 1811 aus Sachsen nach Litauen übergesiedelt, das ehemalige Domainengut Kussen hatte er unter billigen Bedingungen erworben und sich verpflichtet, durch Rath und Beispiel den Landwirthen Ostpreußens in der Umgestaltung ihres Wirthschaftsbetriebes behilflich zu sein. Die Kriegsjahre und manches besondere Unglück hatten anfangs Schmalz in seinen Unternehmungen in Kussen vielfach gestört, er verfolgte jedoch rüstig sein Ziel und erlangte dadurch allmälig bedeutende Erfolge. Den nächsten Anlaß zur Gründung der landwirthschaftlichen Gesellschaft in Litauen mag Schmalz bei Gelegenheit eines Besuches erhalten haben, den er im Jahre 1819 von A. Thär bei sich in Kussen empfing. Wir sehen Schmalz im darauf folgenden Jahre mit mehreren der bedeutendsten Landwirthe Litauens in Verbindung treten, so namentlich die Herren Landstallmeister v. Burgsdorf-Trakenen, v. Farenheid-Angerappe, Amtmann Gebhardi-Borken, Hillmann-Nordenthal, v. Kannewurf-Baitkowen, Ober-Landes-Gerichts-Rath Leman in Insterburg, Landrath Freiherr v. Lyncker-Nemmersdorf, Landschafts-Direktor v. Salzwebel-Drosdowen und Oberamtman v. Schön-Blumberg. Diese Männer gingen sofort auf die Vorschläge, die ihnen Schmalz vorlegte, ein; es wurden von ihnen am 1. Januar 1821 in Gumbinnen und am 25. Februar 1821 in Trakenen Vorberathungen gehalten, Statuten entworfen und Aufrufe erlassen. Auf diese letzteren erklärten bald mehrere andere Landwirthe ihren Beitritt und so wurde denn am 13. Juni 1821 in Gegenwart von einigen 40 Mitgliedern zu Belle Alliance, einem Vergnügungsorte bei Gumbinnen, die erste General-Versammlung der „landwirthschaftlichen Gesellschaft für Litauen" gehalten. Diesen Tag betrachtete man später als das Stiftungsfest des Vereines, welchem noch in demselben Jahre 136 Mitglieder angehörten.

Die Gesellschaft hatte die Beförderung der Landwirthschaft in ihrem Vereinsbezirke sich zur Aufgabe gestellt, sie verbreitete sich zunächst über den Regierungsbezirk Gumbinnen; in Gumbinnen sollte jährlich eine General-Versammlung Statt finden, bei der alle Mitglieder stimmberechtigt

waren. Die einzelnen Mitglieder eines jeden Landraths-Kreises bildeten, sobald ihre Zahl mehr als sechs betrug, unter sich einen Kreis-Verein, welcher sich einen Vorsteher und einen Schriftführer erwählte und in enger Verbindung mit dem Central-Vereine in Gumbinnen blieb. Die geschäftlichen Angelegenheiten des Vereins besorgte ein engerer Ausschuß, dieser bestand aus dem Hauptvorsteher, dessen Stellvertreter, den sämmtlichen Kreis-Vereins-Vorstehern, dem ersten Sekretair der Gesellschaft und dem Kassirer derselben; er versammelte sich jährlich einige Male.

Der Verein erwählte in seiner ersten General-Versammlung den damaligen Ober-Präsidenten der Provinz Preußen, Landhofmeister v. Auerswald in Königsberg, zu seinem Protektor und als derselbe im Jahre 1824 dieses Ehrenamt niederlegte, wurde der Ober-Präsident v. Schön um Uebernahme des Protektorats gebeten, welches er annahm und bis zu seinem Tode, am 23. Juli 1856, behielt. Seitdem hat im Jahre 1858 Seine Königliche Hoheit der Kronprinz Friedrich Wilhelm das Protektorat auf die Bitte der Gesellschaft übernommen.

Das Haupt-Vorsteher-Amt des Vereins haben seit dessen Bestehen folgende Herren verwaltet:

1) v. Farenheid-Angerappe, vom 13. Juni 1821 bis 4. Juni 1830.
2) Simpson-Georgenburg, vom 4. Juni 1830 bis 29. Mai 1834.
3) v. Sanden-Tussainen, vom 29. Mai 1834 bis 26. Mai 1840.
4) Graf Keyserling-Rautenburg, vom 8. Juni 1841 bis 22. Mai 1860.
5) v. Saucken-Julienfelde, vom 22. Mai 1860 ab.

Als Stellvertreter standen dem Haupt-Vorsteher folgende Herren zur Seite:

1) Landrath Freiherr v. Lyncker-Nemmersdorf, vom 13. Juni 1821 bis 16. Mai 1824.
2) Simpson-Georgenburg, vom 16. Mai 1824 bis 4. Juni 1830.
3) v. Sanden-Tussainen, vom 4. Juni 1830 bis 29. Mai 1834.
4) v. Saucken-Tarputschen, vom 29. Mai 1834 bis 26. Mai 1840.
5) Graf Keyserling-Rautenburg, vom 26. Mai 1840 bis 8. Juni 1841.
6) Hensche-Pogrimmen, vom 8. Juni 1841 bis 4 Juni 1844.
7) Oberamtmann v. Schön-Blumberg in Kleinhof-Tapiau, vom 4. Juni 1844 bis 6. Juli 1847.
8) Landrath Gamradt-Pilluppönen, vom 6. Juli 1847 bis 16. Mai 1854.

9) v. Simpson-Georgenburg, vom 12. Juni 1855 bis 31. Mai 1859.
10) v. Saucken-Tataren, vom 31. Mai 1859 ab.

Zum ersten Sekretair der Gesellschaft wurde am 13. Juni 1821 der Gutsbesitzer Schmalz-Kussen erwählt; als dieser im Herbst 1829 als Professor der Landwirthschaft nach Dorpat ging, trat der Pfarrer Krause aus Miebudßen an seine Stelle als Sekretair; diesem folgte am 29. Mai 1838 der Pfarrer Albrecht aus Nemmersdorf, von dem am 12. Juni 1855 der jetzige General-Sekretair, Herr Rittergutsbesitzer Kuntze-Heinrichsdorf bei Nemmersdorf, das Amt übernahm.

Schmalz gab zunächst neben seinen „Jahrbüchern der preußischen Landwirthschaft" — Gumbinnen 1819—22 — die „Schriften der landw. Gesellschaft für Litauen" in zwangslosen Heften heraus, davon erschien das erste Stück im Jahre 1821, spätere Mittheilungen für die Vereinsmitglieder nahm er in seinen erwähnten Jahrbüchern auf; vom Jahre 1824 ab gab er als Sekretair der Gesellschaft eine Vereinszeitschrift, „landw. Mittheilungen für Litauen," heraus, es erschien monatlich ein Heft in 4., seit dem Jahre 1832 unter dem Titel „Georgine, eine Zeitschrift für landw. Kultur," in 8., gewöhnlich jeder Jahrganz in 6 Heften. Diese Vereinszeitschrift besteht noch und ein jedes Vereinsmitglied erhält sie kostenfrei geliefert; sie erscheint 1864 in ihrem 41. Jahrgange und enthält außer Vereins-Angelegenheiten, Verhandlungen der Versammlungen, auch Aufsätze, die von einzelnen Mitgliedern eingesendet oder aus anderen Zeitschriften übernommen werden.

Wir können hier nicht ausführlich auf die Thätigkeit der landw. Gesellschaft für Litauen eingehen, werden jedoch versuchen, einiges davon anzuführen und die dabei erlangten Erfolge darzulegen. Zunächst gaben die öfteren Zusammenkünfte der Mitglieder, sowohl bei den jährlichen General-Versammlungen, als bei den öfter abgehaltenen Kreis-Vereins-Versammlungen, vielfache Gelegenheit zur Besprechung landw. Angelegenheiten und zur Prüfung der vorhandenen Zustände, ihrer Unvollkommenheiten und deren Abstellung. Die mit den größeren Jahres-Versammlungen verbundenen Schaustellungen bildeten von vorne herein einen sehr wichtigen Theil der Vereinsthätigkeit; in den ersten beiden Jahrzehnten betheiligten sich daran aber beinahe ausschließlich nur die größeren Besitzer. Die be-

schränkten Vereinsmittel gestatteten es nicht, namhafte Summen als Preise auszusetzen, es wurden anfangs nur Ehrenpreise ausgegeben und diese bestanden in einem Kranze von grünem Eichenlaub. Als späterhin — seit 1840 etwa — die eigenen Mittel der Gesellschaft sich vermehrt hatten und namentlich als der Staat der Gesellschaft namhafte Summen zur Vertheilung von Geldpreisen an kleinere Besitzer bei den Thierschauen überwies, da kamen die bäuerlichen Wirthe mit ihren besten Stuten, Kühen u. a. m. auch zu den Thierschaufesten, und wie sehr der Wetteifer und die Anerkennung zur Hebung der Viehzucht in den kleineren Wirthschaften seit diesem Austheilen namhafter Geldpreise angeregt haben, zeigt der Augenschein in den letzten Jahren, zeigten vor allem die herrlichen Stuten unserer kleinen Grundbesitzer auf der großen Königsberger Ausstellung. In der letzten Zeit werden jährlich gewöhnlich sechs Thierschauen im Vereins-Bezirke veranstaltet, davon drei in Litauen und drei in Masuren, die eine jedes Mal am zweiten Tage der General-Versammlung, die fünf übrigen wechselnd in vorher bestimmten Kreis-Vereinen.

Um den Vereinsmitgliedern die besseren und neueren Werke der Fachliteratur leichter zugänglich zu machen, wurde im Jahre 1835 von der landw. Gesellschaft eine Vereins-Bibliothek gegründet, dieselbe ist seitdem durch jährlichen Zuwachs vermehrt worden und zählt gegenwärtig etwa 2000 Bände, darunter viele kostbare und seltene Werke. Anfangs war die Bibliothek in Gumbinnen aufgestellt, seit dem Jahre 1857 befindet sie sich jedoch in Insterburg. Jedes Mitglied des Vereins hat das Recht daraus Bücher ohne Entgelt zu entlehnen.

Gleich im Anfange ihres Bestehens hatte die landw. Gesellschaft einen Versuch gemacht, die in der oben angeführten Stelle des Landes-Kultur-Edikts angeregte Idee einer Musterwirthschaft für kleinere Grundbesitzer zu verwirklichen, zu diesem Zwecke wurden 1826 zwei Bauerngrundstücke in dem Dorfe Kariotkemen bei Darkemen angekauft und hier auf Kosten des Vereines ein den damaligen Verhältnissen angemessener Wirthschaftsbetrieb eingerichtet, wie er für ähnliche Besitzungen als Beispiel dienen sollte. Der Erfolg entsprach jedoch nur theilweise den gehegten Erwartungen und so wurden die beiden Höfe im Jahre 1833 wieder verkauft, wobei die Gesellschaft ihre Auslagen vollständig ersetzt erhielt und außer

manchen gelungenen Versuchen hier wenigstens den Vortheil hatte, einige sehr gerühmte Vorschläge in ihrer Unausführbarkeit und Unzweckmäßigkeit offen dargelegt und auf lange beseitigt zu haben. Als später in den 1840ger Jahren der Verein westpreußischer Landwirthe zu Marienwerder mit besserem Erfolge die Einrichtung von bäuerlichen Musterwirthschaften unternommen hatte, wurde auf den Vorschlag des Landstallmeisters Herrn v. Burgsdorf auch in Litauen und Masuren nochmals ein Versuch mit solchen Musterwirthschaften gemacht; es hatten sich sehr namhafte Stimmen in dem Vereine selbst dagegen ausgesprochen, aber die Hoffnung auf ein besseres Gelingen und die Beihilfe durch bedeutende Staatsunterstützungen, welche zu diesem Zwecke gewährt waren, ließ jene Warnungen unbeachtet bleiben und nochmals sollte nach mehrjährigen Bemühungen das Institut der Musterwirthschaften sich als unpraktisch erweisen und der Vergessenheit anheimfallen.

Andere Unternehmungen, die von der Gesellschaft angeregt oder ausführt wurden, erfreuten sich eines besseren Fortganges, so z. B. die Bildung eines Vereines für Schäferei-Versicherungen gegen Feuersgefahr; dieser Verein hat Jahrzehnte hindurch zum Segen vieler Besitzer bestanden; als die jetzige Ausbildung des gesammten Feuer-Versicherungswesens solche lokalen Verbände überflüssig machte, da löste sich auch der hiesige Verein auf; ebenso rührte von der Gesellschaft die Einrichtung von Pferdemärkten z. B. in Gumbinnen und der große Füllenmarkt in Darkemen — seit 1832 — auch die erste Anregung zur Bildung eines Vereins für Pferderennen in der Provinz Preußen her; 1834 bildete sich dieser zuletzt genannte Verein und 1835 wurde bei Königsberg das erste Rennen veranstaltet. Die Bemühungen der Gesellschaft um die Hebung und Vervollkommnung des Flachsbaues und der Flachsbereitung seien hier nur angedeutet; ebenso die Unterstützungen, welche jungen strebsamen Landwirthen zu deren fernerer Ausbildung aus Vereinsmitteln mehrfach und zu verschiedenen Zeiten gewährt wurden.

Mit der Einführung von ausländischen edlen Zuchtthieren hatte die Gesellschaft dagegen weniger Glück als die beiden anderen Haupt-Vereine der Provinz, welche in den letzten Jahren auf diesem Gebiete mehrfach sehr gute Erfolge erzielten. Die englischen Halbblutstuten, das Yorkshire-

Vieh, die Leicester-Schafe und die ungarnschen Schweine, welche die Gesellschaft oder Aktiengesellschaften, innerhalb des Vereines gebildet, kommen ließen, haben fast ausnahmslos nur wenig zur Hebung der hiesigen Viehzucht beigetragen und kamen bald wieder in Vergessenheit.

In neuerer Zeit wendete die landw. Gesellschaft für Litauen einen bedeutenden Theil ihrer Mittel an ein größeres wissenschaftliches Unternehmen. Es wurde nämlich im Jahre 1857 von ihr eine chemisch-physikalische Versuchsstation für landwirthschaftliche Zwecke eingerichtet und seitdem in Insterburg unter der Leitung des dortigen Königl. Kreisphysikus Herrn Dr. Pincus unterhalten. Die bisher veröffentlichten Arbeiten dieser Station haben sich auch unter den Männern der Wissenschaft mehrfacher Anerkennungen zu erfreuen gehabt.

Dies wären in einigen allgemeinen Zügen die Hauptrichtungen der Thätigkeit der landwirthschaftlichen Gesellschaft in Litauen; fassen wir nun zum Schlusse noch einmal ein Bild von dem gegenwärtigen Bestande derselben zusammen, so wäre darüber noch Folgendes zu berichten.

Unter den 586 jetzt dem Vereine angehörigen Mitgliedern befinden sich 18 Ehrenmitglieder, 18 technische und 550 ordentliche, welche letztere sich in 15 Kreis-Vereine vertheilen, die für die Kreise Niederung, Tilsit Ragnit zusammen, Pillkallen, Gumbinnen, Insterburg, Stallupönen, Goldapp, Darkemen, Angerburg, Lötzen, Oletzko, Lyck, Johannisburg, Sensburg und Rastenburg bestehen. Der Kreis-Verein Rastenburg hatte sich nämlich im Jahre 1843 dem Gumbinner Central-Vereine angeschlossen, scheint aber seit der Neugestaltung des Königsberger Central-Vereins allmählich zu diesem überzugehen.

Die Kreis-Vereine erhalten von den drei Thalern, welche jedes Mitglied an die Central-Vereins-Kasse jährlich zu zahlen hat, $\frac{1}{3}$ zur eigenen Verwendung zurück, damit veranstalten sie Schaufeste, setzen Preise aus, halten für ihre Mitglieder landw. Zeitschriften u. a. m. Die technischen und die Ehren-Mitglieder zahlen keine Beiträge. Die Versammlungen der Kreis-Vereine finden mehrere Male im Jahre Statt, gewöhnlich alle Vierteljahr, an manchen Orten alle Monate. Die jährliche General-Versammlung wurde bis zum Jahre 1843 immer im Beginn des Sommers in Gumbinnen abgehalten, dann fing man seit 1844 an jährlich noch eine

zweite General-Versammlung in Masuren zu veranstalten, die anfangs in Oletzko, später aber abwechselnd in einer vorher bestimmten Stadt im südlichen Theile des Vereinsbezirkes und zwar im Herbst abgehalten wurde; da sich aber durch die verschiedene Zusammensetzung dieser beiden jährlichen Versammlungen — einmal die feststehende in Gumbinnen und dann die wandernde in einer Stadt Masurens — sehr bald erhebliche Mißstände herausstellten, so ging man im Jahre 1859 wiederum davon ab und es findet seitdem jährlich nur eine General-Versammlung statt, die abwechselnd einmal in Gumbinnen und im folgenden Jahre in Lötzen abgehalten wird. Die geschäftlichen Angelegenheiten des Vereins werden auch jetzt von einem engeren Ausschusse besorgt, der aus dem Vorstande des Central-Vereins und den Deputirten der Kreis-Vereine zusammengesetzt ist und sich jährlich einmal, gewöhnlich im März, in Gumbinnen versammelt.

Nach dem Etat für das Jahr 1864 hatte der landw. Central-Verein für Litauen und Masuren an Einnahmen:

aus eigenen Mitteln	$2678\frac{3}{4}$	Thlr.
aus Staats-Mitteln	2700	„
Zusammen	$5378\frac{3}{4}$	Thlr.

Die Ausgaben desselben betrugen dagegen:

an Gehältern: dem General-Sekretair	500 Thlr.	680	Thlr.
dem Kassirer	100 „		
dem Bibliothekar	80 „		
zur Unterhaltung der Versuchsstation		1200	„
zu den Thierschauen		1400	„
an $\frac{1}{3}$ Beiträgen den Kreis-Vereinen und dergleichen aus früheren Jahren		864	„
Kosten des Druckes und der Versendung der Vereins-Zeitschrift		450	„
für angeschaffte Bücher zur Bibliothek		100	„
Verschiedenes (darunter 400 Thlr. zur Reserve 2c.)		$634\frac{3}{4}$	„
Vorschüsse		50	„
Zusammen		$5378\frac{3}{4}$	Thlr.

Ueber die beiden anderen landw. Haupt-Vereine in unserer Provinz vermögen wir, wie schon erwähnt, nur einige wenige Nachrichten zu geben, hauptsächlich solche über ihre Entstehung und über einige Eigenthümlichkeiten ihrer Einrichtung; vielleicht veranlaßt diese Unvollständigkeit der

nachfolgenden Mittheilungen einen Leser dieser Blätter uns in einem der nächsten Hefte eine ausführlichere Darstellung zu liefern.

Die „Centralstelle der landw. Vereine des Regierungs-Bezirkes Königsberg" besteht seit dem Jahre 1845. Um ihre Gründung haben sich vornehmlich die Herren Jachmann-Trutenau, Staatsminister v. Schön-Arnau und Siegfried-Carben verdient gemacht. Dieser landw. Central-Verein ging aus dem im Jahre 1837 entstandenen „Verein zur Beförderung der Landwirthschaft," der seinen Sitz in Königsberg hatte, hervor. Die erste Anregung zur Bildung dieses zuletzt genannten Vereins gab der damalige Landrath des Fischhausenschen Kreises, Herr v. Bardeleben-Rodems, mit ihm traten die Herren Dr. Motherby-Arnsberg, der spätere erste Vorsteher des landw. Vereines, und Jachmann-Trutenau in Verbindung. Am 15. Januar 1838 fand zu Königsberg die erste General-Versammlung und Stiftungsfeier dieser Gesellschaft Statt. Der Verein gab eine eigene landw. Zeitschrift heraus, an der sich der als landw. Schriftsteller bekannte Amtmann Kreyßig vielfach betheiligte. Dieser erste landw. Verein in Königsberg fand bald eine große Theilnahme und weitere Verbreitung, es bildeten sich durch seine entfernter wohnenden Mitglieder später besondere Zweig-Vereine desselben; andere selbstständig und zum Theil schon in früherer Zeit entstandene Vereine — wie z. B. der bereits 1808 gestiftete und am 27. August 1817 durch das Königl. Ministerium bestätigte landw. Verein zu Heiligenbeil — traten bald mit dem Königsberger Vereine in nähere Verbindung. So machte sich das Bedürfniß nach einem gemeinsamen Mittelpunkte aller landw. Vereine des Regierungs-Bezirkes Königsberg sehr bald fühlbar und diesem Bedürfniß suchten die Stifter der landw. Centralstelle in Königsberg Rechnung zu tragen. Am 15. Januar 1845 wurde die Centralstelle ins Leben gerufen, der Staats-Minister v. Schön übernahm das Vorsteher-Amt derselben. Der bisherige Verein zur Beförderung der Landwirthschaft zu Königsberg trat nun zu der Centralstelle in das Verhältniß eines Zweig-Vereines; die von ihm bisher herausgegebene Vereins-Zeitschrift wurde seitdem von der Centralstelle als „landw. Jahrbücher aus Ostpreußen" fortgesetzt, 1864 erschien davon der 16. Jahrgang in monatlichen Heften in 8. Während aber der landw. Central-Verein in Gumbinnen seine Vereins-Zeitschrift allen seinen Mitgliedern

kostenfrei übersendet, erhält von der Königsberger landw. Centralstelle nur jeder Zweig-Verein ein Exemplar der landw. Jahrbücher, den einzelnen Mitgliedern bleibt es überlassen auf dieselben zu abonniren. In Folge dieser Einrichtung hat die Verbreitung der Vereins-Zeitschrift der Anzahl der Vereinsmitglieder auch nur wenig entsprochen und man geht in der neuesten Zeit mit dem Plane um, an Stelle jener Jahrbücher künftig eine landw. Wochenschrift von der Centralstelle herauszugeben. Ein Unternehmen, welches unter Umständen für alle gebildeten Landwirthe in unserer Provinz von großem Interesse sein dürfte.

Die mit der landw. Centralstelle in Königsberg verbundenen Zweig-Vereine stehen zu derselben in einem ziemlich losen Zusammenhange, indem sie ihre Selbstständigkeit möglichst zu wahren strebten, weshalb ihnen auch vielfach eine innere Uebereinstimmung abgeht. Die Centralstelle hält als loses Band die verschiedenen Vereine von sehr abweichender Einrichtung zusammen, sie bildet das Organ, durch welches alle ihre Zweig-Vereine mit den oberen Staatsbehörden in Verkehr treten. Die sämmtlichen 36 Zweig-Vereine, welche sich der Centralstelle gegenwärtig angeschlossen haben, sollen etwa 2000 Mitglieder zählen, eine genaue Angabe der Mitgliederzahl ist nicht zu ermitteln gewesen, denn es zahlen die Zweig-Vereine von einer oft nur ungefähr namhaft gemachten Anzahl ihrer Mitglieder einen Jahresbeitrag an die Central-Kasse, entweder je nach einer bestimmten Abmachung ein Pauschquantum jährlich oder einen Personalbeitrag von je 10 Sgr. resp. 1 Thlr. für jedes Mitglied. Ueber die von den Zweig-Vereinen für ihre eigenen Zwecke zusammengebrachten Mittel fehlen zur Zeit alle näheren Nachrichten.

Aus der Jahres-Rechnung der landw. Centralstelle in Königsberg für 1863 heben wir nur folgende Zahlen heraus: Die Einnahmen jenes Jahres betrugen zusammen 6886 $^1/_2$ Thlr., darunter 544 $^1/_3$ Thlr. Beiträge der Zweig-Vereine und 1950 Thlr. Staats-Subventionen. Die ganze Ausgabe war dagegen 4647 $^1/_4$ Thlr. darunter 860 Thlr. Gehalt des General-Sekretairs.

Der Haupt-Verein westpreußischer Landwirthe ist seit dem Jahre 1863 durch die Vereinigung der beiden Central-Vereine für die Regierungsbezirke Marienwerder und Danzig entstanden und hat seitdem seinen Sitz in Danzig. Der landw. Verein zu Marienwerder, aus dem der spätere

Central-Verein daselbst hervorgegangen ist, war am 10. Juni 1822 gestiftet, der Danziger Central-Verein dagegen erst im September 1846. In dem Marienwerder landw. Vereine hatte in den 1830 und 40ger Jahren Schwarz, der damals in Münsterwalde wohnte, heute als Landes-Oekonomierath in Jordanowo bei Bromberg, als Vorsteher sehr segensreich gewirkt; ihm verdankte unter andern die Weichsel-Niederung die Einführung und Verbreitung des Anbaues der Oelsaaten. Schon vor ihrer engeren Vereinigung im Jahre 1863 standen die beiden westpreußischen Central-Vereine in mehrfacher Verbindung — so gaben sie z. B. seit Jahren eine gemeinschaftliche Vereins-Zeitschrift heraus.

In der inneren Einrichtung näherten sich die früheren Central-Vereine Westpreußens, wie es scheint, mehr dem litauischen Central-Vereine als der Königsberger Centralstelle, welcher der 1863 gebildete Haupt-Verein in Beziehung auf die Stellung seiner Zweig-Vereine wiederum mehr gefolgt zu sein scheint. Die Beiträge zur Central-Kasse sind herabgesetzt und je nach der Art des Vereines abgestuft, die Vereins-Zeitschrift erscheint in Monats-Lieferungen und bleibt auch hier das Abonnement auf dieselbe einem jeden Mitgliede anheimgestellt; die Zweig-Vereine stehen, wenn man nach gewissen Vorfällen der letzten Zeit urtheilen darf, ebenfalls ziemlich unabhängig von dem Haupt-Verein da.

Im Anfange des Jahres 1864 zählte der Haupt-Verein westpreußischer Landwirthe in seinen 25 Zweig-Vereinen 1108 Mitglieder, deren jedes jährlich 1 Thlr. zur Central-Kasse zu zahlen hat, ferner gehörten dazu noch 17 Bauern-Vereine mit 606 Mitgliedern, die jährlich je $^1/_6$ Thlr. beitragen, außerdem sind noch in 5 Gartenbau-, Bienen- und Seidenzucht-Vereinen 54 Mitglieder, welche auch je $^1/_6$ Thlr. Beitrag zahlen, sowie endlich 22 Ehren- und 5 correspondirende Mitglieder aufgeführt — zusammen also 1800 Mitglieder.

Nach dem Etat für das Jahr 1864 betrugen die Einnahmen des Haupt-Vereins zusammen $4261^5/_6$ Thlr., darunter 1218 Thlr. Beiträge der Mitglieder und 1750 Thlr. Staatssubventionen. Die Ausgaben betrugen dagegen $3809^1/_6$ Thlr., darunter 1280 Thlr dem General-Sekretair an Gehalt, Miethe, Reisegelder und für einen Schreiber.

Oktober 1864. **Karl Käswurm.**

Mittheilungen und Anhang.

Hennenberger's große Landtafel von Preußen.

Der hiesigen Alterthums-Gesellschaft Prussia sind kürzlich durch den Domschullehrer Gallert aus dem Nachlaß des Prorector an der Kneiphöfschen Cathedral-Schule Joachim Friedrich Falk*) zwei verschiedene Ausgaben der Hennenbergerschen Landtafel von 1638 und 1679 als Geschenk zugegangen, von denen die letztere eine ganz besondere Aufmerksamkeit verdient. Beide Ausgaben unterscheiden sich äußerlich schon dadurch von den bisher bekannten, indem selbige, wenigstens in den vorliegenden Exemplaren, illuminiert sind und zwar die vom Jahre 1638 in den Grenzen der alten Landes-Eintheilung, die spätere vom Jahre 1679 in den Terrain-Verhältnissen der Berge, Seen, Wälder &c. Diese letztere nun, welche der Buchhändler Lange in Königsberg neu aufgelegt hat („Königsberg in Preussen, | verlegts | Christophorus Lange, | von Chfl. Dchl. zu Bran. | Priwilegirter Academischer | Buchführer. | Im Jahr 1679."), scheint sich den in den letzten Jahren hier stattgehabten Nachforschungen in Betreff der Hennenbergerschen Landtafel gänzlich entzogen zu haben, indem Meckelburg nur die Abzüge aus den Jahren 1576, 1595, 1629, 1638 und 1656 anführt. Auf dem in Rede stehenden Exemplar weicht die am obern Theile der Karte sich befindende Ueberschrift von den bisher bekannten dadurch ab, daß bei diesem Titel und Landestheilung kurz zusammengezogen sind, wie folgt: „PRVSSIÆ. | Das ist des Landes Preussen, welches das herrlichste Theil SARMATIÆ EURO- | PEÆ ist, eigendliche und warhafftige Beschreibung, folgender Gestalt von den Alten abgetheilet,"

*) Geb. zu Tilsit d. 19. Sept. 1747, seit Aug. 1776 College und seit Juli 1798 Prorector an der Kathedral-(Dom-)Schule (dem jetzigen Kneiphöfschen Gymnasium) † 1832 im 85. Lebensjahre.

während bei letzteren der Titel mit dem Namen Hennenbergers und die „Theilung der Alten dieses Landes Preussen" auf gesonderten Feldern (Blättern) erscheinen. Die vierzehn Verse von Ambrosius Lobwasser fehlen. Ferner befindet sich auf unsrer Karte oben links eine Dedication des Buchhändlers Lange an den Kurfürsten Friedr. Wilh., welche gleichzeitig eine Geschichte der Karte enthält, und daher hier wortgetreu einen Platz finden mag:

„Dem | Durchleuchtigsten, Großmächtigsten Fürsten und HERREN, | Hn. FRIEDRICH WILHELM, | Marggraffen zu Brandenburg, des H. R. Reichs Ertzkämmerern und Churfürsten, in Preussen, | zu Magdeburg, Gülich, Cleve, Bergen, Stettin, Pommern, der Cassuben und Wenden, auch in Schlesien zu | Crossen und Jägersdorff Hertzogen, Burggraffen zu Nürnberg, Fürsten zu Halberstadt, Minden und Cammin, | Graffen zu der Marck und Ravensperg, Herrn zu Ravenstein, der Lande Lauen= | burg und Bütau, ꝛc. ꝛc. ꝛc. | Meinem gnädigsten Churfürsten und Herrn, | Durchleuchtigster Großmächtigster Churfürst, Allergnädigster Herr. | Dieses Dero Hertzogthumb Preussen, hat seiner herrlichen | Situation und andern fürtrefflichen Eygenschafften halber | vor andern in diesen Nordischen Oertern Europae gelegenen | Ländern, allewege den Vorzug gehabt, und solches nicht oh= | ne Ursach. Denn zu geschweigen des grossen Kleinodts des | Börnsteinfangs, damit der gütige Gott dieses Land vor | andern reichlich gesegnet, daß derselbe nicht allein zur See zu gewisser | Jahreszeit in grosser Menge gefangen, sondern auch eine geraume Zeitbero, | auß denen an der See liegenden grossen Sandbergen häuffig gegraben | wird, darauß allerhand künstliche Sachen gemachet und durch die gantze | Welt verführet werden; So finden sich darinnen viel Fischreiche See, derer | über 2000 groß und klein berechnet werden, auß welchen insonderheit in den | Polnischen Aemptern gelegenen Seen, das gröste Theil von Masau und Pod= | lachii mit Fischen versorget wird, die zwey grosse inländische See, die man | das Haaff nennet, sind so Fischreich, daß offtmals in einem Zuge über 200. | Tonnen Fische, allerhand Gattung, gefangen worden, und hat man bemer= | det, daß sechszigerley Art Fische (ausser denen die in den Flüssern von herrli= | chen Geschmack gefangen werden) in diese Preußischen Wassern zu finden | sind; Nebenst diesem, so hat auch dieses Land zwey herrliche und Schiffrei= | che Meerhaaven, die Pillau und Mümmel, welche von allerhand Nationen | besuchet werden, und viel Kauffmans Schätze ein und außführen, zu grossen | dieses Landes und dem benachbarten Groß=Fürstenthumbs Littauen und | Reußlandes Nutzen. Dann hat es auch eylff berühmte fliessende Ströme, | welche auch dem Lande grossen Nutzen bringen, das Wildpret ist auch hierin | an vielerley Art, groß und klein, so häuffig, daß Jährlich viel gefangen | und verführet werden, waß auch vor ein Ueberfluß an Vogel=Wildpret ver= | handen, wird kaum

einig Provintz diesem Hertzogthumb gleich seyn: Es hat | über die funffzig wollgebaueter Städte groß und klein (die im Bistuhmb | und Königlichen Theil ungerechnet) der Churfürstlichen Schlösser und Häuser, | wie auch der Adlichen Höffe, die doch in der Land-Karten nicht alle benennet | seyn, sind in so einer Menge, daß sie kaum alle gezehlet werden können. Uber | dieses herrliche Land (welches seiner sonderbahren Fruchtbarkeit und Uber- | flusses in allen Sachen, vor alters die Schmeergrube genennet worden) hat | anfangs Casparus Hennenberg, Pfarharr im Lobnichtschen grossen Hospi- | tal im vorigen Seculo mit grosser Mühe, Arbeit und Unkosten eine Land- | Karte verfertiget, und dieselbe in einen höltzernen Schnitt und Form, zum of- | fentlichen Druck befordert; Weil aber die Exemplaria distrahiret | sind, also daß Anno 1656 bey damahligem feindlichen Einfall und Krieges- | Unruhe von hohen und niedrigen Kriegs-Officirern sehr darnach gefraget | worden, aber keine mehr vorhanden gewesen. Ist dieselbige Land-Taffel | zum andern mahl unter die Presse gebracht, und durch den Druck männig- | lichen zu Nutzen verkauffet worden, welche auch so einen Abgang diese 27 Jahr | hero gehabt, daß jetzo keine mehr zu finden sind.

Derowegen Gnädigster Churfürst und Herr. Ich dero unwürdi- | ger Knecht, auff vieler Liebhaber Ansuchen und Begehren, und durch Befor- | derung Eines Ehrenvesten und Hochweisen Rahts der Alten Stadt Kö- | nigsberg, welche auff mein bittliches Ansuchen die alte Formen, so zu Raht- | hause verwarlich hinterleget gewesen, mir außfolgen lassen. Diese alte | Preußsche Land-Karte, nach dem Sie von verständigen gelahrten Leuten | durchgesehen, und hie und da nützliche Erinnerung darzu gethan, mit Gottes | Beystand zum dritten mahl außzufertigen und zu verlegen über mich genom- | men, und zwar unter dem gnädigsten Schutz Ewer Churfürstlichen Durchl. | meines Allergnädigsten Churfürsten und Ober Herren, mit unterthänigster demühtigster Bitte, es geruhe Ewere Churfürstl. Durchl. diesen Abdruck | Dero Hertzogthum Preussen, welches von etlichen hundert Jahren hero be- | rühmt gewesen, und durch die Providentz dero Vorfahren dem Churfl. | Brandenburgischen Hause als ein edles Kleinodt anvertrauet worden, al- | lergnädigst auff und anzunehmen, wobey ich denn auß unterthänigster Devo- | tion von Hertzen wünsche, Sie dieses unser geliebtes Vaterland, mit gnädi- | gen Augen anzusehen, geruhen wollen, damit es wieder zu Kräfften kommen, | und in beständiger Trew unter den Gnaden-Flügeln des Brandenburgi- | schen Adlers unverrückt verbleiben möge. Damit zu Ewren Churfürstl. | Durchleuchtigkeit beharrlichen Hulde und Gnade ich demühtigst ergebe, | Ewrer Churfürstl. Durchl. | Unterthänigster gehorsamster | Diener | **Christophorus Lange**, | Buchhändler."

Ein wesentlicher Unterschied besteht noch darin, daß diese, durch Lange von neuem aufgelegte Karte am untern Theile ein alphabetisch geordnetes Verzeichniß der in selbiger enthaltenen Städte und Ortschaften enthält,

welche durch Buchstaben — behufs leichtern Auffindens — markirt sind. Die Ueberschrift lautet: „Kurtze und nützliche Anweisung, oder Unterricht, wie man nach den Ziffern und Buchstaben, so am Rande stehen, ein und ander Orth, so man suchen will, leichtlich finden kann.“ Die Anweisung selbst lautet:

„An den Leser.

Der günstige Leser wolle zu einer vorhergehenden Nachricht wissen, daß ein jeglicher Ort, es sey Stadt, Dorff, Land oder Wasser, so in dieser Taffel benennet, unter seine gewisse Buchstaben oder Ziffern begriffen, davon man die vornehmsten anhero setzen wollen, die übrigen aber, wegen engen Raums, weglassen müssen. Wann demnach eines unter diesen sol gesuchet werden, Als zum Exempel, Abschwangen, so nimbt man einen Faden und misset von einem P. biß auffs ander P. so gegen über stehet; darnach so hält man noch einen andern Faden, von einer 18 biß auff die andere 18 so auch gegen über stehet, wor nun die Fäden das Kreutz machen da, oder hart dabey findet man den gesuchten Ort. Item, kan solches geschehen mit einem Winckelmaß, wie auch mit einem gevierdten Pappir, wenn man sie an die Strich, so zwischen den Buchstaben und Ziffern stehen, leget, und sie also scheubet, daß die eine Spitze bey dem Buchstaben, die ander bey der Ziffer, so findet man auch bald den Ort, an dem mittelsten Eck des Maß-Dinges.

Wie die Meilen zu suchen mit dem Circkel, daß man die Spitzen in die kleinen Ringelchen setzet, und daß der Meilen dreyerley, solches ist an sich selbste bekand. Zwar wenn man weiß, auff was für Oerter man ankommen muß zwischen hie und Ragnit, oder hie und Thoren, so kan man die Meilen, wie viel deren zwischen jeden Orte seyn, desto besser und gewisser, vermittelst des Circkels dieser Charte Richtigkeit erfahren und zehlen.

So viel auß Hennenbergers Chronicon zur Nachricht: mit hertzlichen Wunsch, daß Gott dieß . . .“ [Das Uebrige ist, wie auch andere Stellen der Karte, abgerissen.]

Bei dieser Gelegenheit theilen wir mit, daß die hiesige Königliche Bibliothek noch eine andre Ausgabe vom Jahre 1639 besitzt, welche unter den von Meckelburg aufgeführten ebenfalls nicht angegeben ist; sie ist wie die vom Jahre 1638 bei Segebaden Erben gedruckt und bietet außer dem Druckjahr nichts wesentlich von dieser Abweichendes dar.

δ

Der Pestalozzi-Verein für die Provinz Preußen.

Im dritten Heft des ersten Jahrganges dieser Zeitschrift hatten wir die Freude über die segensreichen Folgen dieses jungen und kräftigen Vereins berichten zu können. Der uns jetzt vorliegende dritte Jahresbe-

richt (1. Juli 1863 bis 30. Juni 1864) giebt von seinem weiteren Wachsen und gedeihlichen Wirken Kunde. Die Zahl der Mitglieder, im ersten Jahr 2288, im zweiten schon 2971, hat sich im dritten Jahr auf 3313 vermehrt. Es sind darunter nicht nur Lehrer und Prediger, denen ja die Förderung der guten Sache zunächst am Herzen liegt, sondern die Bevölkerung der Provinz in allen Ständen und Schichten der Gesellschaft hat sich in lobenswerther Weise bei dem gottgefälligen Werke betheiligt, den armen und selbst hilflosen Lehrerwaisen eine Unterstützung zukommen zu lassen, um sie vor der bittersten Noth zu schützen und in Stand zu setzen, demnächst wieder der Gesellschaft als tüchtige Glieder thätig dienen und so auf die beste Art die ihnen gewordenen Wohlthaten vergelten zu können. Wenn man in Rechnung stellt, wie wenig oft dazu gehört einen jungen, der Verwahrlosung preisgegebenen Menschen einem geordneten Lebenswege zuzuführen und welchen Aufwand von Mitteln der Staat und die Gesellschaft nöthig haben, um einen in der Jugend vernachlässigten, geistig und körperlich nicht gehörig zur Arbeit vorgebildeten und deshalb durch die Noth auf traurige Abwege gebrachten Menschen zu erhalten oder zu hindern in gemeingefährlicher Weise zu wirken, so wird man nicht zweifeln dürfen, daß Wohlthaten nirgends besser dem Zweck der Geber und der Begabten dienen können, als wenn sie der Erziehung unserer heranwachsenden Jugend zu gut kommen; man kann sagen, daß sie sich da mit Wucherzinsen rentiren! Man vergesse zugleich nicht, daß das Bedürfniß der Unterstützung von Lehrerwaisen ungleich größer und dringender ist, als es sich für andere Kreise der Gesellschaft geltend macht. Der Lehrer, von dem hier die Rede ist, hat gemeinhin nur das Einkommen eines gewöhnlichen fleißigen Handarbeiters (oft auch das nicht!) dabei aber eine Bildung, die ihn über diese Klasse weit hinaushebt und ihn namentlich, was hier von Wichtigkeit ist, zu dem sehr natürlichen Wunsche veranlaßt, auch seine Kinder nicht unter ihren Stand zurücksinken zu lassen, sondern ihnen eine entsprechende Erziehung zu geben um einmal später geistiges Kapital verwerthen zu können. Bei einem plötzlichen Todesfall, der die hinterbleibende Wittwe aller Subsistenzmittel beraubt, liegt nun die Gefahr nahe, daß diese bereits in bestimmter Richtung geleiteten, aber noch gänzlich unfertigen Menschen gezwungen werden, alle höheren Ansprüche an's Leben (im bescheidensten

Sinne) aufzugeben und sich zu den elendesten Beschäftigungen zu zwingen, nur um nicht hungern zu dürfen. Einen wie schädlichen Einfluß für das ganze Leben dergleichen Störungen des natürlichen Entwickelungsganges haben müssen, braucht nicht näher dargethan zu werden. Hier bei Zeiten helfend einzugreifen und nach Kräften den nächsten Angehörigen die Aufgabe zu erleichtern, die Erziehung nach der ersten Anlage zu vollenden, dürfte vor Allem Noth thun. Daß der Pestalozzi-Verein in diesem Sinne die Bedürftigen aussucht und seine Gaben vertheilt, dürfen wir von den intelligenten Mitgliedern des Vorstandes voraussetzen. Es wird ihnen sicher wesentlich darauf ankommen mit geringen Mitteln möglichst weitreichende Zwecke zu verfolgen. Unterstützt sind im vergangenen Jahr 314 Lehrerwaisen in 126 Familien mit zusammen 1311 Thlr. 15 Sgr. Es macht dies durchschnittlich allerdings nur etwa $4^1/_6$ Thlr. auf den Kopf und etwa $10^1/_2$ Thlr. auf die Familie; aber der Fortschritt gegen die beiden Vorjahre ist ein sehr erheblicher, wie folgende kleine Tabelle zeigt:

1861 bis 1862 in 57 Familien 154 Waisen mit circa 391 Thlr., also circa $2^1/_2$ Thlr. pro Kopf, circa 7 Thlr. pro Familie,

1862 bis 1863 in 103 Familien 269 Waisen mit circa 879 Thlr., also circa $3^1/_4$ Thlr. pro Kopf, circa $8^1/_2$ Thlr. pro Familie,

1863 bis 1864 in 126 Familien 314 Waisen mit circa 1311 Thlr., also circa $4^1/_6$ Thlr. pro Kopf, circa $10^1/_2$ Thlr. pro Familie.

Es wächst daher nicht nur die Zahl der Unterstützten, sondern zugleich auch die *Höhe der Unterstützung*, was den sehr erfreulichen Beweis giebt, daß der Vorstand bemüht ist eine zu große Zersplitterung seiner Kräfte zu vermeiden und sein Wirken möglichst zu concentriren. Wir erkennen dies als das richtige Prinzip an. Ebenso lobenswerth ist es, daß der Vorstand ein Capital ansammelt um für außerordentliche Nothfälle gerüstet zu sein. Der Bericht sagt: „die Unterstützungsgesuche unserer Agenten mehren sich: *die Noth ist im Wachsen.*" Wir fügen hinzu: möge auch die Schaar der Mitglieder aus allen Ständen wachsen um das vermehrte Bedürfniß befriedigen zu können!

Wir können diesen Bericht nicht schließen ohne zugleich unser tiefstes Bedauern auszusprechen, daß die politischen Spaltungen der Gegenwart auch diesem lediglich den Zwecken der Wohlthätigkeit dienenden Verein ver-

derblich zu werden drohn. Das Statut eines „neuen Pestalozzi-Vereins für die Provinz Preußen" ist von conservativer Seite her veröffentlicht und damit in die Kreise der Lehrer und deren Mithelfer eine Spaltung gebracht, die für die Sache selbst unmöglich von Nutzen sein kann, mag auch andererseits wieder die liberale Partei als solche in die entstehende Lücke treten. Da diese Zeitschrift die Politik von ihren Besprechungen ausgeschlossen hat, so müssen wir uns eine Erörterung der nur mit ihrer Hilfe zu erörternden Streitfragen versagen. Nur daß die Politik hier überhaupt mitspricht, das — wir wiederholen es nochmals — zeigt uns die Zerklüftung unserer gesellschaftlichen Zustände in sehr trübem Lichte.



Correspondenz.

4 Thorn, den 22. Februar. Am Sonntag den 19. beging der hiesige Copernikus-Verein die Gedächtnißfeier seines unsterblichen Namengebers. Naturgemäß wird an diesem von Alters her als muthmaßlich richtig angenommenen Geburtstage des großen Astronomen ein öffentlicher Vortrag gehalten und ein Jahresbericht erstattet.

Aus dem Inhalt des letzteren, welchen der zeitige Vorsitzende, Justizrath Dr. Meyer, vorlas, ersah man die fortdauernde Strebsamkeit der einzelnen Mitglieder, die durch eine Reihe wissenschaftlicher Vorträge in den monatlichen Sitzungen des Vereins beglaubigt war; sowie auch die gemeinsame Wirkung nach außen hin sich recht erfreulich in zwei Hauptsachen kundgab: 1) in den erfolgreichen Bemühungen für Neugründung und Sicherstellung der Preuß. Provinzialblätter; 2) in dem nicht erkalteten Streben nach Verewigung des Andenkens an Sam. Th. Sömmering in seiner Vaterstadt, Thorn, wo eine Marmortafel an seinem durch den Gymnasiallehrer Dr. Brohm und den Kreisrichter Lesse glücklich herausgefundenen Geburtshause die späten Geschlechter noch an den großen Naturforscher und wissenschaftlichen Begründer der electrischen Telegraphie erinnern soll. —

Den Festvortrag hielt Dr. A. Prowe, Direktor der städtischen Töchterschulen. Sein Thema war die Vergleichung der Schöpfungstheorieen von Carl Darwin mit den leisen Andeutungen in Goethes naturwissen-

schaftlichen Heften und anderen Aufsätzen. Der Gedankengang des Vortrages war etwa folgender: Goethe's Ingenium ist universell. Wer die Thätigkeit seines Geistes im Einzelnen verfolgt, kann ihn nicht vollständig würdigen. Man muß alle Richtungen dieser kolossalen Wirksamkeit zusammenfassen. Er übersah die verschiedensten Gebiete der Wissenschaft und hat seit seinem Italienischen Aufenthalt für Alterthums- und Naturkunde auch im Detail höchst Bedeutendes geleistet. Sein Ahnungsvermögen hat selbst der nüchterne Gervinus anerkannt, wenn er an einer bekannten Stelle das Prophetische, welches Goethe seine „Anticipation" nannte (bei Gelegenheit des Egmont, den er gerade zur Zeit der belgischen Revolution gegen Joseph II. vornahm) weiter ausführend mit folgenden Worten als wahr und historisch beglaubigt erklärt: „Alles, was in der handelnden Welt geschieht, erscheint in der empfindenden, denkenden, dichtenden und schreibenden früher ꝛc." Diese vom Historiker selbst als Thatsache angenommene Eigenschaft des poetischen Genius aber ist sogar, nach Goethes Auffassung, allgemeines Naturgesetz! Im schöpferischen Dichtergeiste ist dasselbe thätig, was in der Pflanzenwelt nach einem eingeborenen Prototyp und Urbild zur Blüthe treibt und in der Blüthe schon die künftige Frucht vorbereitet. Von Knoten zu Knoten entwickelt sich der schaffende Geist in jedem Gewächs, bis es endlich zum Blüthenstand aufsteigt. So hat sich auch „ein ungeheurer Geist" in ein riesiges Schlammufer gestürzt und allmählich zum Riesenfaulthier herangebildet. Ganz ebenso ist auch auf reingeistigem Gebiete dasselbe Formationsgesetz thätig. Z. B. die Pflanze des Deutschen Volksgeistes „entwickelt sich im Spiral durch die knotengleichen Glanzperioden Carls, Ottos des Großen und Barbarossas, Luthers, Huttens und Melanchthons ꝛc. bis zur höchsten Blüthe im Zeitalter Friedrichs des Großen, das Lessing, Goethe, Schiller, Kant und beide Humboldts mit einem kaum übersehbaren Kranze von kleineren Sternen zu einer unvergleichlichen Weltepoche gestalten. Nach dieser glänzenden, farben- und duftreichen Blüthenperiode ist heutzutage die Zeit der Frucht eingetreten und schon verstreuen die Samenkapseln der Gegenwart im ganzen Gebiete des deutschen Geistes die Saat einer neuen noch herrlichern Zukunft.

Eben diese Erscheinung concentrirter Energie der ganzen französischen Dichterkraft fand Goethe bei Voltaire. —

In den Fortsetzungsskizzen zur natürlichen Tochter zeigt sich dem überraschten Blick eine ganz ebenso naturwissenschaftliche Auffassung der französischen Revolution und weiterhin der gesammten Politik als eine Reihe natürlicher Prozesse. Die Ausdrücke selbst, wie z. B. Ramification und dgl. erinnern deutlich an das obige Bild vom pflanzenhaften Wachsthum der Volksgeister und Nationalgeschichten. So verbindet sich die ganze Culturhistorie in Goethe's pantheistischer Auffassung mit umfassender Naturerkenntniß zu einem Weltbilde; und so ist in diesem größten instinctiven Genie der Neuzeit wirklich das Gesammtwissen der Menschheit zu einem schön krystallisirten Ganzen zusammengeschossen; in seinem Kopfe das Bild von der Riesenblume der Schöpfung treu wiedergespiegelt. Aus diesem unabsehbar fruchtreichen Gedankenkreise Goethe's haben sich zwei Richtungen abgezweigt, beide durch praktisch nüchterne Engländer, Buckle und Darwin vertreten. Letzterer hat in 30 Jahren eine höchst schätzenswerthe Sammlung von Thatsachen zur Bestätigung der Goetheschen instinctiven Idee einer ewigen Formenwandlung beigebracht. Sein berühmtes Buch wurde nun vom Vortragenden eingehend skizzirt und mit einem Fernblick über die Consequenzen der Theorie ein halb ernster halb scherzender Auszug aus dem Werkchen des Jenensers Snell verbunden. Danach sind wir noch jetzt, ebenjetzt mitten im Werden der unabgeschlossen fortschreitenden Schöpfung: unsere Nachkommen werden mit Erstaunen auf unsere Zustände sehn, wie wir auf die der Pescherähs und Europäischen „Pfahl(bau)bürger" der Urzeit. Lessings Wort: „des Menschen Beruf ist Streben, nicht Wissen" beschloß den Vortrag, welcher durch seine begeisterte Gluth der Verehrung gegen Goethe auch die Zuhörer nicht unerwärmt ließ.

Pillau (Januar 1865). Eine Stadt die, so gering sie auch an Umfang und Einwohnerzahl erscheint (sie ist bekanntlich auf einer schmalen Landzunge des Samlandes erbaut und zählt nach den neuesten Berichten kaum 3000 Einwohner), an merkantilischer und fortifikatorischer Bedeutung die meisten größeren Landstädte der Provinz übertrifft und mit Recht die Hafenstadt und Vormauer von Königsberg genannt wird, verdient es

wohl in die allgemeinen Interessen der Provinz hineingezogen zu werden. Das beste Zeugniß für die genannten Vorzüge liefern die bereits in Angriff genommenen Projekte zum Bau einer Eisenbahn (von Pillau nach Königsberg) und zur Erweiterung des Hafens. Die Eisenbahn ist nahezu vollendet; zum Hafenbau ist wenigstens schon der erste Spatenstich gemacht, nämlich ein schmaler Damm gelegt, der sich von dem Fuße des Kamstigaller Berges bis zum sog. russischen Damm erstreckt. Die großen Vortheile, welche genannte Bahnstrecke im Sommer den Seebädern an der samländischen Küste und im Winter den hiesigen und auswärtigen Kaufleuten bringen wird, sind hoch zu veranschlagen. Unseren hiesigen Kaufleuten, deren seit der Zeit des Krimkrieges vielgepriesene Wohlhabenheit durch die zweimalige Blokade im vergangnen Sommer eine beträchtliche Einbuße erlitten hat, wäre aber auch eine Erholung dringend zu wünschen. — Hoffentlich werden wir auch mit der Eröffnung der neuen Bahnstrecke in geistiger Beziehung der Provinzialhauptstadt um ein gut Theil näher rücken. — Zwar hat auch das geistige Leben unsrer Stadt durch die im vorigen Jahre erfolgte Erhebung ihrer Bürgerschule zu einer höheren Bürgerschule einen nicht geringen Aufschwung genommen; doch hat derselbe auch den Uebelstand zur Folge gehabt, daß mit der dadurch nöthig gewordenen Heranziehung neuer und jüngerer Lehrkräfte eine gewisse Unruhe und Unbeständigkeit in das Schulwesen und speciell in das Lehrercollegium eingerissen ist, welche erst allmählich einer ruhigeren und solideren Haltung Platz machen werden. Jedenfalls ist aber anzuerkennen, daß der hiesige Ort dadurch manche geistige Anregung erhalten. — Die diesjährige Wintersaison ist zunächst durch zwei Musikaufführungen des hiesigen Gesangvereins eröffnet worden, von denen die eine, Anfangs Oktober, im Saale des deutschen Hauses Fr. Schneider's vortreffliches, leider nur zu wenig nach Verdienst gewürdigtes Oratorium „das Weltgericht" zur Aufführung brachte, während die andre, Ende November, in der hiesigen Garnisonkirche verschiedene geistliche Musikstücke von berühmten deutschen Meistern (Bach, Mendelsohn und Seemann) zu hören gab. Die Ausführung war, soweit es die schwachen Kräfte des Vereins gestatten, lobenswerth zu nennen und fanden namentlich die Chöre unter der umsichtigen und energischen Leitung ihres Dirigenten (Rektor Zander) wohlverdiente Anerkennung. Zur Zeit ist

der Verein mit dem Einstudiren von Graun's Tod Jesu und der großen Messe von Beethoven beschäftigt, welche auf dem nächsten Musikfest in Königsberg zur Aufführung kommen soll. Für die Geselligkeit hat in den musikalischen und theatralischen Abendunterhaltungen die hiesige Ressourcengesellschaft wie seit Jahren gesorgt. Neu ist das dankenswerthe Unternehmen eines Lehrers der hiesigen höheren Bürgerschule, Vorlesungen über literarhistorische Gegenstände zu halten und dadurch Einiges zur Förderung der geistigen Unterhaltung auch in häuslichen Kreisen beizutragen. Anfangs nur mit geringer Theilnahme, ja vielleicht mit Mißtrauen begleitet, haben diese Vorträge allmählich größere Betheiligung und Anerkennung gefunden und dem Vortragenden nach Beendigung des ersten Cyklus von 6 Vorlesungen über Shakespeare's Frauencharaktere, sogar zur Eröffnung eines zweiten Cyklus von 8 Vorlesungen über Schiller's und Goethe's Dramen ermuthigt. Gleich großes Gedeihen für die Zukunft versprechen ein kürzlich begründeter Verschönerungsverein und ein Turnverein. Endlich darf nicht unerwähnt bleiben, daß mit dem 1. Februar dieses Jahres das schon vor längerer Zeit angekündigte neue Lokalblatt für Pillau unter dem Namen „Pillauer Anzeiger" und unter Redaktion Prorektors Dr. Kretzschmar im Verlage des hiesigen Buchdruckers Sahnwaldt erscheinen wird, und in seinem Cirkular zunächst dem Aufschwung des hiesigen wie des nächst bezüglichen Geschäftslebens schuldige Rechnung zu tragen, außerdem aber Angelegenheiten allgemeiner Wichtigkeit und Nützlichkeit zu verfolgen und namentlich auch unterhaltende Lektüre aus den verschiedensten Gebieten der Kunst und Wissenschaft zu bieten verspricht. Der Politik steht das Unternehmen ganz fern. — Warten wir den Erfolg ab.

Kr.

Danziger Ansichten.

Das photographische Atelier von Gottheil & Sohn in Danzig zeigt in der Danz. Ztg. 1865. No. 2908 an, daß ihm aus dem dortigen Stadt-Archiv ein interessantes u. höchst seltenes Werk: 14 verschiedene Ansichten von Danzig, gestochen im Jahre 1617 zur Vervielfältigung durch Photographie anvertraut worden. Die zur Ansicht aus-

liegenden photographischen Copien liefern ein treues **Bild** der Stadt vor 250 Jahren und kostet die Sammlung von 14 Blättern 4 Thlr., einzelne Blätter à 12½ Sgr. Sie enthalten:

1) DANTZICK. (Total-Ansicht vom Hagelsberge.)
2) ANDEVTUNG DER STADT DANTZICK WIE SIE IM GRVNDE LIEGT.
3) LANGGE MARCKT. ARTUS HOF. RATHAUS. LANGGASSEN THOR. GEFANGGEN THURN.
4) LANGG GASSEN THOR. EIN THEIL DER LANGH GASSEN. STOCK.
5) DIE GROSSE MIELE.
6) NEUWE MOTLOU. SCHEFFEREYEN BRICK. MELCK KANNEN THOR.
7) ALTE MOTLOU. CRAHN. H. GEIST THOR. FRAUWEN THOR. GRINE BRICK.
8) MOTLOU. GRINE BRUCK. DIE WAGE. KHU THOR.
9) HOHE THOR. GEFANGGEN THURN. JUNKER SCHIS GARTEN. LANGH GASSEN THOR.
10) H. LEICHNAMS THOR. H. LEICHNAMS KIRCH.
11) HAUS WEICHSELMUENDE. FESTUNGS GRABEN. BOLWERCK. OSTSEE. DANTZICK.
12) HOLTZ MARKT. BROETEGASSEN THOR.
13) DOMNICK PLAN. ZEIG HAUS. JUNKER SCHIS GARTEN. GEFANGEN THURN. HOHE THOR.
14) ROSMARCKT. HOHE THOR. NEUWE BRVCK. RADAVNE.

Provinzial-Geschichts-Kalender.

1. Apr. 1812. Die ersten Truppen der nach Rußland marschirenden Armee Napoleons I. rücken in Ostpreußen ein, theils auf Soldau, theils auf Osterode zu. [Beiträge z. Kunde Preußens. VII, 83.]

2. Apr. 1381. Der Hochmeister giebt den Ort **Neidenburg** zur (vielleicht neuen) Anlage an den Schultheiß Hannus Grans aus. (Cod. dipl. Pruss. III. No. 150. S. 197. cf. Script. rer. Pruss. II. S. 580. Not. 1097.)

3. Apr. 1725. **Joh. Gottfr. Reyger**, einer der einsichtvollsten und würdigsten Staatsmänner, geb. zu **Danzig**. (s. Schlichtegrolls Necrol. 1793. I. Bd. S. 299–320.)

6. Apr. 1327. Der Hochm. **Werner v. Orseln** stellt der Stadt **Kneiphof-Königsberg** ihr Privilegium aus.

7. Apr. 1288. Der Comthur **Helwig** zu **Christburg** (in Westpr.) ordnet die amtl. Stellung, namentlich die Gerichtsbarkeits-Verhältnisse des Schultheißen daselbst und bestätigt der Stadt den Gebrauch des **Culmischen** Rechts. (Cod. dip. Pruss. II. No. 16. S. 19. 20.)

8. Apr. 1327. **Johannes**, Bischof v. **Samland**, stiftet in seiner (altstädtschen) Kathedralkirche die Vikarie zum Frohnleichnam und Leiden Christi und weiset dem Domkapitel bestimmte Einkünfte dafür unter gewissen Bedingungen an. (**Gebser**, Geschichte der Domkirche zu Kgsbg. S. 84–87.)

10 Apr. 1246. Der Hochm. **Heinrich von Hohenlohe** giebt den Bürgern von **Elbing** ihr erstes Stadtprivilegium. (Cod. dipl. Warm. I. No. 13. S. 18–22.)

11. Apr. 1644. Beschluß des Raths zu **Thorn**, wonach die Studenten der Jesuiten vor das Katharinen-Thor, die Studenten aus dem Thorner Gymnas. vor das Altstädtische Thor zu ihrer Recreation verwiesen werden und sich die Handwerksburschen von den Orten enthalten sollen. (Th. W. 1863.)

14. Apr. 1257. **Heinrich**, Dtsch. Ordensbrud. u. Bischof v. **Samland**, vereinigt sich mit dem D. Orden über die Theilung des Berges, worauf **Königsberg** steht, unter Vermittlung des Bisch. Anselmus v. **Ermland** und des Landmeisters v. Livland Burghard v. Hornhausen. Datum in Koningsberg anno dom. Mcclvii. XVIII Kalend. Maii. (Cod. dipl. Warm. I. Regesten. S. 22.)

16. Apr. 1804. Die Stadt **Hohenstein** im Oberland brennt bis auf die Kirche u. das Pfarrhaus ab. (Hennig.)

17. Apr. 1724. **Königsberg** u. die **Vorstädte** bekommen eine Gesindeordnung. (Hennig.)

19. Apr. 1745. **Joh. Gottl. Kreutzfeld** geb. in **Kgsbg.**; ein Freund und Schüler Hamanns, seit 1776 Prof. der Poesie, bekannt als Uebersetzer des Hudibras und durch seine Schrift über den Adel der alten Preußen. († 18. Jan. 1784.)

23. Apr. 1796. **Theod. Gottl. v. Hippel** (der bekannte Humorist), kgl. geh. Kriegsrath, Stadtpräsident, Polizeidirector, Hofhalsrichter, Director d. Armen-Colleg. und Präs. des Wett- und Handels-Gerichts, † im 55. Jahre an der Brustwassersucht zu **Königsberg**.

24. Apr. 1796. **Kurt v. Bardeleben**, Landrath des Kreises **Fischhausen** u. Kammermitglied auf dem Gute seines Vaters in **Ostpreußen** geb.

27. Apr. 1246. Innocenz IV. ermahnt alle Aebte, Prioren und alle andern Regularen, ihre noch junge Schwesterkirche **Preußens** mit ihrem Ueberflusse an Büchern zu unterstützen. (Cod. dipl. Pruss. I. No. 67. S. 63.)

29. Apr. 1631. Der ermländ. Domherr **Johann v. Pröck** errichtet zur wissenschaftl. Ausbildung fähiger (kathol.) Jünglinge das Collegium Warmiense zu Rom, nach-

dem er bereits am 15. Decbr. 1629 seine Hinterlassenschaft für diesen Zweck testamentarisch sicher gestellt. (Ztschr. f. d. Gesch. u. Altthsk. Ermlands II, 275 f.)

30. Apr. 1795. Feierliche Einweihung des **Löbenichtschen Kirchhofes** vor dem Gumbinnischen (jetzt Königs-) Thor. (Hennig.)

1. Mai 1805. Dr. **Johann Jacoby**, Verf. der vier Fragen, in **Königsberg** geb.

2. Mai 1785. Carl Ludw. **Struve**, Director des Altstädt. Gymnas. zu **Königsberg**, zu Hannover geb.

3. Mai 1813. Das **ostpreuß. National-Cavallerie-Regiment** unter dem Grafen **Lehndorff-Steinort** rückt ins Feld. (Hennig.)

5. Mai 1711. Daniel Christoph **Jänitzen** (1650 in **Danzig** geb.) kgl. polnisch. Postmeister, Rathsältester in **Thorn** †. Durch Testament bestimmte er, daß alljährlich um Johanni der Rath festlich bewirthet werde. (s. Th. W. 1864. No. 72.)

10. Mai 1254. Innocenz IV. fordert die Bischöfe von **Culm**, **Pomesanien** u. **Ermland** auf, den Orden, der **Groß-Barthen** u. **Galindien** in der Ermländischen Diöcese von Neuem zum Christentbum zurückgeführt hat, zu unterstützen und gegen alle, die ihm hinderlich wären, selbst wenn sie päpstliche Indulte hätten, mit kirchl. Censuren einzuschreiten. (Cod. dipl. Warm. I. No. 96. S. 93.)

11. Mai 1781. Der um das **Thornsche Gymnas.** sehr verdiente Prof. **Netzker**, ein vertrauter Freund Willamows, †.

14. Mai 1686 **Gabriel Daniel Fahrenheit**, der bekannte Erfinder und Verfertiger des nach ihm benannten Thermometers, geb. zu **Danzig**.

15. Mai 1795. Durch kgl. Hofrescript wird den Prälaten und Kanonicis in **Frauenburg** ein Ordensstern verliehen. (Hennig.)

Universitäts-Chronik 1865.

18. Febr. Histor. Doctordissert. v. **Georg. Ellendt** (aus Kgsbg.): De Hagenoa Alsatiae inferioris civitate palatina. (38 S. 8.)

9. März. Philol. Doctordissert. v. **Gust. Mueller** (aus Magdeburg): De linguae Latinae deminutivis. Lips. (VIII u. 96 S.)

10. „ Medic. Doctordissert. v. **Rob. Wolff** (aus Nordenburg): De metamorphosi cordis adiposa. (30 S. 8.)

15. „ Medic. Doctordissert. v. **Rudolf. Rhode** (aus Creuzburg): De comparata anatomia et physiologia pancreatis. (30 S. 8.)

„Acad. Alb. Regim. 1865. II." Index lectionum . . . . per aetatem a. 1865 a. d. 24. April. . . . [Prorector Dr. **Lud. Friedlaender.**] (15 S. 4.) Praefatus est **L. Friedlaender** de temporibus librorum Martialis X et XI. (S. 3—4.)

Verzeichniss der . . . im Sommer-Halbjahre vom 24. April 1865 an zu haltenden Vorlesungen u. der öffentl. academ. Anstalten. (4 Bl. 4.)

22. März. Programm „Acad. Alb. Regim. 1865. III." ad Natalicia Principis generossimi Guilielmi I. . . celebranda. Insunt Didymi περὶ τῆς Ἀρισταρχείου διορθώσεως fragmenta ad Jl. *Λ* 1—423 composita et explicata ab **Arthurio Ludwich.** (18 S. 4.)

25. „ Medic. Habilitationsschrift von P. P. O. D. Dr. **Otto Spiegelberg**: De Cervicis Uteri in graviditate mutationibus earumque quoad diagnosin aestimatione. (12 S. gr. 4.)

„ „ Medic. Doctordissert. von **Rob. Forner** (aus Inowraclaw): De perforatione processus vermiformis. (36 S. 8.)

Schul-Schriften 1864.

Deutsch-Crone. Jahresbericht üb. d. **Kgl. Kath. Gymnas.** in d. Schulj. 1863—64, mit welchem zu der öffentl. Prüfung am 11. . . . u. . . . 12. Aug. . . . einladet der Director d. Gymnas. Dr. **Franz Peters.** Neue Folge. Nr. IX. Deutsch-Crone. Dr. v. P. Garms. 1864. (VIII u. 13 S. 4.) [Lic. **Ignat. de Laskowski**, De divina Christi natura in Psalmis. S. I—VIII.]

Culm. Programm des **Kgl. Kath. Gymnas.** f. d. Schulj. 1863—64. (Dir. Dr. **Lozynski.**) XXVI. 1864. Gedr. in d. Bchdr. v. Gust. Lange in Berlin. (53 S. 4.) [Dr. **Joh. Peters**, Quaestiones etymologicae et grammaticae de usu et vi digammatis eiusque immutationibus in lingua Graeca. S. 1—33.]

Graudenz. Jahres-Bericht der **Realschule** f. d. J. 1864, erstattet von **G. B. Jacobi**, Director. Graudenz, Dr. von G. Röthe. 1864. (41 S. 4.) [**Reinh. Krusemark**, Ueber discontinuirliche bestimmte Integrale. S. 3—23.]

Gumbinnnen. Zur öffentl. Prüfung . . . **Kgl. Friedrichsgymn.** . . . 29. u. 30. Sept. . . . ladet . . . ein Prof. Dr. **J. Arnoldt**, Director. Gumbinnen, 1864. Gedr. b. Fr. Krauseneck u. Sohn. (39 S. 4.) [Prof. **Jul. Sperling**, Analytische Miscellen. 2. Theil. S. 1—26.]

Königsberg. Annalen des **Königl. Friedrichs-Collegiums.** Den Gönnern und Freunden desselben gewidmet. Zweite umgearb. u. bis in die neueste Zeit fortgesetzte Aufl. Von Prof. Dr. **Merleker.** Kgsbg. Schultzsche Hofbchdr. 1865. (1864.) (VI u. 106 S. 4.)

Konitz. Jahresbericht über d. **Kgl. Kath. Gymnas.** vom Schulj. 1863—64, Prüfung am 11. . . . u. 12. Aug. . . . Dir. . . . Dr. **Anton Goebel.** 1864. Buchdr. von G. Lange in Berlin. (36 S. 4.) [Hülfsl. **Franz Schultz**, De obsoletis conjugationum plautinarum formis. S. 3—23.]

Lyck. . . . Prüfung im **Kgl. Gymn.** am 26. . . . 27. Sept. . . . Dir. **M. F. Fabian.** Lyck, 1864. Dr. von R. Siebert. (26 S. 4.) [**Laves L.**, Ueber Hyperides. S. 1—11.]

Marienwerder. . . . Prüfung . . . des **Kgl. Gymnas.** . . . 4. Oktob. 1864. . . . . Dir. Prof. Dr. **Joh. Otto Leop. Aug. Lehmann.** Marienw., 1864. Gedr. bei

Fr. Aug. Harich. (37 S. 4.) [Oberl. Dr. Herm. Fr. Zeyß, De vocabulorum umbricorum fictione. Part. II. S. 3—24.]

Memel. IV. Jahresbericht über d. städt. Gymnas., . . . 30. Sept. 1864 . . . Prüfung . . . Dr. Theod. Kock, Prof. u. Gymn.-Dir. Memel. Dr. v. A. Stobbe. 1864. (32 S. 4.) [Theod. Kock, Exercitationes criticae. S. 1—22.]

Neustadt Westpr. Dritter Bericht üb. d. Kgl. Kath. Gymnas. . . . Prüfung . . . 12. Aug. . . . Dir. Prof. Dr. Johannes Seemann. Neustadt Westpr. 1864. Dr. von H. Brandenburg. (28 u. 16 S. 4.) [Leonh. Rautenberg, Grundzüge einer Chemie auf Gymnasien (erst. Theil). S. 5—28.]

Rastenburg. Jahresbericht d. Kgl. Gymn. . . . Prüfung . . . 29. u. 30. Sept. . . . Direct. Techow. Rastenb., 1864. Dr. der A. Haberlandschen Officin. (48 S. 4.) [Dr. Joh. Richter II.: De prosopographia Aristophanea. Part. I. S. 3—31.]

Rössel. 32. Jahresber. üb. d. Kgl. Progymnas. f. d. Schulj. 1863—64 vom Direct. Dr. Lilienthal. Rössel, 1864. Dr. v. F. Kruttke. (29 S. 4.) [Oberl. Dr. Lawe, De dicendi genere Sallustii commentatio. S. 1—20.]

Thorn. Kgl. evangel. Gymn. u. Realsch. erst. Ord. . . . 26. u. 27. Sept. 1864 . . . Prüfung . . . Vertreter des Dir. Prof. Dr. Ed. Fasbender. Thorn, 1864. Gedr. in d. Rathsbuchdr. (40 S. 4.) [A. H. Ed. Müller, Haus und Schule. Bemerkungen zur Knabenerziehung. S. 1—16.]

Jüdische Gemeinde-Schule. Erster Bericht . . . 17. Apr. 1864 . . . Prüfung . . . Rabbiner Dr. M. Rahmer, Schuldirigent. Thorn, gedr. bei C. Dombrowski. (28 S. 8.) [Organisation der jüdischen Gemeinde-Schule. S. 4—16.]

Wehlau. . . . Redeübung der Schüler d. Realschule u. der mit derselben verbund. Vorschule . . . 20. Dec. . . . W. Friderici, Dir. Wehlau, 1864. Dr. v. C. Peschke. (32 S. 4.) [Oberl. Koch, Walter Scott's novels. S. 3—13.]

Bibliographie (1862 und 1863).

(Fortsetzung.)

Rehsener, Pred. Carl Glieb. [in Memel, †], Christl. Religionslehre. Der gebildeten Zeit gemäß dargestellt f. Schul-, Confirmanden- u. Selbstunterricht. 2. verb. Aufl. Leipzig, 1862. Brockhaus. (XII u. 138 S. gr. 8.) 2/3 Thlr.

Reichenau, Rud., Aus unsern vier Wänden. Bilder aus dem Jugend- und Familienleben. 3 Abthlgen. Leipzig, 1864. (1863.) Grunow. 16. cart. 2 2/5 Thlr. in engl. Einb. 3 1/3 Thlr. (Inhalt: 1. Bilder aus dem Kinderleben. 9. Aufl. (VI u. 175 S.) 4/5 Thlr. u. 1 Thlr. — 2. Knaben und Mädchen. (VIII u. 196 S.) 4/5 Thlr. u. 1 Thlr. — 3. Auswärts und Daheim. (VIII u. 286 S.) 1 Thlr. u. 1 1/3 Thlr.

Reinick, Rob. [aus Danzig], Lieder. Mit dessen Lebensskizze von Berth. Auerbach. 5. Aufl. Berlin, 1863. Ernst & Korn. (XXXII u. 328 S. 16. m. Portr. in Stahlst.) cart. 1 2/3 Thlr., in engl. Einb. m. Goldschn. 1 5/6 Thlr.

Reinicke, Consistr., Super. u. Pastor an St. Marien, Gott ist die Liebe! Predigt, Dom. 1. p. Trinit., d. 7. Juni 1863 üb. d. Epist. 1. Joh. 4, 16—21 in Gegenwart Ihrer Kgl. Hoheiten des Kronprinzen u. der Kronprinzessin v. Preußen in der Oberpfarrkirche zu St. Marien gehalten. [Der Ertrag ist für wohlthät. Zwecke bestimmt.] Danzig, o. J. Dr. v. E. Gröning. (10 S. gr. 8.)

v. **Reitzenstein**, K., Deutsch-Ordens-Ritter in Preußen aus dem Bezirke der Terra advocatorum imperii. [Archiv f. Gesch. u. Alterthsk. v. Oberfranken. Hrsg. v. E. C. v. Hagen. Bd. VIII. Hft. 3. Bayreuth, 1862.]

Reusch, Dr. R., Plattdeutsche Gedichte in der Mundart des preußischen Samlandes. Berlin, 1863. Geelhaar in Komm. (86 S. gr. 16.) 1/6 Thlr.

— — Sagen des Preußischen Samlandes. 2. völlig umgearb. Aufl. hrsg. von dem literarisch. Kränzchen zu Kgsbg. Kgsbg., 1863. Dr. u. Verl. d. Hartungsch. Bchdr. In Comm. bei F. Geelhaar in Berlin. (XIV u. 139 S. kl. 8.) 5/12 Thlr.

Richter's, Alfr., Wegweiser durch Königsberg in Pr. und seine Umgebung. Mit 1 (lith.) Stadtplan (in 4.) Kgsbg., 1863. Richter. (16 S. 16. m. 1 Tab.) 1/6 Thlr.

Ritus consecrationis ecclesiae ad fidem pontificalis Romani separatim impressus. Brunsbergae, 1863. Peter. (56 S. 8.) 1/5 Thlr.

Röckner, Heinr., Zwei Weihnachten. Danzig, 1863. Kafemann. (91 S. 16.) Eleg. geb. 1/2 Thlr.

Roeper, Theoph., M. Terenti Varronis Eumenidum reliquiae, recens. et adnotav. Part. III. Danzig. 1862. Weber. (42 S. gr. 4.) 1/2 Thlr. (I—III.: 1 1/3 Thlr.)

Roquette, Pred., Die Bedeutung des geistl. Amtes in Bezug auf die Gemeinde nach evangel. Grundsätzen. Kgsbg., 1863. Gräfe & Unzer. (51 S. 8.) 1/6 Thlr.

Rosenkranz, Karl, Epilegomena zu meiner Wissenschaft der logischen Idee. Als Replik gegen die Kritik der Herren Michelet u. Lassalle. Kgsbg., 1862. Gebr. Bornträger. (140 S. gr. 8.) 2/3 Thlr.

— — Ueber die Darstellung Christi durch die bildende Kunst. Vortrag, gehalten auf dem Schloß zu Kgsbg. am 30. Januar 1862. Der Ertrag dieser Schrift ist zum Besten des Krankenhauses der Barmherzigkeit bestimmt. Kgsbg., 1862. Gräfe & Unzer in Komm. (2 Bl. u. 19 S. gr. 8.)

— — Fest-Rede gehalten bei der Feier des ersten Stiftungs-Festes des Gabelsberger Stenographen-Central-Vereins für Ost- u. West-Preußen zu Königsberg i. Pr. den 9. Febr. 1862 von dessen Ehrenmitgliede Hrn. Geh. Rath, Professor Dr. Rosenkranz und Bericht über die Thätigkeit des Vereins erstattet von dem Vorsitzenden H. Krieg. Kgsbg., 1862. Dr. u. Verl. v. Gruber & Longrien. (16 S. gr. 8.)

— — Der pariser Salon im achtzehnten Jahrhundert. [Dtsches Museum 1862. Nr. 14. 15.]

— — Psychologie oder die Wissenschaft vom subjectiven Geist. 3. sehr verm. u. verb. Aufl. Kgsbg., 1863. Gebr. Bornträger. (VIII u. 483 S. gr. 8.) 2 1/4 Thlr.

Rudolphi, C. A., recentioris aevi numismata virorum de rebus medicis et physicis meritorum memoriam servantia denuo edidit, emendavit et auxit Car. Lud. de

— — Duisburg, Dr. med. et chirur. regi a consil. sanit. societ. nat. curios. Dantisc. et Regiomont. membrum. Danzig, 1862. Bertling. (XIII u. 258 S. Lex.-8.) 1⅚ Thlr. — . . . Supplementum. Ebd., 1863. (IV u. 16 S.) ⅙ Thlr.

Rückblick auf die Geschichte der preußischen Verfassung. Ein Vortrag, gehalten in der ersten Versammlung des Vereins der Verfassungsfreunde hrsg. v. dem Vorstande desselben. Kgsbg., 1862. Dr. u. Verl. v. Gruber & Longrien. (16 S. gr. 8.)

Rührt Euch! Ein Beitrag zur Zollvereinsfrage. Kgsbg. in Pr., im Aug. 1863. Dr. u. Verl. v. A. Schwibbe. (14 S. 8.)

Sängerfest, das siebente Preußische, in Elbing am 27., 28., 29. Juli 1862. Nach verschiedenen Berichten zusammengestellt. Mit einem Verzeichn. der Sänger. Elbing, 1862. Saunier. (48 S. gr.)

Salkowski, Dr. Carl, Bemerkungen zur Lehre von den juristischen Personen insbesond. den sogenannten corporativen Societäten u. Genossenschaften. Leipz., 1863. Tauchnitz. (IX u. 69 S. gr. 8.) ⅓ Thlr.

Scheele, Wilh., Vorschule zu den lateinischen Klassikern. Eine Zusammenstellung vom Lern- u. Uebungsstoff f. d. erste u. d. mittlere Stufe des Unterrichs in der latein. Sprache. 1. Thl. Formenlehre und Lesestücke. 9. verb. Aufl. Elb., 1863. Neumann-Hartmann. (XII u. 183 S. 8.) ⅓ Thlr.

Schenkendorf's, Max v., Gedichte. 3. Aufl. Mit e. Lebensabriß und Erläuterungen hrsg. v. Prof. Dr. **A. Hagen.** Stuttgart, 1862. Cotta. (XXXII u. 548 S. 8.) 1 Thlr., in engl. Einb. 1 Thlr. 8 Sgr.

v. Schmoling, Lieut. a. D. Hugo, Adress-Buch f. d. preussischen Staat. 1. Heft. Adress-Buch f. d Provinz Preussen. Nach amtlichen Mittheilungen zusammengestellt. Berlin, 1864. (1863.) Selbstverl. (212 S. Lex.-8.) ⅚ Thlr.

— — -Weßlinen, Landwehroffiz., Wehrmänner! Kgsbg., (1862). Schultzsche Hofbuchdruckerei. [Flugblatt.] (1 Bl. 8.)

Schmidt, Souffl. Friedr., Theater-Almanach der Kgsbger Schauspiel- u. Ballet-Gesellsch. in Tilsit. Tilsit, 1862. Dr. von J. Reyländer. (8 S. 8.)

Schmolck, Kreis-Sekret. H., Handbuch f. d. Verwaltungs-Behörden, insbes. f. Landraths-, Domainen-Rent-, Domainen-Aemter, Magisträte, Polizei-Verwaltungen und Dominien ꝛc. Kgsbg. 1863. Koch in Komm. (XII u. 427 S. gr. 8.) 1⅔ Thlr.

Schnaase, Ed. Dav., Diakon. zu St. Johann in Danzig, Zur polnischen Literatur. Eine literar-histor. Uebersicht nach den in Danzig vorhandenen Schriftdenkmalen. [Zeitschrift f. d. histor. Theol. hrsg. v. Niedner. Jahrg. 1862. 1. Hft. S. 3—85.]

— — Geschichte der evangelischen Kirche Danzigs actenmäßig dargestellt. Danz., 1863. Bertling. (XXII u. 786 S. Lex.-8.) 3 Thlr. 10 Sgr.

Schober, Georg, Erinnerungen an Preußens ostasiatische Expedition in den Jahren 1859, 1860, 1861 u. 1862, mit besond. Berücksichtigung Sr. Maj. Segelfregatte „Thetis." Eine Reisebeschreibung in Versen. Mit Zeichnungen von **v. Wittkowski.** Danz., 1863. Kasemann. (III u. 95 S. Lex.-8.) ⅘ Thlr.

Schorn, Seminar-Director, Mit Gott für König und Vaterland! Rede, gehalten am 17. März 1863 bei dem Veteranenfest zu Pr. Eylau. (Auf Veranlassung des Festcomite dem Druck übergeben.) Pr. Eylau, (1863.) Dr. u. Verl. v. E. Kozynowski. (8 S. 8.)

Schreiner, Dr. Aug., Zum Weihefeste des neuen Universitäts-Gebäudes am 20. und 21. Juli 1862. Den Söhnen und Freunden der Alma mater Albertina als Erinnerungsgabe geweiht. Kgsbg., (1862.) Dr. u. Verlag v. E. Rautenberg. (72 S. gr. 8.)

Schriften, neueste, der naturforschenden Gesellsch. in Danzig. 6. Bd. 4. Hft. Danzig, 1862. (Anhuth.) gr. 4. 1⅓ Thlr.

— — der naturforschenden Gesellsch. in Danzig. Neue Folge. 1. Bd. 1. Heft. Ebd., 1863. (Anhuth.) 2 Thlr. [Tafeln f. sämmtl. trigonometr. Functionen der cyklisch. u. hyperbolischen Sektoren. Von Oberl. Prof. J. F. W. Gronau. (VIII u. 151 S.)]

— — der juristischen Gesellsch. zu Königsberg. 1. Hft. Kgsbg., 1862. Dr. von Dalkowski. 4. [Ueber die Verbindlichkeit zur Beweisführung im preuß. Civil-Prozesse. Von L. O. Korsch, Stadtrichter in Königsberg. (24 S.)]

— — der Königl. physikalisch-ökonomischen Gesellsch. zu Königsberg. 2. Jahrg. 1861. Kgsbg., 1862. Gräfe & Unzer in Comm. (VI, 138 S., 27 S. gr. 4. u. 4 Steindrtaf.) — 3. Jahrg. 1862. Ebd., 1863. (VI, 278, 38 S. gr. 4. u. 9 Steindrtaf.) — 4. Jahrg. 1863. Ebd., 1863. Koch in Comm. (VII, 175 u. 46 S. gr. 4. u. 3 Taf.) pro Jahrg. 2 Thlr.

Schroeder, Dr., luth. Pastor in Thorn, Brocken. Erste Mittheilung. (Culm, 1863. Gedr. bei W. Th. Lohde.) (22 S. 8.)

Schrötter, Landr., Freihr. v., Kreisgenossen und lieben Freunde! Goldapp, (1862.) Dr. v. H. Siltmann. [Flugblatt.] (1 Bl. Fol.)

Schulblatt, Katholisches, f. d. Provinz Preußen. Eine Quartalschrift für Schul-Inspectoren und Elementar-Lehrer. Im Verein mit Schulmännern der Provinz u. unter Mitwirkung eines Seelsorgsgeistlichen hrsg. v. **Hauptstock**, Dir. des Kgl. Schullehrer-Seminars in Graudenz. 4. Jahrg. Graudenz, 1862. Verl. des Hrsg. (280 S. gr. 8.) 5. Jahrg. Ebd., 1863. (250 S.) à 25 Sgr.

Schultz, Dir. Prof., Die orthographische Projektionslehre oder d. Theorie d. architekt. Zeichnens, als Leitfaden f. den Unterricht auf der Königl. Provinzial-Kunst- u. Gewerkschule zu Danzig ausgearbeitet. 2. Aufl. Danz., 1863. Anhuth. (12 S. 8.) 3 Sgr.

Schultze, Dr. Mart., Handbuch der persischen Sprache. Grammatik, Chrestomathie, Glossar. Zur Erleichterung u. allgemeineren Verbreitung d. Studiums der persischen Sprache m. Umgehung d. Gebrauchs arabischer Schriftzeichen. Elbing, 1863. Neumann-Hartmann. (XII u. 123 S. gr. 8.) ⅔ Thlr.

Schulvorschriften, 24 Bogen deutsche u. lateinische, hrsg. vom allgem. Lehrer-Verein zu Danzig. Der Reinertrag ist zum Besten armer Lehrer-Wittwen bestimmt. Im Selbstverl. 1863. Lith. Anstalt v. Ed. Marschewski in Danzig. Zu beziehen durch die Lehrer Block, Bonk, Schwonke. Danzig. (Anhuth.) gr. Fol. 1⅓ Thlr.

Schwalm, Curatus Joh., Geschichte der Entstehung des kathol. Kirchensystems und der Erbauung der St. Hedwigskirche in Neufahrwasser. Der Reinertrag ist zur Tilgung der Kirchenschulden bestimmt. Danzig, 1862. Dr. v. Kafemann. (63 S. gr. 8.)

Schweichel, Rob., Ueber das Volkstheater in der deutschen Schweiz. [Archiv f. d. Stud. der neueren Sprachen u. Literaturen hrsg. v. L. Herrig. 19. Jahrg. 34. Bd. Braunschw., 1863. 3/4. Hft. S. 253—268.]

Schwerin, Franziska Gräfin, In einem Bildersaal, Studien für Frauen. Mit 10 Illustr. Danzig, 1863. Kafemann. (V u. 359 S. 16.) 1½ Thlr., eleg. geb. 2 Thlr.

— — Dein Sinai. Laiencatechisation. Ebd., 1863. Kafemann. (86 S. 16.) Eleg. geb. ½ Thlr.

Schwidop, Ludov., De versibus quos Aristarchus in Homeri Iliade obelo signavit. Diss. inaug. philol. Königsberg, 1862. (Schubert & Seidel.) (54 S. gr. 8.) ¼ Thlr.

Scriptores rerum Prussicarum. Die Geschichtsquellen der preussischen Vorzeit bis zum Untergange der Ordensherrschaft. Hrsg. v. Dr. **Theod. Hirsch**, Dr. **Max Töppen** u. Dr. **Ernst Strehlke**. Bd. II. Mit 1 (chromolith.) Facsimile u. d. Register zum 1. u. 2. Bd. Leipz., 1863. (VI u. 866 S. gr. Lex.-8.) 6⅔ Thlr.

Sehring, W. Th., Nur ein Menschenleben. Gedichte. Braunsberg, 1863. Im Selbstverl. d. Verf. (Leipzig, Hinrichs.) (XVI u. 525 S. 16.) In eleg. Einb. 1½ Thlr.

— — Durch Nacht zum Licht. Christliche Gedichte. Besonderer Abdruck aus der 3. Abth. des Buches: „Nur ein Menschenleben." Ebd., 1863. (VIII u. 85 S. 16.)

Simson, Dr. Bernh. Ed., Der Poeta Saxo und der Friede zu Salz. [Forschungen zur deutschen Geschichte. Bd. I. Göttingen, 1862. S. 301—326.]

— — Ueber die Annalen Enhardi Fuldensis und Annales Sithienses. Dissert. z. Erlang. der venia docendi bei d. philos. Facult. in Jena. Jena, 1863. Mauke. (30 S. gr. 4.) ½ Thlr.

— — Willibald's Leben des heiligen Bonifacius nach der Ausg. der Mon. Germ. übers. u. erklärt. Berlin, 1863. G. Reimer. (96 S. gr. 8.) ½ Thlr.

Skarbinyczele. Prasta ale uz Aulsa brangesne Skarbinyczele Diewo Waiku, sáwo Stárbą Danguje turinczūjūs, kuroje yrá randami keli szwento Raszto Ludijimai su nubaznais Giesmū Atsidusaujimais. Tilzeje, 1862. H. Post. (1 Bl. u. 366 S. 16.)

[Soemmering.]

Stricker, Dr. Wilh., Samuel Thomas v. Soemmering, der Heilkunde Doctor, Königl. Bayer. Geheimrath etc. nach seinem Leben und Wirken geschildert. (Mit 1 Portr. Soemmering's in Steindr.) (VI u. 24 S. gr. 4.) [Neujahrs-Blatt den Mitgliedern d. Vereins f. Gesch. u. Alterthskunde zu Frankfurt a. M. dargebracht im Jan. 1862. Frkf. a. M. (Auffarth.)] 7/12 Thlr.

Soemmering, Hof-R. Dr. W., Der elektrische Telegraph als deutsche Erfindung Samuel Thomas v. Soemmering's aus dessen Tagebüchern nachgewiesen. Frkf. a. M., 1863. Boselli. (23 S. gr. 8. m. eingedr. Holzschn.) ⅓ Thlr.

Sondermann, A., Altar-Rede bei dem 50jährig. Amts-Jubiläum des Herrn Superintendent Dr. theol. Wald, Pfarrer der Haberbergschen Kirche. Kgsbg., 1863. Dr. u. Verl. der Böhmerschen Bchdr. (11 S. gr. 8.)

Stadelmann, Dr., Schleswig-Holstein. Vortrag, gehalten in der Versammlung des Nationalvereines zu Königsberg, am 19. Mai 1863. (Auf Veranlassung des Vereins der Verfassungsfreunde hrsg.) Kgsbg., (1863.) Dr. u. Verl. v. A. Schwibbe. (16 S. 8.)

Steenke. Karte des Elbing-Oberländischen Canals zwischen den Städten Elbing, Liebemühl, Osterode, Dt. Eylau u. Saalfeld. Entworfen und gezeichnet vom Baumeister des Canals, Kgl. Baurath **George J. Steenke.** Lithogr. u. hrsg. v. Gebrüder Schamberg, Lithogr. Atelier in Kgsbg. in Pr. (jetzt Gustav Müller) im Jahre 1862. gr. Fol. 2/3 Thlr.

Steffenhagen, Dr. Aem. Jul. Hugo, De inedito iuris Germanici monumento, quod codice manu scripto bibliothecae civitatis Elbingensis, No. 5 quarto, continetur. Regimonti Bor., 1863. Gräfe & Unzer. (30 S. gr. 8.) 7 Sgr. (Auch als Inaug.-Dissert. gedr.)

— — Miscellen zum Bücherwesen des Mittelalters. [Petzholdt's neuer Anzeiger f. Bibliogr. u. Bibliothekwissensch. Jahrg. 1863. Hft. 9/10. S. 282–289.]

— — Das Deutsche Recht im Deutschordenslande Preußen. Ein Vortrag, gehalten in der Juristischen Gesellschaft zu Kgsbg. i. Pr. am 11. Sept. 1863. [Deutsche Gerichts-Zeitung. Red.: C. C. E. Hirsemenzel. 1863. No. 39.]

Stein, Dr. Heinr. Conr., Das Kriegswesen der Spartaner. Nach den Quellen dargestellt. Konitz, 1863. Wollsdorff. (33 S. 4.) 1/3 Thlr.

Steinwender. Der Anatomirte steht auf. Oekonom **Julius Schucht** in Liebwalde und Organist **Braun** in Miswalde [oder der Neue Elbinger Anzeiger] wider Pfarrer **Steinwender** in Liebwalde bei Christburg. Selbstverlag des Verf., Pfarrer Steinwender in Liebwalde. Zu haben bei Léon Saunier in Elbing. Elbing, 1862. (VII u. 37 S. gr. 8.)

Stern, O., Der Mensch und die Erde. Ein Aufsatz gewidmet dem neuen Hause der Albertus-Universität. Juli 1862. Kgsbg., 1862. W. Koch. (35 S. gr. 8.) 8 Sgr.

— — Das Leben. Ein Aufsatz mit dem intellectuellen Beweise der Einheit von Geist und Stoff im Dinge. August 1862. Ebd., 1862. (43 S. gr. 8.) 8 Sgr.

— — Die Liebe in ihrer geistig-stofflichen Einheit. Ein dritter Aufsatz. Sept. 1862. Ebd., 1862. (32 S. gr. 8.) 8 Sgr.

— — Kirche und Staat in ihrer Einheit. Der letzte Aufsatz. Ebd., 1862. (36 S. gr. 8.) 8 Sgr.

(**Stobbe**, Aug.) Zu den Wahlen! Ein Wort an das preußische Volk. Kgsbg., 1863. Dr. u. Verlag v. Gruber & Longrien. (8 S. gr. 8.)

Stobbe (Prof. in Breslau). Rechtsmittheilung von Neumarkt nach Oppeln. [Zeitschr. f. Rechtsgesch. Hrsg. v. Rudorff. Bd. I. Hft. 3. Weimar, 1862. S. 403–414.]

Stobbe. Nachträge zu Homeyer; die deutschen Rechtsbücher des Mittelalters und ihre Handschriften 1856. [Ebd. Bd. II. Hft. 1. 1862. S. 175. 176.]

Straube, E., Lehrer in Elbing, Lehrgang für die Heimathskunde. Königsberg, 1863. J. H. Bon. (50 S. 8.) 4 Sgr.

Strehlke, E. — **Wartberge,** Herm. de, chronicon Livoniae. Hrsg. von **Ernst Strehlke.** [Abdr. aus den scriptores rerum Prussicarum hrsg. v. Th. Hirsch, M. Töppen und E. Strehlke.] Leipzig, 1863. Hirzel. (IV u. 172 S. hoch 4.) $1^2/_3$ Thlr.

Strehlke, F. Olivetum oder der Oelberg. Lateinisches Epos des Andreas Gryphius, übers. u. erläut. von **Fr. Strehlke.** Weimar, 1862. Böhlau. (64 S. Lex.-8.) 12 Sgr.

Strube, Guil. (aus Marienwerder), Exanthemata phyto-parasitica eodemne fungo efficiantur, quaeritur. Diss. inaug. pathol.-botanica. Berol., 1863. (32 S. 8.)

Synode, Die Synode Friedland an ihre Gemeinden im Advent 1863. Bartenstein, Dr. v. J. Eichling. (8 S. 8.)

Szelinski, Em., de nominibus personarum cum veris tum fictis et significantibus apud poetas satiricos romanos. Caput I. et II. Diss. inaug. philol. Kgsbg., 1863. (Nürmberger.) (44 S. gr. 8.) $^1/_4$ Thlr.

Periodische Literatur.

„Schlesische Provinzialblätter. Hrsg. v. Th. Oelsner." N. F. 4. Jahrg. Breslau, 1865. Trewendt. Jan. Feb.: D. Provinzialblatt seinen Lesern. Eine Wasserfahrt durch Schles., v. Arvin. Hinweis auf d. wirthsch. Bezüge zw. Versichergswes. u. Gemeindewes., v. F. Kr. Einige Grundbedingung. d. heut. Jahrmärkte, v. Bolko. Ueb. d. sprachl. Derivation d. Namen Schlesien, Lähn oder Lahn u. a., v. Pfarr. Schneider. Die Feuerwehr z. Breslau, v. Sander. Aus d. Leb. e. Eulengebirgsbewohners z. Z. d. 2. u. 3. schles. Krieges, v. Fr. Zeh. Abrah. Hosmann od. Hosemann, der Lügenschmied. Schles. Märch. u. Sag., mitgeth. v. Prof. Bartsch in Rostock. Vom Schlosse Wättrisch. Sage od. Gesch.? v. R. Schück. Ad. Hesse u. Eug. Seidelmann (Nekrol.), v. K. Fr. W. Wander. Anna Farrwahl, Ged. in schles. Mundart, v. F. Walt. Blumenlese. — Ringwälle, Steinwälle u. Heiden-Kirchhöfe besond. in Schles., v. F. W. Jäkel (m. Holzsch.). Breslaus mittelalterl. Privatgebäude, v. R. Drescher. Ein Wort üb. Geschichtschreibung. Die Nothwendigk. e. Mittelpkts. f. Bespr. volkswirthsch. Angelegenh., v. Bolko. Schlesier in d. Moldau i. 16. Jahrh. Joach. Prudentius von Glogau, v. Ulfilas. Die Feuer-Lösch- u. Rettungs-Einrichtgen. Breslaus. Freiheit die ich meine, v. Holtei. Jul. Roger (Nekrol.). Das Koppenblümchen „Hab' mich lieb," v. Hoffmann v. Fallersleben. Ein wohlgemeintes Wort üb. d. schles. Schullehrer-Wittwen- und Waisen-Unterstützgs.-Anstalt. Fragen, Anregungen, Antworten. Literaturblatt. Kunstblatt. Zur Chronik u. Statistik. Briefkasten. Beilage: Anzeiger z. d. Schles. Prov.-Bl.

Die hier ihrem reichen Inhalt nach angezeigten und regelmäßig anzuzeigenden Schles. Prov.-Blätt. sollen später ausführlich besprochen werden. ꝯ

Anzeigen.

Friedrich der Grosse als Mensch und Staatsmann.

Ein Charakterbild

von

Hugo Senftleben.

I.

Die jetzigen Hohenzollern stammen nicht von Friedrich dem Großen. Das Genie des Philosophen von Sanssouci ertrug nicht die Fessel des Familienlebens. Die Verhältnisse unter denen das Kind zum Manne erwächst bilden die Form, in welcher das Metall eingeborner Triebe und Fähigkeiten, flüßig in der Jugend, zum ehernen Gusse erkaltet, an welchem die Nachwelt mit Interesse und Bewunderung aufschaut. Wer die Laufbahn des Helden verstehen will, muß die Leidenschaften und Schmerzen kennen, welche die Brust des Jünglings bewegten. So nur wird er es begreifen können, wenn er den späteren Sieger von Leuthen und den Regenten, der sich als den ersten „Domestiken" des Staates bekannte, im Alter von 19 Jahren gegen den österreichischen Gesandten am Hofe seines Vaters, Seckendorf,*) äußern hört, daß er „ein Musiker, Philosoph, Naturforscher und Mechaniker sei; daß er aber niemals ein General oder Kriegsmann sein werde, sich auch nie in die Details der Geschäfte mischen wolle, sein Volk glücklich machen, übrigens aber gute Minister wählen und sie machen lassen werde." Welcher Geschicke bedurfte es um den weichherzigen, witzelnden, französisch leichtfertigen, nach Sinnengenuß dürstenden Königssohn zu jenem ernsten Staatsmann zu erziehen, von welchem Voltaire halb widerwillig gestehen mußte, er habe ihn gefunden „polirt und hart wie Marmor"? Sehen wir ab von dem zuerst langsa-

*) Ed. Vehse Geschichte des preuß. Hofes und Adels. III. S. 161.

men und unmerklichen, aber dann um so tiefern Einfluß, welchen eine vom zartesten Knabenalter an stetig fortwirkende militairische Lebensweise auf die Gewohnheiten und Anschauungen der späteren Jahre gewinnen mußte, so bleiben zwei Ereignisse, welche vorzüglich den Charakter Friedrichs des Großen zu festerer Gestaltung brachten und ihm die Begriffe der realen Welt mit ihren eisernen Unmöglichkeiten und unabweisbaren Pflichten gaben. Die Geschichte seiner mißlungenen Flucht aus der harten väterlichen Zucht, die mit Todesgefahr und Gefangenschaft endete, ist der erste Läuterungsprozeß, welchen das recht eigentlich junkerhafte Wesen des Kronprinzen zu einer mehr männlichen, seine Lebensaufgaben schärfer ins Auge fassenden Selbsterkenntniß durchmachte. Während seiner Haft in der Cüstriner Festung schon schrieb der Kammerdirektor Hille, der dort sein Lehrer im Finanzfach war, an den Günstling des Königs, den Generallieutenant von Grumbkow über diese Umwandlung des Prinzen: „Ew. Excellenz würde ihn sehr geändert finden; er hat ein festes und selbstbewußtes Auftreten und ich finde an ihm nicht mehr jenes Aussehen eines Marquis (cet air de Marquis) welches ihm früher eigen war."*) Wohl bedurfte es der äußersten Strenge eines so fest protestantisch und bürgerlich deutsch gesinnten Vaters, wie der soldatische Herrscher Friedrich Wilhelm I. es war, um ihn nach des Königs gewiß richtigem Ausdruck „zur Raison zu bringen." „Er soll," so schreibt der Monarch an den Geheimen Rath von Wolden, den Wächter des Prinzen in Cüstrin, „nur meinen Willen thun, das französische und englische Wesen aus dem Kopfe schlagen und nichts als Preußisch, seinem Herrn Vater getreu sein und ein deutsches Herz haben, alle Petitmaîtres, französische, politische und verdammte Falschheit aus dem Herzen lassen." Trotz seiner despotischen Rauhheit, mit der dieser König gegen seinen Sohn wie gegen alle seine Unterthanen verfuhr, befand er sich mit einer solchen Sprache dem Gefangenen gegenüber in vollem Recht; denn er hatte guten Grund zu einem Verdacht, welcher heute durch historische Dokumente noch mehr bekräftigt ist. Friedrichs Plan bei dem Fluchtversuch, auf welchem ihn der Stock des Vaters ereilte, war es gewesen, nach Wien zu gehen, katholisch zu werden und Maria Theresia,

*) Vehse (l. c. S. 151.)

des habsburgischen deutschen Kaisers Erbtochter zu heirathen.*) Der Wiener Hof, von jesuitischen Tendenzen beherrscht und geleitet von der österreichischen Hauspolitik des Prinzen Eugen, scheint einem solchen Vorhaben durchaus günstig gewesen zu sein, in der Hoffnung, daß auf diesem Wege das heilige römische Reich wieder vereint werden und die allein seligmachende Kirche wieder ihre Hand über ganz Deutschland ausstrecken würde. Der Ehrgeiz des unerfahrenen und eiteln Jünglings glaubte sich allerdings wohl den Gefahren, welche ihm die katholische Klerisei bereitet hätte, vollkommen gewachsen und auf dem Stuhl des römisch-deutschen Kaisers berufen der Regenerator des Reiches zu werden. Der nüchterne Verstand und das religiöse Gefühl des orthodox lutherischen Vaters urtheilten anders und richtiger über derartige politische Entwürfe seines freigeisterischen Thronfolgers. Es war zum Glücke Preußens und der deutschen Nation, zum Heile der ganzen protestantischen Welt, zur Erhaltung der Freiheit des Glaubens und Denkens, daß zu jener Zeit, als der Papismus seine letzte Anstrengung machte, Europa wieder unter die Herrschaft seiner Lehren zu beugen und an den kleinen deutschen Höfen die Bekehrung zur katholischen Religion im Fortschreiten war, in Berlin für den Kronprinzen der lutherische Katechismus auch zu einen politischen Glaubensbekenntniß gemacht wurde. Wie sehr man in Wien darauf gerechnet hatte, den bekehrten jungen Fürsten nur zum Instrument der habsburgischen Politik zu machen, beweist der Umstand, daß man das Projekt jener Heirath sofort fallen ließ, als jede Aussicht auf einen Religionswechsel desselben geschwunden war. Als nämlich der Gefangene in Cüstrin, um die Gunst des Vaters wiederzugewinnen und von der „Galeere," wie er seinen Aufenthalt nannte, loszukommen, durch Grumbkow dem kaiserlichen Hof den Vorschlag zu seiner Vermählung unter der Bedingung, daß er lutherisch bleibe, wiederholen ließ,**) sich auch erbot zu Gunsten seines Bruders auf die preußische Krone Verzicht zu leisten, „um durch eine Verbindung der österreichischen und preußischen Staaten das europäische Gleichgewicht nicht zu beunruhigen," da erklärte Prinz Eugen, der staatsmännisch blickende Minister des Kaisers, daß

*) Vergl. Vehse S. 134 l. c.

**) Förster, Biographie Friedrich Wilhelm I., 3. Band S. 21. „Project de déclaration du Prince Royal."

man die Hand Maria Theresias bereits anderweitig vergeben habe und fügte dann in einem Schreiben an den Gesandten von Seckendorf besorgt hinzu: „so erhellet doch aus diesem neuen Projekt, was vor weit aussehende Ideen dieser junge Herr habe und wiewohl selbige annoch flüchtig und nicht genug überlegt sein, so muß es ihm doch an Lebhaftigkeit und Vernunft gar nicht fehlen, mithin er um so gefährlicher seinen Nachbarn mit der Zeit werden dürfte, wo er von seinen dermaligen Prinzipien nicht abgebracht wird." Um ihn auf andere Weise an das österreichische Interesse zu ketten und dem regen Wunsche des Königs, daß sich der Prinz verheirathen möge, entgegenzukommen, wurde von Seckendorf, dem durch den Wiener Hof erkauften Grumbkow und allen dem kaiserlichen Interesse ergebenen Personen die Verbindung mit einer Nichte des Kaiser Karl VI. betrieben. Es ist bekannt, wie heftig sich anfangs Friedrich gegen die Heirath mit der Prinzessin von Braunschweig-Bevern, seiner nachherigen Gemahlin, sträubte. Die für ihn bestimmte Braut war ohne besondere Schönheit, einfach erzogen, schüchternen Geistes, etwas linkisch in ihrem Auftreten und entsprach weder dem Ideal eines Weibes noch dem einer Königin, wie es sich die lebhafte Phantasie und der feine Beobachtungssinn des heißblütigen Jünglings aufgestellt hatte. Seine ungebändigte Natur sträubte sich überhaupt noch gegen das eheliche Joch und zu der Abneigung gegen diese neue Verpflichtung kam wohl auch eine Regung des Gewissens, daß er eine ältere darüber brechen sollte. Schon seit längerer Zeit bestand ein direkter oder indirekter Briefwechsel zwischen ihm und der englischen Prinzessin Amalie, welche ihm von seiner Mutter zur Gattin bestimmt war. Wie Friedrich später selbst dem englischen Gesandten Sir Andrew Mitchell gestand, hatte er seiner Mutter und seiner Schwester, der Markgräfin von Baireuth, das ausdrückliche Gelöbniß gegeben, keine andere als jene Prinzessin zu heirathen. Er brach dies Versprechen. Wie Friederike, die Tochter des Pfarrers von Sesenheim, nach Goethe Niemand anders lieben konnte, so starb auch die Prinzessin Amalie unvermählt ein Jahr nach Friedrichs Tode 1787; man erzählt, daß sie sein Bild in einem Medaillon stets auf ihrem Herzen getragen habe. Welch' eigenthümlich gleichartiger Zug im Leben der beiden größten deutschen Männer, welche das Jahrhundert der Aufklärung, die Sturm- und Drang-

periode der deutschen Litteratur und des preußischen Staates aufzuweisen hatte! Befreit von dem sanften Einfluß einer dauernden Neigung widmeten sich diese titanischen Geister der höchsten Aufgabe des Menschen, der möglichst allseitigen Entwickelung ihrer Kräfte. Von höchster Stärke des Verstandes blieben sie doch beide der zartesten Gefühle fähig und vereinten so, was sonst die menschliche Natur nur durch die Fähigkeiten beider Geschlechter zu schaffen vermag. In der rein menschlichen Vollkommenheit näherten sich aber auch dem Ideal ihres Geschlechts, sie schufen Bilder der höchsten Männlichkeit, wie sie sich durch absolute Freiheit des Geistes, durch selbstbewußten Willen darstellt. Mit Schillers Worten konnte man von diesem Dichter und von diesem Könige sagen: „sie beide wandeln auf der Menschheit Höhen.“

Der innere Kampf, welchen Friedrich bestand, ehe er in die Verlobung mit einer ungleichartigen Gefährtin willigte, ist deutlich in seinen Briefen an Grumbkow ausgedrückt. Er fürchtet den noch immer drohenden Zorn seines Vaters, der dem desertirten Oberstlieutenant Fritz fast ein gleiches Bluturtheil wie dem Genossen seiner Schuld, dem unglücklichen Katte diktirt hatte, er fühlt das erniedrigende und beengende seiner Gefangenschaft, dennoch rebellirt sein Gefühl gegen den Gedanken einer erzwungenen Ehe, obwohl sie allein ihm des Vaters Gunst, Freiheit, Ehre und Lebensgenuß verschaffen kann. Am 19. Februar 1732 schreibt er an Grumbkow, den preußischen Minister im österreichischen Solde: „Mag er (der König) als guter Christ in Erwägung ziehen, ob es gut gethan ist, die Menschen zwingen zu wollen und der Urheber einer Scheidung oder aller der Sünden zu werden, welche eine unglückliche Ehe uns begehen macht .... Mag kommen, was da will, ich habe mir keine Vorwürfe zu machen, ich habe genug für meine Verirrung gelitten, und ich will mich nicht verbindlich machen, meinen Kummer auch in der Zukunft mit mir zu tragen, ich habe noch einen Rückhalt und ein Pistolenschuß kann mich von all meinem Kummer und dem Leben überhaupt befreien, ich glaube, daß der liebe Gott mich darum nicht verdammen wird, sondern wegen meines unglücklichen Lebens Mitleid mit mir haben und mir das ewige Heil nicht versagen wird. Solche Gedanken kann die Verzweiflung einem jungen Manne eingeben, dessen Blut noch nicht so erkaltet ist, wie das eines

siebzigjährigen. Wenn es noch ehrenwerthe Leute in der Welt giebt, so müssen sie darauf bedacht sein, mich vor einem Schritte zu bewahren, wie ich nie einen gefahrvolleren gethan habe. Mein Gott! hat der König es noch nicht genug gesehen, was eine unglückliche Ehe bedeutet, wie sich meine Schwester (die Markgräfin) von Anspach und ihr Herr Gemahl glühend hassen, er hat ja täglich das größte Aergerniß davon . . ." Es half kein verzweifelndes Sträuben, auch diese zweite Prüfung mußte überstanden werden, wenn er zur äußern Freiheit und zu selbstthätiger Ausbildung seiner geistigen Anlagen gelangen wollte. Ende Februar fand das erste Zusammentreffen Friedrichs mit der Prinzessin statt. Ihr waren die rothen Flecken von den Pocken, die sie vor kurzem gehabt, noch nicht vergangen. Grumbkow, der den Kronprinzen fragte, wie es mit seiner amour stände, antwortete er: „ich habe keine Abneigung gegen die Prinzessin, sie hat ein gutes Herz, ich wünsche ihr nichts Böses, aber ich werde sie niemals lieben können." Am 29. Februar wurde er zum Obersten eines Infanterieregiments ernannt und am 10. März war die Verlobung. Der Entschluß dazu hinterließ in Friedrichs Seele eine bitter resignirte Stimmung, die bei einem weniger energischen und roher gebildeten Geiste von den gefahrvollsten Folgen geworden wäre. „Ich werde mich verheirathen", sagte er, „aber dann heißt es, was geschehen ist, ist geschehen, doch nun Madame, guten Tag und guten Weg." Ein schönes Zeugniß für seine hochsinnige Denkungsart und die edle Weiblichkeit seiner Gattin ist es, daß beide nachher auf dem Schlosse zu Rheinsberg vier Jahre hindurch von 1736 bis zu Friedrichs Thronbesteigung ohne eigentliche Herzensneigung dennoch im ungetrübtesten Einvernehmen lebten. Der moralische Werth seiner Gemahlin flößte dem Verstande Friedrichs Achtung vor ihrem „guten Herzen" ein. In der angenehmen Häuslichkeit, welche ihm die bescheidene Sorgfalt der Prinzessin schuf, erlangte sein Genie durch ernste Studien jene Ruhe, Klarheit und großartige Weltanschauung, welche ihn als Regent wie als Schriftsteller ausgezeichnet haben. Als er sich bei der Uebernahme seiner Regierung von seiner Gattin trennte und nur noch einen formellen Verkehr mit der Königin unterhielt, wachte er doch stets mit der eifersüchtigsten Strenge, daß ihr von seinen Unterthanen und allen Gesandten der fremden Mächte die ihrem Range gebührende Aufmerksam-

keit erwiesen wurde. Ein unvergängliches Denkmal seines Herzens hat sich der König selbst in zwei Aeußerungen gesetzt. Von seinem Vater, der ihn unerbittlich gezüchtigt, sagt er in seinem Mémoire pour servir à l'histoire de la Maison de Brandenbourg:*) „Wir haben den häuslichen Kummer dieses großen Fürsten mit Stillschweigen übergangen; man muß einige Nachsicht haben gegen die Fehler der Kinder aus Rücksicht auf die Tugenden eines solchen Vaters.“**) Der Frau, welche er nicht aus Liebe geheirathet, gab er das dankbarste Zeugniß, als er dem englischen Gesandten Mitchell bekannte, daß er in Rheinsberg seine glücklichsten Jahre verlebt habe. So großherzig und in so ernster Schule erzogen, bestieg der 28jährige Fürst den Thron. Welche Ueberlegenheit sein Geist durch litterarische und philosophische Studien gewonnen hatte, wie sehr eine selbst erworbene allgemeine Bildung der praktischen Routine des Alltagsmenschen voraus ist, wo es gilt zu leiten und zu herrschen, es kam bald mit den ersten Regierungshandlungen Friedrichs zu Tage. Der verstorbene Vater hatte wohl eine dunkele Idee von der kommenden Größe seines Nachfolgers gehabt, wenn er manchmal ausgerufen: „in dem Fritz steckt etwas,“ oder wenn er im Zorn über die österreichischen Intriguen und Treulosigkeiten auf den Kronprinz weisend gesagt hatte „hier steht einer, der mich rächen wird,“ — niemand hatte jedoch die Geschäftskenntniß, den eisernen Fleiß, die rücksichtslose Strenge gegen Jedermann und die vollkommene Selbstständigkeit des jungen Königs vorhergesehen. „Ob wir Euch gleich“ — so redete er die Minister zwei Tage nach seiner Thronbesteigung an (am 2. Juni 1740) — „sehr danken wollen für die treuen Dienste, welche Ihr unseres Höchstgeliebtesten Herrn Vaters Majestät erwiesen habet, so ist doch ferner unsere Meinung nicht, daß Ihr uns inskünftige bereichern und unsere armen Unterthanen unterdrücken sollet, sondern Ihr sollt hingegen verbunden sein, vermöge gegenwärtigen Befehls, mit ebenso vieler Sorgfalt für das Beste des Landes als für unser Bestes zu wachen, um so viel mehr, da wir keinen Unterschied wissen wollen zwischen unserm eignen besondern und des Landes Vortheil, und Ihr diesen sowohl als jenen

*) Zum erstenmal publicirt in der Histoire de l'Académie royale des Sciences et Belles Lettres, année 1746, Berlin 1748.

**) Oeuvres complètes de Frédéric Le Grand, Berlin 1846, I, S. 174.

in allen Dingen vor Augen haben müsset; ja des Landes Vortheil muß den Vorzug vor Unserem eigenen besonderen haben, wenn sich beide nicht mit einander vertragen." Eine solche Sprache war neu im höfischen Europa! Ein Fürst, der das Glück seiner Unterthanen obenan stellte, war eine Ausnahme. Auf die Mehrzahl derselben paßte vortrefflich ein Wort Friedrichs, das er zwei Jahre vorher (1738) als Kronprinz geschrieben*); bei Betrachtung der damaligen politischen Zustände sagt er von den Fürsten: „Sie glauben, daß Gott expreß (exprès) und aus einer ganz besondern Aufmerksamkeit für sie, für ihre Größe, ihre Glückseligkeit und ihren Stolz, diese Masse Menschen geschaffen hat, deren Heil ihnen anvertraut ist, und daß ihre Unterthanen nur bestimmt sind um ihnen als Instrumente zu dienen." In seinem Antimacchiavel**) hatte sein jugendliches Herz einen Grund für diese Anschauungsweise seiner Collegen aufgestellt, der ein ziemlich starkes Argument gegen die Erblichkeit der absoluten Monarchie bildet. „Ich habe die Ueberzeugung," heißt es in diesem Werke, „daß wenn die Könige und die Monarchen in Wirklichkeit (au vrai) das Gemälde des Elendes im Volke (de tableau des misères populaires) sähen, sie dagegen nicht unempfindlich sein würden. Aber sie haben keine genügend lebhafte Einbildungskraft um sich wahrhaft (au naturel) die Uebel vorzustellen, vor denen sie, Dank ihrer Stellung, gesichert sind." Eine große Natur, wie die seinige, empfand und verstand, was für gewöhnlich den Inhabern der Throne abgeht. Seine ersten Regierungshandlungen waren Beweise einer edlen und weisen Humanität. Am dritten Tage seiner Regierung schaffte er die Folter ab, deren sich bis dahin die Justiz noch bedient, und dem hungernden Volke, das einen harten Winter durchkämpft, öffnete er die Getreidemagazine des Staates. Einige Wochen hernach wurde die Strafe des Sackens der Kindesmörderinnen aufgehoben. Den Katholiken sicherte er den Fortbestand ihrer Schulen gegen die beabsichtigte Confiscation durch die berühmte Kabinetsordre, in der es heißt: „hier mus ein jeder nach Seiner Fasson Selig werden." Am 30. Juni 1740 erschien zum erstenmal auf des Königs Anregung die Spenersche Zeitung

*) Considérations sur l'état présent du corps politique de l'Europe, Oeuvres complètes. (Ausgabe von Preuß.) VIII, S. 25.

**) l. c. VIII, S. 298.

von Staats- und gelehrten Sachen, sie wurde ohne Censur gedruckt, da nach seiner Ansicht „Zeitungen, wenn sie interessant sein sollten, nicht genirt werden müßten."*)

Die Thätigkeit des jungen Königs war überall eine erstaunliche, sie glich dem Fluge des Adlers. Er ritt die vier Meilen von Berlin nach Potsdam mit untergelegten Pferden in einer Stunde. „Friedrich,"**) so schreibt ein Zeitgenosse, „thut Alles selbst und leidet keinen Rath von irgend einem Minister, ausgenommen vom Finanzminister von Boden, welcher die Sparsamkeit predigt und damit sogar größern Eingang findet, als unter der vorigen Regierung. Der Herr von Podewils, jetzt der einzige Arbeitsfähige im Departement der auswärtigen Angelegenheiten, hat nichts zu thun, als die Kabinetsbefehle zu expediren. Ebenso werden die anderen Minister behandelt." Friedrichs Neigungen bei Antritt der Regierung waren offenbar friedlicher Art. Die Hebung der Akademie der Wissenschaften, der Bau eines Opernhauses, ein französisches Theater nahmen neben den laufenden Staatsgeschäften seinen lebensfrischen Geist in Anspruch. Er war zu sehr als Mensch durchgebildet, um mehr kriegerischen Ehrgeiz zu besitzen, als ihn ein Fürst von energischem Charakter, der sich seiner Fähigkeiten bewußt ist, nothwendig haben muß.

In jenem Memoire***) über die europäische Politik hatte er seinen Standpunkt hinlänglich selbst gezeichnet: „Mit einem Wort, es ist ein Vorwurf und eine Schande seine Staaten zu verlieren, und ein Unrecht und eine strafbare Habgier diejenigen zu erobern, auf die man kein legitimes Recht hat." Die Nachricht von dem Tode des Kaisers Karl und der Nachfolge Maria Theresias traf ihn in Rheinsberg (am 26. Oktbr. 1740) mitten unter friedlichen Beschäftigungen. Die Ansprüche auf die schlesischen Herzogthümer, welche von Alters her die Markgrafen von Brandenburg hatten, waren unzweifelhaft, die politische Constellation günstig, um sie nöthigenfalls mit der Waffe in der Hand geltend zu machen. Friedrich

*) Der Minister Thulemeier deutete diese Worte dahin, daß sie wegen auswärtiger Puissancen cum grano salis und mit großer Behutsamkeit zu verstehen seien.

**) Vgl. Friedr. d. Gr. nach den besten Quellen von A. E. Fern I, S. 96. Wahrscheinlich war es der dänische Gesandte, General Prätorius.

***) Considérations sur l'état présent etc. VIII, S. 27.

berief zwei alte Minister, Podewils und Schwerin, nach Rheinsberg um mit ihnen Rath zu pflegen. Sie kamen schon am nächsten Tage, aber nicht mehr um über das ob, sondern nur noch über das wie zu berathen; denn der König hatte über Nacht seinen Entschluß gefaßt, „ein Entschluß," sagt Thomas Carlyle, der englische Biograph, „der in des Königs eigenem Haupt entsprang und zu plötzlicher Festigkeit gedieh, und dem von allen übrigen Adamssöhnen anfangs und noch lange nachher fast nichts als Widerstand begegnete." — „Es ist beinahe rührend," fährt derselbe Schriftsteller fort, „zu bedenken, wie unerwartet, gleich einem Donnerschlage aus heiterm Himmel, all dies über Friedrich gekommen war, und wie es sein schönes Programm für den Winter in Rheinsberg und für sein Leben überhaupt umwarf. Nicht das friedlich Großartige, sondern das Kriegerische, ist Friedrich für diesen Winter und im Wesentlichen für das Leben zur Aufgabe beschieden. Nicht die goldenen oder weichen Strahlungen, die wir an ihm bemerkten, sondern die stahlhellen oder sternartigen sollen in Friedrichs Dasein die vorherrschenden werden: grimme Hagelstürme, Ungewitter und Orkane werden sein Element, anstatt des reichen genialen Lebens und halcyonischen Wetters, dem er und andere entgegensehen!" Es war in der That ein Unternehmen von solcher Kühnheit, welches der Preußenkönig begann, daß ganz Europa den Kopf darüber schüttelte, und der englische Gesandte in Wien, Mr. Robinson, davon meinte, der König verdiene in der Politik exkommunicirt zu werden.

Die alte Habsburgische Hausmacht angreifen, ohne Verbündete, mit Truppen, die noch nie vor dem Schuß gestanden, fürwahr! ein solcher Fürst mußte unüberlegt handeln, aus bloßer Eitelkeit! Noch lange nachher sind solche Vorwürfe in der Welt laut geworden und man hat aus Friedrichs eigenen Geständnissen den Beweis dafür entnommen. Allerdings schreibt er an seinen Freund Jordan, daß er sich darauf freue seinen Namen in den Zeitungen zu finden, allerdings sagt er selbst in der Geschichte seiner Zeit „man füge zu diesen Gründen hinzu ein schlagfertiges Heer, bereitstehende Geldmittel und vielleicht das Verlangen sich einen Namen zu machen, alles dieses war Ursache des Krieges, den der König jetzt unternahm," — aber, fragen wir, liegt in solchem ruhigen und gewissenhaften Bekenntniß nicht zugleich die Bürgschaft dafür, daß höhere staatsmän-

nische Einsicht ebensosehr befahl, was jugendliche Ruhmliebe mit Eifer ausführen half? Friedrich war schon früh ein sehr kühler Kopf geworden, er wußte was er that. Auch im politischen, wie im Leben überhaupt, giebt es ein ewiges Gesetz — es ist der Fortschritt! Vorwärts mußte der junge brandenburgisch-preußische Staat, sollte er nicht mit seiner Armee und seinem Schatze die eigene Landeskraft aufzehren und in Europa wieder zu dem Nichts herabsinken, aus dem er durch das Genie des großen Kurfürsten emporgestiegen. „Die Zeit ist da," schrieb Friedrich an Voltaire, „wo das alte politische System eine gänzliche Aenderung erleiden kann. Der Stein ist losgerissen, der auf Nebucadnezar's Bild (d. h. die zusammengeflickte österreichische Monarchie und wie wir heute sagen können das alte deutsche Kaiserthum des heiligen römischen Reiches) von vielerlei Metallen rollen und es zermalmen wird." Es fehlte nicht an Abmahnungen und Prophezeihungen, um den jungen König unschlüssig zu machen. Der alte Commißsoldat, Leopold von Dessau, der seinen Kriegsruhm in kaiserlichen Feldzügen erworben, sah die militairischen Vorbereitungen mit höchster Unruhe und Mißtrauen. Friedrich antwortet ihm auf seine Fragen und Zweifel gebührend aus Rheinsberg (24. November): „Ich habe ihren Brief gekriegt, und gesehen, mit was für Inquietude sie den bevorstehenden Marsch meiner Truppen ansehen. Ich hoffe, daß sie sich darüber beruhigen werden; und erwarten mit Geduld, zu was ich sie ästimir. Ich habe meine Dispositions alle gemacht, und werden Ihre Durchlaucht schon zeitig genug erfahren, was ich befohlen habe, ohne sich weiter darum zu inquietiren, indem nichts vergessen noch versäumt ist." Der alte Dessauer erwidert darauf in gekränktem und klagendem Ton, worauf ihm der König besänftigend zurückschreibt (2. Dezember): „Sie können versichert sein, daß ich ihre Meriten und Kapazität ehre, wie es einem jungen Offizier geziemt, einen alten, der der Welt so viele Proben seiner Dexterität gegeben, zu ehren; auch werde ich Ew. Durchlaucht bei keiner Gelegenheit vorbeigehen, wo sie uns mit gutem Rathe an die Hand gehen können. Da ich überdies an Sachsen einen Nachbar habe, dessen Absichten ich nicht kenne, so kann ich in meiner Abwesenheit die Aufsicht über dasselbe Niemanden besser als Ihnen vertrauen. Die jetzige Unternehmung behalte ich mir allein vor, auf daß die Welt nicht glaube,

der **König von Preußen gehe mit einem Hofmeister ins Feld.**" Der österreichische Gesandte Marquis Botta und der englische Sir Guy Dickens versuchten umsonst Vorstellungen gegen den Einmarsch der Truppen in Schlesien. Das Gespräch zwischen Friedrich und letzterem, dessen Bericht uns im englischen Staatsarchiv erhalten ist, giebt Carlyle*) seinen Lesern in sehr launiger Weise. Der König fertigt darin die Engländer mit folgenden Worten ab: „Oesterreich als eine Macht, ist nothwendig gegen die Türken. Aber in Deutschland was bedarf es da einer so gewaltigen Uebermacht Oesterreichs? Warum sollte da nicht die vereinte Macht von etwa drei Churfürsten hinlänglich sein, dasselbe im Zaume zu halten, wenn es etwas zum Nachtheil des Reichs unternimmt? Monsieur, ich finde man hat bei Euch in England, ebenso wie in Frankreich die Idee, andere Souverains unter Vormundschaft zu halten und sie am Gängelband zu führen; ich will mich aber von keinem von beiden führen lassen. Ihr Engländer übrigens kommt mir vor wie die Athener, die, während Philipp von Macedonien im Begriff stand in ihr Land einzufallen, ihre Zeit mit Redenhalten verbrachten." Zum österreichischen Gesandten, der ihn ironisch daran erinnerte, daß seine Truppen zwar schön, aber noch nie im Feuer gewesen, sagte er ungeduldig: „ich werde Ihnen beweisen, daß sie ebenso brav, als schön sind."

II.

Die erste Schlacht, welche Friedrich lieferte, die bei Mollwitz, zeigte, daß die preußische Infanterie durch ihr Exercitium und ihr schnelles Feuern jeder andern überlegen war, sie gewann den Tag, während die Cavallerie schon zu Anfang des Treffens von der österreichischen hinweggefegt wurde. Wer Friedrich, der seine Reiter vergeblich mit eigener persönlicher Gefahr wieder an den Feind zu bringen versucht hatte, verzweiflungsvoll und kopflos das Schlachtfeld verlassen und in einer Tour 14 Meilen weit flüchten sah, der glaubte wohl schwerlich, daß dieser Mann noch der größte Feldherr seines Jahrhunderts werden würde. Weder war seine Flucht noch der Schlachtplan den er entworfen ein Symptom dafür. „Er hatte," sagt Carlyle, „bei dieser seiner ersten Schlacht jene katzenartige oder löwen-

*) Geschichte Friedr. d. Gr. Deutsche Uebersetzung. Berlin bei Decker. III, 132.

artige Geschwindigkeit, die er nachher zeigte, noch nicht gelernt. Weit entfert davon! In der That ist diese punktmäßige Bedächtigkeit und langsame Exaktheit, wie auf einem Revuefelde, wunderbar und merkwürdig bei dem ersten Versuch Friedrichs; — die treue Lehrlingshand hängt noch strenge an den Regeln der alten Werkstatt." So wenig war das erste Debut geeignet, den späteren Künstler errathen zu lassen! Es bedurfte vielleicht einer solchen Blamage, um das Genie zu Tage kommen zu lassen, welches sich an der Lekture von Cäsars Commentarien, der mémoires sur la guerre des Marquis Feuquières, der Campagnes de Turenne, an dem Studium der Taktik des Epaminondas, für Hohenfriedberg, Lowositz, Leuthen und Roßbach vorbereitet hatte. Das triviale Sprichwort „kein Meister fällt vom Himmel" gilt auch in der Kriegskunst. Wenn Friedrich aus jenen Schriften auch große Gedanken und weite Ideen schöpfte und namentlich in der Taktik schnell die seiner und seines Heeres Natur angemessene Fechtart heraus fühlte, so gesteht er doch selbst, erst im zweiten schlesischen Kriege in dem österreichischen Feldmarschall Traun, der ihn ohne eine Schlacht aus Böhmen herausmanövrirte, seinen Lehrer in der Strategie gefunden zu haben, bei dem er die praktische Schule durchmachte. Kostete es auch nicht mehr als jene eine Schlacht um Schlesien zu gewinnen, so war doch noch ein zweiter Sieg, bei Chousitz nothwendig, um die stolze österreichische Fürstin zum Frieden zu bewegen. Friedrich hatte in dieser zweiten Schlacht, in der er im richtigen Moment zum Angriff überging (17. Mai 1742) als seine Generale bereits Fehler gemacht, die Entscheidung herbeigeführt. Nach dem Frieden*) schrieb der französische Minister Cardinal Fleury an ihn: „Ew. Majestät werden jetzt Schiedsrichter von Europa: das ist die glorreichste Rolle, welche sie übernehmen können." So hatte sich die Ansicht der Zunftpolitiker geändert! Noch waren aber die alten Staaten zu mächtig, die alten Ränke zu geschäftig, um dem jungen Staate und dem kecken Monarchen desselben nicht seine Eroberung streitig zu machen. Nur eine Friedenspause von zwei Jahren war ihm gegönnt, bis Bellona wieder die Musen verdrängte. Friedrich benutzte sie in würdiger Weise. Schon am 7. August 1742 erschien eine

*) Geschlossen am 28. Juli zu Berlin.

Kabinetsordre an das General-Direktorium (Domainen-, Finanz-, Handels- und Kriegs-Direktorium, das in acht Departements getheilt war und etwa die Geschäfte des heutigen Finanz-, Kriegs- und Handelsministeriums besorgte) gegen die Bedrückung der Bauern, in dem es heißt: „Sr. Königl. Majestät müssen Beamte haben, Sie werden dieselben auch allemal darin souteniren, damit solche dasjenige bekommen, so ihnen nach den Contrakten gebühret; Sie werden aber nicht zugeben, daß solche mit den Unterthanen auf eine tyrannische Weise verfahren und mit deren Personen und Vermögen so umspringen, als ob dieselbe ganz Leibeigene von den Beamten wären, daher Höchstdieselben dann dem General-Direktorio aufgeben, der Krieges- und Domainenkammer deshalb alle gebührende Weisung zu thun, durch diese aber sämmtliche Beamte erinnern zu lassen, mit deren Unterthanen christlich umzugehen und selbige nicht auf eine ungebührliche Weise mitzunehmen, widrigenfalls selbige gewärtigen können, daß wenn Sr. Königl. Majestät auf dero Reisen einen Beamten von einem gottlosen Haushalten mit den Unterthanen überführt finden sollten, Sie ein rigoureuses Exempel an solchem statuiren lassen werden, es habe derselbe ein so großes oder kleines Amt erpachtet, wie er wolle, allermassen Sie davor halten, daß wenn ein Beamter einen Unterthanen oder Bauer aus dem Lande jaget, es ebenso kriminell sei, als ob derselbe einen Soldaten aus Reihe und Glied verjagen wollte.**) Die neue Provinz Schlesien wurde unter eine geordnete Verwaltung gestellt und brachte in kurzer Zeit jährlich $3\frac{1}{2}$ Million Thaler, während unter Friedrichs Vater die ganze Staatseinnahme nicht mehr als $7\frac{1}{2}$ Millionen betrug. Elbe und Oder wurden durch einen Kanalbau verbunden. Dem Charlottenburger Schloß wurde ein neuer Flügel angebaut und die Antikensammlung darin aufgestellt, welche der König aus dem Nachlaß des Fürsten Polignac erstanden hatte. Am 1. December 1742 wurde das von Knobelsdorf erbaute Opernhaus

---

*) Durch das Edikt vom Jahre 1749 wurde den Amtsleuten das Prügeln der Bauern bei Androhung von 6 Jahren Festungsstrafe verboten. (Man vergleiche damit die heutigen Zustände Meklenburgs).

**) Der Geist der Regierung, schrieb 1775 der englische Tourist Moore, ist großen und unabhängigen Herren nicht günstig; er hält sowohl die großen als kleinen Gutsherrn vom Schinden und Bedrücken des Landvolks ab . . . . Keine Bauern in Europa leben besser, als die preußischen. (Bei Vehse l. c. S. 318.)

mit Graun's Cleopatra und Caesar eingeweiht. Alle Kapellmeister, welche Friedrich anstellte, waren deutsche, er hatte eine Vorliebe für den strengen deutschen Musikstyl. Das ist ein Beweis, daß des Königs richtige Empfindung für alles Vortreffliche eine universelle und unpartheiische war. Wenn er sich in der schönen Litteratur an die Franzosen hielt, so giebt uns Göthe die Erklärung dafür: „Wie kann man von einem Könige, der geistig leben und genießen will, verlangen, daß er seine Jahre verliere, um das, was er für barbarisch hält, nur allzuspät entwickelt und genießbar zu sehen." Welche Anziehungskraft Voltaire für Friedrich hatte weiß Jeder, der etwas von seiner Geschichte gehört. Als der geistvolle Franzose im Jahre 1743 auf längere Zeit zum Besuch kam, berichtete der englische Gesandte nach Hause*) „Monsieur Voltaire ist hier wieder angekommen und stets in der Gesellschaft des Königs, welcher entschlossen scheint, ihm Stoff zu einem Gedichte über die Vergnügungen Berlins zu geben. Man spricht hier von Nichts, als von Voltaire: er liest den Königinnen und Prinzessinnen seine Trauerspiele vor, bis sie weinen und überbietet den König in Satiren und übermüthigen Einfällen. Niemand gilt hier für gebildet, der nicht dieses Dichters Werke im Kopf und in der Tasche hat, oder in Reimen spricht." Der König erkannte freilich sehr bald die Charakterflecken und schlechten Leidenschaften des gefeierten Dichters und er wies seine Uebergriffe scharf ab, so namentlich, als dieser der Prinzessin Ulrike, der vorletzten Schwester des Königs eine poetische Liebeserklärung übersandte und sich später als politischen Unterhändler geriren wollte. Dennoch konnte er sich bis an Voltaires Tod nie ganz von einem geistigen Verkehr mit ihm lossagen. Es war das eminente Genie dieses Mannes, das des großen Fürsten Bewunderung fesselte und Voltaire war wirklich ein bedeutender Mensch, mehr als der französische Affe, den man in ihm später hat finden wollen. Er besaß Muth, Ausdauer, Originalität, keinen ganz niedrigen Stolz und viel solides Wissen. Er hatte seinen Weg unter Hindernissen und Schwierigkeiten harter Art begonnen. Dafür, daß in einem Pamphlete dem alten verfaulten Regierungssystem Frankreichs

*) Vergl. Geschichte Friedrichs des Gr. von Franz Kugler. Leipzig. 1860. S. 166. Ein gutes populäres Werk mit vorzüglichen Federzeichnungen von Adolph Menzel.

der Fehdehandschuh hingeworfen war, machte man den 20jährigen, als geistreich und satirisch bekannten Jüngling verantwortlich. Er ist unschuldig an dem Schriftstück und wird dafür 6 Monate in die Bastille gesperrt. Einige Jahre darauf insultirt ihn ein hochmüthiger Aristokrat, der Duc de Rohan, auf eine hinterlistige schurkische Weise. Er, der Mann von der Feder, lernt fechten und fordert ihn zum Zweikampf. Als Antwort wird er zum zweitenmal auf 6 Monate in die Bastille gesperrt. Dann geht er nach England und wird eine gesuchte Persönlichkeit in literarischen, politischen, höfischen und schöngeistigen Kreisen, verkehrt mit einem Dichter wie Pope, einem Staatsmann wie Bolingbrooke, führt anmuthige Gespräche mit der Prinzessin Karoline, Tochter des Königs Georg I. „ein gar geistvoller, blitzschneller weit hintreffender junger Mann!“ wie Carlyle sagt. Nach Frankreich zurückgekehrt knüpft er ein Liebesverhältniß mit einer Frau aus sehr alter, vornehmer Familie an, einem schönen, begabten, männlich gelehrten Wesen, mit dem er sich auf Jahre in die Einsamkeit eines Landaufenthaltes zurückzieht, die gebildete Welt aller Länder von dort aus in Bewegung setzend, gehaßt von Pfaffen und neidischen Literaten, gepriesen von Schauspielern, Schöngeistern und aufstrebenden Talenten, gefürchtet von Obscuranten aller Art. Wenn es wahr ist, was Goethe behauptet, daß jeder Mensch nur in soweit Werth hat,*) als er für seine Mitwelt von Bedeutung geworden ist, so war das zwar kein heroisch idealer, aber ein keineswegs verächtlicher Sterblicher! Dem im Grunde soliden deutschen Herzen Friedrichs stand er allerdings niemals nahe. Was zwischen ihnen an Freundschaftsversicherungen und liebetändelnden Versen ausgetauscht wurde, blieb mehr ein leichtes Spiel des Verstandes. Je älter Friedrich wurde, desto mehr wandte sich sein Sinn vom französischen leichtfertigen Wesen und von den Franzosen überhaupt ab. Unter andern Zeugnissen dafür findet sich kaum ein besseres, als ein Brief an seinen Sekretair Darget vom 13. Mai 1754:**) „Sie werden lachen, wenn sie erfahren, daß ich an einem und demselben Tage Briefe von Maupertuis und von Voltaire voll Beleidigungen gegeneinander bekommen habe. Diese Herren halten

*) Ein Ausspruch der gewiß cum grano salis zu verstehen ist, wenn man an die selbstständige Macht der Ideen glaubt.

**) Förster Heldengeschichte l. c. S. 129.

mich für einen Rinnstein, in welchen sie ihren Schmutz ausgießen. Ich habe dem Dichter eine lakonische Antwort geben lassen und dem Mathematiker habe ich zu erinnern mir erlaubt, daß sein Geist bei dem bloßen Namen des Dichters den Schwerpunkt verliere. Ich danke Gott, daß ich nicht so lebhafte Leidenschaften, wie jene Herren habe, weil ich sonst mein ganzes Leben hindurch Krieg führen müßte. Das Phlegma von uns guten Deutschen ist, was man auch sagen mag, geselliger als der Uebermuth Ihrer schönen Geister in Frankreich. Es ist wahr, daß wir, wie sie sagen, schwerfällig, träge sind und daß wir leider! gesunden Verstand besitzen; aber, wenn Sie sich einen Freund zu wählen hätten, wo würden Sie ihn suchen? Der Witz, mein lieber Darget, ist eine Schminke, die nur die Mißgestalt der Züge deckt; der minder glänzende gesunde Verstand führt uns, eben seiner Richtigkeit wegen, zur Tugend und ohne Tugend giebt es keine dauernde Gemeinschaft.“ Außer Darget war es noch der Marquis d'Argens, welcher von den Franzosen allein stets treu und mit wahrer Herzensverehrung am Könige festhielt, als dessen liebste Jugendfreude aus der Rheinsberger Zeit her, der geistreiche, wissenschaftliche, arbeitsame und biedere Jordan und der witzige und vielseitige, in der Jugend freilich sehr liederliche Baron Kayserling im Jahre 1744 schnell hintereinander gestorben waren. Friedrich schrieb damals an seinen alten Lehrer Duhan über den Tod dieser beiden Freunde: „ich habe in weniger als drei Monaten meine beiden treuesten Freunde verloren, mit denen ich immer gelebt habe und deren angenehmer Umgang und tugendhaftes Leben, wie die wahre Freundschaft, welche ich für sie hegte, mir oft den Kummer haben besiegen und Krankheiten haben ertragen helfen. — Das war meine Familie und ich glaube nun verwittwet, verwaiset und in einer Herzenstrauer zu sein, welche finstrer und ernster ist, als eine in schwarzen Kleidern.“ Es kam früh ein melancholischer Zug in das Leben des Königs, er fühlte die Einsamkeit seiner Stellung in der Welt. Carlyles Worte geben uns ein tragisches Bild davon*): „Es steht zu bezweifeln, ob ein guter König überhaupt liebenswürdig sein kann; sicherlich kann er es nur in den edelsten Zeitläuften und dann nur gegen wenige auserlesene. Ich möchte vermuthen,

*) l. c. III, S. 108.

Friedrich ward zu keiner Zeit so recht geliebt, nicht einmal von denen, die ihm am nächsten standen. Er war von schnellem entschiedenem Wesen, von fester gedrängter Natur, hatte nichts von seines Vaters gemüthvoller Fülle und Einfalt an sich, nichts womit sich spielen und tändeln läßt; nichts weniger als das. Ein empfindsames, warm fühlendes Gemüth läßt sich klar in ihm erkennen; aber er trägt es unter seinem glatten Panzer und ist äußerlich ein strahlender, aber metallener Gegenstand für die Menschheit." Ernste Gedanken beschäftigten den heiter aussehenden! Als er 1742 damit umging den Grundstein zu einem Lustschloß bei Potsdam legen zu lassen, hatte er sich vorher in den Gartenanlagen eine marmorne Gruft bauen lassen, über der als friedliches Symbol die Statue einer Blumengöttin den Deckel bildete. Mit d'Argens lustwandelnd, zeigte er darauf hin und sprach: „Quand je suis là, je serai sans-souci!"*) Davon erhielt das Schloß, in dem er später so viel Arbeit und Sorge trug, seinen Namen. Harte Pflichten riefen ihn schon 1744 wieder aus der Hauptstadt ab. Das erste Jahr des zweiten schlesischen Krieges brachte die verunglückte Campagne in Böhmen, Friedrich sah sich, nur lau von der energielosen französischen Regierung unterstützt, mächtigen Feinden gegenüber, Oestreich und Sachsen, die mit englischem Gelde Krieg führten. Um sich für den Feldzug des Jahres 1745 zu rüsten, mußte er bereits das Silbergeschirr aus dem Berliner Schloß in die Münze senden, — ein Vorspiel zu der Finanznoth des siebenjährigen Krieges, jenes zweiten großen deutschen Bürgerkrieges, der sich auch in anderen Thatsachen schattenartig ankündigte! In der für Preußen siegreichen Schlacht bei Soor (30. Septbr. 1745) focht Prinz Ludwig von Braunschweig auf österreichischer, sein jüngerer Bruder Ferdinand als Gardeoffizier auf der preußischen Seite. Der alte Dessauer feierte sein 50jähriges Dienstjubiläum durch den Sieg bei Kesselsdorf über die sächsischen Truppen, — eine blutige Saat tiefen Grolles und neuer Zwiste, die durch den Dresdener Frieden (25. Decbr. 1745) nur beschwichtigt, nicht gelöscht wurden. Eilf Friedensjahre wurden von beiden Seiten dazu benutzt, um die Kräfte für ein neues wildes Ringen zu stärken. Friedrich wurde zu Hause bereits als

*) Von Nicolai in seinen Denkwürdigkeiten berichtet.

der „Große“ empfangen. An den illuminirten Fenstern Berlins las man überall „Vivat Fridericus Magnus.“ Ernst und tiefbewegt sah der König mit den großen Augen bei seinem Einzuge auf die jubelnde Menge. Als der Abend kam fuhr er mit seinen Brüdern in die Stadt um das wogende Volk und den Lichterglanz zu beschauen, bald kehrte er jedoch in eine Seitengasse und stieg in einem unscheinbaren Hause ab. Dort lag auf seinem Todbett sein erster Lehrer, der alte treue Duhan. „Mon cher Duhan,“ sprach der König, „wie schmerzt es mich, Sie in diesem Zustande zu sehen! Wollte Gott ich könnte etwas zu Ihrer Wiederherstellung und zur Linderung ihrer Leiden thun: Sie sollten sehen, welche Opfer Ihnen meine Dankbarkeit mit Freuden bringen würde.“ Duhan antwortete: „Ew. Majestät noch einmal gesehen zu haben, ist der süßeste Trost, der mir zu Theil werden konnte. Nun wird mir das Sterben leichter werden.“ Darauf wollte er Friedrichs Hand küssen, dieser zog sie weg und eilte mit einem schmerzlichen adieu! adieu! hinaus. Duhan starb am andern Morgen. Auf Jordan, Kayserling, Duhan, ebenso wie später auf Voltaire, las der König Gedächtnißreden in der Akademie der Wissenschaften. Er entfaltete eine bedeutende literarische Thätigkeit, deren Resultate heute nicht viel mehr als historischen Werth haben, damals jedoch von höchst anregendem Einfluß waren. Es begannen die glänzenden, die festlichen und die philosophischen, Tage von Sanssouci. Da gab es jene berühmten Abendtafeln, bei denen Voltaires und Friedrichs Witze wie Brillantfeuer leuchteten, jene Privathofconcerte, in denen der König selbstcomponirte Stücke auf der Flöte blies, mit seinen Adagios die Zuhörer rührend und entzückend. Es erschienen 1750, für die nächsten Bekannten und Freunde bestimmt, die poetischen Arbeiten Friedrichs unter dem Titel „Werke des Philosophen von Sanssouci“ in einer Prachtausgabe; den Gedichten voran stand der Spruch „mit dem Privilegium Apollos.“ Es war mancher vergängliche Schimmer in diesem genialen Treiben, hier und da ein deutlicher Zug von Frivolität und Eitelkeit, aber es war daneben auch viel Grazie, hoher Sinn und ernstes Streben. In den Staatsangelegenheiten begründete des Königs antike Persönlichkeit die absoluteste Selbstherrschaft; militairische Genauigkeit, Strenge, Subordination wurden allein Hebel der Regierung; Alles was von altständisch-parlamentarischem Wesen

noch in schwachen Resten existirte, wurde von dem aufgeklärten Despotismus zum Schweigen gebracht. Die neue Form brachte aber auch viel werthvollen bleibenden Inhalt, der in Zukunft Stand halten sollte, als die Form in Trümmer brach. Die Reform der Justizverwaltung, welche Friedrichs Vater bereits durch den Großkanzler Cocceji begonnen, wurde eifrig fortgesetzt. Durch das Edikt vom 20. August 1748 wurde die gänzliche Trennung der Justiz und Administration angeordnet, 1751 erschien der zweite Theil des corpus juris Fridericiani, der das Sachenrecht enthielt, und von dem der erste über das Personenrecht bereits 1749 fertig geworden war. Es ist ein unvollkommenes Gesetzbuch nach heutiger juristischer Anschauung, aber es wurde damals von Europa angestaunt und wurde die Grundlage des spätern allgemeinen Landrechts, eines in seiner Art vollendeten Werkes. Welchen Antheil der König daran nahm, ersehen wir aus einer Abhandlung „über die Gründe, aus denen Gesetze zu geben und abzuschaffen sind,*)“ welche er am 22. Januar 1750 durch Darguet in der Akademie vorlesen ließ. Es finden sich darin folgende für alle Zeiten gültigen Worte: „Wir bemerken ferner, wenn wir das Verfahren der weisesten Gesetzgeber prüfen, daß die Gesetze der Form der Regierung (au genre du gouvernement) und dem Genie der Nation, die sie erhalten soll, angepaßt sein müssen; daß die besten Gesetzgeber die öffentliche Wohlfahrt im Auge hatten, und daß die Gesetze, welche der natürlichen Billigkeit angepaßt sind, beinahe ausnahmslos auch die besten sind. (S. 22.)“ Diese Ausnahme bezieht sich wohl auf das Erstgeburtsrecht,**) welches er wenige Seiten darauf befürwortet, wobei ihm offenbar die mosaische, griechische, römische Gesetzgebung, das altgermanische und mittelalterliche Feudalrecht, ebenso wie die Gründe der Staatsraison vorschwebten, aus denen er den Adelsstand als die Stütze der Monarchie betrachtete. Der humane demokratische Gedanke der natürlichen Gleichberechtigung aller, welcher heute und für lange, lange Zeiten noch im Staatsleben zu ringen hat, war seiner Ansicht nach für jenes Jahrhundert nicht reif. Was ihm später bei dem allgemeinen Landrecht und Napoleon bei seinem Code civile

*) Dissertation sur les raisons d'établir ou d'abroger les lois. Oeuvres tom IX.

**) In der Kabinetsordre vom 18. April 1754 wurde die Einrichtung von Majoraten gestattet.

vorschwebte, drückt er (S. 24.) in folgender Weise aus: „Ein Corpus vollkommener Gesetze würde das Meisterwerk des menschlichen Geistes in Rücksicht der Regierungspolitik sein, man würde darin eine Einheit des Planes und so genaue und gegeneinander abgewogene Regeln beobachten, daß ein Staat, der durch diese Gesetze regiert würde, einer Uhr vergleichbar wäre, deren Federn alle für den einen Zweck gemacht sind, man würde darin eine tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens und des Genies der Nation finden.“ Ueber den Nachtheil mangelnder Einheit in der Gesetzgebung und ihren Grund giebt er uns trefflichen Aufschluß (S. 25.): „Wenig gute Gesetze machen ein Volk glücklich; viele Gesetze behindern die Rechtspflege aus demselben Grunde, aus dem ein guter Arzt seine Kranken nicht mit Arzneien überfüttert (surcharge). Der kundige Gesetzgeber überladet das Publikum nicht mit überflüssigen Gesetzen; zu viel Medicamente schaden und hindern gegenseitig ihre Wirkung; zuviel Gesetze werden ein Labyrinth, in dem die Justiz und die Rechtsgelehrten sich verirren. Bei den Römern vervielfältigten sich die Gesetze, als die Revolutionen häufig wurden, und jeder Ehrgeizige, den das Glück begünstigte, sich zum Gesetzgeber machte. Diese Confusion dauerte bis auf Augustus Zeit, der alle diese ungerechten Anordnungen abschaffte und die alten Gesetze in Kraft setzte.“ „Wenn in einem Staate,“ fährt er fort (S. 31.), „die Gesetze nicht in einem Buche zusammen sind, so müssen sich ganz natürlich manche davon widersprechen, da sie das Werk verschiedener Gesetzgeber sind, die nicht nach demselben Plan gearbeitet haben, sie werden jener Einheit entbehren, die bei allen wichtigen Dingen so wesentlich und nothwendig ist.“ Friedrich ging auch bei diesen Gedanken offenbar von den Anschauungen des Alterthums aus, das einem Solon, Lykurg, Servius Tullius allein die Abfassung von Gesetzbüchern übertrug; das Durcheinander der antiken und modernen parlamentarischen Gesetzgebung widerstrebte seinem kategorischen Geiste, er würde heute den Kopf schütteln, sähe er den anschwellenden Strom der Zusatzbestimmungen, Amendements und Novellen. — Doch nein! Friedrichs Genie würde bald erkennen, daß es keine dauernde Formel giebt, wo sich eine Entwickelung vollzieht; nur im zopftragenden China blieben die Gesetze stabil, Athen und Rom bedurften der Uebergänge und Umwälzungen in politischen und socialen Zuständen!

Ueber die praktische Rechtspflege seiner Zeit hatte Friedrich ein sehr verständiges Urtheil. Er sagt (S. 31.): „Es giebt noch einen Artikel, welchen man, wo von der Unklarheit der Gesetze die Rede ist, erwähnen muß, das ist das Prozeßverfahren, und die Zahl der Instanzen, welche die Kläger zu durchlaufen haben, bevor sie ihre Sache zu Ende bringen. Ob es schlechte Gesetze sind, die ihnen Unrecht thun, oder ränkevolle Advokatenreden, welche ihr gutes Recht verdunkeln, oder sich verschleppende Formalitäten, die den Werth des streitigen Objektes verzehren (absorbant le fond même du litige) und sie um jeden gebührenden Vortheil bringen, das kommt auf dasselbe hinaus. Eins ist ein größeres Uebel als das andere, aber alle Mißbräuche verdienen eine Reform. Alles was die Prozesse in die Länge zieht, giebt den Wohlhabenden einen beträchtlichen Vortheil über die Kläger, welche arm sind; sie finden das Mittel den Prozeß von einer Instanz in die andere zu schleppen, sie schwächen und ruiniren ihr Vaterland und bleiben zuletzt die einzigen, die vorwärts kommen." Am 15. Oktober 1748 war bereits von diesem Gesichtspunkte aus eine neue Justizverfassung bei den Untergerichten eingeführt, das sogenannte Instruktionsverfahren wurde darin angebahnt.*) Am 14. December desselben Jahres erschien eine Verordnung über den Instanzengang bei Prozessen. Schon am 13. Juli 1747 war durch eine Kabinetsordre bestimmt, daß alle Civilprozesse, besonders die Concurse nicht über ein Jahr dauern sollten. Wie ernst es der König mit der Unpartheilichkeit der Rechtspflege meinte, zeigt der §. 14. im 1. Theil Titel I. des Codex Fridericianus:

---

*) „Wie es in der Vorrede heißt zu dem doppelten Zwecke: 1) ein gleichmäßiges Prozeßverfahren in den verschiedenen Provinzen der Monarchie einzuführen und 2) die vielen unnützen Formalitäten und Weitläuftigkeiten abzuschaffen, mit welchen dasselbe bis dahin angefüllt war, und welche machten, daß die Prozesse kein Ende nahmen. Damit waren alle bei den verschiedenen Gerichtshöfen bisher in Gebrauch gewesenen Partikulargerichtsordnungen beseitigt. Die neue Gerichtsordnung bestimmte die Erfordernisse und Obliegenheiten der Präsidenten und Mitglieder der Gerichtshöfe, sowie die der Advokaten und schaffte die Procuratoren ab, behielt die alten Vergleichsversuche bei; schränkte die Sachwaltergebühren ein; ordnete eine Sportelkasse an; schrieb die Methode des Dekretirens und Expedirens vor; schaffte die Appellationseide und andere sonst bei Appellationen üblich gewesene Formalitäten ab; verbot die Versendung der Akten zum Spruch an Schöffenstühle oder Facultäten; setzte drei Instanzen fest; und verordnete regelmäßige Justizvisitationen." Der preußische Civilprozeß von Dr. C. F. Koch. Berlin 1855. S. 81.

„Sie (die Richter des Kammergerichts) müssen aber allen Menschen ohne Ansehn der Personen, Großen und Kleinen, Reichen und Armen gleiche und unpartheiische Justiz administriren, sowie sie gedenken, solches vor dem gerechten Richterstuhle Gottes zu verantworten, damit die Seufzer der Wittwen und Waisen, auch anderer bedrängten, nicht auf ihr und ihrer Kinder Haupt kommen mögen.“ §. 15. heißt es: „Sie sollen auch auf keine Rescripte, wenn sie schon aus unserm Kabinet herrühren, die geringste Reflexion machen, wenn damit etwas wider die offenbaren Rechte sub- et obrepiret worden oder der strenge Lauf Rechtens dadurch gehindert und unterbrochen wird, sondern sie müssen nach Pflicht und Gewissen weiter verfahren, jedoch von der Sache Bewandniß sofort berichten.“ Die Aeußerung des Müllers von Sanssouci, der dem Könige seine Windmühle nicht verkaufen wollte, beweist, welches Vertrauen die Justiz genoß. Man vergleiche damit einmal die Zustände in Frankreich unter den Bourbons, wo sich der Adel gegen den Bürger und Bauer alles erlauben durfte! Noch Napoleon erklärte, als man ihm in Sanssouci die Windmühlengeschichte erzählte, dieselbe für eine Fabel, da er die Nachgiebigkeit Friedrichs nicht für vereinbar mit der königlichen Autorität hielt! Wenn Friedrich später in einem andern Falle, in der bekannten Angelegenheit des Wassermüllers Arnold, in den Lauf der Justiz auf eine sehr willkürliche und, wie sichs herausstellte, ungerechte Art eingriff, so muß man als Entschuldigung anführen, daß es der einzige Fall und daß der Müller scheinbar der Unterdrückte, sein Gegner, der Landrath von Gersdorf aber, der früher in der Armee gedient, dem Könige als ein „mauvais sujet“ bekannt war. Außer der Justizreform beschäftigte den König in hohem Grade die Fürsorge für den Ackerbau; er sah darin, wie Napoleon, mit Recht das Fundament jedes großen Staates. Der 30jährige Krieg hatte Spuren der Verwüstung zurückgelassen, welche noch nicht überall ganz verschwunden waren. Die Dreifelderwirthschaft hatte bereits in vielen Gegenden zu einer abnehmenden Ertragsfähigkeit der obern Erdschichten geführt. „Dünger zu schaffen“ stellte Friedrich an die Spitze aller Landeskultur. War Liebigs großartige Lehre von dem Kreislauf der Stoffe, wie die Chemie überhaupt, noch ein unentdecktes Mysterium, so hatte das Bedürfniß doch schon empirische

Hilfsmittel und Nothbehelfe gefunden. Mergeln, Gründüngung, Fruchtwechsel, Kleebau wurden durch königliche Ordres empfohlen. Die Cultur der Handelsgewächse, des Hopfens, des Tabacks, des Waids, des Crapps, des Rübsen, ebenso die Obstbaumzucht wurden Gegenstand ausführlicher Verordnungen, die der König mit Sachkenntniß abfassen ließ. Hatte er doch als Kronprinz nach seines Vaters Bestimmung die Wirthschaft praktisch erlernen müssen und selbst mehrere Domainenämter verwaltet. Den Anbau der Kartoffel, welche der Botaniker Linné mit den preußischen Bauern für eine Giftpflanze hielt, erzwang er durch die bestimmtesten Befehle, und, wenn wir heute auch wissen, welche Schattenseiten die Ausbreitung und Consumtion dieser Frucht für die arbeitenden Klassen haben kann, so war die Einführung derselben doch eine weise national-ökonomische Maßregel und die Theuerung des 7jährigen Krieges ist gewiß leichter dadurch überwunden worden. Von geringerem Erfolge, wenn auch, wie die gegenwärtige Wiederaufnahme des Seidenbaues in Preußen zeigt, nicht ohne richtige Voraussicht waren die Bemühungen zur Entfaltung dieses Culturzweiges. Nach einem sehr verständigen Prinzip, was auch heute in größerem Maßstabe für landwirthschaftliche Verbesserungen befolgt zu werden verdiente, wurden die Küster, Schullehrer und Pfarrer wiederholt (7. Sept. 1752 und 17. Oktbr. 1754) angewiesen, zum Pflanzen von Maulbeerbäumen aufzumuntern. 1748 ließ der König spanische Schafböcke kommen und schuf so die Anfänge der Produktion einer feinern Wolle. Bei der Rindviehzucht empfahl er Stallfütterung und sorgte für den Butterabsatz nach Berlin. Die Vervollkommnung der Pferdezucht hinderte der 7jährige Krieg, die Remonten der schweren Cavallerie wurden meistens aus Hannover, Holstein, Meklenburg, die der leichten aus Polen und Rußland geholt. Die letztere Waffengattung hatte der König mit Ziethens, Bellings und des Schweizer Warnery Hülfe zu einer ausgezeichneten Truppe herangebildet, wohl geeignet, den Kriegsplan auszuführen, welchen Friedrich einmal in seiner drastischen Weise gegen Ziethen entwickelt hatte: „Immer dem Feinde in den Hosen gesessen!“ Nur durch äußerste Energie und Schnelligkeit im Angriff konnten die Preußen hoffen sich gegen die Zahl der nun bald auf allen Seiten erstehenden Feinde zu behaupten. 80 Millionen standen gegen sechs bis sieben; 700,000 österreichische, sächsische,

französische, russische, schwedische und deutsche Reichstruppen standen gegen — Alles in Allem — 260,000 preußische.*)

III.

Napoleon hat gesagt, daß nicht die preußische Armee, sondern das Genie Friedrichs Preußen im 7jährigen Kriege gerettet habe. Es ist das nur zu einem Theil wahr. Allerdings war es der geistigen Größe des Königs allein möglich, seinem Heere jenen heldenhaften Charakter zu geben, der ihm aus ganz Europa die vollwichtigsten, edelsten Männer zuführte, Generale wie Keith, Lentulus, Hautcharmoys, aber es waren auch einheimische Offiziere darin wie der Prinz Heinrich, „der Alles für den Staat that;" Moritz von Dessau, „der bei Leuthen half;" Ziethen „aus dem Busch;" der Oberst Heyde, „der Kolberg vertheidigte;" der alte Schwerin, „der vor Prag fiel;" der kühne Winterfeldt, „der sich zu Anfang des Krieges erbot, mit einer ausgewählten Schaar einen Zug nach Ungarn zu unternehmen, die Mißvergnügten dieses Königsreichs zu den Waffen zu rufen und dasselbe dem Scepter Oesterreichs zu entreißen, worauf er dann das „heilige römische Reich unter seinen Trümmern zu begraben und Friedrich II. als Kaiser von Deutschland auszurufen" für das Ziel des Krieges**) erklärte. Hans Carl von Winterfeld war von altem preußischem Adel, gehörte nicht zur heutigen Fortschrittspartei. Er war Gardeoffizier und Flügeladjutant gewesen, hatte in militärischen, politischen, selbst administrativen Dingen des Königs hohes Vertrauen. Beim Ausbruch des Krieges schrieb dieser General an den Feldmarschall von Lehwald: „den schlesischen Regimentern ist in den ersten Treffen noch gar nicht zu trauen. Gott ehre uns dagegen, die alten Preußen, Pommern und Märker." Wohl waren durch Maria Theresias Bemühungen die österreichischen Truppen bedeutend besser disciplinirt und geschult, als in den früheren Kriegen, aber so lange nicht der Menschenmangel die Rekrutirung des preußischen Heeres aus Lan-

*) Beim Ausbruch des 7jährigen Krieges hatte der König 167,500 Oesterreichern und Sachsen nur 128,000 Mann Feldtruppen entgegen zu stellen. Geschichte des 7jährigen Krieges, bearbeitet von den Offizieren des großen Generalstabes. Berlin 1824 I, S. 28.

**) Förster, Heldengeschichte II, S. 475.

deskindern hinderte, blieb der norddeutsche kalte Muth doch Sieger.*) Nach der ersten Schlacht, bei Lowositz (1. October 1756) sagte der König in einem Tagesbefehl: „Nie haben meine Truppen solche Wunder der Tapferkeit gethan, seit ich die Ehre habe sie zu kommandiren." Wie Archenholz in seiner Geschichte des 7jährigen Krieges erzählt, riefen die verwundeten Oesterreicher, ihre Wunden betrachtend: „wir haben die alten Preußen wiedergefunden." Gleich charakteristisch für Friedrichs schonungslosen Witz, wie für die furchtbare Bravour seiner Truppen ist die Geschichte eines Gefechtes zwischen einem österreichischen und einem preußischen Husarenregiment. Die Natzmerschen Husaren hatten weiße Pelze erhalten und wurden von den Österreichern deshalb neckisch als „Schafe" bezeichnet. Bei der ersten Gelegenheit säbelten die „Schafe" fast das ganze österreichische Regiment ohne Pardon nieder und nahmen den Führer General Puttkammer verwundet gefangen. Dieser beklagte sich bei dem Könige über die Wildheit der Preußen. Friedrich fragte ihn, ob er die Bibel gelesen habe und als der General es bejahte, antwortete er:**) „Nun, da wird er sich's erklären können, denn da steht: Seht Euch vor vor denen, die in Schafskleidern zu Euch kommen, inwendig aber sind es reissende Wölfe!" Es konnte nicht fehlen, daß ein solcher Kampf schließlich zur Zügellosigkeit, Verwilderung der Gemüther und Auflösung der Disciplin führte, besonders als das Heer sich mit zusammengelaufenen und gepreßten Leuten

---

*) In der Fechtart der Heere spiegelt sich mehr als in allem andern der Geist des Feldherrn ab. Die Preußen kannten die moralischen Hebel, welche der Angriff gewährt und nahmen daher diesen als Grundsatz an. Das Reglement von 1743 sagt wörtlich: „Der Gewinn einer Bataille beruht darauf, nicht ohne Ordre stille zu stehen, sondern ordentlich und geschlossen gegen den Feind zu avanciren und zu chargiren; sollte der Feind wider Alles Vermuthen stehen bleiben, so wäre der sicherste Vortheil der preußischen Infanterie mit gefälltem Bajonet in selbigen einzubrechen, alsdann der König dafür repondiret, daß Keiner widerstehen wird." —

Uebrigens griff die preußische Kavallerie stets en muraille an. Der König sagt darüber in seiner Instruktion an die Generale: „wenn nicht recht geschlossen attaquirt wird, so können sich die Eskadrons meliren und alsdann decidirt der gemeine Mann die Sache; weil dieses aber journalier ist, so müssen die Eskadrons so geschlossen attaquiren, als es sich nur immer thun läßt, weshalb das erste Treffen fast ohne Intervallen bleiben muß." Geschichte des 7jährigen Krieges. Bearbeitet vom großen Generalstabe, I, S. 36, 37.

**) Vehse l. c. IV, S. 134.

ergänzte. Nur des Königs eiserne Strenge, die alten großen Traditionen und der Heroismus einzelner konnten zuletzt eine Maschine im Gange erhalten, die nicht mehr vom Volke und seinen bessern Elementen das Material erhielt. Was in Preußen eine Landwehr leisten kann, zeigten schon damals einzelne Thatsachen. In Pommern wurden 1758 10 Bataillone Landmiliz, in der Kurmark und Brandenburg 2 Regimenter zu 2000 Mann errichtet, die den Krieg gegen die Schweden mit Erfolg führten. Hätte die Provinz Preußen eine solche Miliz gehabt, so würden ihr die furchtbaren Verheerungen der Russen und die russische Herrschaft wahrscheinlich erspart geblieben sein. Hätte Berlin noch seine alte Bürgergarde besessen, so wäre es von der Contribution durch den General Haddick verschont geblieben, auch die Invasion unter Lascy und Tottleben wäre vielleicht abgewehrt worden. Es war aber noch nicht die Zeit, in der man mit der „Levée en masse“ Krieg führte. Noch gab es keinen selbstständigen nationalen Geist, erst Friedrichs Thaten halfen ihn schaffen. „Der Krieg ist Nichts als die fortgesetzte Staatspolitik mit andern Mitteln.“ Dieser Satz von Clausewitz*) findet auf Friedrichs Führung des 7jährigen Krieges seine volle Anwendung: Große Thätigkeit, Ausdauer, Sparsamkeit in Benutzung der vorhandenen Mittel,**) weise Enthaltsamkeit von allem Excentrischen, aber ein kühnes Wagen, wo der Entschluß überlegt und nothwendig ist. Welcher Gegensatz zu Napoleon! Bei ihm dieselbe Energie, aber zugleich stürmische Eile, rücksichtslose Opfer, kolossale Pläne und zuletzt gewaltsame Rückschläge! Jeder war ein Kind seiner Zeit. Friedrich gab der Lineartaktik Schnelle und Beweglichkeit, Napoleon agirte in Colonnen. Im 7jährigen Kriege marschirte man nie weiter, als in Entfernungen, die es gestatteten, die Truppen aus Magazinen zu verproviantiren, man führte immer Wagenzüge mit Provisionskasten (système des caisses d'approvisionnement) auf drei Tage mit sich. Napoleon dagegen ging beständig drauf und requirirte Lebensmittel in weitem Umkreise aus dem feindlichen Lande (système des réquisitions),***) natürlich fand er dann

*) Theorie des großen Krieges I, S. 194.

**) Friedrich erhöhte im ganzen Laufe des Krieges die Steuern nicht.

***) Diese Principien der Strategie sind mit mathematischer Klarheit in dem Werk Système pour servir de guide dans l'étude des opérations militaires par le

nichts mehr, wenn er auf demselben Wege zurück mußte; es war ihm deshalb nothwendig um der Existenz willen, von Sieg zu Sieg zu gehen und mit dem schnellen Siege auch den Frieden herbei zu führen. So geschah es, daß sein Untergang begann, als er aus Moskau unverrichteter Sache umkehren mußte, Friedrich hielt sich aufrecht, bis die andern ermüdet von ihm abließen, weil er immer die Mittel für die nächste Campagne bereit hielt. Dafür rüttelte Napoleon aber auch das ganze alte Europa zusammen, Friedrichs Erfolge gingen nicht über die Behauptung von Schlesien hinaus — freilich erfocht er zugleich einen großen moralischen Sieg! Er brachte Selbstgefühl in die Bürger seines Staates! Der Gedanke an eine große Zukunft Preußens richtete ihn selbst mitten im Unglück auf. Nach der Niederlage von Collin, als er tiefgebeugt auch noch die Nachricht vom Tode seiner geliebten Mutter erhielt, war es tagelang düster in seiner Seele, er hatte, wie auch später nach der verlorenen Schlacht von Kunersdorf, Selbstmordsgedanken, die in Gedichten an Voltaire*) und d'Argens

---

baron G. L. de Phull (Stuttgard 1853) auseinander gesetzt, dessen Lektüre jedem, der sich durch die trockene fachwissenschaftliche Sprache nicht abschrecken läßt, empfohlen werden kann. Die Eisenbahnen haben allerdings ganz andere Verhältnisse gebracht.

*) Voltaire führt in seiner (boshaft schmutzigen) Vie privée du Roi de Prusse folgende Verse des Königs an:

Trahi par des amis pervers
Je souffre en ma douleur profonde,
Plus de maux dans cet univers,
Que dans la fiction de la fable féconde
N'en a jamais souffert Promethée aux enfers.
Ainsi pour terminer mes peines,
Comme ces malheureux au fond de leurs cachots
Las d'un destin cruel, et trompant leurs bourreaux
D'un noble effort brisent leurs chaînes,
Sans m'embarasser des moyens,
Je romps mes funestes liens,
Dont la subtile et fine trame,
A ce corps rongé de chagrins,
Trop long-temps attacha mon ame.
Tu vois dans ce cruel tableau,
De mon trepas la juste cause:
Au moins ne pense pas, du néant du caveau,
Que j'aspire à l'apothéose.
Mais lorsque le printemps paraissant de nouveau

ausgesprochen sind. Daß er im Stande war, Verse darüber zu machen, beweist, daß er sich schnell wieder aufraffte. Was ihm Kraft gab, war die Erinnerung an sein Volk; in einer Ode an seinen Bruder Heinrich ruft er:

Ihr Preußen, hört! Zu Euch spricht des Orakels Stimme,
Zu Euch, die dem Geschick und seinem herben Grimme
Ihr wurdet unterthan:
Noch nimmer hat ein Volk, im Werden seiner Größe,
Bis an das Ziel durcheilt ganz ohne dräu'nde Stöße
Des Glückes Siegerbahn!
So wird die Zeit, die nie verarmt an Blüth' und Kränzen,
O Preußenland! auch Dir, so lang' die Sterne glänzen,
Neu bringen Blüth' und Kranz!
So kündet mein Gesang, der Zukunft zugewendet,
Dem Staate Glück und Heil, bis einst die Zeit sich endet,
Und ew'gen Ruhmes Glanz!

Roßbach und Leuthen folgten. Nach der Roßbacher Schlacht, in der sich Seydlitz eine Bildsäule verdiente, schrieb Voltaire*) an den Cardinal Bernis nach Paris: „Ich bin nicht so gut preußisch, wie zwei Drittheil der Deutschen; überall sah ich Fächer, auf denen ein preußischer Adler gemalt ist, der die französischen Lilien zerpflückt. Meine Nichten sollen keinen solchen Fächer tragen. Man ist auch hier in Genf preußisch und fast mehr noch als anderwärts.“ Friedrichs Charakterstärke machte ihn bereits zum Idol aller edel und freigesinnten Seelen. Das war ein Mann, jeder Zoll ein König! Während Maria Theresia ihrem Staatskanzler befahl der Maitresse Ludwig XV. alle erdenklichen Aufmerksamkeiten zu erweisen und eigenhändig an sie schrieb: „Madame ma très chère soeur,“ hatte

De son sein abondant t'offre des fleurs écloses,
Chaque fois du bouquet de myrthes et de roses
Souviens-toi d'orner mon tombeau.

In einem andern Brief, worin er mir meldete, „daß er mit dem Prinzen von Soubise schlagen wolle,“ sagt Voltaire, „schloß er mit Versen, die für seine Lage, für seine Würde, seinen Muth und seinen Verstand, die anständigsten waren:

Quand on est voisin du naufrage:
Il faut en affrontant l'orage
Penser, vivre et mourir en Roi.

*) Förster Heldengeschichte II S. 153.

Friedrich ausdrücklich seinen Gesandten in Paris dem Baron von Knyphausen verboten, der Frau von Pompadour einen Besuch zu machen. Trotzdem, daß sie ihm durch Voltaire verbindliche Schmeicheleien sagen ließ, äußerte er sich nur mit kaltem Spott über die Verhälnisse am Versailler Hof. Gegenüber dem Bündniß der drei „Unterröcke" (Maria Theresia, Pompadour und Elisabeth von Rußland) war es Friedrichs erster Grundsatz: Point de femme dans le gouvernement, de rien au monde! Dafür wurde ihm die treueste Unterstützung des größten Staatsmannes, den Europa damals außer ihm aufzuweisen hatte, zu Theil. William Pitt, nachher Earl of Chatham, schrieb schon am 31. März 1757 an seinen Freund Mitchell, der zu den intimsten Begleitern des Königs während des 7jährigen Krieges gehörte: „Ich hege die dankbarsten Gefühle der Verehrung und des Eifers für einen Fürsten, der als das unerschütterte Bollwerk Europas dasteht gegen das mächtigste und boshafteste Bündniß, welches jemals die allgemeine Unabhängigkeit bedroht hat." Aber immer neue Gefahren zogen herauf. Es kamen Hochkirch und Kunersdorf. An beiden Orten war das Unglück durch Friedrichs Eigensinn herbeigeführt, seine einsichtsvollsten Generale hatten ihn gewarnt. In einem Briefe an d'Argens (14. August 1759) gesteht er selbst: „Wir sind unglücklich gewesen und zwar durch meine Schuld." Dann setzt er hinzu: „Ich werde mich dem Feinde entgegenstellen, mich erwürgen lassen, oder die Hauptstadt retten. Allein ich bin entschlossen nach diesem Streiche, wenn er mir fehlschlägt, mir einen Ausweg zu bahnen, um in der Zukunft nicht mehr ein Spielball eines Zufalls zu sein." Der treue d'Argens antwortet aufmunternd, wie ein wahrer Freund an die Pflicht erinnernd: „Sire, es begegnet Ihnen nur das, was Caesar, Turenne und dem großen Condé mehr als einmal begegnet ist. Wenn Sie es nur über sich gewinnen, sich selbst nicht zu verlieren, für Ihre Gesundheit zu sorgen und von den Hülfsquellen, die Ihre Einsicht Ihnen eröffnen wird, Gebrauch zu machen, dann wird Alles wieder gut gemacht sein. Im Namen Ihres Volkes, im Namen Ihres Ruhmes, welcher trotz der unglücklichen Ereignisse, die Ihnen begegnen können, unsterblich sein wird, beschwöre ich Sie, überlassen Sie sich nicht Gemüthsbewegungen, die während sie Ihrer Gesundheit schaden, Ihrem Volke verderblicher sind, als mehrere verlorne Schlachten.

Welches ist Ihr Zweck? Ihren Staat zu vertheidigen; und wenn Sie ihrem Staate fehlen, dann ist er für immer und ohne Rettung verloren. Wenn Sie sich selbst zu Grunde richten, dann würde Ihr Volk sie unaufhörlich wegen seines Unglücks anklagen; wenn Sie aber leben, wird es Sie, was auch kommen mag, anbeten; denn Sie allein können es von dem Unglück retten, in welches es versinken würde, wenn es Sie verlieren sollte." Friedrich wurde ernstlich krank, Strapazen und Sorgen fingen an ihn alt zu machen. Am 18. Oktober schreibt er an d'Argens: „Sobald der Krieg geendet ist, will ich eine Stelle im Invalidenhause nachsuchen. Wenn Sie mich jemals wiedersehen sollten, werden Sie mich sehr gealtert finden. Mein Haar wird grau, meine Zähne fallen aus und ohne Zweifel werde ich in kurzer Zeit schwachsinnig werden." In einem Briefe vom 25. Oktober heißt es: „Ich bin an allen Gliedern gelähmt nur die rechte Hand habe ich noch frei und bediene mich derselben Sie zu bitten, zu mir nach Glogau zu kommen und mir in meinem Elende Gesellschaft zu leisten. Das Podagra richtet mich zu Grunde, der Gram verzehrt mich, ich bin hier ohne Gesellschaft, fast ohne Hülfe. Ich kann mich erst in 5 bis 6 Tagen weiter transportiren lassen, so schwach und ohmächtig fühle ich mich, ich bin so herunter, daß ich es aufgeben muß, den Feldzug selbst zu Ende zu führen." Seinen Geist von den trüben Wolken, die ihn belagerten, frei zu machen, studirt er die Feldzüge Carl XII. und schreibt darüber eine Abhandlung, wovon er, stets voll Sympathie für andere und Sympathie bei andern voraussetzend, Exemplare an seinen Bruder Heinrich und den verwundet in Berlin liegenden General Seydlitz sendet. Auch eine Ode an das Glück, das ihm untreu geworden, dichtet er. Der große Mensch fühlt und denkt menschlich. Er, der wiederholt die Ueberzeugung ausgesprochen, daß „jeder Mensch den Urstoff seiner Handlungen in sich trage," der von Jugend auf der calvinistischen Prädestinationslehre zugethan ist, nimmt seine Zuflucht zur Poesie um die gequälte Seele zur Harmonie zu stimmen. So überwindet er den Winter. Im März 1760 schreibt er eine Ode an „die Deutschen," worin er die „Söhne einer gemeinsamen Mutter" ermahnt von dem Wahnsinn abzulassen, in dem sie sich gegenseitig zerfleischen, Fremde zum Brudermorde in die schöne Heimath selbst hineinziehen und ihnen den Zugang zum Herzen des Vaterlandes

eröffnen; dann weist er sie auf die Bahnen des Friedens, auf denen ein ehrenhafter Ruhm für sie zu erkämpfen sei, am Schluße ermahnt er seine Preußen aufs Neue zu standhafter Ausdauer. Er wußte wohl, welches Elend der Krieg mit sich brachte, aber er kannte auch die Gefahren, welche der Nation bei einem Siege Oesterreichs drohten. An Algarotti schreibt er, ebenfalls im März noch: „Der ewige Jude, wenn er jemals existirt hat, hat kein so irrendes Leben geführt, wie das meine ist. Man wird am Ende wie die Dorfkomödianten, die keinen Heerd und keine Heimath haben; wir laufen durch die Welt, um unsere blutigen Tragödien da aufzuführen, wo unsere Feinde uns eben erlauben, unser Theater aufzuschlagen . . . . Der letzte Feldzug hat Sachsen an den Rand des Abgrundes geführt. So lange es mir das Glück verstattete, habe ich dies schöne Land geschont; jetzt ist Verwüstung überall. Und ohne von dem moralischen Uebel zu sprechen, welches dieser Krieg bringen wird, das physische Uebel wird nicht das kleinere sein, und wir können uns Glück wünschen, wenn die Pest nicht noch darauf folgt. Wir armen Thoren, die wir nur einen Augenblick zu leben haben! Wir machen uns diesen Augenblick so hart, als wir nur vermögen, wir gestatten uns darin die schönsten Werke, welche Fleiß und Zeit hervorgebracht haben, zu zertrümmern und nichts als ein hassenswerthes Andenken an unsere Zerstörungen und an das Elend, das sie verursacht haben, zu hinterlassen!" Voltaire sagt in seiner Vie Privée: „es war ihm aber natürlich, beständig das Gegentheil von Dem zu thun, was er sagte oder schrieb, nicht aus Verstellung, sondern weil er mit einer Art von Enthusiasmus schrieb und hernach mit einer andern Art handelte." Das war ganz richtig, in solchem Conflikt der Gefühle und Pflichten besteht ja eben die Tragik des Lebens! Schon am 14. Juni desselben Jahres bombardirte Friedrich Dresden in einer Weise, die furchbare Zerstörungen anrichtete.

Als er zwei vergebliche Versuche gemacht, sich der Stadt zu bemächtigen und die Oestreicher, welche unter Laudon in Schlesien eingebrochen waren, ihn nöthigten sich dorthin zu wenden, schreibt er aus Grossenhain (am 1. August 1760) an d'Argens: „Sind wir glücklich, so werde ich Sie davon benachrichtigen; sind wir unglücklich, so nehme ich im Voraus von Ihnen Abschied. Ja, ja, mein Lieber, die ganze Boutique geht zum Teu-

sel! Ich sehe die schreckliche Lage, die mich erwartet und habe meinen Entschluß mit Festigkeit gefaßt."

Trotz dieser verzweifelten Lage wies er die Friedensvorschläge, welche ihm das französische Kabinet durch Voltaire machen ließ und welche es mehrmals wiederholte, in der Hoffnung ihn von England zu trennen, standhaft zurück. In der Ausdauer zeigt sich ja das Genie. Je härter das Schicksal auf ihn einstürmte, desto elastischer entfaltete sich sein kühner Geist. Am 1. Mai sagt er in einem Brief an Voltaire: „Gegenwärtig muß ich alle Segel der Politik und der Kriegskunst anspannen. Die Spitzbuben, die mich bekriegen, haben mir Beispiele gegeben, welche ich buchstäblich nachahmen will. Es wird kein Congreß in Breda stattfinden und ich werde die Waffen erst nach drei Feldzügen niederlegen. Diese Straßenbuben sollen sehen, daß sie meine gute Stimmung gemißbraucht haben und wir werden den Frieden nicht anders unterzeichnen, als der König von England in Paris und ich in Wien!" In einem andern Briefe vom 21. Juni heißt es: „Die Franzosen wollen mich zum Besten haben und ich lasse sie sitzen, das ist ganz in der Ordnung. Ich werde keinen Frieden ohne die Engländer und diese keinen ohne mich machen. Eher würde ich mich verstümmeln lassen, ehe ich das Wort Friede gegen Ihre Franzosen noch einmal ausspräche. — Ich überlasse die ganze Bande zu Versailles der Fuchsschwänzerei derer, die sich mit Intriguen amusiren. Ich habe keine Zeit, mich mit solchen Lumpereien abzugeben, und sollte ich zu Grunde gehen, so würde ich mich eher an den großen Mogul, als an Ludwig den Vielgeliebten wenden, um aus diesem Labyrinthe herauszukommen." So sprach der stolze Preußenkönig! Wie kritisch aber in diesem Sommer seine Lage war, beweist der Umstand, daß selbst der tapfere Prinz Heinrich, als er die Unterhandlungen mit Frankreich scheitern sah, um seinen Abschied bat, „da er," wie es in seinem Schreiben vom 5. August heißt, „den Untergang des Staates unwiderruflich vor Augen sehe." Friedrich verweigerte die geforderte Entlassung und erinnerte seinen Bruder an seine Pflichten in einer Antwort, in welcher sich die schönen Worte finden: Es hält nicht schwer Männer zu finden, welche dem Staate in glücklichen Zeiten dienen; aber nur diejenigen sind gute Bürger, welche dem Staate zur Zeit des Unglücks ihre Kräfte

nicht entziehen. Die wahre Ehre erheischt im Unglück beharrlich zu sein, und je schwieriger die Sachen stehen, desto mehr Ehre bringt die Ausdauer." Heinrich war vom Blute Friedrichs, er eilte an der Spitze seiner Truppen nach Schlesien dem bedrängten Breslau zu Hülfe. Es war einige Tage nachher, an dem blutigrothen Morgen des 15. August 1760 auf der Wahlstatt von Liegnitz, als das Schlachtenglück den Preußen wieder einmal einen entscheidenden Sieg brachte. Aber nur um einige Wochen schien er den gänzlichen Ruin aufgehalten zu haben. Die Russen brandschatzten Berlin und der König mußte mit seinem Heere zurück um die Hauptstadt zu befreien. Immer enger zogen die feindlichen Heere das Netz, in welchem sie den Löwen zu fangen hofften. In verzweifelten Sprüngen eilte er umher, sich einen gewaltsamen Ausgang zu bahnen. Alle Ermahnungen zu Friedensvorschlägen fanden ihn taub. „Immer handelte ich meiner innern Ueberzeugung und jenem Gefühl der Ehre gemäß, das alle meine Schritte leitet; mein Betragen wird stets mit diesen Grundsätzen übereinstimmen. Nachdem ich meine Jugend meinem Vater, die reiferen Jahre meinem Vaterlande geopfert, glaube ich das Recht erworben zu haben, über mein Alter verfügen zu können. Ich habe es Ihnen gesagt und ich wiederhole es ihnen: nie wird meine Hand einen entehrenden Frieden unterzeichnen. Ich bin fest entschlossen in diesem Feldzuge alles zu wagen und die verzweifeltsten Dinge zu versuchen, um zu siegen, oder ein ehrenvolles Ende zu finden." So sehen wir in einem Brief an den Vertrauten d'Argens vom 24. Oktober seine Seele gestimmt. Am 3. November wurde die letzte große Schlacht des siebenjährigen Krieges bei Torgau geschlagen. Hier war es wo der alte Hans Joachim von Ziethen die siegreiche Entscheidung brachte, welche den preußischen Staat vom Untergange rettete. Als sich Friedrich Abends am Wachtfeuer seiner Leib-Grenadiere wärmte, noch ungewiß über den Ausgang des Tagee, eclaubte sich einer die Aeußerung: „Wo sind Ew. Majestät denn während der Schlacht gewesen? Wir sind gewohnt, daß Sie uns ins Feuer führen. Dieses Mal haben wir Sie nicht gesehen. Es ist nicht gut, daß Ew. Majestät uns verlassen." „Ich war auf dem linken Flügel," antwortete der König, „und konnte deshalb nicht bei meinem Regimente sein." So sprechend, knöpfte er die durchlöcherte Uni-

form auf und eine Kugel rollte zu Boden. Dann zeigte er seinen Kriegern das Giftfläschchen, welches er für den Fall einer Gefangennahme bei sich trug. „Du bist noch der alte Fritz, der jede Gefahr mit uns theilt. Für Dich sterben wir gern," riefen da die Grenadiere. Um 9 Uhr kam die glückliche Nachricht von Ziethen. Als sich beide am andern Tage auf dem Schlachtfelde begegneten, sank Friedrich dem 60jährigen Veteranen sprachlos und weinend in die Arme. Die Schlacht war die blutigste des ganzen Krieges gewesen. Durch Ziethens Kammerhusaren, den treuen Fahrenholz,*) wurde den Zeitgenossen berichtet, daß der General seinen Säbel, der in allen früheren Schlachten nie von Menschenblut gefärbt worden, so übel zugerichtet hatte, daß es Mühe kostete, ihn wieder blank zu putzen. Noch der nächste Feldzug im Jahre 1761 brachte ungeheure Strapazen, in dem verschanzten Lager von Bunzelwitz schlief Friedrich wochenlang unter freiem Himmel auf einem Haufen Wachtmäntel oder einem Bund Stroh. Ziethen, der auch hier bei ihm war, und in den schlimmsten Tagen immer guten Muth hatte, fragte er einmal ironisch, ob er sich etwa einen neuen Alliirten verschafft habe, „nein," antwortete Ziethen, nur den alten da oben und der verläßt uns nicht. —" „Ach," seufzte der König, „der thut keine Wunder mehr!" — „Deren brauchts auch nicht," erwiderte Ziethen, „er streitet dennoch für uns und läßt uns nicht sinken." Dennoch war Preußen dem Untergange nahe, Colberg fiel in die Hände der Russen, wodurch diese in Pommern festen Fuß faßten, wie es die Oestreicher bereits in Schlesien gethan. Georg II. von England starb und seines Nachfolgers Günstling Lord Bute, der an Stelle Pitts das Ministerium übernahm, kündigte dem Könige von Preußen die Subsidiengelder und fing an mit Frankreich über einen Separatfrieden zu unterhandeln. Da starb am 5. Januar 1762 — es sah wie ein Wunder aus — Elisabeth von Rußland, ihr Neffe Peter III. wurde aus persönlicher Verehrung für Friedrich Preußens Bundesgenosse.

(Schluß folgt.)

*) Förster, Preußens Helden. II, S. 413.

Aus der Danziger Stadt-Bibliothek.

(Vier alte Dramen.)

Unter den Manuskripten der Danziger Stadtbibliothek befinden sich einzelne, die für die Geschichte des Dramas in Deutschland nicht unwichtig sind, da sie über manche zweifelhafte Punkte Licht verbreiten, manches bisher Vermuthete mit Sicherheit bestätigen. Dies gilt beispielsweise von dem Quodlibet oder Tagebuche des Georg Schröder, der 1703 als Bürgermeister von Danzig gestorben ist. Das Tagebuch, in bunter Mischung Bemerkungen über die verschiedenartigsten Dinge enthaltend, berichtet unter andern auch über dramatische Aufführungen, denen der Verfasser beigewohnt hat. So wurde am 5. September 1669 „Ibrahin Bassa" gegeben. Es ist dies das älteste Stück von D. C. von Lohenstein (1635—1683) bereits 1650 geschrieben und von dem Dichter selbst als „seiner Jugend noch unreife Sinnenfrucht" bezeichnet. Am 12. September wurde der „Irrgarten der Liebe," am 1. Oktober die Tragödie von der heiligen Margarethe und dem heiligen Georgio aufgeführt; und als demselben Jahre angehörig giebt das Tagebuch noch Auszüge aus der Komödie von der Dulcimunda, der Komödie von Dr. Fausto, der Komödie vom Liebesgespenste. Der folgende Jahrgang berichtet von verschiedenen Fastnachtszügen der Schnitzker (Tischler) und ihren dramatischen Aufführungen in dem Callenbachschen Hause in der Breitgasse, von ähnlichen Darstellungen des Schmiedegewerks und er giebt noch eine Anzahl etwas derbwitziger Epigramme, die sich auf politische Verhältnisse der damaligen Zeit beziehen. Nach alledem liegt für die kritische Sichtung und Prüfung des Gegebenen, das zum Theil auch in Hagen's Geschichte des Theaters in Preußen erwähnt wird, ein ziemlich reichliches Material vor; jedoch mag dies einer späteren Gelegenheit aufbehalten bleiben, da ein zweites dem Inhalte nach verwandtes Manuskript ein noch unmittelbareres Interesse einflößt.

Auch dieses (Technologie f. 30) ist von sehr verschiedenartigem Inhalt, der aber hier dadurch veranlaßt ist, daß eine Anzahl beliebiger Handschriften zusammengebunden sind. Es beginnt beispielsweise mit einer Abschrift des Werkes von Joachim von Sandrat, „Sculptura oder Bildhauereykunst," ein Werk, das 1675 in Nürnberg gedruckt wurde und es schließt mit einem „Unterricht vonn Buchhalten und Kauffmannschaft zu treiben." Dazwischen aber stehen — und das ist zugleich dasjenige, wofür wir einiges Interesse bei dem Leser zu erwerben hoffen — eine Anzahl Dramen, die, wie ich glaube voraussetzen zu können, fast unbekannt sind. Sie stammen der Handschrift und der Sprache nach aus der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunders; der Verfasser ist bei keinem genannt, ja bei den meisten, bei dreien von vieren, ist dem Stücke nicht einmal ein Titel gegeben. Jedenfalls gewähren dieselben, wenn sie auch keine poetische Befriedigung zu erwecken vermögen, doch einen Beitrag zur Kenntniß der Sinnes- und Denkweise und namentlich auch des ästhetischen Standpunktes ihrer Zeit. Da sie aber außerdem insofern eigenthümlich sind, als sie zum Theil in der dramatischen Form wesentlich von den sonst bekannten Stücken jener Periode abweichen, so wird eine Mittheilung ihres Inhalts so wie eine Hervorhebung dessen, was in ihnen charakteristisch ist, vielleicht gerechtfertigt erscheinen.

Indem wir in dem Nachfolgenden nicht die zufällige Ordnung des Manuskripts wählen, sondern die 4 Stücke ihrem ästhetischen Werthe nach an einander reihen, beginnen wir mit einem, das allerdings auf diesen nicht den mindesten Anspruch zu machen hat. Es ist als „kurzweiliges Spiel" bezeichnet, umfaßt nur 8 Folioseiten und ist mit einer kaum lesbaren Handschrift in einer Mischung von platt- und hochdeutsch geschrieben. Ein Bauer, seine Frau und 2 Soldaten sind die handelnden Personen. Den Kern der Handlung bildet ein Raub, der gegen den Bauer verübt werden soll, der aber nicht zur Ausführung kommt. Prügeleien und Unfläthereien jeder Art sind die dramatischen Mittel, die in dem Stücke zur Erweckung des Interesses in Anwendung gebracht worden sind.

Das zweite unsrer Stücke zeigt allerdings auch die dramatische Kunst noch auf einer sehr niedrigen Stufe. Die 5 Akte desselben, nämlich auf 11 Folioseiten zusammengedrängt geben folgenden Inhalt: Der Markgraf

Philipp von Mömpelgart, seine Gemahlin und ihr Sohn „Christoffell“ sitzen zusammen und der letztere von seinen Eltern über die traurige Stimmung befragt, die ihn seit einiger Zeit beherrsche, erklärt den Grund derselben. Er hat durch einen Freund „von dem fürtrefflichen Hofe des hochlöblichen und hocherwählten Königs von Britannien, so wie von der Schöne und unübertrefflichen Höflichkeit von dessen Tochter“ gehört und will dorthinziehen, um in allen fürstlichen Tugenden exercirt zu werden. Nach vergeblichen Versuchen ihn zurückzuhalten, gestatten die Eltern, daß er abreise. Die Mutter ermahnt ihn noch, Gott vor Augen zu haben, sich vor leichtfertiger Gesellschaft zu hüten und namentlich sich nie zu betrinken. In der zweiten Scene ist Christoffel mit seinem Diener Klemens bereits in England; in der dritten wird uns der Hof des Königs vorgeführt, der mit 2 Rittern einen Zug gegen den König von Irland verabredet, weil dieser plötzlich in sein Land eingefallen ist. Er ruft seine Tochter Veronika und übergiebt ihr einstweilen die Regierung, die sie auch unter Assistenz ihres Hofmeisters gerne bereit ist zu übernehmen. Während dessen hat sich ein unbekannter Ritter eingefunden, der dem Könige seinen Namen verschweigt, aber von ihm in Dienst genommen wird und Alle ziehen in den Kampf. Nach wenigen Augenblicken — auf der Bühne wenigstens geht in dieser Zeit nichts vor und es ist auch nicht etwa vorher der Schluß eines Aktes — nach wenigen Augenblicken kommt der König zurück und ruft Viktoria, indem er Gott für seine gnädige Assistenz dankt. Veronika hat ihre Regierungszeit weise benutzt, um ein Mahl bereiten zu lassen, dessen baldige Verzehrung in Verbindung mit Preisvertheilungen an die Tapfern in Aussicht gestellt wird. Aber sie weiß noch immer nicht, wer der fremde Ritter ist. Sie sendet deshalb ihre Dienerin Dorothea in dessen Quartier, damit diese womöglich durch seinen Knappen Klemens etwas Sicheres erfahre und ihn zugleich bitte, zu ihr zu kommen. Ritter Christoph läßt sich nicht lange nöthigen; er kommt, verräth Veronika, wer er ist, erklärt ihr seine Liebe, giebt ihr eine goldne Kette, die er einst von seiner Mutter erhalten hat und obligirt sich nach diesem Zeichen des Verlöbnisses auszuharren, „bis sie ehelich zusammengegeben seien.“ Veronika schlägt selbst eine Flucht für die nächste Nacht vor, in die auch Christoph einwilligt, „weil sich allerhand Widerwärtig-

keiten finden würden, wenn sie dem Könige ihre Liebe eingestunden." Im vierten Akte, — soweit sind wir bereits vorgerückt — ist Alles in großer Aufregung. Klemens läuft umher — die Pferde sind weg, Dorothea — ihre Herrin ist verschwunden. Der König und seine Ritter vermuthen indeß, wie Alles zusammenhängt. Der erste beschließt anfangs der Regierung zu entsagen und sein übriges Leben in einem verschlossenen Gemache in Traurigkeit hinzubringen; dann ist er wieder im Begriff, sich selbst zu tödten und wird nur von einem seiner Ritter davon abgehalten; und endlich geht er mit den Worten ab: „ihr habt gehört, was ich gesagt, dabei soll es verbleiben." Wir aber wissen in der That schließlich nicht, was aus ihm wird. — Im fünften Akte ist Veronika mit Christoph in einem lieblichen Walde am Strande des Meeres. Jene schläft ermüdet ein, dieser geht lange umher, findet endlich ein kleines Boot und fährt auf demselben spazieren, aber ein Sturmwind treibt ihn in die See und man erfährt auch nicht weiter, was aus ihm wird. Veronika, als sie erwacht ist und Christoph nicht wiederkommt, wehklagt laut. Ihr Angstgeschrei veranlaßt einen Pilger aus seiner Höhle zu kommen. Von ihm hört sie, daß sie nahe der Grenze von Mömpelgart ist, auch hat er gesehen, was vorher mit Christoph geschehen ist. Da beschließt sie denn, „daß ihr Leib keinem Mannesbilde, wie schön und prächtig er auch immer sein möge, zu Theil werden solle und daß sie ihr Leben in einem jungfräulichen Stande zubringen werde." Der Pilger, der sich auch als Pilgerin herausstellt, die aus unglücklicher Liebe in diesen Stand getreten ist, versieht sie mit passenden Kleidern und sie ziehen beide zusammen fort.

Das dritte unsrer Stücke, eine Komödie gleichfalls ohne Titel auf 46 Folioseiten, versetzt uns zunächst nach Ferrara. Der Herzog, nachdem eine geraume Zeit seit dem Tode seiner ersten Gemahlin verflossen ist, will zu einer neuen Ehe schreiten und um Anabella, des Markgrafen von Mömpelgard Tochter werben. Auf den Anschlag seiner Räthe beauftragt er seinen Sohn Tiberius nach Montserar, der Residenz des Markgrafen zu gehen und dieser obwohl, wie er selbst sagt: „in dergleichen legation-Sachen unerfahren und nicht wissend, wie seyn Gnädiger Herr Vater gegen das Fräulein affektioniret sei," muß sich mit seinem Spießgesellen Claudius zur Reise rüsten. Der zweite Begleiter des Prinzen ist Hans, der Pickelhäring;

denn er will auf dem Wege auch „Kurtzweill" haben. Aber dieser ist nicht soleicht loszumachen. Er hat sich kürzlich mit Grethe seines Nachbars Tochter eingelassen, und sie will heute mit ihrem Vater kommen, damit er sie zum Weibe nehme. Vergeblich versucht er, als sie erschienen sind, durch Ausmalung seiner schlechten Eigenschaften sie von ihrem Vorsatze abzubringen. Er zählt deren drei auf: „Vor Erst," sagt er, „fresse ich alles allein auff, was du mir zu Tische tragest und lasse meinem Weibe die lehre Schüssell;" zweitens: „schlagen und mit füessen treten werde ich dich ohn ein gegebene Uhrsag." Drittens: „wenn ich erst Hochzeit mit dir gemacht habe, will ich darnach nicht eine nacht mehr zu Hause sein." Aber Grethe weiß helfende Mittel gegen Alles dreies und er muß versprechen „den Schauderteufell" wie er sie nennt, unmittelbar nach seiner Rückkehr zu heirathen. Die Gesandschaft geht ab, Tiberius dabei noch so unerfahren, daß er, „was die Poeten von der Liebe träumen, nur für lauter Fabelwerck hält." Um so begieriger ist aber sein Vater zu sehen, wie er seine Sache machen wird, er reist ihm deshalb nach, „um in eigener Person in veränderter Gestalt solcher Verrichtung beizuwohnen."

Beim Beginn des zweiten Aktes ist Tiberius bereits den zweiten Tag in Montserar. Er hat die Werbung für seinen Vater gemacht, aber Anabella, die das ihr gesendete Bild desselben mit dem jugendlichen Ueberbringer vergleicht, zögert mit ihrer Antwort, weil sie diesen liebt. Tiberius theilt dieses Gefühl und er setzt der Aufforderung seines Freundes Claudius, daß er für sich selbst werben solle, keinen Widerstand entgegen. Da schreit Hans aus dem Nebenraume der Bühne laut auf, er ist plötzlich von einem Pfeil mitten ins Herz getroffen. Claudius erkennt, daß er von Cupido herrührt, denn Hans hat ihm beschrieben, wie ihm ein kleiner nackter blinder Schelm auf der Gasse begegnet wäre. Gegenstand seiner Liebe ist eine, die einen himmelblauen korduanischen Rock an hat und erst mit dem Markgrafen ging, also des Markgrafen Tochter. Tiberius verspricht auf Claudius Anrathen, ihm einen Brief zu schreiben, den er ihr dann heimlich überreichen soll.

Im dritten Akt meldet sich ein gemeiner Soldat aus der Florentiner Schlacht kommend bei Tiberius und wird als Diener angenommen. Während dessen steht Hans, den Brief in der Hand da und probirt, wie er sich

ihr nähern will. Endlich entschließt er sich zu der Anrede: „Schönes Fräulein, Gott grüsse Euch. Ja, das ist recht, das wird ihr gar bis ins Herzgrübelein bringen. Nun sagt sie: Gott danke dem Herren! was ist Euer Begehr? Nun sag ich: von Monsieur Signor Cavagliere Junckern Hans Leberwurst. Nun sagt sie: gebt her den Brief! Nun küss ich die Hand mit groß baso los manos und sag: nehmt hin den Brief mit all mein Hertz, hie ist Mangel und großer Schmerz. So nimmt sie den Brief und machet ihn auf und, weil sie ihn lieset, geht Mons. Sign. Cavgl. Hans Leberwurst gar melancholisch spazieren. So wollt' ichs machen." In dem Augenblicke, da Hans so spricht, erscheint Anabella von ihrem Pagen Pergo begleitet. Jener läßt den Brief fallen und läuft davon. Pergo nimmt ihn auf und liest auf Anabella's Befehl wie folgt:

Dicere quae puduit, scribere jussit amor.

Gnediges Frewlein! ob ich woll Ew. G. vor meinen Hern Vattern zuwerben anhero gelanget, karn doch die Zucht meine trewhertzige affecten nicht mehr verbergen, mochte aber E. G. ungern mit weitläufftiger andeutung meiner affekten beschwehren, hatte derowegen zu bitten, E. G. geruhen und alspaldt zu mir in den garten kommen wollen, bin jeder Zeit solches zu beschulden willigk.

E. G.

In aller Affection williger

Tiberius, Printz von Ferrara.

Tiberius hat inzwischen die Zeit, während der er auf Antwort wartet, benutzt, um auch seinen neuen Diener Bartholomäus ins Vertrauen zu ziehen. Dieser erklärt sich bereit, ihn in Allem gegen seinen Vater zu unterstützen, was nicht gegen dessen Leben gerichtet ist. „Ich merke wohl," sagt er: „E. G. wollen den Braten selbst behalten und ihm den leeren Spiez lassen." „Aber" fährt er fort: „Ihr thut recht, damit er ein andermahl lerne Jungegesellen auff die bulschaft zuschicken; denn wer den Bock zum Gärtner setzet, den Hund nach schmehr und die Katzen nach bradtwürsten schicket, kriget selten etwas heimb." — Jetzt erscheinen Anabella und Pergo, aber Tiberius schämt sich zu sehr, er kann sein Anliegen nicht vorbringen. „Ey was," sagt Claudius, „wer vom Frauenzimmer etwas haben

will, muß bisweilen den Schaamgurt abziehen; dir ist das Sprichwort ja wohl bekannt:

Eine harte Nuß, ein holer Zahn
Sich zusammen nicht reimen wohl
Ein jeder seines Gleichen nehmen soll."

Aber auch Anabella kommt nicht weiter. „Ach liebe Herrn," sagt sie, „ihr wisset ja, das Frauenzimmer ist einfältig," was den verkleideten Bartholomäus zu der Bemerkung veranlaßt: „ja, wie bei Bamberger Zwiebeln, die haben neun Heute." Indessen auch sie hat einen Helfer in Pergo; und die Liebenden werden einig, so daß sie zur gegenseitigen Erklärung kommen. Es wird beschlossen, daß sie im Tillawer Walde sich heimlich am morgenden Tage bei einem Eremiten sollen trauen lassen: Tiberius und Claudius gehen jetzt, um Alles vorzubereiten. Bartholomäus bleibt als Hüter für Anabella zurück. Nachdem er von dieser alle ihre Pläne erfahren, giebt er sich als Herzog von Ferrara zu erkennen und nimmt sie mit sich, um sie zunächst bei ihrer Amme Hapenvoll in Sicherheit aufzubewahren und dann ihrem Vater mitzutheilen, was sie beabsichtigt hatte. Der Knabe Pergo entflieht indessen unbeachtet.

Im vierten Akt werden die Klagen des Tiberius über die schlecht zugebrachte Nacht bald durch einen Streit unterbrochen, in dem Hans mit seinem Wirthe begriffen ist. Er hat im Laufe der Zeit eine unendliche Menge von Speisen verzehrt und weigert sich solche zu bezahlen. Die Späße die hiedurch veranlaßt werden, sind ziemlich dürftig und werden schließlich durch seinen Herrn unterbrochen, der die Rechnung bezahlt. Jetzt erscheint auch Anabella, die von Pergo aus der Wohnung ihrer Amme dadurch befreit ist, daß dieser die Kleider mit ihr vertauscht hat und selbst dort zurückgeblieben ist, und Alle machen sich auf den Weg. Ein Gleiches thut auch der Herzog, nachdem er zuvor bei der Amme zwar erkannt hat, wie er betrogen ist, aber doch erfahren hat, daß jene in den Tillawer Wald gegangen sind. Nur Hans ist noch in Montserar zurückgeblieben, weil er noch Familiengeschäfte abzumachen hat. Er muß sich — wann ist allerdings nicht ganz klar — auch in Montserar schon einmal verheirathet haben, denn er hat hier eine Frau, Lützell mit Namen. Ueberzeugt, daß sie ihm untreu ist, sucht er sie loszuwerden und sein Nachbar

Wilhelm giebt ihm eine List dazu an die Hand. Er soll seine Frau ein Gebet sprechen lassen, mit dem Bemerken, daß Merkurius selbst es ihm gelehrt habe: „Ich bitte Jovem, Mercurium und Juno und alle Götter im Olympo, wo ich meinem Manne ja Unrecht thue, so gebt ihm Hörner, wie eine Kuh." Wilhelm wird dann hinter ihm stehen und ihm heimlich Hörner anstecken. Diese Procedur wird nun vollzogen und die Bekenntnisse seiner Ehehälfte sind so reichhaltig, daß er ausreichende Veranlassung hat, sie mit Schlägen aus dem Hause zu jagen. Weniger glücklich geht es seinem Nachbar Wilhelm, dem er als Lohn für seine Hülfe eine Kuh versprochen hat; denn nach eigenem Geständniß hat Hans „sein Tag nicht ein Katzen gehabt, geschweig ein Kuh." Nach Besorgung dieser Angelegenheiten macht übrigens auch er sich auf den Weg nach Ferrara. Indessen geht es bei dem Eremiten im Tillawer Walde sehr lebhaft zu. Der Herzog mit Pergo umherirrend hat ihn zuerst aufgefunden und nachdem er sich überzeugt, daß sein Sohn mit Anabella noch nicht dort gewesen ist, sich dessen Kutte und Stab geben lassen, um seine Kurzweil mit ihnen zu treiben. In der That erscheinen sie jetzt: der Pseudoeremit verspricht auch sie zu trauen, nur muß er erst ihre Beichte hören; er behält zu dem Zwecke Anabella bei sich und schickt Tiberius ins Innere der Klause zum wirklichen Eremiten, der von ihm beauftragt ist, ihn dort einzusperren. Kaum ist er aber mit Anabella allein, so giebt er sich zu erkennen und zwingt sie mit ihm davon zu laufen.

Im fünften Akt erscheint auch der Markgraf von Mömpelgardt auf dem Schauplatz; um die Flüchtigen an ihrer Reise zu verhindern, giebt er einem vertrauten Diener seinen Siegelring (Daumensekret), daß er postauf reisen und ihnen alle Wege versperren solle. Dann tritt Tiberius mit dem Eremiten auf, der jetzt keinen Grund hat ihn länger festzuhalten und ihm naiv eingesteht, daß sein vermeintlicher Amtsbruder der Herzog von Ferrara gewesen ist. Auch Claudius findet sich wieder ein und Pergo, der dem Herzog entflohen ist, und es wird beschlossen, den Weg nach Ferrara einzuschlagen. Aber der Weg dahin geht über das reißende Wasser Susa, an dem Marten, Hansens Vater Fährmann ist, und hier finden sich denn die einzelnen Reisenden wieder vor. Zuerst Hans, der mit seinem Vater zuerst eine Scene à la Lancelot aufführt, schließlich sich aber doch theil-

nehmend seiner Schwester Gieseltrut, nach des Küsters Sohn und Nachbar Strohkopfs Tochter erkundigt. Dann erscheint der Herzog mit Anabella von dem entfernten Fährmann zuerst mit Mausekopf, alter Schelm und ähnlichen Wendungen angeredet, ehe Hans ihn auf dessen Stand und Rang aufmerksam gemacht hat. Aber Niemand kann über das Wasser, weil es plötzlich zu reißend geworden ist. Der Herzog muß sich entschließen, dort zu bleiben. Hans bietet ihm ein Bette an, „darauf schlafft mein Vater, meine Mutter, mein Schwester, mein Bruder, unser Katz, unser Hund, unser klein Ferkell nnd alles Hausgesind." Der Herzog zieht nun allerdings vor, am Tische und beim Feuer sitzen zu bleiben; aber auch von jenem müssen erst die Spuren des häufigen Aufenthaltes der Hühner entfernt werden. Indessen kommen auch Tiberius und Claudius an, worüber Hans so erfreut ist, daß er eine Gelliarde tanzt. Als sie die Anwesenheit des Herzogs und Anabellas erfahren, beschließen sie schnell eine Maskerade darzustellen und bei dieser Gelegenheit Anabella zu entführen; sie begeben sich deswegen in die Scheune, wohin ihnen Hans die nöthigen Kleidungsstücke schafft. Indessen sitzt der Herzog, dem ein Tisch servirt ist, im Hause; er wird um die Erlaubniß gebeten, daß ihm eine Maskerade der Dorfknechte vorgeführt werde und als er es bewilligt hat, muß er nach Dorfrecht selbst einen Tanz machen. Während desselben verlieren sich Tiberius, Anabella, Claudius und Pergo. Der Herzog merkt dies nach einiger Zeit und will sich aufmachen, sie zu suchen. Da kommen schon Hans und Claudius ihm entgegen. Die Flüchtigen haben versucht, über das Wasser Suso zu fahren, der Kahn ist umgeschlagen und beide sind ertrunken. Der Herzog geräth in tiefen Schmerz, der ihm allerdings noch gestattet, mehre Lateinische Citate zu machen; er sieht ein, quod quisque faber suae fortunae und fiunt connubia fato. Seine Ausrufungen werden durch den ankommenden Markgrafen unterbrochen. Seinen Wunsch über das Wasser zu kommen beantwortet Hans in Vertretung seines Vaters zuerst mit Ausdrücken, wie loser Bube, Hudler, Lumpenhund, dann theilt er ihm die Nachricht von dem Tode seiner Tochter und des Tiberius mit. In seinem Schmerze schiebt der Markgraf sich selbst alle Schuld an dem Geschehenen zu. „O ihr Götter," ruft er aus, „bin ich noch nicht lange genug das Subjektum gewesen, darauf Eure himmlischen

Influentzer spielen, warum verziehet ihr, daß Ihr nicht irgend mit einem Strahl Eurer Rache dies scheußliche Monstrum verderbet, welches ärger denn die Hiäne, die nur an toten Körpern sich sättiget, neben fremden auch sein eigen Blut verschwendet." Jetzt werden die Körper der Ertrunkenen auf die Bühne gebracht. Der Herzog bereut, daß er nicht in die Verbindung beider gewilligt hat und möchte es gern noch thun, wenn er sie dadurch wieder ins Leben rufen könnte. Da stehen Tiberius und Anabella plötzlich auf; sie fallen ihren Vätern zu Füßen; Claudius klärt Alles auf; es wird ein Freundschaftsbündniß zwischen beiden Brüdern geschlossen und die Ehe von Tiberius und Anabella bewilligt, nachdem auch Hans, der zuletzt noch einmal als ihr Bewerber auftritt, von ihr abgewiesen ist und alle gerufen haben „Glück zu, Hans, zur langen Nasen." Den Schluß des Stückes bilden folgende Verse:

So beschließen wir jetz dies Spiell mitt freud,
Weill Hiemen gewendt hatt unser leidt,
Wer freyen will, der schick nicht Auß,
Jung leuht, sonst kriegt er nichts zu Hauß.
In Sonderheitt dies woll betracht,
Ihr Alten, hiemitt gute nacht.

Uns bleibt indessen noch das vierte Stück unseres Manuskripts übrig. Es ist das ausgedehnteste von allen, indem es 52 Folioseiten umfaßt; auch ist es das einzige, welches einen Titel hat; es hat sogar deren zwei, denn es heißt: „Der stumme Ritter" oder „Untrew Schlecht Ihren Eygen Herrn — Tragi-Comoedia".

Telamon König von Cypern hatte sich um die Hand der Königin von Sicilien Semiramis beworben. Als diese seine Werbung nicht angenommen hatte, war er nach Sicilien gesegelt, hatte den größten Theil ihres Landes erobert und sie selbst 8 Monate in ihrer Hauptstadt Saracosa eingeschlossen. Jetzt — und hiemit beginnt das Drama — bietet er ihr einen Waffenstillstand auf einen Monat an und verspricht gegen Stellung von Geisseln selbst eine persönliche Zusammenkunft mit ihr abzuhalten, um den Krieg wo möglich durch einen friedlichen Vergleich zu beendigen. Semiramis hält in Gesellschaft mit ihrer Hofmeisterin Mariana eine kurze Berathung mit ihrem Statthalter Philippus, dem Bruder derselben, der abgesehen von der obigen Stellung auch regierender Herzog von Epirus

ist und auf ihre Hand hoffte. Semiramis und Telamon kommen, von je zehn ihrer Getreuen begleitet in dem Lusthause Labyrinth, 5 Stadien von Saracosa entfernt, zusammen. Der König schlägt vor, daß der Streit durch 2 Paare von Kämpfern entschieden werden möge; siegen die Ritter der Königin, so verspricht er in 3 Tagen das Land zu räumen; wenn er mit den Seinen siegt, so soll Sicilien mit der Hand der Königin ihm zufallen. Er selbst erbietet sich zum Kampf und Philippus, an Rang ihm ebenbürtig tritt als sein Gegner auf; Philokles sein „Feldmarschalk" findet einen Gegner in Florianus, einem Hofjunker der Königin; dieser sagt: „ich will kämpfen, weil das Objekt zugegen, darauff alle meine Dienste gerichtet; denn dem Freulein Mariana ich mich gentzlich devovire." Wir erfahren auch noch, daß deren Reize auch auf Philokles einen tiefen Eindruck gemacht haben, so daß das Gefühl der Liebe einen gleichen Antheil an dem Doppelkampfe hat, als das der Ehre. Die Vorbereitungen zu diesem werden schnell getroffen; Semiramis und Mariana schauen von einer Galerie demselben zu. Telamon und Florian werden von ihren Gegnern besiegt. Da beide zu gleicher Zeit fallen, wird ihr Leben geschont und um die vollständige Entscheidung herbei zu führen, kämpfen noch die beiden Sieger mit einander. Philokles besiegt den Philippus und der Sieg ist so auf Seiten Telamons. Der Friede wird geschlossen; nach 30 Tagen soll die Krönung und das Beilager gefeiert werden.

Im zweiten Akte sind Telamon und Semiramis bereits vermählt, aber Philokles hat noch nicht Marianas Hand erhalten. Der König, der schon früher versprochen hat, Alles zu thun, um für ihn dies Ziel zu erreichen, wendet sich zunächst an seine Gemahlin, damit diese Mariana günstig für Philokles stimme. Mariana behandelt ihn übermüthig, wiewohl nicht ganz abweisend. Sie läßt sich sogar von ihm küssen, aber sie verlangt als Zeichen seiner Liebe das Versprechen, daß er 3 Monate lang kein Wort sprechen soll. So wird Philokles der stumme Ritter, der den Titel des Ganzen veranlaßt hat. Der König und sein Hof sind aber bald in großer Sorge um ihn; alle berühmten Aerzte versuchen vergeblich ihn zu heilen. Endlich bietet der König 10000 Doppeldukaten für denjenigen aus, der es übernehme, wobei aber um Charlatane fern zu halten, die Bestimmung hinzugefügt wird, daß Jeder, der einen vergeblichen Versuch

macht, hingerichtet werden soll. Mariana, sich ihrer Macht über Philokles wohl bewußt, verspricht gleichwohl ihn zu heilen. Aber dieser ist hartnäckig und läßt es bis zum Aeußersten kommen. Das Schaffott wird auf der Bühne errichtet; es ist umsonst, daß Philippus und Semiramis sich für sie verwenden Schon hat sie das Haupt auf den Block gelegt und der Nachrichter das Schwert erhoben, da spricht Philokles zum ersten Male. Mariana schnellt gefaßt, bietet sich ihm jetzt selbst zu eigen an; aber Philokles weist sie ab, auch als der König sie ihm zuführt. „Weill mein inbrunstige Lieb, So Ich vor diesem gegen Marianam getragen, durch ihre erstarrete Hartneckigkeit erkulet, ist mir der Appetit gleich einem zu lang lehr e: dhaltenem Magen vergangen." Er begleitet dann den König, um ihm das was mit Mariana vorgefallen ist, mitzutheilen. Philippus indeß, der sich früher auf die Hand der Semiramis Hoffnung gemacht hatte und jetzt aufs Neue durch die seiner Schwester widerfahrene Abweisung gereizt ist, beschließt sich an Allen zu rächen.

Der dritte Akt ist der Darstellung seiner höchst einfachen Intrigue gewidmet. Philippus macht dem Könige eine erdichtete Mittheilung von einem Einfalle der Syrer in Cypern, deren Zweck, wie es scheint, nur darin besteht, das Gespräch auf Philokles zu bringen. Denn als dieser, wie Philippus vermuthet hatte, zum Oberfeldherrn ernannt wird, schuldigt Philippus ihn an in ehebrecherischem Verhältnisse mit der Königin zu leben und verspricht dem Könige die Beweise dafür zu liefern. Ebenso einfach ist die Ausführung der Intrigue, der der vierte Akt gewidmet ist. Philippus begiebt sich zuerst zu Semiramis, um sie aufzufordern noch einmal mit Philokles wegen seiner Schwester zu sprechen; damit die Unterredung keine Störung erleide, veranlaßt er sie außerdem ihren Hofstaat oder nach dem Ausdrucke des Dramas „das Frauenzimmer" zu entfernen. Dann geht Philippus zu Philokles und fordert ihn auf zur Königin zu kommen; und als dies geschehen ist, meldet er dem Könige, daß beide ohne Zeugen zusammen sind. Telamon ist jetzt überzeugt und giebt der bereitgehaltenen Wache den Befehl sich beider zu bemächtigen und, um jedes Aufsehen zu vermeiden, sie mit verhülltem Gesichte in abgesonderte Gefängnisse zu bringen. — Philippus frohlockt über das Gelingen seines Planes, theilt aber seiner Schwester nur mit, daß beide bald den Lohn ihrer

Schlechtigkeiten erhalten werden; auch Florianus kann von dem Burgvoigt, der sie bewacht, nicht einmal den Grund ihrer Verhaftung erfahren.

Mariana indessen, und hiemit gehen wir zu dem fünften Akte über, hat beschlossen ihr Unrecht an Philokles wieder gut zu machen. Mit 100 Kronen besticht sie den Burgvogt, daß er sie zu Philokles lasse. Im Gefängniß tauscht sie die Kleider mit ihm und bleibt daselbst, während Philokles es verläßt. Jetzt soll über die Schuldigen Gericht gehalten werden. Philippus ist bereit als Ankläger aufzutreten. Da erscheint zu aller Verwunderung Philokles. Es wird nach dem Gefängniß geschickt und zur neuen Verwunderung Aller erscheinen zwei Personen. Die Anklage wird jetzt auf die in männlichen Kleidern sich darstellende gerichtet. Aber Philokles erbietet sich die Unschuld der Königin durch einen Kampf zu beweisen und fordet Philippus heraus. Da giebt sich Mariane zu erkennen, Telamon bittet seine Gemahlin um Verzeihung. Philippus gesteht seine boshaften Pläne ein. Philokles berichtet darauf über die edelmüthige Aufopferung Mariana's und bittet um ihre Hand und der König ernennt ihn zum Statthalter von Cypern. Auch dem Philippus wird wunderbarer Weise wegen seines künftigen Schwagers verziehen, „derselbe auch bei vorigen seinen Digniteten" gelassen und alle gehen zur Tafel.

Die Darstellung des so eben mitgetheilten Inhalts wird sechs Mal durch komische Zwischenscenen (intercalares) unterbrochen, die mit der eigentlichen Handlung in keinem Zusammenhange stehen. Hans Leberwurst, der kurtzweilige Rath, sein Weib Grethe und deren Liebhaber Nachbar Wilhelm sind die handelnden Personen; der Gegenstand, um den sich Alles dreht, Grethens Untreue. Hans beginnt mit einem Monologe über die Weiber im Allgemeinen; alle Kategorien werden durchgeführt; es ist ganz gleich, ob man eine reiche oder arme, eine schöne oder häßliche, putzsüchtige oder unsaubere, eine böse oder fromme freit. Das Letzte hilft auch nichts, denn dann stirbt sie bald, weil das Fromme in den Himmel gehört. Aber er wird bald durch seine persönlichen Verhältnisse in Anspruch genommen. Es ist Essenszeit und er ruft seiner Frau zu, ihm das Mittag zu bringen. Als dies geschehen ist, entsteht ein Streit darüber, wer die Thür zumachen soll; und durch Nachbar Wilhelms Hinzukommen wird die Stimmung nicht besser. Hans weiß sich endlich nicht anders zu helfen, als daß er einen

„Crummantikus" aufzusuchen geht, von dem er gehört hat, daß er den Teufel bannen und den Menschen andere Gestalt geben kann. Grethe verräth indessen seinen Plan und Wilhelm verkleidet sich selbst als Crummantikus und empfängt ihn. Es imponirt Hansen schon, daß dieser von vorne herein mit dem Grunde seines Kommens bekannt ist; und als er gar einen Teufel Astarot citirt, geräth er in große Angst, ist aber um so mehr bereit Alles zu thun, was von ihm verlangt wird. Er soll vier Wochen nur Wasser trinken, auch sonst in Allem enthaltsam sein, darauf um Mitternacht dreimal um seiner Mutter Grab gehen; dann würde er an der Kirchenthür einen ziemlich großen Stein finden, der, auf die Achsel gelegt, die Eigenschaft habe, ihn in seines Nachbars Wilhelm Gestalt zu verwandeln, während er sie wieder verlieren würde, wenn er ihn abnähme. Natürlich theilt Wilhelm Grethen mit, was er gethan hat; sie lachen über Hansens Dummheit und vergnügen sich gemeinschaftlich an einem Mahle, das aus Fischen, Zwilken mit Schmalz und Breyhan zusammengesetzt ist. Später kommt denn Hans mit dem Steine zuerst bei Wilhelms Hause vorbei, der sich den Anschein giebt, als wenn er ihn für sein Gespenst hält; als er darauf in seinem eigenen Hause, in dem Glauben Wilhelms Gestalt zu haben zärtlich wird, weist Grethe ihn streng ab und ruft ihren Mann zu Hülfe. Jetzt ist Hans von ihrer Unschuld überzeugt; er verräth ihr seinen Kunstgriff, bittet sie um Verzeihung und fordert sie selbst auf, Nachbar Wilhelm zu holen. Grethe läßt sich nicht bitten und Wilhelm erscheint. Unter beliebigen Vorwänden caressirt er die Frau in Gegenwart ihres Mannes, und obgleich es ihm doch nicht sehr gefällt, so denkt er sich wenigstens nichts Arges dabei. Schließlich ordnet er wenigstens den Zug, indem sie abgehen, Grethe voran, er in der Mitte und der Nachbar hinter ihm.

Wir gestatten uns schließlich noch einen kurzen Rückblick wenigstens auf die drei letztgenannten Stücke, von denen wir das erste und zweite nach den Hauptpersonen Veronika und den Prinzen von Ferrara nennen wollen. Daß Veronika zunächst bedeutend hinter diesem, sowie dem stummen Ritter zurücksteht, bedarf kaum einer Erwähnung. Von einem bestimmten Plane, den der Verfasser derselben verfolgt hätte, findet sich keine Spur; er hat einfach eine, wie es scheint, auch sehr mangelhafte Erzählung zu

Grunde gelegt und dieselbe ohne weitere Ueberlegung in eine Reihe von dramatischen Scenen verwandelt, die meistens ohne die geringste Verbindung mit einander sind. So kommt es, daß er sich über Ort und Zeit mit der größten Willkühr hinwegsetzt, ja daß wir über das Schicksal der Hauptpersonen, wie des Königs von England und des Ritters Christoph unaufgeklärt bleiben. Dasjenige endlich, was, wie es den Anschein hat, die Hauptsache sein soll, daß Veronika nämlich in den geistlichen Stand tritt, geht ohne alle innere Motivirung nur ganz äußerlich vor sich. Unter solchen Umständen war natürlich auch eine wirkliche Charakteristik der einzelnen Personen nicht zu erwarten.

Die beiden übrigbleibenden Stücke nun, auf die wir etwas genauer eingehen, sowohl der Prinz von Ferrara, als der stumme Ritter haben allerdings wenigstens eine Handlung, in der das Fortschreiten theilweise motivirt ist, wenn auch namentlich der fünfte Akt des ersten und der dritte des zweiten in dieser Beziehung grobe Unwahrscheinlichkeiten zeigen. Aber es kann uns nicht darauf ankommen, eine ästhetische Beurtheilung so unvollkommener Werke zu geben; unser einziger Zweck ist, womöglich den Platz zu bestimmen, den sie in der Literatur des 17. Jahrhunderts einnehmen. Werfen wir daher zuerst einen Blick auf das gleichzeitige französische Drama. Von der Theorie der drei Einheiten, wie die französische Bühne sie um diese Zeit bereits mit der größten Strenge befolgte, wissen allerdings beide nichts, die Zeit wird nach Bedürfniß gebraucht, und der Ort der Handlung ebenso gewechselt; von einer Einheit der Handlung kann füglich hier überhaupt nicht die Rede sein, da dieselbe in strengem Sinne nur bei Dramen gefunden wird, die auf der Höhe der Kunst stehen. Auch eine Kenntniß jener bienséances, die eine Haupteigenthümlichkeit des französischen Dramas ausmachen, würde man vergeblich in ihnen suchen. Schönes und Unschönes, Ohr und Auge Verletzendes und Erfreuendes wird ohne weitere Bedenken dargestellt; von dem Gesetze ferner, daß die einzelnen Scenen in innerer Verbindung mit einander stehen sollen, zeigt sich keine Spur. Demnach dürfte der Schluß wohl gerechtfertigt sein, daß beide Stücke in keiner Weise eine Umarbeitung oder Nachbildung aus dem Französischen sind oder daß auch nur der geringste französische Einfluß sich in ihnen zeigt.

Aber stimmen unsere Stücke etwa in ihrer dramatischen Form mit den Mustern überein, wie sie die deutsche Dichtung des 17. Jahrhunderts darbot? Mit Gryphius zuerst zeigen sie nicht die geringste Verwandtschaft. Dieser überwiegend nach holländischen und neulateinischen Dichtern sich bildend, befolgt in seinen Dramen, so unvollkommen sie sein mögen, doch ziemlich strenge Gesetze. Die Zeit der Handlung, um nur einiges beispielsweise anzuführen, beschränkt sich bei ihm stets auf 12—18 Stunden, der Chor ist ihm nicht allein in den historischen Stücken, sondern z. B. auch in Cardenio und Celinde unerläßlich. Er hält ferner, und das ist ein Punkt, der für die vorliegende Frage sehr wesentlich ist, im Sinne der fruchtbringenden Gesellschaft und seines Zeitgenossen Opitz, so weit er nicht selbst polemisch gegen Sprachmengerei verfährt und eine komische Wirkung hervorbringen will, auf eine gewisse Reinheit der Sprache; und was von ihm gilt, läßt sich wenigstens im Großen und Ganzen auch von allen Andern behaupten, die im Sinne des neu eintretenden Kunstcharakters der damaligen Zeit dichteten. — Wie unsere Stücke aber in den beiden zuerst genannten Punkten sich verhalten, ist aus dem Früheren leicht zu erkennen; für den letzten mag ein Verzeichniß von Fremdwörtern maßgebend sein, das indessen weit entfernt ist vollständig zu sein. Aus dem Prinzen von Ferrara heben wir nur hervor: voriren, propositum, prosequiren, Deliberation, expetiiren, committiren, Contrafaktur, Ambassatoren, devoviren, affektioniren, consentiren, sententiiren, asseveriren, Stratagemata, Intent, expostuliren, Dispatientz, traffiquiren ꝛc. Im stummen Ritter findet sich: approchiren, molestiren, prostituiren, devastiren, avisiren, impugniren, Disputat, salviren, defendiren, veneriren, tribuliren; dazu eine Anzahl italienischer Ausdrücke: Impressa, Guardia, Accorto. Denke man sich nun das Ganze noch mit einer reichen Menge von lateinischen Citaten durchzogen, so wird man eine Vorstellung davon gewinnen, wie es mit der Reinheit der Sprache trotz der puristischen Bestrebungen jener Zeit in beiden Stücken bestellt ist. Jedenfalls ist man aber auch hier wieder zu dem Schlusse berechtigt, daß ein Einfluß oder eine Nachahmung der durch Gryphius vertretenen Richtung und Form des Dramas in unsern Stücken nicht zu finden ist.

Eine rein volksthümliche Produktion ferner in ihnen anzunehmen,

daran hindern zum Theil Umstände, die schon oben berührt sind, dann aber auch der verhältnißmäßig regelmäßige Bau der Stücke, und endlich in entscheidender Weise, so daß es einer weiteren Beweisführung nicht bedarf, ihr Inhalt. —

Während uns so eine Reihe von Möglichkeiten abgeschnitten ist, unsern Stücken den geeigneten Platz in der literarischen Entwickelung jener Zeit anzuweisen, bleibt uns noch eine übrig, die denn auch wohl mit der Wirklichkeit zusammenfallen wird. Es ist dies um so wahrscheinlicher, da wir für dieselbe nicht allein auf das bisher beobachtete Verfahren angewiesen sind. Jedem, der die geistigen und wissenschaftlichen Bestrebungen Danzigs im 17. Jahrhundert verfolgt hat, wird die Erscheinung aufgefallen sein, eine wie große Rolle damals die Beschäftigung mit dem Italienischen spielte. Diese hängt nicht etwa allein zusammen mit der besonderen Vorliebe, mit der die zweite schlesische Schule italienische Vorbilder nachahmte, sondern ist der Zeit nach älter und bezieht sich auch zum Theil auf andere Schriftsteller. Auch sind Handelsverbindungen, namentlich mit Venedig und Genua, ebensosehr die Ursache dieser ganzen Erscheinung gewesen, als vermittelte literarische Einflüsse. Wenn so eine Bekanntschaft mit italienischer Literatur in Danzig keineswegs zu einer Seltenheit gehörte, so kommen noch zwei andere Umstände hinzu, die auf eine gleiche Quelle für unsere Stücke hindeuten. Erstens werden einigemale, wie auch bereits oben erwähnt wurde, geradezu italienische Worte gebraucht, zweitens spielt die Handlung in Italien selbst. Alles dies zusammengenommen, führt zu dem Schlusse, daß sowohl „der stumme Ritter,“ wie der „Prinz von Ferrara“ freie Nachbildungen aus dem Italienischen sind; anzunehmen, daß es Uebersetzungen sind, wird deshalb unmöglich, weil viele der eingestreuten komischen Scenen einen durchweg deutschen Charakter an sich tragen.

Rede, gehalten in der Kant-Gesellschaft zu Königsberg, an Kants Geburtstag den 22. April 1823

von

Johann Friedrich Herbart.

[Bisher ungedruckt.]

Höchst geehrte Herren!

Dem großen Archimedes, dessen Namen leben wird, so lange die Mathematik lebt, war ein Grabmal errichtet worden; aber die Syracusaner hatten das Grabmal vergessen; sie leugneten das Dasein desselben, als Cicero, der einige Verse der Inschrift auswendig wußte, sich darnach erkundigte. Er selbst mußte es aufsuchen, erkannte es an der Kugel und dem Cylinder, die man zum Andenken an eine schöne Erfindung des Archimedes oben darauf abgebildet hatte; rief nun einen Haufen von Arbeitern herbei, die den Platz vom dichten Gesträuch reinigen mußten, damit man hinzutreten könne; und so kam die Inschrift zum Vorschein, deren Zeilen beinahe schon zur Hälfte verwittert waren. So schlecht erhält sich das Andenken an große Männer, wenn es nicht sorgsam bewahrt wird! So wenig leisten todte Monumente, wenn keine lebendige Rede den eingehauenen Buchstaben zu Hülfe kommt! So zerstörend wirkt der Wechsel der Zeiten, der Sorgen, der Meinungen, der Herren und Diener und alles des künftig blendenden Glanzes, der die Augen der Menge bald hierhin, bald dorthin zieht. Selbst die Sprache unterwirft sich dem Wechsel; und der Schriftsteller, den heute Jeder versteht, bedarf vielleicht schon nach hundert Jahren eines Commentars.

Der ehrenwerthe Kreis, in dessen Mitte ich rede, bewahrt das Andenken Kants. Zwar nicht er allein; denn für jetzt noch werden Kants

eigene Werke gelesen; sie bilden fortwährend die Grundlage unserer heutigen philosophischen Literatur. Aber welches Zeitalter kannte so reißende Wechsel, wie das unsrige? Wie weit hin schon entschwanden jene Tage, in denen Kant lehrte! Damals, welche Empfänglichkeit für Spekulation, heute, welche Sättigung, welcher Ueberdruß! Damals, welches Aufstreben zum Lichte; heute, wie viel Angst, es möge zu hell werden! Damals, welches Wohlgefühl frischer Kräfte, die nur beschäftigt sein wollten; heute, wie viel Noth, Verlegenheit, Erschöpfung; welche Schwärmerei und Deutelei; welche Verbrechen aus politischem und religiösem Fanatismus! Es leidet keinen Zweifel, heute würde Kant weit mehr Mühe haben, mit seiner Lehre durchzudringen, als damals; und ein Zeitalter, das wenig aufgelegt ist, gewisse Wahrheiten zu empfangen, wird es um Vieles fähiger sein, sie fest zu halten? Düstere Wolken verhüllen die Zukunft; ernster wird die Bestimmung der schönen Stiftung, die uns heute vereinigt; ernster schon durch den Gedanken an die Möglichkeit, daß irgend einmal ein Bedürfniß entstehen könnte, von hieraus auf einen großen Kreis zu wirken und das Andenken Kants friedlich und lebendig zu erhalten.

Nicht von einzelnen Lehrsätzen ist die Rede, wenn man die Ehre Kants feiert. Was unter dem Namen des Kantischen Systems pflegt gelehrt und gelernt zu werden, das ist einer verschiedenartigen Beurtheilung unterworfen und es fällt selbst in den Wechsel der Zeit, vorzüglich aber muß man bedenken, daß Kants Hauptschriften mehr die Form und den Zweck einer Propädeutik, als eines Systems haben und wer die höchst dürftige vorkantische Philosophie kennt, der verlangt gewiß nicht, daß die Zeit der Aussaat auf einem beinahe wüstliegenden Brachfelde, zugleich auch die Zeit der Erndte hätte sein sollen.

Aber an Kants Namen haftet die Ehrfurcht für einen Inbegriff persönlicher Eigenschaften, die man äußerst selten in einem und demselben literarischen Charakter vereinigt findet. Bei diesem Tiefsinn so viel Gelehrsamkeit, bei dieser äußersten Zartheit des moralischen Gefühls so viel klarer gesunder Verstand; bei dieser Fähigkeit, das größte und fernste zu umfassen, so viel Ruhe des Geistes, ja so viel Pünktlichkeit im Einzelnen, so viel Enthaltsamkeit, so viel kritische Selbstbeherrschung. — Das ists, was man um so mehr bewundert, je mehr man die Einseitigkeit Anderer,

die Vereinzelung jener Eigenschaften und die Uebertreibungen, die Verirrungen kennen lernt, welche so leicht entstehen, wo das Gleichgewicht mangelt, in welchem Kants Geist sich schwebend zu erhalten vermochte.

Unser Zeitalter ist vielfältig aus dem Gleichgewicht gekommen und während es durchgehends den Grund seiner Uebel zum großen Theile in der Schwankung der Meinungen sucht, bemerkt man dennoch wenig Interesse an den tiefern Forschungen, wodurch eigentlich allein die Meinungen auf bestimmte Principien können zurückgeführt und darnach geregelt und festgestellt werden.

Möchte Kant verjüngt zu uns wiederkehren! Möchte er die Denkkraft neu aufregen! Möchte er Maaß und Ziel setzen den Befürchtungen und Hoffnungen, den Dogmen und dem gelehrten Eifer, dem Deuten und Behaupten, wie dem Zweifeln und Streiten! — Vergebliche Sehnsucht! Kant wohnt in höhern Regionen. Aber möge sein Geist fortwirken; möge die Erinnerung an ihn wach bleiben; möge das Studium zu ihm wiederkehren; möge die Dankbarkeit diesen Verein erhalten, welchen die Freundschaft für ihn stiftete! Möge seine Vaterstadt sich stets, wie jetzt, durch ihn geehrt fühlen, wie sie selbst ihn zu ehren gewohnt ist!

Kants Vaterstadt soll leben!

Rede, vorgetragen am 400jährigen Todestage des Bürgermeisters Bartholomäus Blume,

den 8. August 1860

von

C. Horn.

Werthe Anwesende! Nicht die Erinnerung an ein freudiges Ereigniß, wie es sonst wohl die Veranlassung zu sein pflegt, hat uns heute hier vereinigt. Nein, es ist der heutige Tag der Erinnerung an einen Mann geweiht, der seine Gesinnungstreue für die deutsche Herrschaft und den Feuereifer für seine Bürgerschaft mit dem Tode durch Henkershand büßen mußte; an einen Mann, mit dessen Fall in unsere Mauern die Fremdherrschaft einzog, unter welcher demnächst unsere Stadt, wahrlich nicht zu ihrem Vortheile über 300 Jahre verblieb! —

Wenn wir uns jetzt wieder der Segnung einer deutschen Regierung erfreuen, so sind wir es auch schuldig, des edeln Mannes zu gedenken, dessen unablässiges Streben darauf gerichtet war, unsrer Stadt deutsches Recht und deutsche Sitte zu erhalten und der es verstanden hat, durch seinen felsenfesten Muth, seinen stets ungebeugten Geist und durch hohe Tugenden die Bürgerschaft dieser kleinen Stadt zu Jahre langer Vertheidigung gegen die Kriegsschaaren des damaligen mächtigen Polenreichs (dasselbe dazu noch unterstützt durch die größeren Städte Preußens, vornämlich Danzig) zu begeistern.

Die Geschichte unserer Stadt ist wenigstens Ihnen, verehrte Anwesende! zu genau bekannt, als daß es kaum der Nennung des Namens Bartholomäus Blume bedarf, um zu sagen, daß unsere Feier diesem edlen Manne gilt!

Wenn ich mir dennoch erlaube, die Geschichte, welche die heutige

Gedächtnißfeier hervorgerufen hat, in kurzen Umrissen mitzutheilen, so geschieht solches nur, damit weniger Eingeweihte gleichfalls mit den zum Grunde liegenden Verhältnissen genauer bekannt werden.

Zugleich mit der Erbauung der hohen und herrlichen Ordensburg im Jahre 1271 und folgende, war auch unsere Stadt gegründet, die nach der Herverlegung des Hochmeistersitzes bald zur großen Blüthe gelangen und deutsche Kultur wie deutsche Sitte in sich aufnehmen mußte.

Es war daher wohl natürlich, daß die Stadt alsdann noch dem Orden treu zugethan blieb, als dessen Mitglieder der in dem abgelegten Gelübde übernommenen Pflichten nicht so eingedenk waren, wie sie es wohl hätten sein müssen und als der Orden in Folge dieser Erschlaffung am 15. Juli 1410 die Schlacht bei Tannenberg gegen das Polenheer verlor und dadurch fast vernichtet wurde. — Der kühne und seinen Pflichten getreue Komthur von Schwetz, Heinrich von Plauen, warf sich aber noch zur rechten Zeit in die hiesige Ordensburg, die opferfreudigen Bürger unserer Stadt bezeugten ihre Treue zum Orden dadurch, daß sie die Stadt niederbraunten und mit ihrer beweglichen Habe auf die Burg zogen, um dort den Rittern bei der Abwehr des Belagerungsheeres Hülfe zu leisten, und es war diese Abwehr auch so erfolgreich, daß der Feind zuletzt abziehen mußte, ohne die hehre Marienburg erobert zu haben.

Nun konnten die Bürger unserer Stadt an die Erbauung ihrer eingeäscherten Häuser (es war nur allein das Rathhaus und die Johannis-Kirche verschont geblieben) gehen, dieselbe war auch bereits ziemlich bewirkt, der frühere Wohlstand aber noch lange nicht zurückgekehrt, als neue Drangsale eintraten. —

Der Orden war nämlich durch den immerfort währenden Krieg mit den Polen so geschwächt, daß er von dem Lande außerordentliche Steuern erfordern mußte, welche in Folge des Umstandes, daß ein großer Theil der Städte und Gutsbesitzer sich empört hatten, daß überhaupt aber die Steuerkräfte des Landes durch die erlittenen Kriegs-Drangsale sehr vermindert waren, nur spärlich eingingen und zur Bezahlung der von dem Orden zur Hülfe angenommenen Söldner nicht hinreichten. Diese zwangen den Hochmeister zuletzt, durch eine Urkunde vom 9. Oktober 1454 den Söldnerführern alle Burgen, Städte, Lande und Leute in Preußen zum

Eigenthum zu verschreiben, für den Fall, daß der versprochene Sold nicht bis zur nächsten Fastnacht bezahlt werden sollte. —

Vorher aber war die Ordensburg und unsere Stadt im Februar 1454 von den Danzigern, es waren über 6000 Mann — und von einem Polenheere belagert, nachdem der Anführer der Danziger durch einen noch vorhandenen Absagebrief, den Bürgermeister, die Rathmänner und die ganze Gemeinde zu Marienburg zur Uebergabe der Stadt bei Androhung des Verlustes aller Güter, des Lebens und, wie sich die Urkunde noch weiter ausdrückt, bei Verbannung aus dem Lande Preußen auf ewige Zeiten, vergeblich aufgefordert hatte. — Und hier tritt der Bürgermeister Bartholomäus Blume zuerst in der Geschichte hervor, während frühere Nachrichten über ihn ganz fehlen. —

Die Stadt, angefeuert durch den treu zum Orden stehenden Blume und geführt durch den wackern Hauptmann von Trozeler, beantwortete den ebenbezeichneten Absagebrief durch einen Ausfall, der auch wohl gelang und nach mehrmaliger Wiederholung die Folge hatte, daß die Danziger mit Verlust vieler Beute, ihrer Belagerungs-Werkzeuge, des Proviants und fast aller Geschütze schmählich und in solcher Hast fliehen mußten, daß bei dem Uebersetzen über die Weichsel in dieser noch eine bedeutende Zahl den Tod fand. —

Die sich immer wiederholenden Belagerungen der Stadt durch die Anhänger des Königs von Polen, hauptsächlich aber durch Danziger, wurden von den Vertheidigern des Schlosses und durch die von dem hochherzigen Blume geleitete Bürgerschaft stets siegreich abgeschlagen und wurden dabei so viele Gefangene gemacht, daß dieselben nicht mehr sicher verwahrt werden konnten.

Es trat aber zuletzt das durch die vorbezeichnete Verschreibung des Hochmeisters heraufbeschworene Unglück ein, indem es dem Orden nicht möglich geworden war, die zur Befriedigung der Söldner erforderlichen Geldmittel aufzubringen; die an den König von Polen zur Vermittelung des Friedens abgeschickte Gesandtschaft, der auch unser Blume beigegeben worden war, hatte gleichfalls kein Resultat erzielen können und die Söldner, die sich durch Zahlungsversprechungen nicht mehr hinhalten ließen, drangen nun auf die Uebergabe auch der Ordens-Hauptburg, welche denn

auch am Johannistage 1456 erfolgte und worauf die Söldnerhauptleute, gestützt auf die Seitens des Hochmeisters erklärte Entbindung von dem geleisteten Huldigungseide, die Uebergabe der Stadt ebenfalls forderten. — Die von Blume sofort zusammenberufene Bürgerschaft erklärte jedoch ihr Festhalten am Orden und nun zog dieselbe, geführt vom Rathe, an der Spitze ihr Bürgermeister, auf den Kirchhof der Johanniskirche, woselbst der treue Blume nach der Erzählung eines bewährten Chronisten an die versammelten Söldnerhauptleute folgende Worte richtete: „Edle und gestrenge Herren! Was der Meister gethan hat in Entlassung unseres Eides, das hat er aus Noth und Zwang gethan. Wir sind mit nichten allein des Meisters, wir sind des ganzen Ordens. Und so lange der Geringste des Ordens noch hie im Lande ist, werden wir keinem anderern Herrn den Eid der Treue schwören. Muß aber der Orden, das Gott verhüte, das Land meiden, so müssen wir gehorsam sein, wem die Herrschaft zufällt."

„Hier handelt es nicht darum, entgegneten die Hauptleute, was ihr wollt, ihr Bürgersleute, ihr müsset schwören! Oder sehet zu, wie es euch ergehen wird!!"

Da erwiederte der Bürgermeister gefaßten Muthes: „Hie stehen wir Bürgersleute! den Tag will keiner von uns sehen, da wir euch schwören müßten. Wir sind sammt und sonders eher zum Tode bereit. Wollt ihr jedoch, daß wir auch hinfüro die Thürme und Mauern unserer Stadt bewachen, so wollen wir willig darin gehorsamen nach wie vor —"

Dem entgegnete einer der Hauptleute: „Ihr seid ja nur dem Meister durch Eid und Huldigung verpflichtet!" „Mit nichten!" erwiederte Blume, „wir sind es auch dem Orden, denn wir haben auch diesem geschworen und als fromme Leute wollen wir solchen Schwur treu und redlich halten."

Diese ernst entschlossenen Worte machten auf die deutschen Hauptleute den tiefsten Eindruck und den fremden war das kühne Benehmen Blume's gleichfalls eine so seltsame und achtunggebietende Erscheinnung, daß auch sie vorläufig von ihrem Verlangen abstanden und dem Orden weitere Nachsicht gewährten. —

Aber auch die so erlangte Frist verstrich, ohne daß die Söldner befriedigt werden konnten und die fremden, nicht die deutschen Söldnerhauptleute beschlossen deshalb, mit dem Könige von Polen wegen Abtretung des

Landes zu unterhandeln. Der abgesandte Böhmen-Hauptmann Ulrich Czirwenka schloß demnächst den Verkauf ab, der jedoch von den deutschen Hauptleuten, vorzüglich dem ritterlichen Görg von Schlieben zurückgewiesen wurde, indem diese sich von der Sache der Böhmen ganz lossagten. —

Alle Anstrengungen einzelner Ordensgebietiger, den Kauf rückgängig zu machen, fruchteten nicht, dem geldarmen Könige von Polen wurde es dagegen wieder mit Hülfe Danzigs möglich, den Söldnerhäuptlingen den Judaslohn für die Abtretung des Landes zu verschaffen, wonächst er Pfingsten 1457 in die Burg Marienburg einzog und die Stadt, durch die eiserne Nothwendigkeit gezwungen, gleichfalls übergeben werden mußte. Der edle Blume leerte den bittern Kelch, indem er mit dem gesammten Rathe, dem Schöppengerichte, den Aeltesten und den wichtigsten Bürgern der Stadt dem Polenkönige die Huldigung leistete. —

Dennoch aber war die deutsche Sache noch immer nicht ganz verloren! Die Burg Stuhm wurde von ihrem, für die Ordens-Sache erglühenden Führer Bernhard von Zinnenberg wacker vertheidigt und es regte sich auch sonst im Lande, weil die harten und ungerechten Maaßnahmen der neuen Herren tiefe Erbitterung hervorriefen. Durch die Wiedereroberung der Ordens-Hauptburg Marienburg für die alten und rechtmäßigen Herren konnte daher wohl ein Umschwung und eine bessere Gestaltung der Verhältnisse erlangt werden und es lebte der Gedanke an diese Wiedereroberung am wärmsten und innigsten in der Seele Blume's. — Er kannte, wie Johannes Voigt in seiner Geschichte Marienburgs wörtlich sagt, nur noch diesen einzigen Gedanken zum Troste seines zornerfüllten Innern. Bei ihm aber war es nicht Ruhmbegierde, die ihn lockte, nicht der weitgefeierte Name, der ihn zur That trieb, es war ein reineres Feuer, welches in ihm brannte, es war die reine Liebe zur alten deutschen Herrschaft, die ihm jetzt unter den Fremdlingen nicht Ruhe noch Rast ließ, das edle Gefühl für Recht und Billigkeit, welches ihn tief ergriffen, die gewaltige Erbitterung, die er über des Meisters und der Ordensbrüder Behandlung empfunden; es war endlich der Haß und Widerwillen gegen polnische Sitte, Regiment und Gesinnung, der Tag und Nacht seinem Geiste keinen Trost und keine Ruhe gestattete.

Zur Ausführung seines Planes begab Blume sich in einer Nacht

nach Stuhm, besprach mit Zinnenberg das Vorhaben und in Folge dessen erschien dieser auch mit 1200 Mann in der Mitternacht des 27. September 1457 vor Marienburg, wo Blume, schon längst der Befreier harrend, das Marienthor öffnete. —

Leider mißlang der auf die Burg unternommene und mit dem Ergrauen des Tages wiederholte Sturm und es war nur möglich, die in der Stadt liegende polnische Besatzung zu überfallen, gefangen zu nehmen oder niederzumachen. —

Nun war die Stadt selbst von der Fremdherrschaft zwar befreit, ihre Leiden fingen aber erst recht an. Denn die Bürgerschaft, begeistert von dem hochherzigen Blume, war keineswegs gesonnen, sich dem fremden Joche wieder zu beugen; vielmehr wurde Alles daran gesetzt, die Stadt zu vertheidigen, bis der Orden zur Gewährung wirksamer Hülfe im Stande sein würde. Deshalb durchbrach man die von der Schmiedegasse nach dem Schlosse zuführenden Häuser im Innern und gewann so einen verdeckten Gang; deßhalb füllte man die letzten dem Schlosse gegenüber liegenden Häuser mit Erde und Steinen aus, sperrte die Straße mit Woll-, Erd- und Sandsäcken oder Schanzkörben und deckte so die Stadt gegen das Schloß durch eine Barrikade, damals „Tarras" genannt. — Dennoch hatte die Stadt durch die aus dem Schlosse geworfenen Geschosse furchtbar zu leiden und der König von Polen war viel zu ergrimmt, als daß er nicht alle Kräfte hätte aufbieten sollen, um die Stadt wieder in seine Gewalt zu bekommen. Alles Land um Marienburg war ihm unterthan und es war mithin nicht schwer, große Belagerungsheere aufzubringen. — Trotz dieser Bedrängnisse, dieser Uebermacht war der von Blume immer neu angefachte Muth unserer Vorfahren noch immer nicht zu beugen; sie übernahmen nach dem eingetretenen Mißtrauen gegen die Treue der vorhandenen Söldner den Dienst auf den Wällen und Zinnen bei Tag und Nacht allein, wiesen sogar ihre Weiber und Kinder wegen des Mangels an Proviant aus der Stadt (wohin sie freilich durch die Belagerer wieder zurückgetrieben wurden) und selbst ein herangerücktes Belagerungsheer von 40,000 Mann schreckte sie nicht. Dieses vermochte, vereint mit der Besatzung des Schlosses, die Stadt gleichfalls nicht einzunehmen, mußte vielmehr, nachdem Blume die von dem Könige von Polen angeknüpften Un-

terhandlungen klüglich in die Länge gezogen hatte und im Lager vernichtende Seuchen ausgebrochen waren, unverrichteter Sache wieder abziehen.

Und doch mußte die Stadt zuletzt wohl unterliegen! — So unermüdlich auch Blume in den Verhandlungen mit dem Feinde, in Anschlägen und Ausrichtungen zur Entsetzung der Stadt und in Vorstellungen an den Orden war, so fanden sich doch immer wieder neue Belagerungsheere ein und der Orden war so schwach, daß er wirksame Hülfe nicht zu bringen vermochte. — Im Jahre 1460 rückte aber ein aus Polen, Danzigern und Andern gebildetes stattliches Belagerungsheer heran, deren Anführer den Entschluß faßten, die Stadt auszuhungern. — Diese wurde enge eingeschlossen, jede Zufuhr abgeschnitten, die Versuche des Ordens zur Verproviantirung und zum Entsatze mit Erfolg zurückgewiesen, die ganze Stadt war ein Bild des Jammers und Elends und dennoch wurde die bis auf die Hälfte geschmolzene Bürgerschaft durch Blume's riesige Seelenstärke noch über sechs Wochen in ihrem Muthe emporgehalten und zur Abweisung der ununterbrochen Anstürmenden angefeuert. — Als aber ein in Marienburg geborner Knecht eines Danzigers den Belagerern eine Stelle der Stadtmauer, wo diese nur auf einem Bogen ruhend, leicht untergraben werden konnte, gezeigt hatte und die Feinde nun vom Schlosse aus durch einen unterirdischen Gang sich nach dieser Stelle hin begaben und dort eine Mine anlegten, da mußte wohl der dreijährige Widerstand aufgegeben werden. Die Bürger knüpften ohne Vorwissen ihres Meisters und des wackern Hauptmanns von Trozeler, der die Vertheidigung immer geleitet hatte, mit dem Feinde Unterhandlungen an, deren Resultat die im Stadt-Archive noch vorhandene Kapitulation vom 6. August 1460 war und durch welche die Uebergabe der Stadt an die Polen bestimmt, den Bewohnern aber Leben, Freiheit und Eigenthum, so wie sonst sehr günstige Bedingungen zugesichert wurden.

Achtete der Feind so die standhafte Ergebenheit der Stadt für die Sache der alten Herrschaft, so mußte der wackere Blume um so härter büßen. Er wurde nebst zwei Kumpanen gleich nach der Uebergabe gefangen gesetzt, vor ein feindliches Gericht gestellt und, wie Johannes Voigt am schon bezeichneten Orte wörtlich sagt: „er allein, der edle Mann, den nur in den Augen seiner Feinde sein felsenfester Muth, sein biederes Herz

und die Treue seiner Gesinnung zum Verbrecher machen konnte; er, dessen starker Geist in allem Unglück nie gewankt, dessen Seele immer voll Kraft zur That, immer voll Liebe zum alten Herrn, immer voll Feuereifer für seine Bürgerschaft gewesen war; er, der im verzweiflungsvollsten Elende die Hoffnung zur Errettung in Aller Herzen noch empor gehalten, der so oft bei seinen Bürgern den Unmuth in Begeisterung, die Verzagtheit in Flammeneifer, die Ermattung in Stärke, die Schwäche in Kraft zu verwandeln gewußt; er allein, der noch ungebrochenen Geistes in dem wilden Sturm dastand, ward mit wenigen der Seinen das blutige Opfer des unheilvollen Tages, an welchem Marienburg sich dem fremden Herrscher hingab.

Die Leidenschaft der Rache sah in des edlen Mannes Tugend ein gemeines Verbrechen. Das Gericht, nicht aus parteilosen Männern, sondern aus rachgierigen Feinden zusammengesetzt, sprach ihm, als einem Verräther an der Sache eines Königs, der seinem Herzen immer fremd geblieben war, Leben und Vermögen ab. Seine Schuld war, daß er die Stadt wieder dem Orden, ihrem alten rechtmäßigen Herrn in Treue und Liebe zugebracht. Wir hören nicht, daß Einer aus der Bürgerschaft, die er so lange, so getreu und so eifrig bewacht hatte, für ihn aufgetreten sei und das Wort gesprochen habe für seine Tugend, für seine Biederkeit, für sein Recht in seiner Ueberzeugung! —"

Schon am zweiten Tage darauf, also heute vor 400 Jahren erfolgte die Vollstreckung der Todesstrafe durch das Schwert an dem letzten Helden von Marienburg, wonächst sein Leichnam in vier Theile zerrissen und in Stücken an die Thore der Stadt befestigt wurde.

Sein Vermögen dagegen erhielt der Woiwod von Pommerellen, Otto von Machwitz, der es später aber theilweise der Wittwe Blume's zurückgab, theilweise dem hiesigen Rathshospitale schenkte. —

So endete der edle Mann, dessen Treue und unermüdliche Hingebung für die gute Sache den höchsten Lohn verdient hätte, und der nicht um Ruhm für sich in den Tod ging, sondern mit seinem klaren Blicke wohl alle die Leiden vorher sah, die mit der Unterjochung unseres Vaterlandes unter Fremdherrschaft eintreten mußten, als deren geringstes sicher nicht die Vernichtung deutscher Elemente und deutscher Sitte bezeichnet werden darf!

Diese Vorhersicht hat sich denn auch vollständig bewahrheitet; unsere

Stadt hat länger als 300 Jahre die Leiden und Drangsale der Fremdherrschaft empfunden, bis wieder unsere Vereinigung mit dem lieben Preußenlande im Jahre 1771 eintrat.

Jetzt aber, wo wir seit fast 90 Jahren wieder deutsche Herrschaft haben, waren wir verpflichtet, am geeigneten Tage das Andenken des Mannes zu ehren, der schon vor Jahrhunderten eine solche Herrschaft erhalten und sichern wollte! — Dies werden wir im vollen Umfange erst dann thun, wenn wir uns bemühen, dem treuen Anhänger angestammter Herrscher in jeder Beziehung nachzueifern, und namentlich dann: wenn wir, sobald es gilt, gleichen Muth und gleiche Treue zeigen! —

Die Thaten Blume's werden auch, so hoffe ich zuversichtlich, stets unseren Nachkommen bekannt sein, und sie zu gleichem Thun anspornen, ohne daß es einer sichtbaren Erinnerung bedarf. — Dennoch aber will die Stadt, zum Beweise der Erkenntlichkeit für das reine Feuer, das jenen edlen Mann stets beseelte, demselben ein Denkmal setzen, das sein Wirken auch dem Fremden, mit der Geschichte weniger Bekannten verkünden soll!

Nach dem vorläufigen Projekt wird das Denkmal die Form, welche die auszutheilende Lithographie ergiebt, erhalten, in Sandstein gearbeitet, und vor dem Haupteingange des Rathhauses aufgestellt werden, welche Aufstellung voraussichtlich im nächsten Frühjahre zu erwarten steht. —

Gebe der Allgütige, daß unser Unternehmen wohl gelinge und der heutige Tag stets in unserer Erinnerung bleibe, damit wir niemals vergessen, daß wir unserm Herrscherhause gleiche Treue, gleiche Opferfreudigkeit schuldig sind! —

Ich schließe damit, daß ich Sie, verehrte Anwesende, ersuche, unserm erhabenen Königshause ein dreifaches Hoch darzubringen. Es lebe Se. Majestät, es lebe Se. Königliche Hoheit der Prinz-Regent, es lebe das ganze Königliche Haus — hoch!

Nachschrift.

Wenn auch die Thaten Barthol. Blume's sich aus den vorhandenen dürftigen Nachrichten nicht in vollem Umfange ermitteln lassen, so genügt das wenige Bekannte doch schon, um ihn denjenigen großen Männern zuzuzählen, welche unsre Provinz besonders zu ehren hat, und dies würde sicher auch in vollem Umfange geschehen sein, wenn dem Streben der Erfolg entsprochen hätte. Zum großen Nachtheile der Provinz war dieser aber nicht eingetreten; Blume war daher nur der von den Machthabern hingerichtete Empö-

rer, dessen Andenken möglichst zu verwischen, Aufgabe jener gewesen zu sein scheint, — ich glaube, daß sich das Letztere wohl mit Recht behaupten läßt, weil die Stadt über den Zeitabschnitt, in welchem Blume hier wirkte, gar nichts besitzt — wenn man von der Kapitulation vom 5. Aug. 1460 wegen Uebergabe der Stadt an Stybor v. Baysen und Johann v. Kosczelecz absieht — weil sogar in dem vorhandenen Bürgerbuche über diese Zeit nichts enthalten ist, obwohl dasselbe die früher und später aufgenommenen Bürger nachweist und alljährlich die dirigirenden Bürgermeister verzeichnet.

Dies, wie der freilich auch hier herrschend gewesene Unverstand, die vorhandenen alten Schriften als unnütze Makulatur zu vernichten, mag wohl der Grund gewesen sein, daß selbst hier das Andenken an Blume's Wirken und Wollen fast vollständig geschwunden war, und es hat sich der Seminar-Oberlehrer Trescher ein besonderes Verdienst dadurch erworben, daß er die aus Voigt ersichtlichen Nachrichten in einer Broschüre 1857 zusammenstellte und so den Marienburgern in Erinnerung brachte, was Blume gewollt und dafür an Lohn empfangen hatte. — In dieser Broschüre war die Anbringung einer Gedenktafel an Blume an dem Rathhause vorgeschlagen; die städtischen Behörden zogen dieselbe auch in Erwägung; sie kam jedoch nicht zur Ausführung, zumal Trescher inzwischen von Marienburg ging. Nach meinem 1858 erfolgten Antritte meines Amtes wurde diese Angelegenheit wieder aufgenommen und erzielt, daß Seitens der Stadt die Aufstellung eines besondern Denkmals von Sandstein beschlossen wurde. Inzwischen war auch der 400jährige Todestag herangerückt, für den eine besondere Feier beschlossen wurde, bestehend in einer (der vorstehenden) Ansprache an die eingeladenen Bewohner und Bezeichnung der Stelle, welche für das Denkmal vor dem Rathhause bestimmt war.

Die Aufstellung des Denkmals selbst sollte in Jahresfrist erfolgen und dies wäre auch sehr wohl angänglich gewesen, wenn man den zuerst bestimmten Platz vor dem Rathhause — der, wenigstens nach meiner Meinung, der geeignetste war — festgehalten hätte. Allein gegen denselben wurden Stimmen laut, die demnächst einen langdauernden Streit veranlaßten und den Beschluß herbeiführten, für die Aufstellung einen freien Platz vor dem Ritterschlosse zu wählen, dessen gewaltige Massen nun das ganze Denkmal ganz verschwinden lassen, obwohl letzteres nicht geschmacklos geformt und ganz gut gearbeitet ist.

Die von mir bei der Enthüllung am 15. Juni 1864 gesprochenen Worte sind sofort von einem der Stenographie kundigen Lehrer aufgezeichnet und in der Danziger Zeitung (No. 2476) mitgetheilt. Der Entwurf zu dem Denkmal ist von dem Bauinspektor Aßmann zu Berlin, dessen Mutter hier lebt, gefertigt, das Denkmal selbst aus rothem Sandstein von dem Steinmetzmeister Merckel in Halle gearbeitet und besteht aus zwei Sockeln von resp. 10 und 7 Fuß im Quadrat, $1^1/_2$ Fuß hoch, auf welchen sich der viereckige Kern von fast 4 Fuß im Quadrat in einer Höhe von $8^1/_2$ Fuß befindet, der mit vorspringenden Ecken und Zinnen geziert und dessen vier Seiten für die Widmung bestimmt sind. Auf

den Kern ist eine gothische Spitze, von gothischen Bögen gehalten, $7^1/_2$ Fuß hoch aufgestellt und auf dieser befinden sich verschiedene Kreuzblumen. Die vordere Seite des Kerns trägt die Inschrift: „Dem Andenken des | Bürgermeisters | Bartholomäus | Blume | gest. 8 August 1460;" die linke: „Dem kühen und | treuen Kämpfer | für | deutsches Recht und | deutsche Herrschaft | wider fremde Willkür | und Landesverrath;" die rechte Seite: „Zum 400jährigen | Todestage | des für seine Gesinnungstreue | geopferten Mannes, | die Stadt Marienburg. | 8 August 1860." Die vierte Seite ist jetzt noch frei, wird aber mit dem Stadt-Wappen geschmückt werden.

Die Kosten, welche für das Denkmal aufgewendet sind und für Herstellung des Platzes nothwendig waren, betragen ca. 1000 Thaler.

Marienburg im September 1864.

Horn.

Kritiken und Referate.

Drei homerische Abhandlungen von **Joh. Ernst Ellendt.** Vorangeschickt sind Mittheilungen über das Leben des Verfassers. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1864. (XXVI u. 114 S. gr. 8.)

In jener „Instruktion für den gelehrten Schulmann in Deutschland," welche Friedrich August Wolf gegen Ende des vorigen Jahrhunderts aufsetzte, welche wohl jedem gleich durch ihren Anfang in Erinnerung bleibt, „Hab Geist, —" beginnt der letzte Artikel, „mache auf keine Achtung der Menschen und auf keine Dankbarkeit Anspruch." Diese Resignation wird immer, auch jetzt noch, sehr zu empfehlen sein. Niemals wird es fehlen, daß Zurückbleiben des Einfältigen, des durch häusliche Zerstreuungen abgezogenen Schülers keinem andern zur Last gelegt wird, als dem Lehrer, daß Ernst und selbst geringere Fehler abweisende Unermüdlichkeit, welche dem spätern Leben wenigstens als Makel der Unbildung anhaften würden, für Pedanterie und unnöthige Quälerei erscheinen werden, und wie sich ein solches Verzeichniß noch weiter würde ausführen lassen. Demohngeachtet aber wird in der Gegenwart der Lehrer und Direktor bei nur einiger Resignation in dem obigen Punkte, wenn er das Resultat ziehen wird, doch sehr zufrieden sein können. Unserer Stadt Königsberg wird Jeder, der es beobachten mag, die Ehre zuschreiben müssen, daß die Anerkennung für den Lehrer eine sehr verbreitete und durchgedrungene ist. Es hat dazu ohne Zweifel nicht wenig das Glück beigetragen, daß mehrere ausgezeichnete Direktoren in dauernder und ausgeprägter Wirksamkeit das Publikum zu Interesse und Verständniß, man möchte sagen herangezogen, das Publikum, in welchem allerdings bereits eine bedeutende Zahl ihrer eige-

nen Schüler eine Stimme führen, also doch dankbarer und anerkennender Schüler. Unter den Dahingeschiedenen dieser Direktoren wird wohl der eine, Fr. Aug. Gotthold, bei Gelegenheit seiner eben erschienenen nachgelassenen Schriften in diesen Blättern nächstens eine Besprechung erfahren: er, welcher trotz Schroffheit und Wunderlichkeit, denn er erträgt es, daß man dies offen sage, sich die überwiegende Anerkennung erwerben konnte. Jetzt giebt uns die oben angegebene Schrift Veranlassung eines zweiten zu gedenken: einer viel mildern Natur, viel milder auch als sein eigener äußerer Ernst konnte glauben machen, aber von Festigkeit und Ausdauer für seine Pläne. Davon geben schon die Schicksale seiner Jugend Zeugniß: daß er (geb. in Kolberg 1803) anfangs für den Handelsstand oder den Seedienst bestimmt, erst 1818 in ein Gymnasium kam, in das Friedrichskollegium, kaum für eine Tertia reif, in welche er jedoch wegen seines vorgerückten Alters aufgenommen, bereits 1820 die Universität beziehen konnte. Er wirkte zuerst als Lehrer unserer städtischen höheren Töchterschule, sodann seit 1825 an der kneiphöfischen Bürgerschule und an derselben Anstalt, nachdem sie zum Gymnasium umgestaltet war, endlich seit 1838 bis an seinen Tod, 27. April 1863, als Direktor des altstädtischen Gymnasiums, dessen Leitung er unter schwierigen Umständen übernahm. Zu welcher Anerkennung er seine Anstalt emporhob, ist in zu frischem Andenken. Das äußere Zeichen dafür ist, daß er die Anstalt mit 180 Schülern übernahm und mit 400 Schülern hinterließ. Er hat 441 Schüler zur Universität entlassen. Alle diese und gewiß noch ein sehr großer Theil der übrigen, welche, wenn auch nicht zum Zwecke des Studirens die Anstalt besuchten, werden die Mittheilungen, welche der Sohn mit wohlthuender Pietät in der obigen Schrift niedergelegt, mit Theilnahme empfangen. Die beigegebenen Abhandlungen haben für die Männer von Fach auch einen sehr bedeutenden wissenschaftlichen Werth, der auch seinem schon 1832 erschienenen Arrian gesichert bleibt. Aber für alle übrigen auch stehen diese Abhandlungen als eine Probe da für zwei hervorstechende Züge Ellendt's, für seine unermüdliche Ausdauer und für die Geräuschlosigkeit seines Wirkens. Aus stetigen und ununterbrochenen Studien hervorgegangen, hat er sie nur bei Gelegenheit bekannt gemacht, ja das wahrhaft riesige Unternehmen seines „Parallel-Homer," von dem hier

auch eine Probe vorliegt, fort und fort weiter geführt, gleichgültig dagegen, ob er die Veröffentlichung selber erleben würde. Er hat sie nicht erlebt: aber vollendet hat er das Werk hinterlassen. Und es liegt hier ein Beleg auch für die wichtige Wahrheit, daß der treffliche und anregende Lehrer, wie es Ellendt bekanntlich war — wem unter uns wäre es nicht bekannt geworden? — dies schwerlich ohne steten Zusammenhang mit der Wissenschaft sein wird. L.

Blech, W. Ph., Grammatik der hebräischen Sprache mit besonderer Berücksichtigung des Selbstunterrichts. Danzig, 1864. Th. Anhuth. (XVI u. 181 S. gr. 8. mit 2 Taf.) 24 Sgr.

Wer will was lebendig's erkennen und beschreiben,
Sucht erst den Geist heraus zu treiben.
Dann hat er die Theile in der Hand,
Fehlt leider! nur das geistige Band.
Göthe, Faust.

An diese Beschreibung, die Mephisto von dem geistigen Schaffen des Menschen giebt, sind wir durch das vorliegende Buch recht lebhaft erinnert worden. Schon das Titelblatt und noch entschiedener die Vorrede bekundet, daß der Verf. mit dieser kleinen Schrift, die er selbst „in jeder eigentlich wissenschaftlichen Rücksicht als völlig unbedeutend erkennt," vorzugsweise dem Selbstunterricht im Hebräischen förderlich werden, ihn durch dies Büchlein „möglich machen" will. Die Erwartung, daß es diesem Zweck entsprechen werde, ruht, wie uns scheint, nicht recht sicher auf der Wahrnehmung der befriedigenden Erfolge, welche der Herr Verf. in zehnjährigem Unterrichte nach der hier dargelegten Methode in den beiden oberen Gymnasialklassen erzielt hat. Denn Selbstunterricht aus Büchern wird in der Sicherheit seiner Erfolge doch immer weit hinter der lebendigen Unterweisung durch den kundigen und geschickten Lehrer zurückstehen, und so möchten wir schon um deßwillen zweifeln, ob mit dieser Schrift wirklich, wie die Vorrede sagt, die „möglichst kurze (!) und zugleich deutliche (!) Befriedigung des auf dem Titel zur Sprache gebrachten Bedürfnisses" — diese Stilprobe statt aller andern! — erzielt worden ist. Inzwischen hat der Herr Verf. sein Buch doch wohl nicht blos für die sehr

Wenigen geschrieben, die wirklich zum Selbstunterricht im Hebräischen unabweisbar genöthigt sind; sicherlich hat er auch seinen gegenwärtigen und zukünftigen Schülern und vielleicht auch denen anderer Gymnasien einen recht brauchbaren Leitfaden mit seiner „Grammatik" darzureichen gedacht. Wie groß oder klein er sich aber auch seinen Leserkreis denken oder wünschen mag, auf jeden Fall muß sein Unternehmen als eine sehr unglückliche, sehr unpädagogische Maßregel bezeichnet werden. Der erwachsene, durch systematische Erlernung des Griechischen und Lateinischen bereits vorgebildete Lehrling der hebräischen Sprache, sei er nun wirklich in Secunda oder Prima eines Gymnasiums, oder doch auf dem geistigen Standpunkte dieser Klassen, muß unseres Erachtens an der Hand des Lehrers so gut wie im Selbstunterrichte von vornherein zu dem Studium einer rationell angelegten, systematisch geordneten, verhältnißmäßig vollständigen Grammatik angeleitet, an den steten Umgang mit ihr gewöhnt und dadurch in den Stand gesetzt werden, fort und fort zu ihr als einer vertrauten und lieb gewordenen Rathgeberin in aller Noth und Drangsal seiner allmählich doch auch beginnenden Lectüre zu flüchten. Was soll er mit dem leidigen Lehrmittel anfangen, das ihm hier geboten wird? Bei der ersten unbedeutendsten, wenn auch noch so gebräuchlichen, etymologischen oder syntactischen Abweichung, die seine Lectüre bietet, steht er verlassen und rathlos da. Denn abgesehen von ihren andern Gebrechen, von denen wir einige Proben geben wollen, Ausnahmen irgend welcher Art kennt die vorliegende Grammatik nicht, sie giebt nur — zu großem Theil recht unpräcis ausgedrückte, unvollständige, unzusammenhängende, unbegründete — Regeln. Wir müssen darum das ganze Buch als einen großen Fehler bezeichnen, so daß es kaum noch der Mühe lohnen mag, die nicht unbedeutende Zahl einzelner Fehler und Ungenauigkeiten aufzuweisen, die sich in dasselbe eingeschlichen haben. Dahin rechnen wir zuerst die bedenkliche, zumal beim Selbstunterricht nur zu leicht irre führende Ungenauigkeit der durch lateinische Buchstaben wiedergegebenen hebräischen Orthographie: S. 3. jakol statt jachol, S. 10. Chamnephez st. Kamnephez, S. 17. hikotli st. hiqqotli, und hikatli st. hiqqat'li und vieles andere der Art. Viel schlimmere Fehler sind aber S. 12. das ganz falsche אָ und אֵ statt אָ und אֵ zur Verdeutlichung quiescirender Vocalbuchstaben. S. 13.

bleiben die termini: homogene und heterogene Vocale ganz unbegründet und darum auch unverständlich, weil dabei nicht auf die Grundeigenthümlichkeit des semitischen Vocalsystems zurückgegangen wird. S. 14. findet man die wunderlichsten Bestimmungen über Wörter mit betonter paenultima. Dahin sollen unter andern alle gehören, „die mit einem Waw anfangen, das unter sich ein Patach hat und auf das ein Consonant mit Dag. f. folgt (!!)". Also z. B. auch וַיִּקְטֹל?! S. 16. wird unbegreiflicher Weise die Unterscheidung der verschiedenen Dagesch forte als unwichtig für den Anfänger bezeichnet und Dag. implic. ganz vergessen. S. 17. werden die Regeln über den doppelten Laut ּ ganz unvollständig angegeben, und ganz falsch in Beziehung dessen, was dort über die Wirkung und Bedeutung des Metheg gesagt ist. Ebenso grundfalsch sind S. 18. die Angaben über Sch'wa quiesc. und mobile. Daß die Kürze oder Länge des vorausgehenden Vocals, wie dort behauptet wird, nicht über die Art des folgenden Sch'wa entscheidet, weiß jeder Anfänger u. s. w. u. s. w. Ich könnte, wenn es der Raum gestattete, diese Blumenlese aus den ersten 18 Seiten in gleicher Reichhaltigkeit durch alle 180 fortführen. Aber sapienti sat! Zum Schluß nur noch eine recht materielle Frage. Was kostet dem Autodidakten dies „einzig und allein" zu seinem Heile angefertigte Unterrichtsmittel? 24 Sgr. Für 28 Sgr. hat er die treffliche Grammatik von Gesenius-Rödiger, 1862 in 19. Aufl., und für 22½ Sgr. die nach Gesenius und Ewald sehr geschickt entworfene von Nägelsbach (2. Auflage, 1863.) Wird er geneigt sein, sich das Buch von Blech anzuschaffen?

S.

Altpreußischer Verlag.

Nur ein Menschenleben, Gedichte von W. Th. Sehring. Braunsberg, 1863. Im Selbstverlage des Verfassers. (Leipzig, Hinrichs.) (XVI und 525 S. 16.) In engl. Einbd. 1½ Thlr.

Der fast gänzlich erblindete Dichter, der hier in einer Sammlung von Gedichten ein Bild seines eigenen, vielbewegten, wechsel- und dornenvollen und doch, wie er selbst hinzufügt, vom Herrn gesegneten Lebens giebt, stellt in der Vorrede an den Leser und noch mehr an den Kritiker, die

billige Anforderung, „daß man nicht nach einzelnen Stellen urtheile, sondern vorher erst das Ganze lese.“ Wir sind diesem Verlangen gewissenhaft nachgekommen, müssen aber gleichwohl bekennen, daß wir das Buch mit sehr gemischten Empfindungen aus der Hand gelegt haben. Sollen wir seinen Charakter mit einem Wort zeichnen, so müssen wir's einen literarischen Bußgang nennen, der zu ostensibel ist, um selbst auf denjenigen einen reinen Eindruck machen zu können, der an sich die innere Wandelung billigt und lobenswerth findet. Hätte der Verfasser einfach die Gedichte seiner einzelnen Lebensperioden neben und hinter einander gestellt und es dem Leser überlassen, sich selbst den Weg durch Dornen und Gestrüpp, über blumige Wiesen und mancherlei Hecken und Gräben zu suchen, es würde jeder nach seinem Geschmack ein Plätzchen gefunden haben, auf dem er gerne neben dem Dichter gesessen hätte, der eine hier, der andere dort. Jetzt aber hat er überall, und am auffallendsten gerade da, wo wir die freiste Aussicht zu genießen meinen, Warnungstafeln angeschlagen mit der Mahnung: setze dich da nicht nieder, laß dein Auge nicht blenden von den Irrlichtern, die dich umtanzen; sieh in die Ferne, da öffnen sich die Pforten der Kirche; dort endet mein Weg und da allein ist Heil. — Die leidigen Ueberschriften über den Gedichten der ersten Abtheilungen, wo der Dichter sich von den Zeitströmungen treiben läßt und selbst treibend in die Zeitverhältnisse eingreift, sämmtlich mit dem Refrain: ich war damals leider ein weltlichgesinnter Mensch, ein arger Sünder, ein Verirrter, verzeiht mir ihr frommen Seelen, für die der letzte Theil meines Buchs geschrieben ist! wirken geradezu selbstvernichtend und erfüllen nicht einmal ihren Zweck, da sich noch immer antworten läßt: wenn Du das Alles für eine große Nichtigkeit hältst, warum ärgerst du denn die Welt damit? Vielleicht, und das hoffen wir, macht der Dichter zu den bisherigen zehn oder mehr „Wandlungen“ noch eine letzte Wandlung durch, in der er die Freiheit der Erkenntniß wiedergewinnt, daß im Garten der Poesie viel verschiedene Blumen wachsen und gedeihen, und daß jede ihr Recht hat des Menschen Herz zu erfreun, wenn sie schön ist, nicht nur die Passionsblume. Vielleicht würde er dann erst seine Einkehr zu Gott ganz rein empfinden und aus dem Frieden seiner Seele heraus die schöne Welt von neuem dichterisch erfassen und in poetische Bilder kleiden. Wir

sind überzeugt, daß er unter solchen Umständen Vortreffliches leisten könnte. Seine Phantasie ist fruchtbar, Gedanken strömen ihm ungesucht in Fülle zu, die passende Einkleidung macht ihm keine besondere Schwierigkeit, seine Lebenserfahrungen sind weit und inhaltreich, seine Kenntnisse bedeutend, seine Sprache gebildet, sein Gefühl warm und innig. Alle diese Vorzüge könnten ihn zu nicht gewöhnlichen Leistungen befähigen, wenn er sie frei walten lassen wollte. Simon Dach schrieb Lieder für's Gesangbuch, aber auch sein Aennchen von Tharau, und man singt ihn noch heute in der Kirche und auf den Straßen. Sollte im neunzehnten Jahrhundert unvereinbar sein, was im siebzehnten so gut nebeneinander bestand?

Schließlich noch ein Wort an's Publikum! Wir gehören ganz und gar nicht zu den Traumseelen, die sich einbilden, ein Mensch, der Gedichte macht, habe das Privilegium, stets in höheren Regionen zu schweben und seine Mitbürger für seine leiblichen Bedürfnisse sorgen zu lassen. Wir lieben deßhalb auch nicht besonders die sog. Genie's, die sich für zu gut halten in der Weise anderer ehrlicher Leute ihr Brod zu verdienen, wenn die Muse nicht willig den erhofften Goldregen ausschüttet. Aber wir haben es hier mit einem Menschen zu thun, der anscheinend unter den schwierigsten Verhältnissen und mit den geringsten Mitteln die achtbarsten Anstrengungen machte sich eine seinen Talenten würdige geistige Ausbildung zu verschaffen, der dann noch mitten im Anlauf — fast vollständig erblindete, dennoch es an Bemühungen nicht fehlen ließ, sich durch Verwerthung seiner literarischen und historischen Kenntnisse in Süd- und Norddeutschland seinen Unterhalt selbst zu verschaffen und nur widerwillig erkannte, daß seine Mühe unzureichend sei; der, durch sein Leiden gehindert den Menschen in andrer Weise nützlich zu werden, mit der Feder in der Hand den traurigsten Kampf um das tägliche Brod kämpfte, ohne doch sich und die Seinigen vor Hunger schützen zu können, und doch noch den Muth behielt, sich wenigstens auf Stunden poetisch von der Last zu befreien, die ihn zu erdrücken drohte. Ehre, dreimal Ehre dem edlen Grafen Kanitz auf Podangen und dem braven Robert Barkowski in Carneyen, die dem dankbaren Sänger wenigstens zeitweise ein Asyl auf ihren Gütern gewährten. Ehre dem Verein von Männern, die ihm die Ausgabe dieser Gedichte möglich machten. Aber sollte sich die Provinz so arm fühlen,

daß es bei diesen seltenen Beispielen sein Bewenden haben müßte? Sollten unter ihren edlen Geschlechtern nicht viele begüterte Männer sein, die es sich zur Ehre anrechneten, das Alter des vielgeprüften Dichters sorgenfrei zu stellen und ihm Gelegenheit zu geben, seine Materialien für mancherlei prosaische Arbeiten, mit denen er beschäftigt gewesen, zu ordnen und zum Druck vorzubereiten? Vielleicht bedurfte es nur dieser Anregung, um das Interesse für einen der begabtesten Lyriker unseres Vaterlandes wach zu rufen. Möge die Hilfe nicht zu spät kommen! Aber auch der wenig Bemittelte kann thätig mithelfen; es gehört dazu nur, daß er die Zahl der Käufer des hier besprochenen Buches vermehre. —



Die Königliche Bibliothek zu Königsberg.

Die vereinigte Königliche und Universitäts-Bibliothek zu Königsberg ist bekanntlich der einzige literarische Centralpunkt unserer Provinz. Es liegt daher wohl im Interesse aller ihrer Bewohner, über dieselbe und ihren jährlichen Zuwachs von Zeit zu Zeit authentische Nachrichten zu erhalten, und um so mehr noch, als unsere Zeitungen aus wenig unterrichteter Hand über alle Universitäts- und Instituts-Angelegenheiten nur sehr entstellte oder ganz falsche Mittheilungen zu bringen pflegen. Noch neulich ward in einem hiesigen Blatte über eine neue höchst werthvolle Acquisition unserer Bibliothek in einer so wenig taktvollen, ja frivolen Weise berichtet, daß ich nicht bloß amtlich, sondern auch persönlich noch gegen jede ähnliche „Lokalnachricht“ entschieden protestiren muß.

Nach einer jüngst vorgenommenen Schätzung enthält die Königliche und Universitäts-Bibliothek zufolge ihren alten Catalogen, einschließlich des Lobeckschen Vermächtnisses, 63,190 Nummern, gewiß wenig genug, wenn man bedenkt, daß sie nun schon über 300 Jahre lang besteht, und daß die ihr neuerdings einverleibte Sammlung eines Privatmannes, des verstorbenen Direktors Dr. Gotthold, über 25,000 Nummern aufweist. Aber wer erinnert sich hier nicht der erheblichen Verluste, welche unsere Bibliothek vor Jahren durch die Gewissenlosigkeit eines ihrer Beamten erlitten; schätzt man doch die Summe, welche derselbe unterschlagen (abgesehen

von Büchern, die durch seine Schuld verschwunden sind) auf nahe an 12,000 Thaler! Daher denn die vielen Lücken in bändereichen Werken, namentlich in Zeitschriften, die nur allmählich und nicht ohne erhebliche Kosten ausgefüllt werden können. Aber im Ganzen umfaßt denn doch unser Institut, wenn wir, wie es üblich ist, durchschnittlich auf je eine Nummer $2^1/_2$ Bände rechnen, die ansehnliche Zahl von mehr als 220,000 Bänden, von denen freilich immer einige Tausende als Doubletten auszuscheiden sind. Die empfindlichsten Lücken begegnen uns auf den Gebieten der Geschichte, Geographie, Archäologie, Bibliographie und Bibliothekenkunde; andere Wissenschaften, die gerade auch nicht glänzend vertreten sind, finden großentheils ihre Ergänzungen in den Hand-Bibliotheken der akademischen Institute, der Sternwarte, Anatomie, der Kliniken, des botanischen Gartens, des zoologischen Museums u. s. f. Jetzt ist nun die Königliche Bibliothek auf dem besten Wege, diese alten Lücken, namentlich an kostbaren, unentbehrlichen Quellenwerken auszufüllen, und schon die Zugangsliste vom Anfange 1864 an bis heute weist manche höchst werthvolle Ergänzung auf. Von neuen Acquisitionen, die sich neben ihrem innern Werthe entweder durch großen Umfang oder durch Seltenheit auszeichnen, genüge es, die folgenden zu erwähnen:

Archives des missions scientifiques; Notices et extraits des manuscrits de la bibliothèque impériale (von Band XI. an ergänzt); Hardt Catalogus codicum Monacensium; Ciampi Bibliografia critica delle corrispondenze dell' Italia colla Russia; Nic. Antonio Bibliotheca Hispana vetus et nova; Rodriguez de Castro Biblioteca española; Gallardo Ensayo de una biblioteca española; Ticknor History of Spanish literature; Taine Histoire de la litérature Anglaise; Pez Thesaurus anecdotorum; Colleccion de cronicas de España (7 Bände); Buchon Collection de chroniques françaises (ergänzt); Bibliothèque de l'école des chartes; Hansard's Parliamentary history of England; Huillard-Bréholles Historia diplomatica Friderici II.; Mémoires et documents publiés par la société d'histoire de la Suisse Romande; Morbio Storia dei municipj italiani; Canale Storia di Genova; Belgrano Registrum curiae archiepiscopalis Genuae; Monumenti di storia patria delle provincie Modenesi; Długosz Liber beneficiorum;

Bunge Esth-, Liv- und Curländisches Urkundenbuch; Finlay's sämmtliche Werke über Griechenland; Mas Latrie Histoire de l'île de Chypre; Neues Lehrgebäude der Diplomatik (deutsch von Adelung); Colomera Paleografia castillana; de la Chenaye Desbois et Badier Dictionnaire de la noblesse; Lodge's Peerage of Ireland; Sabatier Déscription des médaillons contorniates; Cicogna Iscrizioni veneziane; de Rossi Roma sotterranea cristiana und Bullettino d'archeologia cristiana; Hogarth's Works (nach den Originalplatten); Haji Khalfa Lexicon encyclopaedicum; Pitra Juris ecclesiastici Graecorum historia et monumenta; Liverani Spicilegium Liberianum; le Quien Oriens christianus; Florez España sagrada; Perry's und Turton's Conchylienwerke; Rüppell Neue Wirbelthiere aus Abyssinien; Jan Gli ofidj; Sibthorp Flora graeca und viele andere.

Zu diesen meist im Auslande erschienenen Werken kommt nun noch eine lange Reihe kostbarer Fortsetzungen und das hervorragendste unter den neuern Erscheinungen des Inlandes, sowie eine nicht geringe Anzahl von Geschenken. Daß Se. Königliche Hoheit der Kronprinz, die hohen Ministerien, die Präsidien der beiden Häuser des Landtages, die Bibliothek mit gewohnter Munificenz bedachten, daß eine Anzahl Behörden unseres Staates, Universitäten, Akademien, gelehrte Gesellschaften, dieselbe, wie bisher, mit ihren Publicationen bereicherten, darf ich wohl als bekannt voraussetzen. Von Docenten der Universität, wie von Privatleuten (nicht bloß Inländern, sondern auch Schweizern und Italienern) kam uns manches Geschenk zu; wenn auch die anderswo herrschende löbliche Sitte, daß alle Lehrer der Hochschule ihre sämmtlichen Publicationen der betreffenden Bibliothek schenken, noch nicht ganz bei uns heimisch geworden ist — buchhändlerische Vereinbarung wirkt dabei oft störend, — so ist doch von vielen schon dem deshalb geäußerten Wunsche bereitwillig nachgekommen.

Im Ganzen wird sich der jährliche Zuwachs der Bibliothek auf durchschnittlich 3—4000 Bände belaufen. In neuester Zeit noch sind ihr zwei höchst prächtige Sammlungen aus dem Auslande zugegangen. Se. Excellenz der Staatsminister Graf Sclopis in Turin, Präsident der „Deputazione sopra gli studj di storia patria" hat ihr die „Monumenta

historiae patriae" nebst den dazu gehörigen „Miscellanea di storia italiana" übersandt und auch die Fortsetzung beider Werke zugesichert. Der Munificenz Sr. Kaiserlichen Hoheit des Prinzen Napoleon verdanken wir die Prachtausgabe der „Correspondance de Napoléon I." in 16 stattlichen Quartanten — ein wahrhaft fürstliches Geschenk, auf buchhändlerischem Wege unerreichbar — dessen nachfolgende Bände uns gleichfalls gewiß sind.

Solche Gaben, die uns zur aufrichtigsten Dankbarkeit verpflichten, verdienen wohl mit Recht auch öffentlich erwähnt zu werden, schon deshalb, damit die Bewohner unserer Provinz sehen, wie sehr sich das Ausland unserer erinnert, und dann selbst unserm Institut die regste Förderung angedeihen lassen. Ich darf hier wohl an die Leipziger Bibliothek erinnern, welche durch Legate und Schenkungen nach Umfang und Werth fast ebenso gewachsen ist, wie durch die auf sie verwandten Staatsmittel, ja es hauptsächlich gerade dieser regen Unterstützung seitens der Privaten verdankt, daß sie unter den deutschen Bibliotheken einen so hohen und ehrenvollen Rang einnimmt. Und doch ist Leipzig nicht der einzige literarische Mittelpunkt der sächsischen Lande; nicht allzufern liegen Dresden, Weimar, Gotha, Halle, sämmtlich mit reichen Bücherschätzen ausgestattet; während für uns, die wir an den äußersten Marken des Vaterlands wohnen, die ferne Königliche Bibliothek in Berlin noch immer der nächste Platz ist und bleiben wird, von dem wir das, was von literarischen Hilfsmitteln uns hier abgeht, beziehen müssen.

Um so mehr ist es zu wünschen, daß das Interesse der Bewohner unserer Provinz für das Gedeihen der hiesigen Bibliothek sich täglich steigere, und daß das Beispiel derer, welche nach dem Vorgange des Directors Gotthold auch in der neuesten Zeit dieselbe so freundlich bedacht haben, in den weitesten Kreisen immer regere Nachahmung finde. Nicht bloß die Bibliothek, die ganze Universität, die ganze Provinz wird ihnen dankbar sein.

Königsberg im Mai 1865. C. Hopf.

Mittheilungen und Anhang.

Danzig

von

R. Dorr.

Das hochgethürmte Danzig schaut
Fernhin auf Meer und grünes Land. —
Hört heute, wer es einst erbaut
Und wie es also ward benannt!
Auch Herakles war einst ein Kind;
Gewalt'ges keimt aus Nichtigkeit,
Die Mütter aller Größe sind
Der Dinge Schwerkraft und die Zeit;
Durch winz'gen Spalt der Dämme glitt
Des Stroms verderbenschwangrer Lauf,
Es scheuchte schon des Vogels Tritt
Im Hochgebirg Lawinen auf!
Nicht ahnte Alba's Hirtenschaar,
Wozu das Schicksal sie bestellt,
Es rollte kreisend Jahr auf Jahr,
Rom ward die Herrscherin der Welt!
Wo Dido einst mit klugem Sinn
Den Berg mit Rinderhaut umspannt,
Im Lauf der Zeit die Königin
Des weiten Meers, Karthago stand! —

Wo sanft der Ostsee Wogen gehn
In stiller Bucht, wo mit den Höhn
Am Meer das Tiefland sich vermählt,
Da wohnte trotzig, kraftgestählt,
In längst vergeßner, grauer Zeit
Ein Häuflein deutscher Fischerleut'.

Einst kamen sie weit über Meer
Aus Sachsens Stamm von Holstein her,
Und wo die Weichsel schließt den Lauf,
Dort bauten sie die Heimath auf,
Von Preußens Volk rings eingeengt
Und von Kassuben hart bedrängt. —
Weil nah' der Bucht ihr Dörflein stand,
So ward es Wyke zubenannt.
Die Wyker nach der Sachsen Art
War'n kampfgewohnt, von Sitten hart;
Sie scheuten nicht der Arbeit Zwang,
Denn Meer und Strom gab reichen Fang.
Sie sandten ihre Waare fort
An manchen fernen Handelsort,
Nach Pommern- und nach Polenland,
Und tauschten von der Ostsee Strand
Den Bernstein von den Preußen ein
Und sollten doch nicht glücklich sein,
Nicht nur des Meeres Wogenschwall
Die Feinde dräuten überall,
Mensch und Natur war kampfbereit
In jener alten, finstern Zeit.

Wild war rings Alles angethan,
Die Berge deckte Waldesnacht,
Der Weichselstrom auf breiter Bahn
Fuhr stolz daher mit Riesenmacht.
Wo heute sich die Aehre neigt,
Mit goldner Fruchtbarkeit geschwellt,
Wo heut' die Lerche jubelnd steigt
Und Schnitter lachend ziehn ins Feld,
Da fraß und wühlte dazumal
Gierig Gewürm im fetten Moor,
Da wimmelte, lärmte ohne Zahl
Der Wasservögel Schwarm im Rohr.
Und durch die Waldschlucht zog der Bär,
Brach mürrisch sich der Eber Bahn,
Schritt frei das Elennthier einher,
Klomm schwer der Ur den Berg hinan.
Der Preuße schlich der flücht'gen Spur

Des Wildes durch das Dicicht nach,
Der Priester sprach den blut'gen Schwur
Ernst unter heil'ger Eiche Dach.
Wildniß rings, Feinde überall;
Des Stroms Gebrüll, der Streitaxt Schall
Nur allzuoft vernommen ward. —
So war der Wyker Leben hart
Und rauh, sie selber waren so.
Die Armen wurden auch nicht froh
Der goldnen Freiheit; all ihr Gut
Gehörte Hageln, selbst ihr Blut. —

Kassubenhäuptling war der Herr
Und seine Steuern drückten schwer;
Die Wyker bauten ihm das Feld,
Sie zahlten schweres Buße-Geld
Selbst für das winzigste Vergehn;
Sie mußten auch gelassen sehn,
Wie Hagel auf dem Strom allein
Die Fischerei betrieb und sein
War stets der reichlichste Gewinnst;
Kein Wycker durfte an Verdienst
Je denken, eh's dem Herrn gelang
Gut zu verkaufen seinen Fang.
Doch schimpflicher als Alles war,
Daß Hagel jeder Sitte baar,
Der Wyker Recht so frech verletzt,
Daß er sich schamlos hat ergötzt
An ihrer Töchter und Weiber Leib,
Als wär'n sie Sklaven zum Zeitvertreib
Des gnädigen Herrn und ihre Ehr
Sein Spielzeug. — Jetzt zur Gegenwehr
Schreitet das Volk. Sie schwören Tod
Dem grimmen Mann, der kein Gebot
Der Menschlichkeit und Sitte schont;
Gewalt wird mit Gewalt gelohnt.
Allein der Anfang ihrer That
Verlangt gar schlauen list'gen Rath,
Denn Hagel, wie's Tyrannen sind,
War feig, ihn schreckte jedes Kind,

Und kam er ein mal aus dem Haus,
Dann ritt er mit den Knechten aus. —
Sein Schloß saß auf des Berges Rand,
An dessen Fuß das Dörfchen stand,
Und spähte hinab, wie für die Brut,
Wenn er auf jähem Felsen ruht,
Der Adler rings nach Beute schaut. —
Zwar war das Schloß aus Holz erbaut,
Jedoch mit hohem Wall bewehrt,
Durch tiefe Gräben abgesperrt,
Verlieh es allzeit sichern Schutz
Und bot dem kühnsten Angriff Trutz. —
Daher nach aller Wyker Sinn
Ward eine List der That Beginn;
Und blutig ward zu End' gebracht,
Was schlau die Fischer ausgedacht.
Alljährlich feiern sie ein Fest
Vor Hagels Schloß auf ebnem Plan,
Auch heute kommt geschmückt aufs Best'
Die Schaar, wie sie es sonst gethan.
Sie kommen alle, Weib und Mann,
Paarweis, gleich wie in Procession;
Sie tanzen wild den Berg hinan,
In ihren Mienen Wuth und Hohn.
Sie halten vor des Schlosses Thor
Und richten einen Holzstoß her,
Bald lodern hoch und roth empor
Die Flammen zu des Gottes Ehr'.
Und nach uralter deutscher Weis
Ums Sonnwendfeu'r zum schönen Kranz
Schließt Alles sich im weiten Kreis
Zum lust'gen heil'gen Reigentanz.
Wie wallt beim Tanze heiß das Blut,
Flammt jedes Aug' gewitterschwer;
Die Wyker wirbeln um die Glut,
Als rasten sie im wilden Heer.
Herr Hagel glaubt zu schaun im Traum',
Das tolle Spiel ergötzt ihn schier,
Er öffnet seiner Keller Raum

Und schickt dem Volk ein Faß voll Bier.
Die Rotte brüllt aus voller Brust:
„Hoch, dreimal hoch, gestrenger Herr.“
Herr Hagel ruft in graus'ger Lust:
„Geht, bringt dem Volk des Trankes mehr.“
Der Diener staunt und steht und bleibt. —
Da ruft der Herr mit kaltem Hohn:
„Je toller heut' die Brut es treibt,
„Fürwahr, nur schlimmer wird ihr Lohn.“
Es öffnet sich des Schlosses Thor
Zum zweitenmale weit und frei,
Die Diener treten d'raus hervor
Und ziehn ein neues Faß herbei.
Da tönt dem Tanz ein plötzlich Halt,
Aus aller Wyker Busen fliegt
Flugs Dolch und Beil und also bald
Der Knechte Schaar am Boden liegt.
Die wilde Rotte stürmt ins Schloß,
Die Brücke geht in Flammen auf,
Gemordet wird der Schergen Troß,
Zum Söller stürzt der tolle Hauf'.
Dort steht der Schloßherr bleich, entsetzt,
Schon streift sein Fuß den Todespfad.
Er schäumt vor Wuth und ruft zuletzt;
„O Tanz, mich tödtet dein Verrath.“
Als Hagel nun erschlagen war,
Da ward erschlagen auch sein Weib,
Es ward aus seiner Kinderschaar
Verschont nur einer Tochter Leib.
Und diese ward zur Frau beschеert
Dem, der den Anschlag ausgedacht;
Der Herr war todt, sein Schloß zerstört,
Gebrochen war die Zwingherrnmacht. —

Der Hügel, wo in alter Zeit
Herrn Hagels stolze Veste stand,
Wird von den Bürgern Danzigs heut'
Der Hagelsberg nach ihm benannt;
Und nach des Mannes letztem Wort
„O Tanz, mich tödtet dein Verrath,“

Hieß überall und fort und fort
Die Danzwyck nur der Wyder Stadt.
Denn aus dem Dorf' ward auferbaut
Des Hansabundes mächt'ge Wehr;
Das hochgethürmte Danzig schaut
Heut stolz hinab auf Land und Meer.

Bernsteinpacht.

Der §. 5 der Ordnung für die Bernsteinpächter im Regierungsbezirke Königsberg lautet wörtlich:

> „Auf keinen Fall kann ein gegenwärtiges Mitglied der Bernsteingesellschaft sein Grundstück verkaufen und sein Bernsteinpachtrecht sich vorbehalten, da das Pachtrecht immer mit dem Grundstücke verbunden ist."

Diese gesetzliche Bestimmung hat zu einem Rechtsstreite Veranlassung gegeben, in welchem jüngst das Königl. Obertribunal durch Erkenntniß vom 18. November 1861 eine für die Materie sehr wichtige Entscheidung des Königl. Ostpreußischen Tribunals bestätigt hat, weßhalb wir diese vorzugsweise unsere Provinz interessirende Angelegenheit hier zur Sprache bringen. — Im Jahre 1855 pachteten A. und B., die Besitzer zweier Strandgrundstücke, in Gemeinschaft vom Fiskus die Bernsteinnutzung des betreffenden Strandgebietes auf 12 Jahre. A. trat darauf mit Genehmigung der Verwaltungsbehörde seine Rechte aus dem Pachtvertrage an B. gegen Entschädigung ab, und starb demnächst, worauf sein Grundstück durch verschiedene Hände ging und zuletzt an C. gelangte. Dieser C. behauptete nun, daß nach §. 5 der Bernsteinordnung das mit dem von ihm erworbenen Grundstück gesetzlich verbundene Pachtrecht aus dem Vertrage vom Jahre 1855 auf ihn als Besitzer des Grundstücks übergegangen, das zwischen A. und B. getroffene Abkommen daher in Bezug auf ihn ungiltig sei, resp. (in zweiter Instanz) daß B. nicht berechtigt sei, seinem Eintritte in das Pachtrecht des A. zu widersprechen. Mit seiner auf Anerkennung dieser Ansprüche gerichteten Klage ist er jedoch in allen drei Instanzen abgewiesen. Das Königl. Ober-Tribunal sagt in den Gründen: Nach Zusatz 228 des Ostpreuß. Prov.-Rechts bedarf es zur Ausübung

des Regals durch Privaten einer besondern Concession. Diese hat der Verklagte (B.) durch den Pachtvertrag vom Jahre 1855 in Gemeinschaft mit A. erlangt und der letztere sich mit dem Verklagten über die Ausübung des Regals geeinigt, welches Abkommen von den Verwaltungsbehörden nicht für unstatthaft erachtet worden ist. Aus dem §. 5 der Bernsteinordnung, nach welchem bei dem Verkaufe eines Grundstücks der Verkäufer seine Bernsteinpachtrechte nicht vorbehalten darf, da das Pachtrecht immer mit dem Grundstück verbunden ist, folgt zunächst nur, daß A. aus dem Pachtverhältnisse geschieden ist und daß — womit die Verwaltungsbehörden auch einverstanden sind — der Verklagte (B.) nunmehr allein dem Fiskus als Verflichteter gegenübersteht und das Pachtrecht repräsentirt. Wenn nun auch die Königl. Regierung zu Königsberg nichts dagegen zu erinnern hat, wenn der Kläger (C.) mit dem Verklagten (B.) in die Societät trete, so hat sie doch wegen der bestehenden Rechte des letztern sich nicht ermächtigt gehalten, ihn als Societäts-Mitglied anzuerkennen und ihm deren Vortheile zu zusichern. Die §§. 2 seq. der Bernsteinordnung bestimmen zunächst nur, daß Fiskus mit den in N. befindlichen Grundbesitzern über die Pacht verhandeln will. Zwar ist nach §. 3 ibidem den Gesellschaften nicht gestattet, bei ihrem Zusammentreten einzelnen Grundbesitzern die Aufnahme in ihren Verband zu verweigern; allein diese Bestimmung bezieht sich nur auf neu zu errichtende Pachtgesellschaften; sie ist daher nicht anwendbar auf den vorliegenden Fall, wo das Pachtrecht bereits an den Verklagten vergeben ist, der in dem wohlerworbenen und anerkannten Rechte geschützt werden muß. Jedenfalls ergeben die allegirten Bestimmungen nicht, daß der Kläger ein Recht, von dem Verklagten die Aufnahme in die Societät zu verlangen, mit welcher überdieß Lasten und Verpflichtungen verbunden sind, hat und, weil das von dem Kläger in Anspruch genommene Recht anerkanntermaßen nicht subjectiv dinglicher Natur ist, so hat der Appellationsrichter nicht mit Unrecht angenommen, daß der Kläger mit dem Verklagten in keinem Rechtsverhältnisse stehe und zur Klage nicht legitimirt sei. —

Hiemit ist der richtige Grundsatz festgestellt, daß zwar derjenige Bernsteinpachtgenosse, welcher sein Grundstück veräußert, damit aus der Pachtgenossenschaft scheidet, daß jedoch die Dispositionen über seinen Antheil,

welche er während seiner Besitzzeit (mit Genehmigung des Verpächters) zu Gunsten anderer Pachtgenossen trifft, nach seinem Ausscheiden für die Dauer der Pachtperiode giltig bleiben, der Anspruch seines Besitznachfolgers dagegen, von dem Pachtverbande nicht ausgeschlossen zu werden, für dieselbe Zeit ruht. —

Alterthumsfunde.

Unter obiger Rubrik gedenken wir Alles das zusammenzustellen, was uns an Nachrichten über Alterthumsfunde in unserer Provinz durch öffentliche Blätter oder auf anderem Wege zugehen wird. Das Bedürfniß eines Centralpunktes macht sich auch auf diesem Gebiete um so fühlbarer, als gerade hier die Gefahr am nächsten liegt, daß mancher gelegentliche Fund entweder ganz unbeachtet bleibt oder in der Hand Unkundiger verloren geht. Zugleich möchten wir an Jeden, wer von solchen Entdeckungen Kenntniß erhält, die Bitte richten, uns im Interesse der Sache Mittheilung davon machen zu wollen.

1) Nachdem bereits einmal in diesen Blättern (I, 561) über „eine heidnische Gräberstätte bei Grüneiken" aus eigener Anschauung berichtet worden ist, bringen wir gegenwärtig im Nachstehenden zwei anderweitige Notizen ähnlicher Art.

2) Zunächst entnehmen wir einem Briefe des Hrn. Präcentor Anderson, d. d. Giggarn 6. April c., Folgendes über einen in dortiger Gegend gemachten Münzenfund. In dem Dorfe Turken (Kreises Ragnit) wurden auf dem Begräbnißplatze (Mogille) beim Grabaufwerfen mehrere Münzen gefunden:

a) Solid. Pruss. Dvcatvs. 1595, wohlerhalten;

b) eine Münze, auf deren einer Seite nur noch die Buchstaben CIV deutlich erkennbar waren, auf der anderen Seite ein Wappenschild fast verlöscht (vielleicht das Danziger oder Elbinger Stadtwappen?);

c) [S]olid. [R]egni Pruss 1738, wohlerhalten bis auf die beiden eingeklammerten Buchstaben, welche abgebrochen sind.

Diese Münzen, an sich nicht selten, sind insofern von Wichtigkeit, als sie beweisen, daß bis in jene späte Zeit (1738) die alte Sitte sich erhal-

ten hat, den Todten Münzen mitzugeben (Voigt, Gesch. Preuß. I, 568, Preußisches Archiv der kgl. Deutsch. Gesellsch. 1791. I, 58.)

3) Nach einem Berichte der Westpreußischen Zeitung v. 28. April c. (Nr. 99) fand man kürzlich zu Mewe auf dem Acker des Posthalters Freitag ein sog. „Hünengrab" mit mehreren Urnen, die mit einem regelrecht gearbeiteten Steine verdeckt waren. Nähere Nachricht wäre zu wünschen.

Wir mögen die vorliegenden Mittheilungen, denen bald weitere folgen möchten, nicht schließen, ohne daran zu erinnern, daß wir in der hiesigen Alterthums-Gesellschaft Prussia ein Organ besitzen, dessen Beruf es ist, die vaterländischen Alterthümer zu sammeln und aufzubewahren. Hier wird alles zum Nutzen der Wissenschaft seine sichere Stätte finden, was in den Händen der glücklichen Finder nur unfruchtbare Spielerei bleiben kann.

S—n.

Provinzial-Geschichts-Kalender.

16. Mai 1255. Herzog Sambor v. Pommern verleiht der Stadt **Elbing** die Zollfreiheit in seinem Gebiete. (Cod. dipl. Warm. S. 22. No. 37. S. 74.)

19. Mai 1254. Innocenz IV. fordert den Erzbischof, die Bischöfe und andere Prälaten in Livland, Estland und **Preußen** auf, gegen die mit einem Einfalle drohenden Tartaren das Kreuz zu predigen. (Cod. dipl. Pruss. I. No. 97. S. 94.)

20. Mai 1799. **Friedr. Wilh. Schubert** geb. zu **Königsberg**.

23. Mai 1815. **Ernst Hennig**, Director des geh. Archivs zu **Königsberg**, Prof. Dr., Sohn des 1809 verstorbenen D. und Pastor im Löbenicht, † auf einer Reise ins Bad zu Janshausen bei Landsberg an der Warthe. Er war vorher Pfarrer in **Schmauch** und hierauf Schuldirektor in Curland gewesen. Bekannt als Hrsg. der preuß. Chronik des Lucas David und Mitarbeiter an Adelungs Mithridates, auch als Verf. der chronologischen Uebersicht des 18. Jahrh.

24. Mai 1751. Der ermländische Bischof **Stanisl. Grabowski** legt im königl. Auftrage auf der Montauer Spitze den Grundstein zu dem Damme, welcher die Weichsel von der Nogat scheidet. (Ztschr. f. d. Gesch. u. Altthsk. Ermlands. II. S. 441.)

25. Mai 1690. Kurf. Friedrich III. legt den Grundstein zur **Burgkirche** in **Kgsbg.** (Fabers Taschenbuch. S. 60.)

27. Mai 1806 (am Pfingsttage) brannte fast die ganze Stadt **Rößel** ab. (Hennig.)

29. Mai 1831. Gustav Fr. **Dinter** † zu **Königsberg**.

1. Juni 1787. Die unter König Friedrich II. eingeführte königl. Tabaks-Administration und Kaffee-Brenn-Parthie hört auf, dagegen wird die Accise von Brod, Mehl, Getreide, Schlachtvieh, Wein u. s. w. theils neu verordnet, theils erhöhet. (Hennig.)

3.–9. Juni 1798. Große Feierlichkeiten bei der Huldigung Friedr. Wilh. III. in Kgsbg.

6. Juni 1688. Einweihung der wiederhergestellten Kirche zu **Quednau** bei **Kgsbg.** (N. Pr. Prov.-Bl. 1853. II. S. 1.

7. Juni 1839. Der Seminardirector **A. E. Preuß** † zu **Kgsbg.**

9. Juni 1777. **Ludwig Rhesa** (Consist.-R. und Prof.) zu **Karwaiten**, einem wenige Jahre darauf versandeten Dorfe auf der kurischen Nehrung, geb. (N. Pr. Prov.-Bl 1855, I. S. 246.)

11 Juni 1812. Marschall Davoust, Fürst von Eckmühl, Befehlshaber des 1. französ. Armeecorps trifft in **Königsberg** ein. (Beitr. z. K. Pr. VII, 47.)

12. Juni 1812. Napoleon auf seinem Zuge mit der großen Armee gegen Rußland trifft in **Königsberg** ein und bleibt bis zum 16. früh. (Ebd. VII, 50 u. 112.)

13. Juni 1821. Erste General-Versammlung der **landwirthschaftl. Gesellschaft für Litauen** zu Belle Alliance bei **Gumbinnen.** (Altpr. Mtsschr. II, 160.)

16. Juni 1638. Grundsteinlegung zur **Sackheimschen** Kirche in **Kgsbg.** (Fabers Taschenb. v. Kgsbg. S. 76.)

17. Juni 1702. **Carl Heinr. Rappolt**, Prof. d. Physik zu **Kgsbg.**, zu **Fischhausen** geb.

18. Juni 1818. Die Studirenden der Albertina begehen auf dem durch **Scheffner's** „Kreuzerhöhung" geweiheten **Galtgarben** die Feier des Sieges bei Belle-Alliance. (Beitr. z. K. Pr. IV, 131. cf. Kgsb. Ztg. No. 75 vom 22. Juni 1818.)

21. Juni 1807. Abschluß des Waffenstillstands zwischen Rußland u. Frankreich zu **Tilsit.**

22. Juni 1807. **Joh. Dan. Funk**, Secretair der K. Deutsch. Gesellsch., als Dichter bekannt, † zu **Kgsbg.**

24. Juni 1382. Der Hochmeister **Winrich v. Kniprode** †.

25. Juni 1807. Waffenstillstand zwisch. Preußen u. Frankreich zu **Tilsit** durch G. F. M. v. Kalkreuth geschlossen.

26. Juni 1807. Der Magistrat zu **Kgsbg.** macht der Bürgerschaft den Befehl bekannt, daß die Stadt 20 Millionen Franken Kriegskontribution an die Franzosen bezahlen soll. (Faber's Taschenb. v. Kgsbg. S. 340.)

7. Juni 1814. **Joh. Fr. Reichardt** (aus **Königsberg** gebürtig) als Componist und Schriftsteller bekannt und neuerdings durch Schletterers Biographie ins Gedächtniß zurückgerufen, † zu Giebichenstein bei Halle.

28. Juni 1779. **Karl Fr. Friccius**, Oberlandesger.-R. u. Command. des **Königsberger** Landwehr-Bataillons 1813 bei der Bestürmung von Leipzig, zu Stendal geb.

30. Juni 1804. **Leop. v. Orlich**, Hauptmann in Berlin, Reisender in Indien, preußischer Geschichtsschreiber. (Friedr. Wilh. d. große Kurfürst. — Gesch. d. preuß. Staates im 17. Jahrh. m. besond. Bez. auf das Leben Fr. Wilh. des gr. Kurf. — Gesch. d. schlesisch. Kriege) zu **Stallupönen** geb.

Universitäts-Chronik 1865.

31. März. Ad orationem de **Cyriaco Anconitano** quam . . . pro loco in ordine philosophorum Acad. Albert. rite obtinendo habebit audiendam invitat. **Carol. Hopf**, phil Dr. art. lib. Mag. P. P. O. D. [Commentationem, qua Leonardi Chiensis de Lesbo a Turcis capta epistola Pio Papae II. missa illustratur, intra paucos menses edam.]

1. April. Medic. Doctordissert. von **Ervin Beckherrn** (aus Kgsbg.): De diphthericis paralysibus. (32 S. 8.)

„ „ Philolog. Doctordissert. von **Eduard Kuesel** (aus Rastenburg): Synonymicae Homericae particula I. (50 S. 8.)

13. „ Philolog. Doctordissert. von **Aug. Kreutz** (aus Rastenburg): De differentia orationis Homericae et posteriorum epicorum, Nonni maxime, in usu et significatione epithetorum. (56 S. 8.)

15. „ Medic. Doctordissert. von **Leo Frantz** (aus Berlin): De vi, quam exercet cerebri irritatio in motus reflexos. (31 S. 8.)

„ „ Medic. Doctordissert. von **Franc. Stechern** (aus Stechernsruh): De pseudarthrosibus in maxilla inferiori arte formandis. (32 S. 8.)

25. „ Philolog. Doctordissert. von **Alvin. Darnmann** (aus Ostrowo): Observationes in caput XIV Fr. Ritschelii prolegomenon Plautinorum. (40 S. 8.)

26. „ Statist. Doctordissert. von **Frid. Jul. Neumann**: De media hominum aetate quae fuerit in Borussia inde ab a. 1816 usque adhuc. (IV u. 42 S. 8.) [Titel und Vorwort in lateinischer, das übrige in deutscher Sprache.]

Lyceum Hosianum in Braunsberg 1865.

Index lectionum . . . per aestatem anni MDCCCLXV a die XXIV Aprilis instituendarum (h. t. Rector: Dr. Andr. Menzel, P. P. O.) Brunsbergae. (11 S. 4.) [Praecedit Dr. **Franc. Beckmann**, Prof., de Aeschyli locis Agam. 3. et Eumen. 80. commentatio. S. 3—9.]

Schul-Schriften 1865.

Hohenstein. Programm des **Kgl. Gymnas.** . . . Prüfung . . . 4. u. 5. April. . . . Dr. **M. Toeppen**, Director. Allenstein. Gedr. in d. A. Harich'schen Bchdr. (72 S. 4.) [1. Die preußischen Landtage während der Regentschaft des Markgrafen Georg Friedrich v. Ansbach. Nach den Landtagsakten dargestellt von Dr. **M. Töppen**. S. 1—57. — 2. Schul-Nachrichten. Von dem Dir. (11 Lehrer u. 172 Schüler. Abiturienten zu M. 1864: 4; zu O. 1865: 13; bis jetzt im Ganzen: 76.)]

Königsberg. Bericht üb. d. **Altstädt. Gymn.** . . . von Ostern 1864 bis Ostern 1865. . . . öffentl. Prüfung . . . 4. . . 5. April. . . . Direct. Dr. **R. Möller**. Kgsbg., Druck der Univers.-Buch- u. Steindruckerei von E. J. Dalkowski. (56 S. 4.)

[O. **Fabricius**, Zur religiösen Anschauungsweise des Livius. S. 1—35. Schulnachrichten. Vom Director. (17 L. u. 437 Sch. Abitur. zu O. 1864: 14; zu M. 1864: 3; zu O. 1865: 12.)]

Bericht über das **Kneiphöfische Stadt-Gymn.** . . . 1864—1865. . . . 3. u. 4. April öffentl. Prüfung. . . . Dr. **Rud. Ferd. Leop. Skrzeczka**, Director. Ebd. (12 S. 4.) [(Die wissenschaftl. Abhandl. wird als Einladungsschrift bei der Einweihung des neuen Gymnasialgebäudes ausgegeben werden.) — Schulnachrichten. (16 L. u. 307 Sch. Abitur. zu M. 64: 9 (No. 404—12); zu O. 65: 7 (No. 413—19.)]

Programm der **städtisch. Realschule** . . . Prüfung . . . 4. Apr. . . . Director Dr. **Schmidt**. Ebd. (34 S. 4.) [Oberl. Dr. **Jul. Schwidop**, Der Kampf der Vendée gegen die französ. Republik in den Monaten Juli und August des Jahres 1793. (Forts. der im Progr. v. J. 1857 enthaltenen Abhandlung.) S. 1—22. Jahresbericht vom Director. (13 L. u. 337 Sch. Abitur. zu M.: 3; zu O.: 3.)]

Das Programm der **Realschule auf der Burg**, welches bisher zu Ostern erschien, wird diesmal am Schluß des Sommersemesters veröffentlicht werden.

Statut des **Königl. pädagogischen Seminars für höhere Schulen**. Kgsbg., 1865. Gedr. bei Emil Rautenberg. (7 S. gr. 8.)

Thorn. Jahresbericht über die **Jüdische Gemeinde-Schule** . . . 9. Apr. . . . öffentl. Prüfung . . . Rabbiner Dr. **M. Rahmer**, Dirigent. Thorn, gedr. bei C. Dombrowski. (16 S. 8.) (4 L. u. 177 Sch.)

Bericht über die **Knabenschulen** f. d. Zeit von Ostern 1864 bis Ostern 1865 . . . Prüfung . . . 11. April. . . . Rector **A. Hoebel**. Thorn, Schnellpressendruck der Rathsbuchdruckerei. (24 S. 4.) [**A. Höbel**, („daß die poetischen Erzeugnisse unseres Volkes als eines der vorzüglichsten nationalen Bildungsmittel zu betrachten und demgemäß auch von der Volksschule zu beachten und zu pflegen sind.") S. 3—9. Nachrichten: 12 L. u. 495 Sch.]

Tilsit. Kurzer Jahresbericht über die **Stadtschule** . . . Prüfung . . . 31. März . . . **Carl Theod. Gebauer**, Rector. Druck von J. Reyländer in Tilsit. (8 S. 8.) (9 L. u. 218 Knab. u. 219 Mädch. = 437 Sch. Die neuorganisirte Stadtschule zählte beim Beginn Nov. 1854: 105 K., 85 M. = 190 Sch., d. 1. Apr. 1864: 238 K. 228 M. = 464 Sch.)

Jahresbericht über die **städtische höhere Töchterschule** . . . hrsg. von dem Director **Adolph Witt**. Ostern 1865. Ebd. (15 S. 4.) (4 L. u. 188 Sch.)

Bibliographie (1862 und 1863).

(Nachtrag und Schluß.)

Jordan. Sophokles, Tragödien deutsch von **Wilh. Jordan**. 2 Thle. Berlin, 1863. Reimer. (XLVIII u. 664 S. 8.) 2⅔ Thlr.

Krieg, Privat-Doc. H., Denkschrift üb. d. Einführung der Gabelsbergerschen Stenogra-

phie als facultativen Lehrgegenstand der Gymnasien und Realschulen. Kgsbg., 1862. Gedr. bei Gruber & Longrien. (12 S. gr. 8.)

Münchenberg, Dr. A., Das System der Freiübungen. Kgsbg., 1863. Selbstverlag. (44 S. 16. m. 1 Taf.) 1/3 Thlr.

Sammler, der. Jahrbücher der hebr. Literaturfreunde in Königsberg. Jahrg. 1784. 2. vollst., mit neuen Beilagen verm. Ausg. Hrsg. v. Dr. M. Letteris. Wien, 1862. (Knöpflmacher & Söhne.) (VI u. 280 S. 8.) 1 1/3 Thlr. (Angezeigt: Allgem. Bibliogr. 1865. No. 9.)

Temme, J. D. H., Schwarzort. Original-Roman. 3 Bde. Berlin, 1863. (1862.) Gerschel. (IX u. 837 S.) 4 1/2 Thlr.

Thomas, Karl, Altes und Neues. Meine Habilitation und meinen Austritt aus der Privatdocentschaft an der königl. Preuss. Universitaet Königsberg betr. Freiburg i. Br., 1863. Wagner in Comm. (IV u. 98 S. Lex.-8.) 2/3 Thlr.

[Thorn.]

Die Oesterreicher vor Thorn im Jahre 1809. (Dieser „Beitrag zur Geschichte Thorns" ist einer „handschriftl. Quelle" entlehnt.) [Thorner Wochenblatt 1863. No. 75—77.]

Tragus. Querela de miserrima Livoniensium clade. Ad magnificum ac generosum Dominum D. Petrum Miskowski Gnesuensem Lanciensemque praepositum, ac S. R. Maiestatis Poloniae Vicecancellarium, Dominum suum gratiosissimum. Per **Anshelmum Tragum** Livoniensem. Item. Praecatio contra Moschos per eundem. Regiomonti Borussiae in officina Johannis Daubmanni imprimebatur. Anno 1562. Editio ad instar unici exemplaris, quod notum est et in Imperiali bibliotheca publica asservatur, quinquaginta tantum exemplis denuo typis exscripta. Petropoli. Typis Academiae Imperialis Scientiarum 1862. (14 Bl. 4.)

Troschel, Eug., die malerischen Umgebungen von Danzig. Nach der Natur gezeichnet. 7. Lfg. Danzig, 1862. Bertling. (2 Steintaf. qu. Fol.) in Tondr. à 8 Sgr., in Buntdr. à 12 1/2 Sgr.

Uebersicht sämmtlicher im Departement des Kgl. Ostpr. Tribunals in Kgsbg. i. Pr. befindl. Gerichtsbehörden mit ihren etatsmäßigen Beamten und den bei denselben angestellten Rechtsanwalten. Nebst Anciennitäts-Listen. Mit eingeholter höherer Genehmigung und unter Benutzung amtlicher Quellen hrsg. v. **Adloff**, Tribunals-Sekretair (u.) **Jakubowitz**, Kreisgerichts-Sekretair. Kgsbg. i. Pr., Mai 1863. Selbstverlag. Dr. v. E. Rautenberg. (53 S. 8.)

Ueberweg, Frid., de priore et superiore forma Kantianae critices Rationis purae. Commentatio. Berol., 1862. Mittler & Sohn. (16 S. 4.)

— Grundriss der Geschichte der Philosophie von Thales bis auf die Gegenwart. 1. Thl. Die vorchristl. Zeit. Von Dr. **Fried. Ueberweg**, ausserord. Prof. der Philos. an d. Univers. z. Kgsbg. Ebd., 1863. A. u. d. T.: Grundriss der Geschichte der Philos. der vorchristl. Zeit. (IX u. 194 S. gr. 8.) 1 1/6 Thlr.

Ueberweg, Prof. Dr., Ueber den Begriff der Philosophie. [Zeitschr. f. Philos. u. philosoph. Kritik. N. F. 42. Bd. 2. Heft. 1863. S. 185—199.]

Universitätseinweihungslieder, Drei neue, auf bekannte Weisen lieblich zu singen, gedichtet von der altpreuß. Dichtergilde D. DO. Z. BG. E. Gedruckt in diesem Jahr. Verlegt's Bruno Meyer & Co. zu Königsb. i. Pr. (1862.) (4 Bl. gr. 8.)

Universitäts-Gebäude, Das neue, und sein Einweihungs-Fest am 20. u. 21. Juli 1862. Kgsbg., 1862. Dr. u. Verl. von Emil Rautenberg. (16 S. 8.)

de Veer, Gust., Prinz Heinrich der Seefahrer und seine Zeit. Mit einer Einleitung über die Geschichte des portugiesischen Handels- und Seewesens bis zum Anfange des 15. Jahrhunderts. Aus den Quellen dargestellt. Mit e. Portr. u. dem Grabmal des Prinzen Heinrich, sowie mit 2 lithogr. Karten. Danzig, 1864. (1863.) Kafemann. (XX u. 268 S. gr. 8.) $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Velthusen, Kreis-Gerichts-Rath Carl, Slomand. Ein Heldengedicht. Lyck, 1861. Selbstverlag. (VII u. 32 S. 8.) $\frac{1}{6}$ Thlr. 2. Hft. Ebd., 1862. (S. 33—60.) $\frac{1}{6}$ Thlr.

Verfassung, Die preußische, das neue Ministerium und die Wahlen. Kgsbg., 1862. Schultz'sche Hofbchdr. (8 S. gr. 8.)

Verfassungsurkunde, Die preußische, vom 31. Januar 1850. Mit Erläuterungen hrsg. von dem Vereine der Verfassungsfreunde. 6. Aufl. Kgsbg., 1863. (Nürmberger.) (48 S. 8.) 2 Sgr.

Dieselbe in littauischer Uebersetzung. Tilsit, (1863.) H. Post. (48 S. 8.)

Dieselbe in polnisch-masurischer Uebers. Lyck, 1863. R. Siebert. (52 S. 8.) $\frac{1}{6}$ Thlr.

Verfassungsurkunde, Die, für den Preußischen Staat mit Erläuterungen. Hrsg. vom Patriotischen Verein zu Kgsbg. in Pr. Kgsbg. i. Pr., 1863. Schultz'sche Hofbchdr. (IV u. 43 S. gr. 8.) 5. Aufl. Ebd., 1863.

Verfassungsurkunde, Die, und der Patriotische Verein zu Kgsbg. i. Pr. Kgsbg., 1863. Gruber & Longrien. (16 S. gr. 8.) 1 Sgr. 3. Aufl. Ebd., 1863.

Verzeichniß, Alphabetisches, sämmtlicher, in das Handelsregister des Königl. Commerzien- und Admiralitäts-Collegiums zu Königsberg in Pr. eingetragenen Handelsfirmen, Handelsgesellschaften und Procuren am 1. Oktober 1862. Kgsbg., (1862.) E. Rautenberg. (48 S. gr. 4.)

Violét, Ferd., Blüthen der Poesie und Prosa. Danzig 1862. Doubberck in Comm. (2 Bl. u. 96 S. 16.)

— A. F., Offenes Wort an alle Patrioten des Danziger Wahlkreises. Danzig, 1863. Selbstverlag. (7 S. 8.)

Voigt, Prof. Dr. Georg, Enea Silvio de' Piccolomini, als Papst Pius II. und sein Zeitalter. 2. Bd. Berlin, 1862. Reimer. (XII u. 377 S. gr. 8.) $1\frac{2}{3}$ Thlr. (1. 2.: $3\frac{2}{3}$ Thlr.)

— — Johannes von Capistrano, ein Heiliger des 15. Jahrh. [Sybel's histor. Zeitschr. 5. Jahrg. X. Bd. 1863. S. 19—96.]

— **Johannes**, Die Erwerbung der Neumark, Ziel und Erfolg der brandenburg. Politik

unter den Kurfürsten Friedrich I. u. Friedrich II. 1402—1457. Berlin, 1863. Brigl. (XV u. 438 S.) 2⅚ Thlr.

Voigt, Johannes, Geschichte der Ballei des deutschen Ordens in Böhmen. Aus urkundlichen Quellen. [Aus den Denkschriften d. k. Akad. d. Wiss.] Wien, 1863. Gerold's Sohn in Comm. (62 S. gr. 4.) 1 Thlr.

— — Das urkundliche Formelbuch des Königl. Notars Heinricus Italicus aus der Zeit der Könige Ottokar II. und Wenzel II. von Böhmen hrsg. [nach einer Kgsbger Hdsch. des geh. Archivs.] (Aus dem Archiv für Kunde österr. Geschichtsquellen abgedr.) Wien, 1863. (Gerold's Sohn.) (184 S. Lex.-8.) ⅚ Thlr.

Volkmann, Dr. W., Bischof Otto's erste Reise nach Pommern. Rastenburg, 1862. (Progr.) (34 S. 4.)

Wahlen, Die, zum Hause der Abgeordneten im Regierungsbezirk Königsberg. Nach amtl. Quellen. Kgsbg., (1863.) E. Rautenberg. (8 S. gr. 8. m. 3 Tabell.)

Wald, Reg.- und Med.-R. Dr. H., Schutz d. Gemeinwohls, und nicht Willkür der Arzneiverkäufer. Antwort auf die Frage d. Hrn. Geh. Med.-R. Dr. Brefeld: die Apotheke — Schutz oder Freiheit? Berlin, 1863. Hirschwald. (76 S. gr. 8.) 12 Sgr.

— — Statistische Nachrichten über den Regierungsbezirk Potsdam. Potsdam, 1864. (1863.) Döring. (VIII u. 124 S. 8.) 1 Thlr.

Wald, Superint. Dr. theol. Wilh., Das Amt des Geistes. Predigt am Sonntage Cantate bei seinem 50jährigen Amts-Jubiläum gehalten. Kgsbg., 1863. Böhmer. (14 S. gr. 8.)

Waldbach, C. H. R., 60 Choralmelodien zu den 80 Kirchenliedern in 300 zwei-, drei- und vierstimmigen Bearbeitungen nebst liturgischen Gesängen im Einsschlüssel. Zur Erbauung in Kirche, Schule und Haus, sowie für mannigfaltige unterrichtliche Zwecke dem singenden und spielenden Christenvolke, insbesondere den Seminarien und Volksschulen dargeboten. (Pr. Eylau), 1863. In Commiss. bei Gräfe & Unzer in Kgsbg. und im Selbstverl. des Verf. 1 Thlr.

v. Wallenrodt, C., Die Injurienklagen auf Abbitte, Widerruf und Ehrenerklärung in ihrer Entstehung, Fortbildung und ihrem Verfall. [Zeitschr. f. Rechtsgesch. hrsg. v. Rudorff u. A. 3. Bd. 2. Hft. 1863. S. 238—300.]

Wanderer, Der. Volkskalender für Ost- und Westpreußen auf d. Jahr 1863. Zum Besten des Pestalozzi-Vereins für d. Prov. Preußen hrsg. v. **Ed. Sack**. Kgsbg., (1862.) Nürmberger. (16 Bl. u. 87 S. 8.) — — auf das Schaltj. 1864. 2. Jahrg. Ebd., (1863.) (15 Bl. u. 128 S. 8.) 7½ Sgr.

Was bestimmt das Gesetz über Auflösung öffentl. Versammlungen? Kgsbg., 1863. Gruber & Longrien. (8 S. gr. 8.) ½ Sgr.

Watterich, Prof. Dr. J. M., Pontificum Romanorum qui fuerunt inde ab exeunte saeculo IX usque ad finem saeculi XIII Vitae ab aequalibus conscriptae, quas ex archivi pontificii, bibliothecae Vaticanae aliarumque codicibus adjectis suis

cuique et annalibus et documentis gravioribus edidit . . . Tom I. Pars I—IV. Johannes VIII—Urbanus II. 872—1099. Lipsiae, 1862. Engelmann. (CV u. 753 S. Lex.-8.) 4 Thlr.

Weishaupt, Karl, Der Schmuggler, romantisches Gedicht. Kgsbg., 1863. Nürnberger in Comm. (52 S. 8.) 1/4 Thlr.

Weiß, Consist.-R. Dr. G. B., Zeitstimmen. Zwei Vorträge, gehalten in Danzig, den 19. Febr. 1861 und den 24. Febr. 1863. Kgsbg., 1863. Gräfe & Unzer in Comm. (IV u. 51 S. gr. 8.) 1/4 Thlr.

Weitzenmiller, Fr. Guil. Arm. (aus Braunsberg), De laesionibus acido nitrico concentrato in corpore humano effectis earumque sanandarum ratione probabili. Diss. inaug. Berol., 1863. (32 S. gr. 8.)

Werther, G., Die unorganische Chemie ein Grundriss für seine Vorlesungen. 2. umgearb. Aufl. Berlin, 1863. Reimer. (XX u. 499 S. gr. 8.) 2 1/3 Thlr.

— — Journal für praktische Chemie hrsg. v. O. L. Erdmann und **Gust. Werther**. 29—30. Jahrg. Bd. 85—90. Leipzig, 1862. 1863. Barth. pro Jahrg. 8 Thlr. pro Bd. 3 Thlr. pro Hft. 12 Sgr.

Wie steht es in Preußen um die staatsbürgerlichen Rechte der Beamten? Flugblatt. Tilsit, 1863. (2 Bl. 4.)

Wilde, F. A., Die Elemente der deutschen Sprache nebst einem Anhange, welcher die Elemente der lateinischen Sprache enthält. Zum Gebrauche für Schüler der untern Klassen und zum Selbstunterrichte. Danzig, 1863. Doubberck. (88 S. 8.) 1/3 Thlr.

Winkelmann, Reg.-Assess. E., Die Provinz Preußen, deren Bevölkerung, Industrie, Kommunikation und Handel nach den neuesten statistischen Aufnahmen und amtl. Angaben dargestellt. (Aus der Festgabe der XXIV. Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe in Kgsbg. i. Pr.) Kgsbg., 1863. (2 Bl. u. S. 43—64 gr. 8. m. 4 Beil.)

Wohnsitze, die ländlichen, Schlösser, Residenzen der ritterschaftlichen Grundbesitzer in der Provinz Preussen. Hrsg. von **Alex. Duncker**. 7—10 Lfg. Berlin, 1862. 1863. Duncker. (à 3 Chromolith. u. 3 Bl. Text qu. gr. Fol.) à 1 Thlr. 12 1/2 Sgr.

Wohnungs-Anzeiger, allgemeiner, von Danzig und dessen Vorstädten. 1863. Hrsg. v. Polizei-Dir. **P. A. Weier**. Danzig, 1863. (Anhuth.) (X u. 176 S. gr. 8.) 1 2/3 Thlr.

Zander, Dr. Friedrich, Ueber Mendelssohn's Walpurgisnacht. Kgsbg., 1862. Koch. (47 S. gr. 8.)

Zeitschrift f. d. Gesch. u. Alterthumskunde Ermlands. Im Namen des histor. Vereins für Ermland hrsg. vom Domcapitular Dr. **Eichhorn**. Heft 5. 6. Mainz, 1862. 1863. Kirchheim. (Bd. II. S. 271—674. gr. 8.) Hiezu der **Monumenta Historiae Warmiensis**. I. Abth. Codex diplomaticus Warmiensis oder Regesten und Urkunden zur Gesch. Ermlands. Gesammelt und . . . hrsg. von **C. P. Wölky** u. **J. M. Saage**. Lfg. 5. 6. (Bd. II. S. 97—608.) à 2 1/3 Thlr.

Ziegler, Pfarrer, Die aus den vier Evangelien zusammengestellte heil. Passionsgeschichte, zum Gebrauche in der Kirche, in d. Schule u. im Hause . . . 6. verb. Aufl. Wehlau, 1862. (63 S. 16.) — — 8. verb. Aufl. Ebd., 1863. 2 Sgr.

Ziemssen, Prof. Dr. Hugo, und Dr. **Paul Krabler,** klinische Beobachtungen über die Masern und ihre Complicationen mit besonderer Berücksichtigung der Temperaturverhältnisse. Mit 49 Lith. im Text. [Aus d. Greifswalder medicin. Beiträgen Bd. I.] Danzig, 1863. Ziemssen. (172 S. gr. 8.) 1 Thlr.

Zur Marinefrage. Danzig, 1863. Wedelsche Hofbchdr. (2 Bl. 4.)

Zur Wahrung des Vereins- und Versammlungs-Rechtes in Preußen. Leipzig, 1863. Wiegand. (7 S. 8.) 1 Sgr.

Zusammenstellung einiger Gesetze und Erlasse des Oberkirchenraths und des Consistoriums der Provinz Preußen in Bezug auf die evangel. Kirche seit 1850 und angeblich in Folge Artikel 15 der Verfassung mit eingestreuten Randglossen. Von einem Ostpreußen. Gumbinnen, 1862. Sterzel. Leipzig, Hartmann in Comm. (24 S. gr. 8.) 1/6 Thlr. ♂

Periodische Literatur (1865).

„Schlesische Provinzialblätter. Hrsg. v. Th. Oelsner." N. F. 4. Jahrg. Breslau. Trewendt. März. April: J. Preis, Oberschles. Sitt. u. Gebräuche zur Saatzeit, bei d. Ernte, bei Erntefesten u. and. Gelegenh. d. Jahres. F. W. Jäckel, Ringwälle, Steinwälle u. Heidenkirchhöfe, bes. in Schles. II. (m. 1 Holzschn. u. m. Nachträg. v. Prof. Sadebeck.) Licent. Aug. Swientek, d. sogen. Josephinisch. Curatien in Schles. u. Frdr. d. Gr. Arvin, d. Bad zu Königsdorff-Jastrzemb u. die v. dort versandte concentrirte Soole. Heinr. Gottwald, Antwort auf Hrn. Dr. Viol's Entgegnung. (Z. Analyse v. Liszt's Faustsymphonie.) Sander, d. Feuerlösch- u. Rettung-Einrichtgn. Breslau's. Fortsetzung. Marie R., 's Mariele. Schles. Begebh., der Mariele's Tochter, e. 90jähr. Landfrau nacherzählt. v. Blacha, Carl Friedenthal. (Nekrol.) Ein hundertj. Jubiläum (Beccaria-Hommel). C. Wolf, der Ottenstein (Sage). H. Fritsche, der Schlaftrunk. (In der Schneekoppenherberge.) Räthsel. Für Numismatiker. Blumenlese. A. Tiede, Göthe in Schlesien. — H. S., Hochzeitsgebräuche in Preuß.-Schlesien. Th. Oelsner, 50 schles. Gnadenbilder u. Wallfahrtorte. E. Wahner, der Volkoweg, Fürstenweg oder die Kaiserstraße bei Oppeln. Volko, d. Pacht auf gemeinschaftl. Ernte. Ein Capitel z. wirthsch. Zeitthema. Nebst Contracts-Schema v. Graf v. Hoverden-Hünern. Volko, über Begriff und Name „Mittelschule" und „Bürgerschule." Bemerkgn. üb. d. Ersatzwes. u. d. Geist der preuß. Armee von 1806/7 u. d. Ersatzwes. derselben nach 1813. Zu Rob. Schlehan's Lebensgesch., aus sm. hdschr. Nachlasse. Das Breslauer Appellationsgericht im Nachtwächterbesoldungsstreite. Frdr. Zeh, die Obstinaten; ein heimatl. Geschichtsbildch. K. Nickisch, eine Naturdichterin. Nekrolog der Webers-

frau Schubert. Zur Rübezahl-Sage. Schles. Räthsel. Ein Brief Joseph Haydn's. Aus Rob. Weigelt's Autographenschatze. Briefe aus Breslau nach Petersburg. 1. — Fragen, Anregungen, Antworten. Literatur-Blatt. Kunstblatt. Chronik und Statistik. Briefkasten. Beilage.

Ahlemann, Kgl. preuß. Oberförst. zu Wichertshof, die Nadelholzbestände d. Oberförsterei **Guttstadt** im Reg.-Bez. **Kgsbg.** u. ihre Verjüngung. [Forstl. Blätter hrsg. von Grunert. 9. Hft. S. 112—133.]

Das **Remoniner** Hoch-Moor. [Das Ausland. No. 9. S. 205—7.]

Zur Topographie **Braunsbergs**. [**Braunsbg. Kreisbl.** 1865. No. 4 (Beil.) 14 (Beil.) Fortsetzung von 1864. No. 12. 16. (cf. 18.) 19. 22. 26. 27. 34. 36. 40. 43. 45. 54. 56. 57. 62. 63. 68. 71. 79. 84. 93. 105.

Prof. **Schulz** „über Schinkel und seine Beziehung zu **Danzig**." Vorl. geh. z. Besten d. Klein-Kinder-Bewahranstalten im Gewerbhause z. Danzig. [Ref. **Danz. Ztg.** No. 2840.]

Geschäftsthätigkeit d. Kgl. Commerz- u. Admiralitäts-Collegii zu **Danzig** im Geschäftsj. 1863. [Ztschr. f. das gesammte Handelsrecht hrsg. v. **Goldschmidt** und **Laband**. VIII, 1. S. 222—23.]

Die Feldpredigten in **Danzig**. [Illustr. Ztg. No. 1137.]

Naturforschende Gesellsch. z. **Danzig**. Jahresber. d. bish. Dir. Dr. **Liévin** abgestatt. in d. ord. Versamml. v. 4. Jan. 1865. [**Danz. Ztg.** No. 2816.] Sitzung am 12. Apr. (Dr. **Bail** ref. üb. C. Ritter v. Ettinghausen, „d. Farnkräuter der Jetztwelt z. Untersuchg. u. Bestimmg. der vorweltl. Arten nach dem Flächenskelett" ein Prachtwerk ($33^{1}/_{3}$ Thlr.) u. schließt daran e. Vortrag üb. d. jetzt lebend. Farnkräut. m. Bezug auf d. Vertretg. derselben in unserer Provinz.) [**Danz. Ztg.** No. 2988. Beil.]

Die Paramente der St. Marienkirche zu **Danzig**. Referat üb. **Hinz'** Vorl. am 25. Jan. 1865 im Saale des Gewerbhauses. [**Westpr. Ztg.** No. 22.]

Kurze Nachrichten über die evang. Gemeinde zu **Frauenburg** in Ostpreußen. [Allg. Kirchen-Ztg. No. 24. S. 185—188.]

Aus dem Ermlande. (Ueber d. Brandunglück der Stadt **Heilsberg** u. e. Beitrag z. Gesch. d. **Heilsberger Rathhauses** aus dem (leider nur bis z. preuß. Occupation fortgeführten) **Hausbuche der Pfarrkirche zu Heilsberg**. [**Braunsb. Kreisbl.** No. 21.]

Handels- und Schifffahrtsgebräuche in **Königsberg** veröffentl. vom Vorsteher-Amt der Kaufmannsch. am 4. Febr. 1863. [Zeitsch. f. d. gesammte Handelsrecht. VIII, 1. S. 125—134.]

Die Fresken in der Aula der **Universität**. Corresp. aus **Königsberg**. [Die Dioskuren. No. 6. S. 47.]

Zacher, Prof., Mittelalterl. Heilvorschriften geg. Aussatz u. Stein. Mitgetheilt aus d. Codex manu scriptus d. **Königl. Bibliothek** zu **Königsberg** No. 106 alten Bestandes, Blatt 174b. u. 175a. [**Archiv f. pathol. Anat. u. Physiol. u. f. klinische Medicin hrsg. v. Virchow.** 32. Bd. 3. Hft. S. 398—400.]

Heermann, evang. Pfarr. zu Neuteich, die Arbeiterfrage in unserm Kreise. Vortrag gehalt. in d. Sitzung des **landwirthsch. Vereins zu Neuteich**. [**Danz. Ztg.** No. 2831.]

R. Bergau, die Kirche zu **Pr. Stargardt**. [**Danz. Dampfboot** No. 43.]

(**Hipler**) Der heilige **Adalbert** als Liederdichter. [**Katholisch. Kirchenbl.**, zunächst f. d. Diözesen Culm und Ermland red. v. Dr. Redner. N. F. des kath. Wochenbl. 1. Jahrg. Nr. 14. S. 105—108.]

Ueber die Münzen des Markgrafen **Albrecht**, letzten Hochmeisters und ersten Herzogs in Preußen. [**Voßberg** in den Mémoires de la siciété impériale etc. par Köhne. T. VI. S. 383 ff.]

Schaumünzen Markgraf **Albrechts**, Herzogs in Preußen. Von Dr. jur. J. R. Erbstein. [Anzeiger f. Kunde deutscher Vorzeit. No. 3. 4.]

Biographische Bilder. **Friedrich Aug. Gotthold**. [Pädag. Archiv hrsg. v. Langbein. 7. Jahrg. No. 3. S. 176—194.]

R. Philippi, der Briefmaler **Hans Hennenberger**. Ein Bild aus dem Kunstleben **Königsbergs**. [Die Dioskuren No. 5. ff. vgl. N. Pr. Prov.-Bl. 3. F. 1864. 3. Hft.]

Drei Distichen von Herbart, (mitgeth. v. **Marotzki**, protest. Predig. in Manchester, in dessen Stammbuch sie Herbart vor sm. Weggange von **Kgsbg.** nach Göttingen schrieb. [Zeitschrft. f. exacte Philos. Bd. V. Hft. 3. S. 312.]

(Zur Biogr. Dr. **Joh. Jacoby's**, geb. 1. Mai 1805 in **Kgsbg.**) [**Preuß. Litt. Ztg.** No. 101. Beil.]

Der Königsberger Philosoph. [Europa No. 5.]

Ueber Kant's Religionsphilosophie. Von Ch. A. Thilo. [Zeitschrift f. exacte Philos. V, 3. S. 276—312.]

Eine Rede **Lobecks**. [Die Grenzboten. No. 8.]

Aus **Lobecks** deutschen Uebersetzungen (Fragmente aus Aeschylos u. Theocrit) mitgeth. von Dr. **E. Grosse**. [Philologus. XXII, 2. S. 347—369.]

Gustav Radde's (eines **Danzigers**) Reise in Swanetien, (nach e. Briefe desselben im Bulletin de la Société Impériale des Naturalistes de Moscou. 1864. No. III.) [Nordische Revue; hrsg. v. Wolfsohn. III, 3. S. 377—378.]

Ludwig Rosenfelder (Biogr. mit photogr. Portr.) [**Kgsbg. Kunstblatt.** No. 19.]

Arthur Schopenhauer. Von □ [**Danz. Ztg.** No. 2916.]

Petzholdt, Dr. J., Zur Litteratur üb. **Friedrich v. d. Trenck.** (geb. zu **Königsberg**. 16. Febr. 1726.) [Petzholdt's N. Anzeiger f. Bibliogr. u. Bibliothekwissensch. Hft. 4. (252.) S. 97—104.]

Zwischen zwei Gelübden. Histor. Novelle (aus der altpr. Gesch. z. Zeit der russisch. Invasion.) **Pr. Litt. Ztg.** No. 1—16. Feuilleton.)

Ein altpreußisches Drama; mitgeth. v. **F. Lichterfeld.** [Recensionen und Mittheilungen üb. Theat. u. Musik No. 2.]

Z.

Friedrich der Grosse als Mensch und Staatsmann.

Ein Charakterbild

von

Hugo Senftleben.

(Schluß.)

IV.

Am 28. Mai schreibt Friedrich an D'Argens: „Eine sanfte Stille findet sich in meiner Seele wieder ein und das Gefühl der Hoffnung, von dem ich seit sechs Jahren Abschied genommen hatte, tröstet mich für Alles, was ich bisher gelitten habe. Denken Sie nur an unsere Lage. Der Staat lag in den letzten Zügen, wir warteten nur auf die letzte Oelung, um den letzten Seufzer auszuhauchen. Jetzt habe ich zwei Feinde vom Halse und meine Armee wird zu ihrem rechten Flügel 20,000 Russen, zu ihrem linken 20,000 Türken erhalten. Das sind also zwei Kaiser, die mir als Kapläne assistiren werden, eine Messe vor der Königin von Ungarn zu lesen und sie zur Absingung eines de profundis „aus tiefer Noth schrei ich zu dir" zu zwingen. Doch das ist Scherz; im Grunde meines Herzens rufe ich mit den Weisen aus: o Eitelkeit! Eitelkeit! Alles ist eitel! Alle politischen, ehrgeizigen und eigennützigen Possen müßten so hinfällige Wesen, wie wir sind, nicht in Bewegung setzen. Allein Vorurtheile und Täuschungen regieren die Welt und ob wir gleich wissen, daß es nach einer kurzen Pilgerschaft um unser Leben gethan sein wird, so können wir einen heimlichen Trieb, der uns für Ruhm und Ehre empfänglich macht, nicht ganz los werden. Ich beichte ihnen aus dem Innersten meines Herzens, mein lieber Marquis." Wem fällt bei diesen Worten nicht der Ausspruch eines französischen Naturforschers*)

*) Le grand mérite est toujours probe. Flouens.

ein: „Das große Verdienst ist stets ehrlich." Der tiefe Zug der Wahrheit in ihm, so rauh und bitter sie sich oft äußerte, ließ diesen König triumphiren. Schon verfinsterte sich wieder sein Horizont. Die russische Kaiserin erdrosselte ihren Gemahl und hob das preußische Bündniß auf. Lord Bute schloß am 2. December zu Fontainebleau die Friedenspräliminarien mit Frankreich. Am 6. schrieb Friedrich an die Herzogin von Gotha, eine selten begabte und hochherzige Frau, die zu seinen aufrichtigsten Bewunderern gehörte: „Die Herren Engländer verrathen mich nun vollends, der arme Mitchell ist vom Schlage gerührt worden, es ist dies ein entsetzlicher Umstand, allein ich werde nicht mehr darüber sprechen." Am 11. December schreibt er wieder: „Ich bin der einzige von den Verbündeten Englands, dessen Interesse es aufopfert; denn die Franzosen sind im Begriff, sich in den Besitz des Herzogthums Cleve zu setzen und Herr Bute unterhandelt nach allen Seiten hin um mir Feinde zu erwecken und mich zu einem erniedrigenden und nachtheiligen Frieden zu zwingen. Sie werden der Prinzessin von Wales nicht so herbe Wahrheiten sagen können, ohne daß sie sich dadurch verletzt fühlen dürfte: deßhalb halte ich es für das Beste nicht davon zu sprechen, um so mehr, als die Interessen Deutschlands und die der protestantischen Religion Argumente sind, auf die der verwünschte Bute Nichts giebt. Er hat sogar erklärt, man müsse als Grundsatz aufstellen, daß England bei jeder Gelegenheit seine Alliirten dem National-Interesse aufopfern müsse." Aber Oesterreichs Finanzen waren erschöpft und es verlangte auch nach dem Frieden. Friedrich selbst schildert die Situation in der Geschichte des 7jährigen Krieges (l. c. VI. S. 11). „Soviel Mangel an Vertrauen und offene Verrätherei hatten alle Bande zwischen Preußen und England gebrochen; auf diese Allianz, die das gegenseitige Interesse gebildet hatte, folgte die lebhafteste Feindschaft und der heftigste Haß, der Art, daß der König auf dem Schlachtfelde allein blieb wie ein Held, ohne daß in der That Niemand ihn angriff, aber auch Niemand da war um ihn zu vertheidigen."

Schon im December (1762) traten Herzberg von preußischer, Collenbach von österreichischer und Fritsch von sächsischer Seite auf dem Jagdschloß Hubertusburg zum diplomatischen Congreß zusammen. Collenbach wollte wegen der kleinen, aber wichtigen Festung Glatz brechen. Er bezahlte seine Rechnungen und ließ den Reisewagen schmieren. Der Preuße

sagte ihm lachend adieu! Da unterschrieb der Oesterreicher und fiel ihm um den Hals. — Was hatte der siebenjährige Krieg für unser Vaterland für Folgen? Lesen wir Friedrichs Gemälde seines Zustandes, wie er es in der Geschichte seiner Zeit giebt:*) „Diese Ruhe war für Preußen noch nothwendiger, als für den Rest von Europa, weil es fast allein die Last des Krieges getragen hatte. Man kann sich diesen Staat nur unter der Form eines Menschen denken, der mit Wunden übersäet, durch Blutverlust geschwächt und nahe daran ist, unter dem Gewicht der Leiden zu erliegen; es waren ihm Schonung nöthig, um sich wieder zu erholen, Stärkungsmittel um ihm seine Kräfte wiederzugeben und Balsam um seine Wunden zur Heilung zu bringen. Unter diesen Verhältnissen hatte die Regierung kein anderes Beispiel zu befolgen, als das eines weisen Arztes, welcher mit der Hülfe der Zeit und gelinden Medikamenten die Kräfte eines erschöpften Körpers wiederherstellt. Diese Betrachtungen waren so mächtig, daß die innere Regierung des Landes meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Der Adel war in einem Zustande der Erschöpfung, die niederen Volksklassen ruinirt, viele Dörfer verbrannt, viele Städte theils durch Belagerungen, theils durch die Brandstiftungen des Feindes zerstört. Eine vollständige Anarchie hatte jede polizeiliche und staatliche Ordnung über den Haufen geworfen, die Finanzen waren in großer Verwirrung, mit einem Wort, die Verwüstung war eine allgemeine. Man füge zu so vielen Schwierigkeiten noch den Umstand, daß die alten Rathgeber und Finanzbeamten im Laufe des Krieges gestorben waren und daß ich sozusagen allein und ohne Gehülfen, gezwungen war neue Subjekte zu wählen und sie zugleich für die Aemter, zu denen ich sie bestimmte, auszubilden. Die Armee befand sich in keinem bessern Zustande, als der Rest des Volkes. In 17 Schlachten war die Blüthe der Offiziere und Soldaten getödtet, die Regimenter waren zerrüttet und zum Theil aus Deserteuren und Kriegsgefangenen zusammengesetzt.**) Die Ordnung war fast verschwunden, die Disciplin bis zu einem solchen Grade gelockert, daß unsere

*) Avant propos des Mémoires depuis 1763—1775. S. 4.

**) (S. 91.) „In den Infanterie-Regimentern gab es nicht mehr als 200 Leute, welche beim Anfang des Krieges gedient hatten. Es gab Bataillons, die nicht mehr als 8 dienstfähige Offiziere hatten."

alten Infanteriekorps nicht mehr als eine junge Miliz zu bedeuten hatten. Man mußte also daran denken, die Regimenter zu rekrutiren, Ordnung und Disciplin wiederherzustellen, vor allem die jungen Offiziere durch den Stachel des Ruhmes zu beleben um dieser erniedrigten Masse ihre alte Energie wiederzugeben."

Welche Aufgabe fiel dem bereits hinfälligen Manne zu Theil! Hören wir „des alten Fritz" eigene Betrachtung darüber: Soviel mühevolle Feldzüge, welche mein Temperament abgenutzt hatten (usé mon tempérament) und mein vorgerücktes Alter, das mich seine Schwächen fühlen machte, ließen mich das Ende meiner Laufbahn als nahe voraussehen und mich ahnen, daß die einzigen Dienste, welche ich noch dem Staate leisten könnte, darin bestehen würden, durch eine weise und thätige Verwaltung die Uebel auszulöschen, welche der Krieg in allen Provinzen der Monarchie verursacht hatte." Er war jetzt 51 Jahre alt, noch 23 sollte er leben. Die Schwächen des Greisenalters blieben ihm physich und geistig nicht erspart, sollte er doch ein ganzes Menschenleben durchkosten! Er der sonst soviel Genuß an Musik und Schauspiel gefunden, ging von nun an nie ins Theater. Als er am 30. März 1763 nach Berlin kam, suchte er dem Jubel des Volkes auszuweichen, er befahl die Aufführung des Tedeum von Graun in der Charlottenburger Schloßkapelle vorzubereiten. Nach einigen Tagen fuhr er hinaus, trat allein ohne alle Begleitung in den heiligen Raum und gab das Zeichen zum Anfang. Als die Singstimmen mit den Worten des Lobgesanges einfielen, soll er das Haupt in die Hand gestützt und geweint haben. Immer isolirter wurde der alte Mann. Schon im nächsten Jahre (1764) verließ ihn D'Argens, der bei ihm in Potsdam gewohnt hatte, um in seine Heimath nach der Provence zurückzukehren, da seine Gesundheit nicht mehr das nördliche Klima vertrug. Der liebenswürdige Italiener Algarotti, dessen Umgang der König besonders gern gehabt, starb in demselben Jahre, 1766 starb die Frau von Camas, geborne von Brand, die „liebe gute Mama," wie Friedrich sie nannte, Gemahlin des Obersten Camas, der ihn in der Kriegskunst unterrichtet und mit ihm als Kronprinz in einem sehr freundlichen Verkehr gestanden hatte. Die Frau von Camas war später Oberhofmeisterin von Friedrichs Gemahlin, während des 7jährigen Krieges schüttete er ihr oft in Briefen

sein Herz aus, er schätzte sie als eine besonders kluge Frau. Bei seiner Rückkehr gab er ihr eine Wohnung im Berliner Schloß und besuchte sie da oft „in ihrem Paradiese," wie er es nannte. 1773 starb der Baron de la Motte Fouqué, der Großmeister jenes in Rheinsberg gestifteten Bayardordens, in dem Friedrich den Namen le Constant, „der Beständige" führte, Fouqué „le Chaste" „der Keusche" hieß. An diesem letzten Jugendfreunde hing Friedrich mit der rührendsten Treue und Sorgfalt, für alle Lebensbedürfnisse des Kranken, Speise und Trank, bequeme Equipage und Lekture sorgte er jahrelang. Am 26. April 1768 schreibt er ihm: „S'il y a quelque chose à votre service, vous n'avez qu' à dire un mot; tout ce qui dépend de moi, se fera."*) Er läßt ihn nach Sanssouci holen, geht mit ihm spazieren oder läßt den Kranken in einen Rollstuhl fahren und geht nebenher; er besucht ihn in Brandenburg, erzählt ihm die Neuigkeiten der großen Welt und verlebt Tag und Nacht bei dem Freunde, wie wenn er bei ihm zu Hause wäre. Auch Lord Keith, der Bruder des gefallenen Feldmarschall, erfreute sich der ganzen Sorge des königlichen Freundes, er ließ ihm neben Sanssouci ein Haus bauen und hier im „Kloster," wie es scherzweise genannt wurde, kamen die Greise im vertrautestem Umgange zusammen. Keith sprach vom Könige als von seinem „Pater Abt," er selbst wurde allgemein nur „der Freund des Königs" genannt. Es war keine lodernde Flamme mehr, an der sich Friedrichs lebhafte Seele wärmte, aber es war in diesen freundlichen Beziehungen doch noch das ruhige Feuer großdenkender, mit der Welt vertrauter und einander hochschätzender Männer.

Von diesem Kreise galt Goethe's Wort:

Der Jugend Nachtgefährt' ist Leidenschaft,
Ein wildes Feuer leuchtet ihrem Pfad;
Der Greis dagegen wacht mit hellem Sinn,
Und sein Gemüth verschließt das Ewige.

Eine der ersten Regierungssorgen des Königs nach dem 7jährigen Kriege war die Verbesserung des Elementarschulwesens. Schon am 12. August 1763 erschien das General-Land-Schul-Reglement. Darin heißt es:

„Demnach wir zu unserm höchsten Mißfallen selbst wahrgenommen,

*) Vehse l. c. IV, S. 178.

daß das Schulwesen und die Erziehung der Jugend auf dem Lande bisher in äußersten Verfall gerathen, und insonderheit durch die Unerfahrenheit der mehrsten Küster und Schulmeister die jungen Leute auf den Dörfern in Unwissenheit und Dummheit aufgewachsen: so ist unser so wohl bedachter als ernster Wille, daß das Schulwesen auf dem Lande in allen unsern Provinzen auf einen bessern Fuß als bishero gesetzet und verfasset werden soll. Denn so angelegentlich wir nach wiederhergestellter Ruhe und allgemeinem Frieden das wahre Wohlsein unserer Länder in allen Ständen uns zum Augenmerk machen, so nöthig und heilsam erachten wir es auch zu sein, den guten Grund dazu durch eine vernünftige sowohl als christliche Unterweisung der Jugend zur wahren Gottesfurcht und andern nützlichen Dingen in den Schulen legen zu lassen. Diesem nach befehlen wir hierdurch und kraft dieses aus höchsteigener Bewegung, Vorsorge und landesväterlicher Gesinnung zum Besten unserer gesammten Unterthanen allen Regierungen, Consistoriis und übrigen Collegiis unsres Landes, welche dazu ihres Ortes alles inskünftige darnach einzurichten, damit der so höchst schädlichen und dem Christenthum unanständigen Unwissenheit vorgebeuget und abgeholfen werde, um auf die folgende Zeit in den Schulen geschicktere und bessere Unterthanen bilden und erziehen zu können."

Zu diesem Zwecke wurde den Eltern aller Kinder vom 5. bis 14. Lebensjahre die Verpflichtung auferlegt, dieselben zur Schule zu schicken, damit sie „nicht nur das nöthigste vom Christenthum gefaßt haben und fertig lesen und schreiben, sondern auch von demjenigen Red' und Antwort geben können, was ihnen nach den verordneten Lehrbüchern beigebracht werden soll."*) Es scheint, daß man dem großen Könige mit Unrecht zum Vorwurf gemacht hat, er habe seine invaliden Soldaten für Schulmeisterposten bestimmt. Wahrscheinlich beruht die Anstellung derselben auf dem Mißverständniß der Behörden. Eine Resolution an das Pommersche Consistorium vom 9. Juli 1758 erklärt wenigstens in dieser Beziehung ausdrücklich: „Auf Euren unterthänigsten Bericht vom 22. m. p. worinnen Ihr wegen der Küster und Schulmeister, ob solche zu denen kleinen, mit

*) Fern, Gesch. Friedr. d. Gr. I, S. 331.

Invaliden zu besetzenden Bedienungen mitzurechnen sind, oder nicht? unterthänigste Anfrage bei uns gethan, dienet Euch hiermit zur gnädigsten Resolution, daß die Absicht des unterm 24. April c. ergangenen Circularis sich nicht auf die Schulmeister und Schulhaltende Küster miterstrecke; sondern nur blos auf solche Bedienungen gehe, welche von unserem jure patronatus abhangen und wozu die zu placirende Invaliden die erforderliche Tüchtigkeit haben."

Im Jahre 1770 schrieb Friedrich eine besondere Abhandlung über Erziehung, worin er eine genaue Kenntniß dessen, was noch für den Volksunterricht zu thun war, entwickelte. Das Hauslehrerunwesen seiner Zeit, die Gedächtnißquälerei der Jugend, der Schulpedantismus, die geringe Aufsicht und die Rohheit der Studenten, wie die Gewissenlosigkeit einzelner Lehrer auf den Universitäten, die Verzärtelung und Verweichlichung des ganzen modernen Geschlechts sind die Mängel, welche er speciell aufzählt. Die Bedürfnisse des Unterrichts auf den Universitäten waren seinem leuchtenden Verstande vollkommen klar. Er sah schon damals, daß nicht die Ueberlieferung trüber dogmatischer Lehren, sondern exacte, vorurtheilsfreie Forschung ihre Aufgabe sei. An den Rand eines Berichtes, den ihm der Cultusminister von Fürst einreichte, schrieb er mit schlagender Kürze: „Die Professores Müssen in der Medicin besonders bei des borhavens Metode bleiben, in der Astronomie Nowton, in der Metafisik Loc, in den historischen Kentschaften die Metode des Tomasius Folgen; im übrigen wirdt eine Vissitation vihlen Nutzen haben, wenn sie einen geschickten Menschen Comitirt wirdt." Als mustergiltigen Grundsatz für eine edle Erziehung muß man die Worte anerkennen, welche sich in der Instruktion des Königs für den Major Borke, den Erzieher des jungen Thronfolgers Friedrich Wilhelm finden: „Man muß ihm vor Allem keinen Wind in den Kopf setzen (mettre du vent en tête) und ihn ganz einfach erziehen. Er soll verbindlich gegen Jedermann sein und wenn er eine Unart gegen einen begeht, so soll der sie ihm sofort verweisen. Er soll begreifen lernen, daß alle Menschen gleich und daß die Geburt nichts als eine Chimäre ist, wenn sie nicht durch das Verdienst unterstützt wird." Seine hohe Anschauung von dem Werthe der Wissenschaft als Erzieherin der Menschheit spricht Friedrich in einer Abhandlung aus, die er am 27. Januar 1772

der Akademie vorlegen ließ:*) „Wenn die Geschichtsschreiber die Lehrer der Staatsmänner sind, so sind die Dialektiker die Zerstörer des Irrthums und des Aberglaubens; sie haben bekämpft und zerstört die Chimären geistlicher und weltlicher Charlatane. Ohne sie würden wir vielleicht noch wie unsere Vorfahren phantastischen Gottheiten Menschenopfer bringen und das Werk unserer Hände anbeten; zum blinden Glauben verpflichtet, dürften wir vielleicht noch keinen Gebrauch von unserer Vernunft in Dingen, die uns am wichtigsten sind, machen. Wir würden, wie unsere Väter, um Geld Pässe für das Paradies und Ablaßbriefe für Verbrechen erkaufen. Die Schwelger würden sich ruiniren um nicht in das Fegefeuer zu kommen, wir würden noch Scheiterhaufen errichten, um diejenigen zu verbrennen, deren Meinungen nicht die unsrigen sind, an die Stelle der Nothwendigkeit tugendhafter Handlungen würden leere Kunstgriffe treten, und kahlgeschorne Spitzbuben würden uns im Namen der Gottheit zu den scheußlichsten Missethaten antreiben." Des einzigen Königs unauslöschlicher Haß gegen priesterliche Intoleranz ist bekannt, nur pfäffische Rache oder blinder Unverstand, der die Empfindungen in seiner großen Seele nicht nachlesen kann, können ihm den Vorwurf der Gottlosigkeit machen. Friedrich war Humanist und, nachdem er sich lange und ernst mit pantheistischen Zweifeln getragen, bekannte er einen reinen Deismus. In seiner Vorrede zu dem Abriß der Kirchengeschichte von Fleury,**) einem Buche, das bald nach seinem Erscheinen im Jahre 1766 in Bern öffentlich verbrannt worden war, finden sich zwei Stellen, die für seinen kirchlichen und religiösen Standpunkt im reifern Alter monumental genannt werden müssen:

l. c. S. 143 heißt es: „Wer sieht nicht, wenn er diese Geschichte der Kirche durchläuft, daß sie das Werk der Menschen ist? Welche klägliche Rolle lassen sie Gott spielen! Er sendet seinen einzigen Sohn in die Welt; Dieser Sohn ist Gott; er opfert sich selbst um sich mit seiner Creatur zu versöhnen; er macht sich zum Menschen um das verderbte Menschengeschlecht zu bessern. Was folgt nun einem so großen Opfer? Die Welt bleibt ebenso verderbt, wie sie vor seiner Ankunft gewesen ist. Der Gott,

*) Discours de l'utilité des sciences et des arts dans un état. Oeuvres complètes IX.

**) Oeuvres complètes VII.

der sagte: Es werde Licht! und es ward Licht, er sollte sich so ungenügender Mittel bedienen um zu seinen anbetungswürdigen Zielen zu gelangen! Ein einfacher Akt seines Willens genügt, um das moralische und physische Uebel aus dem Universum zu verbannen, um den Glauben den Nationen einzuflößen, den er für gut hält und sie glücklich zu machen auf Wegen, die seine Allmacht ihm gewährt. Es sind nur engherzige und beschränkte Geister, welche Gott eine seiner verehrungswürdigen Vorsehung so unwürdige Handlungsweise zuzutheilen wagen, indem sie ihn auf dem Wege der größten Wunder ein Werk unternehmen lassen, das ihm nicht gelingt. Dieselben Menschen, welche vom höchsten Wesen so unzusammenhängende Ideen haben, führen bei jedem Concil neue Glaubensartikel ein. Das Eigenthümliche der Werke Gottes ist ihre Beständigkeit; das Eigenthümliche der menschlichen Werke ist ihre Abhängigkeit von Wechseln. Wie kann man Meinungen für göttlich halten, welche sich erst nach und nach bilden, denen man bald etwas zufügt, bald davon abzieht, und die sich nach dem Willen und den Interessen der Priester ändern? Wie kann man an die Unfehlbarkeit derjenigen glauben, die sich Stellvertreter Jesu Christi nennen, wenn man sie nach ihren Sitten für Stellvertreter jener unheilstiftenden Wesen halten muß, welche, wie man sagt, die Höhlen der Finsterniß und Verdammniß bevölkern? — Mit einem Wort, die Geschichte der Kirche bietet uns das Werk der Politik, des Ehrgeizes und des priesterlichen Interesses; statt darin den Charakter der Gottheit zu finden, bemerkt man darin nur einen frevelhaften Mißbrauch des höchsten Wesens, dessen sich die verehrten Betrüger wie eines Schleiers bedienen, mit dem sie ihre sträflichen Leidenschaften bedecken."

Derselbe Mann, der diese Worte auf dem Throne schrieb, duldete die Jesuiten in seinen Staaten, als der Pabst Clemens ihren Orden aufgehoben hatte. Er wachte, daß sie keinen Unfug trieben, aber er gewährte ihnen ein Asyl, so lange ihre Thätigkeit sich mit der öffentlichen Sicherheit und mit dem Glauben anders Denkender vertrug. Um ihrer Toleranz willen schätzte er die christliche und die protestantische Religion. Er schreibt: (l. c. S. 133) „Die Stiftung der christlichen Religion ist, wie die aller Reiche, von schwachen Anfängen ausgegangen. Ein Jude aus der Hefe des Volkes, dessen Geburt zweifelhaft ist, der mit den Abgeschmacktheiten

alter hebräischer Prophezeiungen die Vorschriften einer guten Moral vermischt, dem man Wunder zuschreibt, und der schließlich zu einem entehrenden Tode verurtheilt wird, ist der Heros dieser Sekte. Zwölf Fanatiker zerstreuen sich vom Orient bis nach Italien; sie gewinnen die Geister, durch die so gesunde und reine Moral, welche sie predigen; und wenn man einige Wunder ausnimmt, welche geeignet sind Leute von feuriger Einbildungskraft zu erschüttern, so lehren sie Nichts als den Deismus. —" Weiter sagt er: „Sieht man nur auf die plumpe Alltäglichkeit seiner Ausdrucksweise (Si l'on s'arrête aux bassesses grossières de style), so wird Martin Luther nur als ein aufgeblasener (fongueux) Mönch und ein barbarischer Schriftsteller eines wenig aufgeklärten Volkes erscheinen.*) Wenn man an ihm mit Recht Schmähungen und selbst zahllose Beleidigungen zu tadeln hat, so muß man doch in Betracht ziehen, daß diejenigen, für welche er schrieb, durch solche Verwünschungen angefeuert wurden und Beweisführungen nicht verstanden. Wenn wir aber das Werk der Reformatoren im Ganzen prüfen, so müssen wir zugestehen, daß der menschliche Geist ihren Arbeiten einen Theil seiner Fortschritte verdankt; sie haben uns von einer Zahl von Irrthümern befreit, welche den Geist unserer Väter beleidigten. Indem sie ihre Gegner vorsichtig machten, löschten sie neuen Aberglauben aus, der eben zur Blüthe kommen sollte; und weil sie verfolgt wurden, wurden sie tolerant. Unter dem geheiligten Asyl dieser Toleranz, welche in den protestantischen Staaten geübt wurde, hat sich die menschliche Vernunft entfalten können, haben Gelehrte die Philosophie cultivirt und haben sich die Grenzen unserer Kenntnisse erweitert. Hätte Luther nichts gethan, als die Fürsten und die Völker von der sklavischen Knechtschaft befreit, in der sie der römische Hof hielt, so hätte er verdient, daß man ihm wie dem Befreier des Vaterlandes Altäre errichtete, und hätte er nur die Hälfte des Schleiers, den der Aberglaube wob, zerrissen, welchen Dank wäre ihm nicht die Wahrheit dafür schuldig! Das kritische und strenge Auge der Reformatoren brachte die Väter des Tridentiner Concils zum

*) Offenbar war Friedrich nicht im Stande, Luthers Verdienst um die deutsche Sprache zu beurtheilen. Sein eigenes corruptes Deutsch ist ein trauriges Zeichen seiner auf diesem Felde vernachlässigten Erziehung.

Einhalten, als sie gerade daran waren, aus der Jungfrau die vierte Person der Dreieinigkeit zu machen; doch um sie zu trösten, gaben sie ihr den Titel der Mutter Gottes und Königin des Himmels."

Es war also nicht bloß politische Rücksicht, aus welcher er die Interessen der protestantischen Religion überall wahrnahm, sondern auch die Ueberzeugung von ihrer Vortrefflichkeit, wenn sie in ihrer ursprünglichen Reinheit gelehrt wird. Während des siebenjährigen Krieges beteten daher die puritanischen Geistlichen in den englischen Colonien Nordamerikas von der Kanzel für ihn als den Hort des protestantischen Glaubens. An die Unsterblichkeit der menschlichen Seele glaubte Friedrich nicht, auch darüber hat er sich in seinen Werken ausgesprochen. Er erkannte keine andere Unsterblichkeit des Menschen an, als die, welche sich in seinen Handlungen und deren Folgen nach seinem Tode äußert. Er war skeptisch, scharf, consequent und streng im Denken, Glauben und Handeln, von großem Verstande und darum nothwendig von großem Herzen; denn alle menschliche Intelligenz, soweit sie sich auf das Leben im Großen und Ganzen bezieht, ruht auf dem, was wir in unserer Berührung mit der Außenwelt empfunden haben. Großer Verstand wird nur auf Kosten des Herzens, durch Akte der Entsagung und Selbstbeherrschung erworben. Der Genuß führt zur allmählichen Auflösung, mit jedem Pulsschlage kommen wir ihr näher, da Leben, wie Alexander von Humboldt gesagt hat, nichts als ein beständiges Eilen zu Tode ist. Wer die Unsterblichkeit gewinnen will, kann sie nur durch Weisheit erlangen, indem er sein Gefühl bemeistert, und nur wer darnach trachtet, erlangt Unsterblichkeit, wie schon Schiller singt:

„In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne."

Weil Friedrich den Ruhm, wie Cicero ihn definirt, „das einstimmige Urtheil aller gutgesinnten" (omnium bonorum consensus vera est gloria) liebte, darum ward er ihm. Wenige Jahre vor seinem Tode sagte der alte Fritz selbst einmal zu dem jungen General Rüchel: „Denk er nicht, ich habe immer so gesessen und gerufen: Ehre komme her, hier liegt der König von Preußen! Na, sieht Er wohl, ich habe mir den Wind um die Nase wehen lassen." *)

*) Ph. v. Rüchels militär. Biographie von Fried. Baron de la Motte Fouqué, I, 38, bei Häusser deutsche Geschichte vom Tode Friedr. d. Gr. bis zur Gründung des deutschen Bundes. I, 254.

Ein Fürst, der seine Unterthanen nicht auf den Himmel zu vertrösten vermag, wird, wenn er das Gebot des Christenthums „Du sollst Deinen Nächsten lieben wie Dich selbst" für den Kern aller Religion erklärt, natürlich ihr irdisches und materielles Wohlsein nach Möglichkeit zu fördern streben. Als nach der Mißernte des Jahres 1771 in Sachsen und Böhmen Hunderttausende vor Hunger starben, öffnete Friedrich seinen Unterthanen wieder seine Magazine und gab Brod und Saatgetreide zu mäßigen Preisen aber gegen die Verpflichtung der Rücklieferung her; 20,000 böhmischen und ebensoviel sächsischen Bauern eröffnete er, wie er in seinen Memoiren berichtet, eine Zufluchtsstätte auf preußischem Boden. Schon im Jahre 1763, als er bei seiner Anwesenheit in Pommern den traurigen Zustand der dortigen Bauern sah, versuchte er die Abschaffung der Hörigkeit. Er diktirte am 23. Mai dem Geh. Finanzrath von Brenkenhof*) 26 Punkte in die Schreibtafel zur Verbesserung der bäuerlichen Verhältnisse. „Es sollen" — so lautet einer dieser Punkte — „absolut und ohne das geringste Räsonniren alle Leibeigenschaften, sowohl in Königlichen, Adeligen, als Stadteigenthumsdörfern von Stund' an gänzlich abgeschafft werden und alle diejenigen, die sich dagegen opponiren werden, soviel möglich mit Güte, und wenn es nicht anders geht, mit force dahingebracht werden, daß diese von Sr. Majestät festgesetzte Idee zum Nutzen der ganzen Provinz ins Werk gerichtet werde." Allein weder mit Güte noch mit Gewalt drang der König durch. Die pommersche Ritterschaft unterzeichnete zu Demmin am 29. Juni 1763 eine Gegenvorstellung, in welcher sie ausführte, daß eine eigentliche Leibeigenschaft in Pommern nicht bestehe, die Aufhebung der Erbunterthänigkeit aber zur Folge haben würde, daß die Bauern die Güter verlassen und der König keine Rekruten mehr würde ausheben können, weshalb sie „unterthänigst bitten, sie bei ihren Privilegien zu schützen." In den neu erworbenen polnischen Landestheilen wurde indeß die Leibeigenschaft ohne Weiteres aufgehoben. Am 20. Februar 1777 erging ein Befehl an das General-Directorium „ohne Anstand zu verfügen, daß an allen Orten, wo es noch nicht geschehen, die unter den Aemtern stehenden Kammergüter den Unterthanen erblich und eigen-

*) Förster, l. c. S. 279.

thümlich übergeben werden, dergestalt, daß solche von den Eltern auf die Kinder kommen und diese hiernächst in dem Besitze ihres von dem Vater ererbten Gutes gelassen werden."

Wie der König auf der einen Seite die Lage der Bauern zu verbessern strebte, so ließ er es sich andererseits besonders angelegen sein, dem durch den Krieg sehr heruntergekommenen Grundadel Unterstützungen zu gewähren. Er hielt den Adel für allein befähigt, die Offizierstellen in der Armee, der Stütze des Staates, auszufüllen. Die Bravour seiner adeligen Offiziere im siebenjährigen Kriege und manche schlechte Erfahrung mit Einzelnen bürgerlichen Standes, die er gemacht, erzeugten in ihm das für seine Zeit allenfalls gerechtfertigte Vorurtheil, es bedürfe der Staat einer bevorrechteten Kaste. Er äußert sich in seinem Geschichtswerk folgendermaßen: „Um zu diesem für das Staatswohl so wesentlichen Grade der Vollkommenheit (militärischer Ausbildung nämlich) zu gelangen, hatte man das Offizierkorps von allen bürgerlichen (de tout ce qui tenait à la roture) Elementen gesäubert; diese Art von Subjekten warde in die Garnisonsregimenter gesteckt, wo sie wenigstens ebensoviel als ihre invaliden Vorgänger, die man auf Pension setzte, leisteten; und da das Land selbst nicht die hinlängliche Zahl von Edelleuten, deren die Armee bedurfte, lieferte, so engagirte man fremde aus Sachsen, Meklenburg und dem Reich, unter denen man einige gute Subjekte fand. Es ist darum nothwendig, daß man dieser Auswahl der Offiziere Aufmerksamkeit schenkt, weil der Adel für gewöhnlich Ehre hat. Man muß zugestehen, daß man zuweilen Verdienst und Talent bei Personen ohne Geburt findet; aber das ist selten. Findet man solche Leute, so muß man sie conserviren. Im Allgemeinen bleibt dem Adel kein anderes Mittel, als sich durch den Degen auszuzeichnen; verliert er seine Ehre, so findet er selbst im väterlichen Hause keine Zuflucht mehr; ein Bürgerlicher dagegen, wenn er die infamsten Gemeinheiten begangen hat, nimmt ohne zu erröthen das Gewerbe seines Vaters wieder auf und hält sich dabei nicht für entehrt."

V.

Der Gedanke eines militärischen Adels ist am präcisesten in einer Marginalresolution ausgedrückt, die der König auf die Eingabe eines Mannes schrieb, der im Civil wichtige Dienst geleistet hatte und als Lohn

dafür um den Adel bat: „Man wird nicht durch die Feder, sondern durch den Degen geadelt.“*) So lange nicht die Leute von der Feder auch das Schwert zu führen verstehen, wird dieser Satz seine Geltung behalten. Dabei war Friedrich aber weit entfernt den Adel etwa für eine höher organisirte Raçe zu halten. Am 28. Februar 1767 schrieb er an Voltaire: „Während des Krieges herrschte in Breslau eine ansteckende Krankheit und man begrub täglich sechs und zwanzig Personen. Eine gewisse Gräfin sagte damals: „„Gott sei Dank, der hohe Adel wird verschont, alles, was stirbt, ist nur Pöbel!““ Sehen Sie, so denken Leute von Stande; sie glauben aus edleren Theilen zusammengesetzt zu sein, als das Volk, das sie unterdrücken. So ist es beinahe von jeher gewesen!“ Es war allein die Staatsraison, welche ihn zu jener Zeit, den Adel als exklusiven Stand aufrecht erhalten hieß. Er duldete darum keine „Mesalliance.“ Als im Jahre 1765 der General von Dierecke für seinen Schwager von Grävenitz bat, daß er die Tochter des gräflich Hoym'schen Oberinspectors Glaser heirathen dürfe, resolvirte der König auf das Gesuch: „Fui, wohr er So was vohrschlagen Kann.“**) Auch den Verkauf der Rittergüter an Bürgerliche untersagte er mit der Zeit gänzlich, offenbar den Zug der Geschichte, die bereits der französischen Revolution zueilte, verkennend. Im Edikt vom 17. Februar 1762 befahl er noch: „Weil es bei jetzigen Kriegszeiten nicht so genau genommen werden kann, auch Personen bürgerlichen Standes während des Krieges zu gestatten, adlige Güter kaufen zu können, doch sollen diese dann wenigstens einen ihrer Söhne dem Militairstande widmen und hergeben und solchen dergestalt erziehen, das derselbe bei der Armee dienen und bei einer guter Conduite als Offizier mit employirt werden könne.“ Nach wiederhergestelltem Frieden wurden aber schon sämmtliche Regierungen und Justizkollegien angewiesen, sobald der Conkurs über ein verschuldetes, adeliges Gut eröffnet werden müsse, dafür zu sorgen, daß solches Gut dem jedesmaligen Besitzer, soviel es nur immer rechtlicher Art nach geschehen könne, erhalten würde; aber niemals von Personen bürgerlichen Standes, sondern nach

---

*) On ne devient annobli par la plume, mais par l'épée.

**) Vehse, l. c. IV, S. 337.

Vorschrift der Gesetze einzig und allein an Adelige verkauft würde. Um den Bürgerlichen die Lust Rittergüter zu kaufen zu verleiden, wurde ihnen die Patrimonialgerichtsbarkeit, der Zutritt zu den Land- und Kreistagen, das Kirchenpatronat vorenthalten, wozu der König hinzufügte, daß kein bürgerlicher Besitzer von dergleichen Gütern weder hohe noch niedere Jagd haben solle! Durch eine Cabinetsordre vom 17. Januar 1780 wurde bestimmt, daß die adeligen Gutsbesitzern gewährte Accisefreiheit, den bürgerlichen nicht zu Gute kommen solle. Endlich befahl der König durch eine Cabinetsordre vom 14. Juni 1785 „kein Mensch bürgerlichen Standes soll mehr die Erlaubniß haben, adelige Güter an sich zu kaufen, sondern alle Rittergüter sollen blos „für die Edelleute sein und bleiben.“ Die nächste Folge war, daß kein Mensch bürgerlichen Standes auf ein adeliges Gut selbst bei noch so großer Sicherheit Geld lieh, wodurch die Rittergüter mehr und mehr verschuldeten und herunter kamen. Ein, ursprünglich ebenfalls zur Unterstützung des Grundadels gestiftetes Institut, war die „Landschaft“ in den einzelnen Provinzen. Die Idee dieser ersten, in ihrem Geschäftsbetriebe nach der Natur der Sache noch sehr umständlichen, Bodenkreditvereine war schon im Jahre 1767 von dem berliner Kaufmann Behing*) dem Könige vorgelegt aber zurückgewiesen worden; im Jahre 1769 wurde sie jedoch realisirt. Die Memoiren Friedrichs sagen darüber Folgendes: „Zur Belohnung unterstützte der König den Adel durch beträchtliche Summen um seinen gänzlich gesunkenen Kredit wiederherzustellen, viele Familien, die vor dem Kriege oder durch ihn in Schulden gerathen waren, befanden sich auf dem Punkt bankerott zu machen; die Justiz gestand ihnen Moratorien (außergewöhnliche Zahlungsfristen) auf zwei Jahre zu, damit sie Zeit hätten, den Werth ihrer Ländereien wiederherzustellen und wenigstens im Stande wären, die Zinsen zu zahlen. Diese Moratorien vollendeten den Ruin des Kredites, den der Adel noch besaß. Der König, welcher sich ein Vergnügen und eine Pflicht daraus machte, den ersten und glänzendsten Stand des Staates zu unterstützen, bezahlte 300,000 Thlr. Schulden für den Adel, aber die Summe mit denen die Landgüter belastet waren, betrug 25 Millionen Thaler und man mußte wirksamere

*) Vergl. Roscher, Nationalökonomie des Ackerbaues.

Mittel ergreifen. Der Adel wurde versammelt und machte sich in Standschaften (en forme d'états) solidarisch für die Schulden, welche seine Mitglieder contrahirt hatten. Man creirte für zwanzig Millionen Papiere, welche in Cirkulation gesetzt in Verbindung mit 200,000 Thaler, die der König hergab, um die dringendsten Zahlungen zu leisten, in kurzer Zeit den verlorenen Kredit wiederherstellten; und 400 der ersten Familien dankten diesen heilsamen Maßregeln ihre Erhaltung. In Pommern und der Neumark war der Adel ebenso ruinirt, wie in Schlesien. Die Regierung bezahlte für ihn 500,000 Thaler Schulden, und fügte andere 500,000 Thaler hinzu, um seine Landgüter wieder in Stand zu setzen." Der Neumärkische Landschaftsverband wurde 1777, der pommersche 1780 gegründet, erst unter Friedrichs Nachfolger entstanden bekanntlich die übrigen. Es waren geniale staatswirthschaftliche Schöpfungen, die bis in die neueste Zeit von den andern europäischen Staaten nachgeahmt sind. Eine andere, bisher kaum in einem Staate übertroffene, in vielen nicht erreichte Institution zur Sicherung und Hebung des Grundkredites war das Hypothekenwesen, wie es durch die Hypothekenordnung von 1783 geschaffen wurde. Der Bodenbesitz, für jeden großen Staat und seine Bevölkerung der wichtigste, erlangte dadurch eine feste, gesetzliche Stellung, die Regierung aber einen werthvollen Maßstab zur Beurtheilung seines wirthschaftlichen Zustandes und seiner gewerblichen Bedürfnisse. Die dritte große Maßregel, welche Friedrich der Große im preußischen Staate begann, zur Entwickelung des Ackerbaues und die, namentlich für die bäuerlichen Besitzer von bedeutendem Werth wurde, war die Separation der Gemeindegüter und die Zusammenlegung einzelner Grundstücke. In der Geschichte seiner Zeit finden wir seine Ansicht darüber also gegeben: „Erst nach der Separation der Gemeinden begann der englische Landbau zu blühen. Jede monarchische Regierung, welche die in Republiken eingeführten Gebräuche nachahmt, verdient nicht des Despotismus angeklagt zu werden. Man ahmte also ein so löbliches Beispiel nach; man entsandte richterliche und landwirthschaftliche Commissarien, um sowohl die Weiden wie das Ackerland zu separiren, welche durcheinander lagen oder gemeinsam benutzt wurden. Zu Anfang stieß dieses Projekt auf große Schwierigkeiten, weil die Gewohnheit, welche die Königin dieser Welt ist, schrankenlos über beschränkte

Geister herrscht; aber einige Beispiele von derartigen Theilungen, die zur Zufriedenheit der Eigenthümer ausgeführt waren, machten auf das Publikum Eindruck und bald folgte man ihnen allgemein in allen Provinzen.

Was die volkswirthschaftlichen Ansichten und Maßregeln Friedrichs in Bezug auf Handel und Industrie anbetrifft, so muß man gegen dieselben tolerant sein. Er stand unter dem Einfluß der Ideen seiner Zeit. Das Merkantilsystem und die Orthodoxie der Handelsbilanz waren seine Führer. Er war Schutzzöllner und die endlosen Plackereien, welche die von ihm angestellten französischen Beamten, die der Volkswitz spottweise „Kaffeeriecher" nannte, ausgeübt haben, sind bekannt. Das Pasquill, auf dem er mit der Kaffeemühle zwischen den Knieen dargestellt wurde, ist ebenso bekannt. Friedrich erkannte, daß er sich in den Franzosen, die er angestellt, vergriffen habe und jagte sie fort, als er wahrnahm, daß sie das Volk chikanirten und bestahlen. Wie aber in allen Sachen, so hatte er auch in dieser logische, ins Detail und ins Große gehende, annähernd richtige Gedanken. Den Geheimen Rath Delaunay, der ihm 1783 eine Denkschrift überreichte, die Vorschläge zur Gewährung größerer Handelsfreiheit enthielt, beschied er zum andern Tage zu sich*) und theilte ihm in etwa folgenden Worten seine Ansichten mit; „der Boden in den Marken, Pommern und Preußen sei nicht ergiebig genug, noch immer müsse aus Polen Getreide und Vieh eingeführt werden, ebenso Oel, Wein und die überseeischen Produkte: Kaffee, Zucker, Gewürz, Baumwolle, wofür jährlich große Summen aus dem Lande gingen. Wollte ich nun, fuhr der König fort, meinen Unterthanen gestatten, fremde Fabrikwaaren, die freilich sehr nach ihrem Geschmack sein würden, einzuführen, was würde in kurzer Zeit, da der Luxus die Oberhand gewonnen, aus uns werden? Denn heut zu Tage will das geringste Dienstmädchen einen seidenen Faden an sich haben. Wir würden bald alles Geld ausgegeben haben, was wir für Leinwand und Holz, welches unsere einzigen Ausfuhrartikel sind, eingenommen haben würden. Ich muß also nothwendiger Weise auf die Bilanz Achtung geben und meine Hand öffnen, nicht um an die Ausländer baares Geld zu zahlen, sondern es von ihnen zu erhalten. Was Sie mir von Handel und In-

*) Förster, l. c. S. 284.

dustrie sagen, ist ganz gut, die Industrie ist die Säugamme eines Landes und der Handel die lebendige Seele eines Staates, allein dies findet nur in solchen Staaten statt, wo die Industrie die Grundveste des Handels und der Handel der Geschäftsmann der Industrie ist. Alsdann haben Sie Recht, alsdann ist der Wetteifer das beste Mittel zur Vervollkommnung des Gewerbfleißes. Aber hier zu Lande sind diese schönen Phrasen gestickte Röcke, die mich bald ins Spital bringen würden, denn die Industrie ist bei mir in vieler Hinsicht noch in der Wiege und der Handel in meinen Staaten ist bisher noch nichts weiter als der Handlanger des fremden Handels." Er erklärt den Industriellen seine besondere Gunst zuwenden zu wollen „denn," sagt er, „ich muß meinem Volke auf alle Fälle etwas zu thun geben und soviel ist doch gewiß, daß ein Fabrikant zweitausend Hände beschäftigen kann, wenn ein Handelsmann kaum zwanzig beschäftigt. Ich prohibire, soviel ich kann, die fremden Waaren, weil dies das einzige Mittel ist, daß meine Unterthanen sich dasjenige selbst machen, was sie nicht anders woher bekommen können. Ich gestatte ausschließlich Privilegien, weil mehrere Personen sich nicht mit einem und demselben Gegenstande hinlänglich beschäftigen können; finde ich, daß der Gewinn der Einzelnen zu ansehnlich wird, so hebe ich das Privilegium auf, damit Concurrenz entsteht. Ich habe einen schlechten Boden, also muß ich den Bäumen, die ich pflanze, mehr Zeit gönnen, um Wurzel zu schlagen und stark zu werden, ehe ich Früchte von ihnen verlangen kann. Lassen Sie das Volk über meine strengen Gebote schreien, und sorgen Sie dafür, daß kein Schmuggel stattfindet. Mein Volk muß arbeiten und würde faul werden, wenn die Industrie keinen sichern Absatz hätte." Erst damals entstanden durch Subvention der Regierung Ankerschmieden, Bandfabriken, Handschuhfabriken, Kattundruckereien, Wachsbleichen, Zuckersiedereien, Papiermühlen. Des Königs ins Einzelnste gehende Aufmerksamkeit ließ ihn natürlich manchmal zuweit gehen. Sein Eifer die Papierfabrikation in Aufschwung zu bringen, veranlaßte ihn zu dem folgenden Befehl vom 30. September 1780: „dann müssen es auch solche Leute sein, die mit dem Karren umherfahren und die Lumpen in den Städten und auf dem Lande einkaufen und den Leuten Schwamm dafür geben zum Feueranmachen, damit nicht soviele leinene Lumpen zu Zunder verbrannt werden." Das Streben nach baaren

Einkünften hatte schon 1740 dazu geführt, eine Lotterie in Berlin zu stiften; nach dem 7jährigen Kriege wurde das Lotto, die Zahlenlotterie, eingeführt und verpachtet. Dagegen soll der König abgeneigt gewesen sein Chausseen zu bauen,*) „damit die fremden Fuhrleute auf den schlechten Wegen desto länger liegen bleiben und mithin mehr verzehren müssen.“ Solche Züge verrathen, wie sehr auch der bedeutendste Mensch mit den Schwächen seiner Zeit zusammenhängt! Die Stiftung der Seehandlung im Jahr 1772, bei welcher Friedrich besonders die Förderung der Küstenschiffahrt im Auge hatte, war indeß wieder von einem hohen staatsmännischen Calkul eingegeben. Wie Cromwell durch seine Navigationsakte, so suchte der Preußenkönig durch diese vom Staat geleistete und unterstützte Handelsunternehmung den Holländern den Gewinn zu entreißen, den sie durch die Cabotage an fremden Küsten erlangten. Durch die Veruntreuung ihres ersten Chefs, eines altadligen Beamten, des Ministers von Görne, schien allerdings ein Mißlingen der Pläne, welche Friedrich hegte, bevorzustehen, doch hat sich später das Institut als ein für unser Vaterland sehr werthvolles erwiesen, wenn es auch gegenwärtig einer Reform bedarf. Gleich wichtig hätte die im Jahr 1751 in Emden, der Hauptstadt des damals zu Preußen gehörigen Ostfriesland, gestiftete asiatische Handelskompagnie werden können. Am 21. Februar 1752 ging von hier das Schiff „König von Preußen“ unter Segel, eine 36-Kanonenfregatte. Es machte in Canton gute Geschäfte, der 7jährige Krieg brachte jedoch die Sache zu einem frühen Ende. In seinen Memoiren hat sich Friedrich dahin ausgesprochen, daß es für Preußen unzweckmäßig wäre eine Kriegsmarine zu halten, so lange es nicht darin mit Staaten wie Dänemark, Schweden und Rußland rivalisiren könne. Er empfahl dafür alle disponiblen Mittel auf ein stets schlagfertiges Heer zu verwenden. Heute würde er anders urtheilen. Die Gründung der preußischen Bank war eine ebenso heilsame als kluge Finanzoperation, bei der der König mit seinem eigenen und dem Vermögen seiner Familie mitwirkte. Er spricht sich darüber in folgender Weise aus: „Der letzte Krieg hatte die Einwechselung des Geldes für den preußischen Handel unvortheilhaft gemacht, obwohl seit Abschluß des Friedens die schlechte Münze umgeprägt

*) Vehse, l. c. III, S. 299.

und auf den alten Fuß gesetzt war; nur die Gründung einer Bank konnte diesem Uebelstande abhelfen. Personen, die so mit Vorurtheilen erfüllt waren, daß sie diesen Gegenstand nicht richtig beurtheilen konnten, behaupteten, daß eine Bank sich nur in einem republikanischen Staate halten könne, daß aber Niemand zu der Bank in einer Monarchie Zutrauen haben würde. Das war falsch; denn es gab eine Bank in Copenhagen, eine in Rom und eine in Wien. Man ließ also dem Publikum Freiheit zu raisonniren und ging ans Werk. Nachdem man einen Vergleich zwischen den verschiedenen Arten der Banken angestellt hatte, um ein Urtheil darüber zu gewinnen, welche sich am besten für die Natur des Landes eignen würde, fand man die Girobank in Verbindung mit einer Lombardbank am angemessensten. Um sie zu errichten, zahlte der Hof 800,000 Thaler als Fonds für ihre Operationen ein. Anfangs erlitt die Bank einige Verluste und büßte Geld ein, sei es durch den Unverstand, sei es durch die Unredlichkeit ihrer Verwaltung. Seitdem aber Herr von Hagen ihre Direktion führte, stellte sich Genauigkeit und Ordnung bei ihr her. Man gab nicht mehr Scheine aus, als baare Fonds, um sie einzulösen, vorhanden waren. Außer dem Vortheil, welchen dieses Institut dem Handelsverkehr brachte, ergab sich noch eine andere Wohlthat für das Publikum daraus. In früheren Zeiten war es gebräuchlich gewesen, daß die Pupillengelder bei den Gerichten deponirt wurden und die Eigenthümer mußten während der Dauer der gerichtlichen Verhandlungen noch 1 Procent jährlich dafür zahlen. Seitdem wurden diese Summen bei der Bank deponirt, welche dafür 3 Procent gab, so daß die Pupillen auf diese Weise 4 Procent gewannen."

So sorgte der preußische Autokrat nach allen Seiten für die innern Zustände seines Landes nach bester Einsicht und mit energischem Willen, er gestattete wohl das Raisonniren, aber wer nicht sofort Ordre parirte, dem zeigte er den Krückstock. Dabei war er theilnehmend, dem Geringsten seiner Unterthanen zugänglich, ein patriarchalischer, eigensinniger, liebenswürdiger und sehr gescheuter alter Mann.

In der äußern Politik trat er nicht mehr mit der Keckheit und jenem herben Trotz auf, der ihm den Haß fast aller gekrönten Häupter Europas zugezogen hatte. Er war ein feiner Diplomat geworden, der mehr durch Unterhandlungen und Vermittelungen, als durch Drohungen wirkte. Seine

Personenkenntniß und seine Gabe Menschen zu behandeln und zu gewinnen ohne ihnen das Innere seiner Chamäleonsnatur zu offenbaren, unterstützten ihn dabei wesentlich. Die erste polnische Theilung war vorzüglich sein Werk. Sowohl die Vereinigung Preußens mit den westlichen Provinzen der Monarchie, als auch der Wunsch sich mit Rußland, das immer drohender in Polen auftrat, und einen gefährlichen Bürgerkrieg an seinen Grenzen nährte, auf einen guten Fuß zu stellen, waren seine Motive bei dem Plane, welchen er der Kaiserin Katharina durch seinen Bruder Heinrich vorlegen ließ. An Voltaire schrieb er darüber am 1. November 1772: „Wenn man durchschnittene und getrennte Besitzungen vereinigen kann, um aus seinem Lande ein Ganzes zu machen, so kenne ich keinen der Sterblichen, der nicht mit Vergnügen daran arbeiten würde. Bemerken Sie wohl, daß diese Angelegenheit ohne Blutvergießen abgegangen ist, und daß die Encyklopädisten in Paris nicht gegen die besoldeten Räuberbanden deklamiren, noch andere dergleichen Redensarten anbringen können, deren Beredsamkeit niemals Eindruck auf mich gemacht hat. Ein wenig Dinte mit Hilfe einer Feder hat Alles vollbracht und Europa wird pacificirt werden, zum wenigsten von den letzten Unruhen. Man mußte zu dieser Theilung schreiten, als dem einzigen Mittel Krieg zu vermeiden." Daß sich die neuen Landestheile unter seiner Herrschaft besser befanden, als unter der alten polnischen Wirthschaft, lehrt die Geschichte. Daß die Theilung aber ein einfacher Raub war, gesteht er selbst zu, wenn er in der histoire de mon temps von „Beraubungen, die an Polen verübt wurden" (dépouilles faites à la Pologne) spricht. Der Bromberger Canal, die Aufhebung der Leibeigenschaft, ein geordnetes Steuer- und Schulwesen schufen diese verwilderten Gegenden zu aufblühenden Landstrichen um. Den Vorschlag zu einer zweiten Theilung, welchen ihm Katharina's Minister und Günstling Potemkin machen ließ, lehnte er jedoch ab, keineswegs aus moralischen Skrupeln, sondern aus dem politischen Grunde die Russen nicht zu weit um sich greifen zu lassen und das unabhängige Polen als preußisches Getreide-Magazin benutzen zu können. Rußland fing ihm an gefahrvoll zu werden. „Preußen," sagt er, „fühlte noch die Schläge, die ihm Rußland in dem letzten Kriege beigebracht hatte; es stimmte gar nicht mit dem Interesse des Königs überein, an der Vergrößerung einer so

furchtbaren Macht selbst zu arbeiten. Es blieb nur ein doppelter Weg übrig, entweder dem Laufe ihrer unermeßlichen Eroberungen Einhalt zu thun, oder, welches das klügste war, auf eine geschickte Art zu suchen, ob man davon Vortheil ziehen könne." Die Theilung Polens hatte Rußland aber nur lüsterner gemacht, wie Friedrich bald merkte. „Preußen mußte fürchten," schreibt er, „daß sein Alliirter, der zu mächtig geworden war, ihm nicht mit der Zeit ebenso wie Polen Gesetze vorschreiben wolle. Diese Aussicht war ebenso gefahrvoll wie erschreckend.*)" Er wandte sich darum Oesterreich zu, als jedoch Joseph II. in jugendlichem Thatendurst Vergrößerungen seiner Länder auf Kosten des alten deutschen Reiches anstrebte, zeigte Friedrich ihm durch den bairischen Erbfolgekrieg, daß des alten Adlers Fittiche noch rüstig waren. Maria Theresia's Vermittelung gelang es, einer zweiten Auflage des siebenjährigen Krieges vorzubeugen. Friedrichs Mißtrauen gegen Oesterreichs Pläne blieb aber seither ein dauerndes und veranlaßte ihn, den Plan zu einem Bunde der deutschen Fürsten auszuarbeiten, wie er nachher durch Carl August von Sachsen-Weimar und Friedrich Wilhelm IV. in ähnlicher Art wieder hervorgeholt aber nicht lebensfähig gemacht wurde. Am 24. Oktober 1784 übersandte der König an die Minister Finkenstein und Herzberg einen Entwurf, in dem es heißt:**) „Der Zweck dieser Liga ist kein offensiver, sondern nur der, die Rechte und Freiheiten der deutschen Fürsten ohne Rücksicht auf ihre Religion aufrecht zu erhalten; es versteht sich, daß dabei Alles nach den von Alters her stipulirten Gebräuchen und Bestimmungen der goldenen Bulle gehandhabt werden soll. Ich habe nicht nöthig dabei an die alte Fabel zu erinnern, in der gezeigt wird, daß man die Haare eines Pferdeschwanzes einzeln leichter als den ganzen Pferdeschwanz auf einmal ausreißen kann. Eine Verbindung, wie ich sie vorschlage, soll nur die Besitzungen eines Jeden sichern und verhindern, daß ein ehrgeiziger und unternehmender Kaiser nicht dahin kommt die deutsche Constitution umzustürzen, in dem er sie stückweise zerbröckelt. Ein nicht weniger wichtiger Gegenstand ist es den Reichstag zu Regensburg und den Gerichtshof in Wetzlar in Kraft

*) Oeuvres VII, S. 24.

**) Projet de la Ligue à former entre les Princes d'Allemagne.

zu erhalten, andernfalls der Kaiser seinen Despotismus in ganz Deutschland zur Geltung bringen wird." Man sieht, daß Friedrichs Politik seinem Alter angemessen eine conservative wurde. Er suchte zu wahren, was er besaß und blickte scharf um sich, ob ihm ein Feind nahte. Toujours en vedette, les oreilles dressées! Sein Mißtrauen gegen die Menschen steigerte sich auch in der innern Staatsverwaltung. Wie Vehse berichtet, hatte er eine geheime Polizei in Berlin eingeführt, welche besonders die sogenannte große Gesellschaft überwachte. Er sah mit richtiger Erkenntniß, welche Sittenverderbniß durch die Franzosen und ihre Frivolität nach der Hauptstadt, in den Hof, in die Offiziercorps und unter die höheren Klassen des Volkes gekommen war.

Einsam, von Gicht und Hämorrhoidalbeschwerden geplagt, seinen Hunden und Pferden Liebkosungen zuwendend, gab bereits der Greis das Bild physischer Gebrechlichkeit und gemüthlicher Verlassenheit. Aber bis zum letzten Augenblick war die Intelligenz dieser feurigen Seele ungetrübt, ihr Wille zwang den hinfälligen Leib noch zu wunderbaren Leistungen. Ein Jahr vor seinem Tode — er war 73 Jahre alt — saß er sechs Stunden lang im Regen zu Pferde und commandirte bei der Revue die 50,000 Mann starken schlesischen Truppen. Auch hier drängte sich ihm die Beobachtung auf, daß seine Armee nicht mehr ein zuverlässiges Werkzeug war, daß der Militairstaat, wie er ihn aufgerichtet, nicht im Einklang mit den Bedürfnissen der Zeit und des Volkes stand. Häusser*) schildert denselben in treffenden Worten: „Friedrichs unablässige Wachsamkeit hielt diesen alternden, bunt zusammengewürfelten Körper aufrecht; daß das Heer gleichwohl nur durch mechanische Hebel vor dem Verfall bewahrt ward und die schlimmsten Gewöhnungen und Auswüchse unter den Offizieren und Soldaten heimisch waren, konnte er freilich nicht hindern. So spärlich Sold, Bekleidung u. s. w. zugemessen waren, so bedenklich manche Mittel der Ersparniß auf die Sittlichkeit und das Ehrgefühl zurückwirkten, verschlang dies Heer gleichwohl von den baaren Staats-Einnahmen die größere Hälfte,**) der drückenden Fourageverpflegung durch die Untertha-

*) l. c. S. 252.

**) Nach A. F. Büsching (Zuverlässige Beiträge zu der Regierungsgeschichte König Friedrich II. von Preußen. Hamburg, 1790. S. 387 u. folg.) bestand die Armee im Anfange des Jahres 1776 aus 199,176 Köpfen, die gesammten Staats-Einkünfte

nen, der Leistungen des Vorspannes und ähnlicher Lasten nicht zu gedenken, die dem Gedeihen des Bürger- und Bauernstandes unübersteigliche Schranken entgegen warfen." Während das militairische System Friedrichs des Großen in dem ernsten Jahre 1806 seine Probe nicht überstand, waren es seine humanistischen Ideen, welche den Staat wieder aufrichteten. Er pflegte dieselben — und das ist der erhabenste Zug in ihm — trotz der misanthropischen Stimmung seines Greisenalters bis zum Tode. „Damals," so sagte noch am 28. März 1826 vor versammeltem Congreß zu Washington der Präsident John Quincy Adams, „damals, in der Kindheit unserer politischen Existenz war ein großer und philosophischer, obschon unumschränkter, europäischer Souverain der Einzige, bei welchem unsere Abgeordneten mit ihren liberalen und erleuchteten Grundsätzen Eingang fanden." Friedrich war der erste von den Fürsten der alten Welt, welcher den Freistaat als souverain und unabhängig anerkannte und mit ihm ein Freundschafts- und Handels-Bündniß abschloß.*)

---

beliefen sich drei Jahre später (l. c. S. 321) auf 20 Millionen Thaler. Im Heere dienten mehr als die Hälfte Ausländer, da der König dem Lande nicht zu viel Arbeitskräfte entziehen wollte. Er sagt selbst in seinem Exposé du Gouvernement Prussien (Oeuvres compl. IX. S. 183): „Notre population est de 5,200,000 âmes, dont 90,000 à peu près (also gegen 2 Procent) sont soldats. Cette proportion peut aller." Die Hälfte davon war auf Urlaub.

*) Der neunte Artikel erkennt den Grundsatz: „Frei Schiff, frei Gut" an. Der vierundzwanzigste bestimmt: „um das Schicksal der Kriegsgefangenen zu erleichtern und sie nicht der Gefahr auszusetzen, in entlegene und rauhe Himmelsgegenden verschickt, oder in enge und ungesunde Wohnungen zusammengedrängt zu werden, machen sich beide kontrahirende Theile feierlich und vor den Augen der ganzen Welt gegenseitig verbindlich, daß sie keinen jener Gebräuche befolgen wollen; daß die Kriegsgefangenen, die sie gegenseitig machen könnten, weder nach Ost-Indien, noch nach einer andern Gegend Asiens oder nach Afrika transportirt werden sollen; sondern daß man ihnen in Europa oder in Amerika in den respectiven Gebieten der kontrahirenden Theile einen in einer gesunden Gegend gelegenen Aufenthaltsort anweisen, sie aber nicht in finstere Löcher, in Kerker oder Gefängnißschiffe einsperren, daß man sie weder in Fesseln schmieden, noch knebeln, noch auf eine andere Art des Gebrauches ihrer Glieder berauben wolle; daß man ferner die Offiziere auf ihr Ehrenwort in Bezirken gewisser ihnen zu bestimmenden Distrikte frei herumgehen und ihnen bequeme Wohnungen anweisen lassen, die gemeinen Soldaten aber in offene und geräumige Cantonirungs-Quartiere vertheilen wolle, wo sie hinreichend frische Luft schöpfen und körperliche Uebungen anstellen können, und daß man sie in ebenso geräumige und bequeme Kasernen einquartieren wolle, als die Soldaten der Macht selbst haben, in deren Gewalt sie sich befinden; und daß endlich den Offizieren sowohl als den gemeinen Soldaten täg-

Noch am 1. August 1786, vierzehn Tage vor seinem Ende, erließ er folgende Cabinets-Ordre an den Kammer-Präsidenten Baron Goltz in Königsberg: „Bester, besonders lieber Getreuer. Ich bringe in Erfahrung,

---

lich eben solche Rationen gereicht werden sollen, als die eigenen Truppen dieser Macht nach Verschiedenheit des Ranges erhalten. Den Betrag der Kosten ersetzt die andere Macht nach der darüber gemachten Liquidation. Dabei soll es den beiden Mächten freistehn, einen Commissar an den Cantonirungsörtern der Gefangenen anzustellen, welcher dieselben besuchen, ihnen Douceurgelder von ihren Freunden und Verwandten einhändigen und über den Zustand derselben von Zeit zu Zeit ihren Committenten Berichte in offenen Briefen erstatten kann. Wenn aber ein Offizier sein Wort bricht oder ein Gefangener der ihm angewiesenen Cantonirung entweicht, so soll dieser Offizier oder sonstige Gefangene alle ihm in diesem Artikel bewilligten Vortheile verwirken. Und es wird hiemit ausdrücklich erklärt, daß weder der Vorwand, daß der Krieg alle Verträge aufhebe, noch sonst ein Vorwand diesen Artikel suspendirt oder vernichtet, sondern daß sie im Gegentheil für den Fall eines Krieges vorgesehen sind, und daß sie während eines solchen so heilig als die anerkanntesten Sätze des Völkerrechtes beobachtet werden sollen." Die Fassung dieser Artikel kam aus Franklin's, eines Repräsentanten des edleren Yankeethums, Feder. Georg Washington schrieb darüber am 15. August 1786 an La Fayette: „Obgleich ich nicht besonders in kaufmännischen Angelegenheiten bewandert bin, noch die Zukunft voraus zu sehen vermag, so kann ich doch als Mitglied eines jugendlichen Weltreichs, als Philanthrop, und wenn ich den Ausdruck gebrauchen darf, als Bürger der großen Republik der Menschheit, nicht umhin, meine Aufmerksamkeit diesem Gegenstande zuweilen zuzuwenden. . . . . Unter den neuen Handelsverträgen scheint mir besonders der mit dem König von Preußen abgeschlossene eine neue Aera in der Diplomatie zu bezeichnen und die glücklichen Folgen zu versprechen, welche ich so eben erwähnt habe. Er ist der freisinnigste Vertrag, der je von unabhängigen Mächten abgeschlossen wurde, durchaus originell in verschiedenen seiner Artikel, und wenn seine Principien später als die Grundlage des Völkerrechts gelten sollten, so wird er mehr als irgend eine bisher versuchte Maßregel dazu beitragen, eine allgemeine Pacification herbeizuführen." (Washington's Writings IX, 182 und 194). Preußens alter Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Graf Friedrich v. Hertzberg schreibt in einem Briefe an Washington d. d. Berlin, 14. Juni 1793 (Correspondence of the Revolution IV, 429): „Ich hatte als Cabinetsminister die Genugthuung, den zwischen dem Könige von Preußen und den Vereinigten Staaten von Amerika am 10. September 1785 abgeschlossenen Freundschafts- und Handelsvertrag, an welchem Sie zweifelsohne den Hauptantheil hatten, zu billigen. Ich bekenne, daß es mir das höchste Vergnügen gewährt hat, daß Ihre Nation auf König Friedrich II. als einen würdigen Philosophen blickte, indem sie ihm diesen Vertrag vorschlug, damit er andern Völkern ein Beispiel gebe, und aus diesem Grunde nahm ich ihn bereitwillig an." (Vergl. Friedr. d. Gr., England und die Vereinigten Staaten von Friedrich Kapp in Oppenheims deutschen Jahrbüchern für Politik und Literatur. XIII, 2. und 3. Heft. Berlin 1864.) Das waren die Anfänge der internationalen Beziehungen zwischen dem liberalen Deutschland und der nordamerikanischen Union! —

daß auf der Seite von Tilsit annoch ein großer Morast zu defrechiren sei, das Terrain soll zu meinen Aemtern gehören. Die Bauern, welche da angesetzt werden, müssen ihre Güter alle eigenthümlich haben, weil sie keine Sklaven sein sollen. Es ist ferner die Frage, ob nicht alle Bauern in meinen Aemtern aus der Leibeigenschaft gesetzet und als Eigenthümer auf ihren Gütern angesetzet werden können? Ich erwarte darüber Eure Anzeige, was das für Diffikultäten haben könne und bin Euer gnädiger König."

Er starb allein, wie er gelebt, nur sein Lakei und der Arzt waren bei ihm. Nach einem erschöpfenden Hustenanfall sprach er die letzten Worte: „Ça sera bon, la montagne est passée!" Bei seinem Leichenbegängniß lag, wie Preuß, der Historiograph des Hauses Brandenburg, berichtet, Ruhe der Mitternacht auf seinem Volke; nur hier und da ein schwerverhaltenes Schluchzen und der Seufzer: „Ach, der gute König!" Mirabeau dagegen schreibt in seinen Memoiren: „Nicht ein Bedauern, nicht einen Seufzer, nicht ein Lob bekam man zu hören, weil Friedrich diejenigen mehr geliebt hatte, denen er nun zugehörte, als diejenigen, die ihm zugehörten." So verschwand ein stolzer, melancholischer Geist; auf den Mann, den er belebt hatte, paßte der Spruch aus Schillers Wallenstein:

„Natur hat eine Herrscherseele ihm gegeben."

Er hatte für sein Volk gelebt, aber auch seine „46jährige Selbstherrschaft ohne Gleichen," wie Heeren sie nennt, folgte noch dem Grundsatz „Alles für das Volk, nichts durch das Volk" und so kam es, daß er eine Staatsmaschine hinterließ, die beim ersten Ansturm des genialen Organisators und Leiters der französischen Revolution von entfesselten Volkskräften über den Haufen geworfen wurde. Erst das Jahr 1813 brachte Preußen den Glauben an den Volksgeist wieder, welchen der große König fast verloren hatte. Hätte er noch gelebt, so wäre ihm der Triumph geworden zu sehen, daß die Ideen der Pflicht, der Freiheit und des Menschenwerthes, welche ihn selbst beseelt hatten, auch in der Masse Wurzel finden können. Immer gebührt ihm das Verdienst mit der alten Cabinetspolitik, welche das persönliche Interesse der Fürsten im Auge hatte, tabula rasa gemacht zu haben. Dem alten Fritz verdankt das preußische Volksthum seinen Typus. Jede Nation hat gewisse Vorstellungen, die bei ihr als die mäch-

tigsten moralischen Hebel wirken, auf denen, kann man sagen, ihre geschichtliche Aufgabe in der Entwickelung der Menschheit basirt. Der Engländer hat seinen Enthusiasmus für liberty and property, der Franzose seine Exaltation für égalité und die gloire der belle France, wir haben das Gefühl der Ehre. Alle Regierungen, die gegen die nationalen Instinkte sündigten, kamen zu Fall. Der beleidigte Genius unseres Volkes würde Rache nehmen, wenn jemals eine preußische Regierung die Ehre des preußischen Namens befleckte.

Mit dem Andenken an das Sternbild, in dem „Friedrichs Ehre“ glänzt, von ihm scheidend, fragen wir, ob er dem Goetheschen Wort getreu gelebt, „daß der Anfang mit dem Ende sich in Eins zusammenschließt“? Als Antwort mag der denkwürdige Vers gelten, den er als eilfjähriger Kronprinz in das Fremdenbuch des Tabacks-Collegiums eingetragen hat:

„Alles ist sterblich
Die Tugend aber unsterblich
Der ich nachtrachte
Und nichts achte.“

Spandau, 24. Juli 1723.

Fridericus Constans Princeps (Prinz Friedrich der Beständige) stand auf dem Kreuz, das er als Ritter des Bayard-Ordens in Rheinsberg trug.

Das Testament des großen Königs beginnt mit den feierlichen Worten: „Unser Leben ist ein flüchtiger Uebergang von dem Augenblick der Geburt zu dem des Todes. Die Bestimmung des Menschen während dieses kurzen Zeitraums ist, für das Wohl der Gesellschaft, deren Mitglied er ist, zu arbeiten. Seitdem ich zur Handhabung der öffentlichen Geschäfte gelangt bin, habe ich mich mit allen Kräften, welche die Natur mir verliehen hat, und nach Maßgabe meiner geringen Einsicht bestrebt, den Staat, welchen ich die Ehre gehabt habe zu regieren, glücklich und blühend zu machen.“ Weiter heißt es: „Ich gebe gern und ohne Bedauern diesen Lebenshauch, der mich beseelte, der wohlthätigen Natur, die mir ihn geliehen hat, meinen Körper aber den Elementen, aus welchen er zusammengesetzt ist, zurück. Ich habe als Philosoph gelebt und will auch als solcher begraben werden, ohne Prunk, ohne Pracht, ohne Pomp.“

Ueber die neueren geographischen Entdeckungen und die nächste Zukunft der Menschheit.

Vortrag zum Besten der Universitätsprämien am 2. März 1865 im Junkerhof gehalten

von

Karl Rosenkranz.*)

Der Realismus, der unser neunzehntes Jahrhundert charakterisirt, tritt ganz vorzüglich in der allgemein gewordenen Liebe zu den Naturwissenschaften hervor. Unter diesen hat sich die Geographie, die sonst für eine trockene Wissenschaft galt, zu einer ganz außerordentlichen Höhe erhoben und das Interesse an den geographischen Entdeckungen zu einem fast leidenschaftlichen gemacht. Die Entdeckungen, die in dem letzten Menschenalter der Gegenstand der heldenmüthigsten Anstrengungen gewesen sind, fangen an, so große Wirkungen auf die menschliche Gesellschaft zu äußern, daß man die Frage aufwerfen kann, welches wohl die Folgen derselben für die nächste Zukunft der Menschheit sein werden? Jede neue Küste, an welcher gelandet, jeder neue Strom, der befahren, jeder neue Berg, der erstiegen, jeder neue Urwald, durch welchen mit der Axt ein Pfad gehauen wird, bilden sofort neue Attractionspunkte für die Menschheit. Wenn wir

---

*) Vorbemerkung. In Folge eines schweren und langwierigen Augenleidens hatte ich diesen Vortrag nicht ausarbeiten können, sondern sprach ihn ganz frei. Als die geehrte Redaction dieser Zeitschrift mich um denselben ersuchte, schrieb ich ihn erst nachträglich auf. Ich bin gewiß, in der ganzen Anordnung nicht nur, sondern auch großentheils in den einzelnen Thatsachen, das Wesentliche jenes Vortrages festgehalten zu haben. Die kleinen Verschiedenheiten, welche sich finden werden, erklären sich aber aus der Differenz dessen, was ich sagen wollte, gesagt habe und dessen, was ich hier nun geschrieben habe.

uns daher eine kurze Uebersicht der neueren geographischen Entdeckungen entwerfen, so können wir daraus die Folgen ableiten, welche sie nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit haben werden. Nicht von der Zukunft der Menschheit überhaupt wollen wir sprechen, sondern nur von derjenigen, welche zunächst durch die heutigen geographischen Entdeckungen bedingt wird.

Bei einer solchen Uebersicht der geographischen Entdeckungen kann es sich natürlich nur um die wichtigsten Resultate handeln, die als eine entschiedene Erweiterung, Berichtigung oder Ergänzung des Bildes zu betrachten sind, welches wir uns von der Erdoberfläche entwerfen.

Im Wesentlichen war dies Bild mit der Entdeckung der Polynesischen Inselflur durch Cook, Bougainville u. A. schon am Schluß des vorigen Jahrhunderts vollendet. Da die Erde eine Kugel ist, so mußte man sich überzeugen, daß ein sechster Welttheil auf ihr nicht existire. Es blieb nur, als ein Rest der Weltumsegelungen, die Frage nach der genaueren Kenntniß der Pole übrig.

An dem schwer zugänglichen Südpol glaubte man zuweilen die Ufer eines neuen Continentes zu finden. Wir sehen auf den Karten unter verschiedenen Namen, als Wilke's Land, Adelaide, Adelie u. s. w., die Umrisse eines antarktischen Continentes verzeichnet, allein dabei ist es auch geblieben. Die nur noch mit Moos bewachsenen Granitfelsen, die aus dem Eise hervorragen, sind weder für Thiere noch für Menschen einladend. Kälte, Sturm, Schnee und Eis werden es wohl für immer den Menschen unmöglich machen, in diese grauenvolle Einöde, an welche sich kein praktisches Interesse knüpft, vorzubringen.

Ganz anders der Nordpol, wo sich die beiden Halben der Erdfeste breitbrustig zusammendrängen. Die Formel, in welche das geographische Problem sich hier kleidete, war die Frage nach einer nordwestlichen Durchfahrt, nämlich aus dem Atlantischen Ocean in den stillen, von der Hudsons- oder Baffinsbai bis nach der Behringsstraße. Es ist bekannt, welche Kühnheit und Ausdauer ein Parry, Roß, Franklin, Mac Clure, Kane, Clintock, um nur die Berühmtesten der Nordpolfahrer zu nennen, für die Lösung dieses Problems entwickelt haben. Eine Zeit lang spannte die Hoffnung, ein freies, relativ wärmeres, fischreiches Polarmeer zu finden. Kane glaubte sogar, es in der Ferne zu erblicken, allein diese Erwartung

hat sich nicht bestätigt. Daß die Durchfahrt möglich ist, läßt sich nicht bezweifeln. Die Melvilleinsel ist sowohl vom stillen als vom Atlantischen Ocean erreicht worden und hat so gleichsam zur Probe gedient. Clintock, der auch die Reliquien der Franklinschen Expedition sammelte, ist durch die Barrowstraße bis zum Mac Clure-Canal und wieder zurückgesegelt. Er hat 1857 die Nordküste Nordamerikas vom Mackenziefluß bis zum Investigatorsund vermessen und viele Punkte der insularen Eisformation genauer bestimmt, allein er hat auch bestätigt, daß Nordpolexpeditionen nur noch ein theoretisches Interesse darbieten können. Und auch dies ist durch die bisherigen Resultate fast erschöpft. Wir wissen nun, daß Grönland zwischen Amerika und Asien eine Insel von mehr als dreißigtausend Quadratmeilen bildet; wir wissen, wo der magnetische Pol liegt; wir wissen, wie der Eisstrom des Pols sich zum äquatorialen Golfstrom verhält; wir wissen, welche Pflanzen und Thiere sich hier noch die Existenz ermöglichen. Wenn auch dies Alles noch genauer bestimmt, ja der arktische Pol der Erde selber erreicht werden kann, wie Capitain Osborne hofft, so ist doch das praktische Interesse nicht weiter betheiligt. Weder Pelzjäger noch Wallfischfänger werden das Polarmeer befahren.

Ist also auf unserer Erde nach der peripherischen Richtung hin nichts mehr zu entdecken, so zeigt sich die centrale Richtung auf das Innere der Länder um so ergiebiger. Für unsern Zweck können wir jedoch Europa und Amerika ausscheiden, da sie in den Hauptmomenten als ein geographisch klares Bild vor uns liegen und die Ueberraschung eigentlicher neuer Entdeckungen nicht mehr zu bieten vermögen. Amerika wird freilich noch auf lange hin zu Berichtigungen und Ergänzungen der Anschauung, die Alexander von Humboldt von ihm festgestellt hat, reichlichen Stoff liefern. So sind die Orinocogegenden von Schomburgk, den unser König Friedrich Wilhelm IV. unterstützte, genauer durchforscht. Dasselbe ist mit Brasilien durch den Preußischen Generalconsul Sturz und den Preußischen Professor Burmeister geschehen. Guatemala und Nicaragua ist der Gegenstand der gründlichen Untersuchung des Amerikanischen Geschäftsträgers Squier gewesen. Die centralamerikanische Halbinsel Yucatan reizte durch ihre Ruinen den Amerikaner Stephens, der über vierzig Trümmerstädte, welche die üppige Wucherung der tropischen Vegetation dem Auge großentheils ver-

birgt, entdeckte und die Paläste von Palenque, Uxmal, Labnä, Tuloom u. s. w. in einem großen Kupferwerk beschrieb. In Nordamerika waren die Gegenden jenseits des Felsengebirges vernachläßigt. Ein Deutscher, Namens Astor, ein Heidelberger, der in New-York durch Pelzhandel zu großem Reichthum gelangt war, erkannte zuerst die Wichtigkeit des Oregongebietes und rüstete aus eigenen Mitteln 1810 eine Land- und Seeexpedition dorthin aus, eine Kolonie anzulegen, die er Astoria nannte. Die Unionsregierung ließ ihn jedoch ohne alle Unterstützung und die Kolonie ging wieder zu Grunde.

Was der kaufmännischen Speculation nicht gelungen war, regeres Leben und höhere Civilisation an der Westküste zu begründen, das gelang dem Golddurst und dem religiösen Fanatismus. Die Goldwäschereien am Sacramentofluß zogen binnen kurzer Zeit Tausende aus allen Nationen nach dem bis dahin verachteten Californien. Man entdeckte, daß es ein ganz vortreffliches mit den reichsten Mitteln für alle Cultur ausgerüstetes Land sei. Das Gold wird schwinden, aber der Staat Californien wird bleiben. Zwischen Neucalifornien und dem Missourigebiet, zunächst südlich vom Oregongebiet, bildet das Felsengebirge ein großes Plateau, in dessen Mitte sich ein mächtiger Salzsee, der von Utah, befindet. Hierher zogen sich die schwärmerischen Mormonen, als sie aus Illinois verdrängt wurden und ihren eben vollendeten prachtvollen Tempel in Nauvoo verlassen mußten. Diese Gegenden waren wenig bekannt. Die Unionsregierung schickte 1849 den Ingenieurcapitain aus dem topographischen Büreau, Howard Stansbury ab, um die Triangulation des Landes vorzunehmen. So wurde durch die Heiligen der letzten Tage ein Terrain bekannt, von welchem man bis dahin wenig mehr, als den Namen, gewußt hatte. Die religiöse Schwärmerei der Mormonen wird sich, wie schon zum Theil geschehen, auflösen, aber der Staat Utah wird bleiben. In der Nähe des Salzsees sind umfangreiche Kohlenlager entdeckt, welche seine Industrie sicher stellen. Er wird die Straße vollenden, die er sich südwärts nach dem Golf von Californien zu bahnen angefangen hat und dann einer der blühendsten Staaten der Union werden, der ihren Osten mit dem Westen vermittelt.

Die Indianergebiete sind durch den Prinzen von Neuwied, durch den Amerikanischen Maler Catlin, durch Möllhausen, durch den Touristen Kohl

u. A. genauer bekannt geworden. Der unermüdliche Kohl hat uns auch von Canada, welches die Amerikareisenden seltener besuchen, eine umfängliche und eingehende Beschreibung geliefert, die es in einem ganz neuen Licht erscheinen läßt. Amerika ist von Osten her durch seine flachen Küsten und durch seine vielen langläufigen Ströme so äußerst zugänglich, daß in ihm eigentlich nichts mehr zu entdecken ist. Obwohl erst seit kaum vier Jahrhunderten, ein Gegenstand der Reisen, ist es doch geographisch fast erschöpft. Die Fluth der Ansiedler, welche Europa jährlich nach ihm hinübersendet, ist gemach bis in seine innersten Winkel vorgedrungen.

Nicht so verhält es sich mit Asien, obwohl es das älteste Culturland der Erde ist. Seine Gebirge und Wüsten schaffen dem Reisenden oft schwer überwindliche Hemmnisse. Das Mißtrauen der alten Culturvölker hat ihnen auch oft den Eintritt in ihre Länder verweigert. Am Genauesten ist uns Vorderasien bekannt, weil es mit Europa seit Jahrtausenden in Wechselwirkung steht. Obwohl nun aber Juden, Griechen und Römer es bereits beschrieben haben, so darf man doch ohne Uebertreibung behaupten, daß eine wissenschaftliche Durchforschung desselben erst mit Niebuhr, Seetzen und Burkhardt begonnen hat. Die Entdeckungsreisen in Vorderasien betreffen mit der Erkundung der Natur zugleich die der Geschichte, weil auf diesem Boden die vorzüglichsten Entwickelungskämpfe der Menschheit stattgefunden haben. Ganz Vorderasien ist, wie in Amerika Yucatan, mit den Trümmern von Städten, Burgen, Brücken, Wasserleitungen, übersäet. Die Ruinen von Ephesus, Baalbeck, Petra, Palmyra, Persepolis, Rhagä, Ninive und Babylon sind weltbekannt. Die letzteren sind durch Botta und Layard aus dem Schutte, der sie Jahrtausende lang verdeckte, zu unserm Erstaunen herausgegraben. Ganze Paläste, wie der von Kujundschik bei Ninive, sind unter Erdhügeln, auf denen Ziegen weideten, entdeckt. Diese zunächst antiquarischen Arbeiten machten aber auch eine sorgfältige Durchforschung des Terrains überhaupt erforderlich, so daß wir einer wirklichen Geographie Mesopotamiens erst jetzt nach Layards großem Werk über Ninive und Babylon uns rühmen können.

Es liegt in der Natur der Sache, daß die nach Vorderasien gerichteten Reisen sich vorzugsweise Berichtigung und Ergänzung unserer Kenntnisse zu ihrer Aufgabe machen müssen, obwohl sie zuweilen auch in wirk-

liche Entdeckung übergehen, wie dies selbst mit anscheinend sehr bekannten Gegenständen der Fall gewesen. So ist z. B. der Jordan ein allgemein bekannter Fluß. Dennoch fehlte es an einer wissenschaftlich genügenden Aufnahme seines Laufes und seiner Mündung in das todte Meer. Nur einzelne Furthstellen waren unzählige Male beschrieben. Die Räubereien der Beduinen, die vielen Stromschnellen des Jordan, die Asphalt- und Schwefelbestandtheile des todten Meeres, hatten den Reisenden große Schwierigkeiten bereitet. Da entschlossen sich die Nordamerikaner, bei denen Professor Robinson in Boston durch sein Reisewerk über Palästina ein großes Interesse dafür angeregt hatte, ein zerlegbares, eisernes Boot zu bauen und seine Stücke von Kameelen bis zum Ufer des Jordan tragen zu lassen, wo man das Boot zusammensetzte. 1848, während Europa in revolutionairen Kämpfen rang, ward Capitain Lynch mit dieser Expedition betraut und führte sie auch glücklich aus. — Ein anderes Beispiel ist das Haurangebirge im Osten von Damaskus, von welchem man längst wußte, das jedoch erst durch den preußischen Consul Wetzstein seit etwa fünf Jahren genauer bekannt geworden ist. Namentlich haben wir durch ihn erst die in ihm verborgenen unterirdischen Städte kennen gelernt, die, aus der römischen Kaiserzeit stammend, jetzt noch den Beduinen als Zufluchtsstätten für sich und ihre Heerden dienen, wenn sie von Feinden bedroht werden. Der Zugang zu diesen Gruftstädten, die ganz regelmäßige Straßen und Marktplätze haben und das Licht von Oben durch Oeffnungen mit durchbrochener Steinarbeit empfangen, wird durch Rasenstücke unkenntlich gemacht, welche man dem vorgeschobenen Schlußstein auflegt.

Die schönen Landschaften des eigentlichen Kleinasiens, der Levante, sind unter der türkischen Herrschaft seit den Kreuzzügen verödet. Die Kolchisländer z. B., wohin die Alten das goldene Vließ versetzten, wo sich mehr als vierzig Brücken über den Phasis schwangen, sind theilweise wieder mit dichtem Wald bewachsen. Moritz Wagner, der sie bereiste, fand in ihnen eine schöne Weinrebe, als wilde Schlingpflanze, deren rothe Trauben oft ganz ungenossen verwelkten, während die Mingrelier, die heutigen Bewohner, in sparsamen Haufen die feuchte Nacht der Wälder fieberkrank durchirren.

Der benachbarte Kaukasus, das Scheidegebirge asiatischer und euro-

päischer Cultur, ist auf Veranlassung der Russischen Kriege gegen die Tscherkessen in neuerer Zeit oft beschrieben worden. Der Kaiser Nicolaus ersuchte einen deutschen Gelehrten, den Freiherr von Haxthausen, nach dem Kaukasus zu kommen, seine Topographie und Ethnographie zu durchforschen. Dies ist auch geschehen und das Resultat der Reise in einem mehrbändigen Werk veröffentlicht. Bekannter aber hat sich über denselben Gegenstand ein geistreiches Buch des Dichters Bodenstädt, des Schülers von Mirza Schaffy, gemacht.

Rußland benutzte die Lähmung des chinesischen Reichs durch die von den Taipings verursachten Bürgerkriege, sich das Gebiet des Amur, ungefähr 40,000 Quadartmeilen, zu annectiren. In Folge dieser Annexion ist es mehrfach bereist und beschrieben worden, namentlich von Audubon in einem großen reichillustrirten Werke. Es hat sich ergeben, daß das Land dem Anbau fleißiger Kolonisten eine vielversprechende Zukunft verheißt und daß seine Bergseen eine oft außerordentliche Schönheit besitzen.

Was nun das übrige Asien anbetrifft, so ist das Bestreben der heutigen Entdeckungsreisen vorzüglich darauf gerichtet, das Hochland des Innern und die es umringenden Bergwälle mit wissenschaftlicher Genauigkeit zu verzeichnen. Im Norden ist das Altaigebirge durch Alexander von Humbold bestimmt worden. Die südwärts von dem mittleren Plateau hinstreichenden Bergketten sind durch ihre vielen Verzweigungen das größte alpinische Bergland der Erde überhaupt, dessen kalte Regionen nur dünn bevölkert sind. Die höchsten Riesen unseres Planeten ragen aus ihnen empor. Zu Anfang unseres Jahrhunderts hatte Amerika den Ruhm, im Chimborasso den höchsten Berg zu besitzen. Es mußte denselben an Asien abtreten, zuerst an den Dhavalagari und nunmehr an den Mount Everett. Die Engländer Moorcroft und Hooker, die französischen Missionare Huc und Gabet, die deutschen Gebrüder Schlagintweit, sind wohl am Tiefsten in dies centrale Asien eingedrungen. Huc und Gabet, die viele Jahre in China lebten, schlossen sich der Karavane an, welche der chinesische Kaiser alle drei Jahr mit Geschenken an den Dalai Lama schickt, scheinbar, ihm Tribut darzubringen, in Wahrheit, ihn in Abhängigkeit von sich zu erhalten. Nach Ueberwindung zahlloser Gefahren, langten sie glücklich in Hlassa, der Hauptstadt Tübets an, wo sie von der buddhistischen

Geistlichkeit ein Jahr hindurch mit der größten Liberalität behandelt wurden, bis der mißtrauische Chinesische Gesandte ihre Entfernung erzwang. Wir verdanken ihnen über Tübet, die Mongolei und das innere China die interessantesten Aufschlüsse, denn sie sind zuerst in Gegenden gekommen, die zuvor niemals ein Europäer betreten hatte. Die Gebrüder Schlagintweit haben uns von den Queergebirgen zwischen dem Himalaya und dem Küen-Lüen, namentlich von der Kara Korum-Kette, ein ganz neues Bild gegeben und der Preußische Prinz Waldemar hat den Ursprung und Lauf des Sutletsch, eines großen Nebenflußes des Indus, mit muthiger Ausdauer erforscht. Wer von der eigenthümlichen Schönheit und Erhabenheit der Indischen Alpenwelt eine nähere Vorstellung erwerben will, der muß das Kupferwerk sehen, welches von der Reise des leider so früh verstorbenen Prinzen herausgegeben ist.

Die peninsularen Tiefländer, welche das mittelasiatische Hochland umgeben, sind wohl im Allgemeinen bekannt, fordern aber doch noch bedeutende Berichtigungen und Ergänzungen. Hinterindien ist noch wenig von Europäern bereist. Die Kriege der Engländer mit den Birmanen und die der Franzosen mit den Cochinchinesen haben zwar in neuerer Zeit uns manche Kunde von ihm gebracht, allein das Innere ist für die geographische Wissenschaft noch so gut als eine offene Frage. Aber selbst Vorderindien ist uns stellenweise noch ganz unbekannt, wie die Urwälder am Godaweriflußе und die Bergwälder, in denen die Bills, die Khonds, die Tudas, die Peharia's und andere Stämme der Ureinwohner Indiens unbezwungen als wilde Räubervölker inmitten einer mehrtausendjährigen Cultur fortleben.

Die Inselgruppen, welche sich auf der Ostküste Asiens von Kamtschatka an, südwärts fortziehen, sind an den Küstenrändern zum großen Theil bekannt, während das Innere von ihnen oft noch der Entdeckung seiner eigentlichen Gestalt entgegenharrt. Was wissen wir eigentlich z. B. von Borneo und von Neu-Guinea? Borneo ist neuerdings mehr bereist worden, allein man muß sich nicht wundern, wenn unsere Kenntniß von ihm doch nur erst eine geringe ist, denn theils ist es noch von ungebändigten Naturvölkern bewohnt, theils ist es eine sehr große Insel etwa von dem Umfange Deutschlands.

Die Polynesischen Inselgruppen, in welche sich die Asien begleitenden

fortsetzen, sind im Allgemeinen als bekannt zu betrachten, nur ihr continentales Centrum, Australien, ist erst auf der Ost- und Südküste näher durchforscht. Der Osten hat Gegenden von höchster romantischer Schönheit, wie den Illawaradistrict, wohingegen der Westen durch Unförmlichkeit, durch Wüsten und Wassermangel abschreckt. Die Hauptrichtung der Entdeckungsreisen ist bisher gewesen, eine einiger Maßen practicable Straße zu finden, welche die südliche Spencerbucht mit dem nördlichen Carpentariagolf verbände. Der große salzige Torrenssee kann als der Mittelpunkt dieser Unternehmungen betrachtet werden, welche der Deutsche Leichhardt eröffnete, dem die Engländer Stuart und Burke folgten, ohne viel glücklicher zu sein. Die Cultur kann Australien nur schrittweise von Osten her erobern, wo sie, wie in Californien, von der Natur durch den Köder des Goldes in den Minen von Bathurst angelockt ist. Die abenteuernden Goldsucher sind die Vorhut der wirklichen Cultur, die zu festen Ansiedlungen und einem geordneten Gemeindeleben vorschreitet.

Wenn Neuholland zu zwei Dritteln den Eindruck macht, als hätte die Natur sich hier entweder schon erschöpft, oder als wäre sie noch auf der Stufe primitiver Unreife stehen geblieben, so scheint sie dagegen in dem benachbarten morgenwärts gelegenen Neu-Seeland noch einmal alle ihre Reize verschwenderisch zusammenzufassen. Es hat ein so glückliches Klima, eine solche Mannigfaltigkeit von Berg und Thal, Wald und Strom, eine so große landschaftliche Schönheit, daß es als das vollendete südliche Gegenbild zu den Japanischen Inseln auf der Nordseite gelten kann. Wir verdanken die nähere Kenntniß dieses herrlichen Landes einem Deutschen, Hochstetter, den die östreichische Fregatte Novara bei ihrer Weltumsegelung hier auf dringende Bitten des Englischen Gouverneurs absetzte.

Wir beenden unsere geographische Rundschau mit Afrika als demjenigen Welttheil, der in unserm Jahrhundert die meisten Entdeckungsreisen hervorgerufen hat und auch noch weiterhin hervorrufen wird, trotzdem, daß der Tod der durchschnittliche Ausgang zu sein pflegt. Wenn sie nicht, wie Mungo Park, Roscher, Vogel ermordet wurden, so erliegen sie dem Fieber, wie Belzoni, Richardson, Overweg, Schönlein, oder sie verschwinden geheimnißvoll, wie Hornemann, aber die Begeisterung, den Schleier von dem Innern dieses Continents zu lüften, ermuthigt immer neue Mär-

tyrer, sich zu opfern. Wir sehen daher die Europäer von allen Seiten her sich mehr und mehr dem Centrum nähern und haben eine Menge von Vermuthungen schon mit thatsächlicher Gewißheit vertauscht. Die Richtung der Reisen hat sich im Besondern vorzüglich an die Erforschung der großen Ströme und Seen Afrika's geknüpft.

Unter den Strömen sind der Nil, der Niger und der Zambese die mächtigsten.

Der Nil fließt auf der Ostseite von Süden nach Norden durch den gebirgigsten und fruchtbarsten Theil Afrika's. Sein Ursprung war seit Herodot ein Problem, welches die Engländer Speke und Burton in unsern Tagen enträthselt haben wollen. Noch herrscht Streit darüber, aber soviel steht fest, daß der eigentliche Nil durch den Bahr el Abiad gebildet wird, in welchen der östlichere Bahr el asrek bei Chartum einmündet. Die Forschung nach dem Ursprung dieser Flüsse führte immer tiefer in den Süden und bestätigte die Existenz von Schneebedeckten Bergen in der Tropenzone Afrikas. Zunächst führte die Verfolgung des Bahr el asrek, des sogenanten blauen Flußes, nach Abessinien. Rüppell, Werne, Schimper, Munzinger, Theodor v. Heuglin, haben nun die großartige Schönheit der Abessinischen Alpenwelt enthüllt, eines ungeheuern Tafellandes, in welchem verschiedene Plateaus über einander aufsteigen und im Allgemeinen drei verschiedene Vegetationsregionen bilden, die Kollas, die Waïna-Degas und die Degas. Die Kollas steigen bis 5000, die Waïna-Degas bis 9000, die Degas bis 14,000 Fuß. In den Kollas ist die Vegetation am üppigsten, aber sie sind auch der Sammelort der wildesten Thierwelt. Die Waïna-Degasregion hat das schöne Klima des südlichen Italien. In ihr liegt der köstlichste aller Bergseen, der Tzanasee, dessen klares, durchsichtiges Wasser einen tiefblauen Himmel wiederspiegelt. Er ist mit grünen Inseln übersäet, mehr als dreißig Flüsse ergießen sich in ihn und aus den vulkanischen Bergen, die sein malerisches Ufer umgürten, sprudeln warme Quellen. In den Degas verliert sich die Vegetation allmählich, obwohl Kleewiesen und Gerste noch bis auf 12,000 Fuß über der Meereshöhe fortkommen und Heerden von Rindern, Ziegen und langwolligen Schaafen auf den Hochflächen von Woggara und Simên, von Godscham und Schoa, umirren. Aber noch südlicher sollten Schneeberge entdeckt werden. Es

waren die deutschen Missionarien, Krapf und Rebmann, welche die isolirten Berggruppen des Keniah und des Kilimandscharo entdeckten. Eine englische Polemik verdächtigte ihre Angaben und Dr. Barth veranlaßte daher einen Deutschen, den Baron von Decken, zur Recognoscirung derselben; Decken hat wirklich den schneeigen Gipfel des Kilimandscharo erstiegen.

Die Ader des weißen Flußes wurde lange Zeit von dem katholischen Missionar, Pater Knoblecher, der 1857 starb, verfolgt. Sie führte zu einem Punkt, wo eine Menge Flüße sich in einem hochgelegenen See zu vereinigen scheinen, aus welchem der Bahr el Abiad hervorströmt. Knoblecher drang bis 1854 weit nach Süden am Tubirifluß vor, Speke bis zum Nianzasee, von welchem er den Nil ableitete. Diese großen Landseen machen eine eigenthümliche Erscheinung Afrikas aus. Von Tsadsee inmitten des Sudan sehen wir auf der Ostseite den Ukerewe oder Nianzasee, den Ubjiji, den Nyassa, den Shirwo und als den südlichsten und westlichsten den Ngamisee auftreten. Alle diese Seen sind hochgelegen, denn selbst der Tsadsee mit den Buddumainseln, der an sich nur eine große Bodenenke ist, in welcher zur Regenzeit viele kleine Flüße ihre Gewässer vereinigen, liegt über 1200 Fuß über der Meereshöhe.

Der zweite Hauptstrom Afrikas, der die Reisenden seit Mungo Park zu seiner Erforschung heranlockt, ist der Niger oder Quorra oder Dscholiba, der eigentliche Beherrscher des Sudan. Es bleibt das Verdienst des Dr. Barth, über seinen Lauf uns aufgeklärt zu haben. Er gelangte glücklich nach Kuka am Tsadsee, von wo er einige südöstliche Expeditionen nach Begharmi und Adamaua machte, bis er westlich nach Timbuktu vordrang, wo er fast ein Jahr lang in einer höchst gefährlichen Lage zubrachte, aus welcher ihn nur seine Klugheit, sein tactvolles, energisches Benehmen und seine große Kenntniß des Koran retteten. Dr. Barth hat die Widersprüche beseitigt, die in der Auffassung des Niger bestanden. Dieser gigantische Arm entspringt in Senegambien, fließt zuerst nördlich, macht aber bei Timbuktu eine starke Wendung nach Süden, wo er unter dem Namen Nun zwischen den Reichen Benin und Bimbia an der Guineaküste in das Meer mündet, indem er sich in mehrere Arme zertheilt. Barth stellte fest, daß zwischen Egga und Idda ein großer Strom, der Benuë, von Osten her in den Niger einfließt und daher mit diesem selber hat verwechselt

werden können. Seine Ansichten wurden durch den Capitain Baikie bestätigt, der mit einem eisernen Dampfboot den Benuëstrom weit hinauffuhr.

Die Vorstellungen, die man sich gewöhnlich von der Sahara als dem einförmigen Sandboden eines einstigen Meeres macht, sind durch Richardson und Barth wesentlich berichtigt worden. Sie ist ungleich mannigfaltiger und lebensvoller, als unsere Unwissenheit uns ausmalte, stellenweise allerdings auch viel schrecklicher, als unsere Phantasie zu dichten vermochte. Das Schreckliche liegt besonders in der Hammada, mit welchem Worte man eine kahle Felsenmauer bezeichnet, die den Saum der Wüste umgiebt und bis zur Höhe von vier- bis fünfhundert Fuß ansteigt. Die Hammada ist ohne alle Vegetation; ihre schwarze, trostlose Fläche ist entweder ganz leer, so daß der Boden das glühende Bild der Sonne widerspiegelt, oder sie ist mit kleinen scharfen Steinen bedeckt. Die Wüste wird von uralten Karavanenwegen durchzogen, welche durch die Wassersammlungen in den Bodensenken geleitet werden, denn wo Wasser ist, da ist auch Vegetation, die Thieren und Menschen ihren erquickenden Schatten bietet. Von Norden nach Süden gehen zwei Hauptwege. Der eine geht von Tripolis über Murzuk nach Kuka. Er ist der Weg der arabischen Kaufleute, dient aber auch schon dem Handel der Engländer, die in Murzuk bereits ein Consulat haben. Es ist der Weg, den auch Richardson, Barth, Overweg, Vogel gegangen sind. Der andere Weg geht von Fez über Bel Abbas und Taudeni nach Timbuktu. Er ist der Weg der marokkanischen Kaufleute.

Die Franzosen suchen nun schon lange nach einem dritten Wege, der ihre Besitzungen in Senegambien mit denen in Algier verbände. Die Folgen einer solchen Verbindung sind unberechenbar. Der französische Einfluß und Handel in Senegambien war heruntergekommen. Louis Napoleon, der ein Auge für Alles hat, bestellte den umsichtigen und tapfern General Faidherbe zum Gouverneur von Senegambien und diesem gelang es, durch seine Waffenthaten und diplomatischen Verhandlungen das Ansehen der Franzosen wieder aufzurichten. Die heidnischen Negerstämme besonders, die sich von dem Fanatismus der Muhamedanisch gewordenen bedrängt sehen, haben bei ihm Schutz gefunden. Unter Faidherbe's Mitwirkung wurden nun Versuche gemacht, einen Weg durch die Wüste nach Algier zu entdecken. Bisher aber sind alle Anstrengungen fehlgeschlagen. Nach Erdulden großer

Gefahren mußte man schließlich wieder an die Küste zurücklenken und den Weg auf Mogador nehmen, von ihm zu Schiffe nach Algier zu gehen.

Der dritte große Strom Afrika's ist der Zambese. Er entspringt westlich auf dem waldreichen Lobalegebirge, strömt unter dem Namen Lijambi zuerst nach Süden, macht bei den berühmten Victoriafällen eine Wendung nach Osten und mündet bei Quilimane in den indischen Ocean. Er theilt die Natur aller afrikanischen Ströme, im Lauf von Felsenriffen und Katarakten durchbrochen zu werden und an der Mündung Barren zu bilden. Der Zambese gliedert das mittlere Afrika von dem südlichen ab. Der Held dieses Stromes ist der englische Missionar Livingstone geworden, der von der Capstadt aus immer weiter auf der Westseite nach Norden vorrückte, bis er Loanda, die Hauptstadt des portugisischen Angola, erreichte, von wo er in der Begleitung eines Haufens treuer Makololoneger queer durch das ganze Land den Lauf des Zambese verfolgte, bis er in Quilimane anlangte, wo er sich nach Europa einschiffte. Zwischen diesem Strom und dem Caplande liegt, wie wir nun durch Livingstone wissen, eine große Wüste, die Kalahari. Sie ist hier im Süden Afrika's dasselbe, was die Sahara in seinem Norden, denn sie ist der Regulator aller Verkehrsverhältnisse, aller meteorologischen Processe und aller davon abhängigen Gesundheitszustände. Sie trennt die Kafferstämme von denen der Hottentotten.

Die Angaben Livingstone's sind durch Anderson, durch Dr. Bastian und durch Ladislaus Magyar bestätigt und erweitert. Der letztere, ein Ungar, der in Brasilien als Marineoffizier gedient hatte, siedelte sich von Benguela aus im Königreich Bihe förmlich an, um von dort aus den Handel zugleich zu Entdeckungsreisen zu benutzen. Der König von Bihe gab ihm eine seiner Töchter, Osoro, zur Frau. So abenteuerlich diese octroyirte Verbindung an sich war, so scheint Ladislaus Magyar doch glücklich mit seiner recht hübschen schwarzen Prinzessin zu leben, die ihm sehr nützlich wird, weil sie sich nicht scheuet, ihn auf seinen beschwerlichen Zügen zu begleiten. Wir verdanken Magyar viele Nachrichten über das Innere Afrika's, z. B. über die Reiche Kimbanda und Maluva. Noch weiter an der Westküste hinauf oberhalb Kongo hat der nordamerikanische Franzose du Chaillu, den sein Vater schon als Knabe nach Afrika mitge-

nommen hatte, am Gabun in bisher unbekannte Gegenden vorzudringen gewagt, wozu ihn die wissenschaftliche Societät von Philadelphia unterstützte. Er hat sich vorzüglich durch seine Jagd auf die über sechs Fuß große Affenart des Gorilla einen Namen gemacht. Die nackten theils sandigen, theils sumpfigen Ufer der Küste, welche sich dem Auge des Seefahrers zunächst darstellen, sind auf der ganzen Westseite Afrika's nicht sehr einladend, allein tiefer in das Land hinein zeigt es oft die schönsten und fruchtbarsten Gegenden, die freilich verhältnißmäßig nur dünn bevölkert sind. So enthält z. B. das Reich Maluva etwa 9000 Quadratmeilen, aber trotz dieses Umfangs und trotz der reichen physischen und intellectuellen Ausstattung seiner Bewohner nur eine Million Seelen. Nach den Fortschritten, welche die Erdkunde Afrika's innerhalb der letzten zwanzig Jahre gemacht hat, dürfen wir erwarten, daß sie bis zum Schluße dieses Jahrhunderts auch sein äquatoriales Centrum völlig durchdrungen haben werde.

Aus allen bisher angeführten Thatsachen ergiebt sich nun wohl als unzweifelhaftes Gesammtresultat, daß wir uns bereits eines vollkommenen Bewußtseins über die allgemeine Gestalt der Erdoberfläche rühmen dürfen, wenn dasselbe auch im Besondern noch sehr bereichert und berichtigt werden wird, und aus diesem Bewußtsein ergiebt sich nun eben so unzweifelhaft eine Reihe von Folgerungen. Die Wissenschaft hat nichts mit dem Prophezeien zu thun, allein Schlüsse aus Thatsachen zu ziehen, ist ihres Amtes. Im vorliegenden Fall lassen sich diese Folgerungen sogar zum Theil durch Thatsachen unterstützen, die schon in die Wirklichkeit eintreten und als die Prototypen der kommenden Zustände zu betrachten sind.

Die erste Folgerung, die unmittelbar aus jenem geographisch correcten Bewußtsein hervorgeht, ist der Sturz aller phantastischen Vorstellungen über die Erde. Alle imaginäre Unendlichkeit ist aufgehoben und alle mythischen Formen sind untergraben. Sie können sich nicht gegen die wissenschaftliche Wahrheit erhalten, welche sich jeden Tag durch die Sicherheit ihrer praktischen Erfolge bewährt. Die Menschheit weiß, daß die Erde eine Kugel, ein Stern unter Sternen ist. Sie weiß, welches die Gestalt der Länder ist, die aus dem Schooß des Meeres hervorragen. Sie weiß, daß noch andere Welttheile, als die schon entdeckten, nicht vorhanden sind.

Sie weiß, welches die Hauptformen des Pflanzen- und Thierreiches sind, und kennt sogar von vielen Pflanzen und Thieren die Geschichte ihrer Wanderungen. Sie erwartet nicht mehr, durch ganz ungeheuerliche Dinge in Verwunderung gesetzt zu werden. Die Wunder, welche sie anstaunt, sind die Wunder der Realität selber, denn indem wir die Gesetze der Natur und Geschichte erforschen, befreien wir uns zwar von einem begrifflosen Anstarren, hören aber so wenig auf, die Gesetzmäßigkeit, die Schönheit und Mannigfaltigkeit der Thatsachen selber zu bewundern, daß vielmehr jeder Zuwachs an Erkenntniß unsern Affect steigert. Manchmal tauchen noch Versuchungen auf, in das alte Fabelthum zurückzufallen. So wurde vor etwa fünf oder sechs Jahren in den Berliner Zeitungen ein lebhafter Streit über geschwänzte Menschen geführt, die im Innern Afrika's wohnen sollten. So wurden einzelne mißgeborne Menschenexemplare zu Repräsentanten ganzer Stämme gestempelt, wie die Aztekischen Zwergmenschen. Die Häßlichkeit einer Julia Pastrana wurde benutzt, die wunderlichsten Fabeleien daran zu knüpfen. Aber alle solche phantastische Vorstellungen haben sich entweder in Nichts oder in Thatsachen aufgelöst, welche innerhalb des gesetzlichen Zusammenhanges vollkommen begreiflich werden. Julia Pastrana z. B. mit ihrer Zwerggestalt und ihrem ziegenartigen Antlitz war aus dem Geschlecht der Wurzelgräber entsprossen, das in einigen abgelegenen Thälern Californiens umirrt. Es ist die niedrigste Stufe menschlicher Existenz, denn diese Wurzelgräber sind noch nicht einmal Fischer oder Jäger. Sie üben noch keinerlei Herrschaft über die Natur und stillen den Hunger in einer rohen thierischen Weise. Was Wunder, wenn auch die menschliche Gestalt bei ihnen verzwergt und verthiert. Inmitten der Ostseite Afrika's haben wir ein ganz ähnliches Zwergvölkchen, die Doko's, kennen gelernt, bei welchem sich ergab, daß es ebenfalls zu den Wurzelgräbern gehörte.

Die zweite Folge aus jenem correcten geographischen Bewußtsein ist der gesteigerte Reisetrieb. Das Reisen ist für den modernen Menschen ein Bedürfniß, es ist das gesuchteste aller Vergnügen geworden, dem für ihn unbedingt jedes andere nachsteht. Früher legten sich die Menschen einen Nähr-, Ehren- und Nothpfennig an; jetzt denken sie auch auf einen Reisepfennig. Früher freute sich ein junges Ehepaar, nach der Trauung

sich in seinen vier Pfählen heimisch einzurichten; jetzt eilt es von der Trauung auf die Eisenbahn, seine Hochzeitsreise zu machen. Reisen ist für uns der Inbegriff des reizendsten menschlichen Genusses geworden. Ein junger Kaufmann in Norddeutschland sollte ein großes Geschäft übernehmen. Bevor er diesen ernsten Schritt that, wollte er sein Jugend- und Junggesellenleben mit einem ganz besondern Akt beschließen, dessen Erinnerung ihn für alle Folgezeit beglücken könnte. Natürlich mußte dies eine Reise sein. Da er jedoch nicht recht mit sich einig werden konnte, wohin, so wandte er sich an den bekannten Naturforscher Carl Vogt, der ihm eine Reise nach dem Nordcap und Island vorschlug. Der junge Kaufmann miethete nun in Hamburg ein östreichisches Schiff, das er mit allem Comfort, auch mit einem vorzüglichen Koch, ausrüstete und lud Carl Vogt als Zoologen, außerdem einen Geologen, einen Botaniker, einen Maler und einen Arzt zu der Fahrt ein, welche Karl Vogt beschrieb und welche der reiche Kaufherr mit schönen Illustrationen drucken ließ. Der Umfang der Reisen hat sich durch unsere Dampfwagen und Dampfschiffe unendlich erweitert. Durch sie sind die Reisen nach großen Städten, wie Paris und Berlin, welche sonst als das Hauptziel der Touristen galten, sogar zu einer Massenbewegung geworden, die sich in den Extrazügen der Eisenbahnen für diesen Zweck organisirt und eine Stadt plötzlich mit fünf- bis sechshundert Reisenden überschwemmt. Der Realismus unseres Jahrhunderts treibt die Menschen an, da, wo sie sich früher mit einer aus Büchern oder Erzählungen geschöpften Vorstellung begnügten, durch die Reise zur eigenen Anschauung überzugehen und sich an den Wundern der Natur- und Menschenwelt zu entzücken.

Ja, für manche Menschen scheint die Erde schon zu klein zu werden und, wie es heut zu Tage Europamüde Menschen giebt, könnte es einst erdmüde geben. Dr. Bastian z. B., ein Bremer Arzt, hat acht Jahre hindurch bald in Asien, Australien, Afrika, bald in Amerika gelebt. Er kam nach Deutschland zurück, ein gelehrtes Buch über den Menschen in der Geschichte zu schreiben, als er es aber beendet hatte, reiste er wieder nach Asien, in sein Inneres nach Tübet vorzudringen. Gerstäcker ist wiederholt in allen Welttheilen gewesen, zuletzt mit dem Herzog von Coburg in Afrika. Ida Pfeiffer, eine Oestreicherin, hat ganz allein die weitesten

Reisen unternommen. Sie war schon in ziemlich vorgerücktem Alter, als sie zu reisen anfing, denn sie erlaubte sich erst nach dem Tode ihres Mannes und nach der vollständigen Mündigkeit ihrer Kinder, sich ihrer Reiselust hinzugeben. Als Katholikin machte sie zuerst eine Reise nach Jerusalem, der eine andere nach Schweden und Norwegen folgte. Hierdurch ermuthigt, wagte sie sich nach und nach in alle Welttheile. Sie besuchte sogar Borneo und gerieth hier in Gefahr, von den wilden Dajaks gefressen zu werden. Sie entging diesem Schicksal durch ihren Humor, indem sie andeutete, daß eine ältliche, runzliche Frau, wie sie, nicht sonderlich schmecken werde. Und die Dajaks ihrerseits hatten Humor genug, darüber zu lachen und sie laufen zu lassen. Diese merkwürdige Frau, die sich auch einen eigenen Reiseanzug erfand, hat ein glänzendes Beispiel gegeben, was ein ernster Wille, ein bescheidenes Betragen und eine weise berechnende Sparsamkeit auszurichten vermögen.

Eine dritte Folge der geographischen Entdeckungen ist die Vermehrung und Vermannigfaltigung der Auswanderung, die nicht mehr einseitig nach Nord-Amerika, sondern, wie wir bereits sehen, nicht weniger nach Süd-Amerika, nach Australien, nach dem Caplande, nach Port Natal, nach dem Amurlande, nach Algier, nach Senegambien u. s. w. sich hinrichten wird. Die heutige Auswanderung des Europäers hat nichts mehr von der instinctiven Dumpfheit der Völkerwanderungen, sondern ist ein ganz rationelles Produkt. Der moderne Mensch betrachtet die ganze Erde als sein Wohnhaus, nimmt die Karte zur Hand und überlegt, wo er wohl am besten sein Glück machen könne. In Europa giebt es kaum noch größere Familien, die nicht einzelne Mitglieder über die ganze Erde zerstreut hätten. Jede neue geographische Entdeckung schafft einen neuen Attractionspunkt für die Auswanderung und sie wird daher in der nächsten Zukunft immer constanter und allgemeiner werden.

Eine vierte Folge ist die Steigerung des Handels, dem durch die geographischen Entdeckungen immer neue Quellen, immer neue Märkte erschlossen werden. Der Handel ist oceanisch geworden und wird es immer mehr werden, um die Produkte der Natur aller Zonen und der Industrie aller Völker mit einander auszugleichen. Die monopolistischen Tendenzen können sich in der universellen Bewegung nicht mehr erhalten, wie der

Untergang des holländischen Monopols in Japan recht schlagend gezeigt hat. Wenn Jemand vor zwanzig Jahren auf den morastigen Wiesen unseres Philosophendammes in die Zukunft zu schauen vermocht und gesagt hätte: ich erblicke hier einen großen Bahnhof, auf welchem eine japanische Gesandtschaft von Petersburg her ankommt, die zuvor schon in Berlin gewesen! so würde man ihm wahrscheinlich ächt königsbergisch zugerufen haben: Ach! machen Sie sich doch nicht zum Narren! denn kein Mensch hätte gewußt, wie er sich ein solches Ereigniß construiren sollte. War Japan doch damals noch allen Nationen, mit Ausnahme der Holländer, verschlossen. Und nun haben wir Preußen einen Handelsvertrag mit Japan und viele Preußen sind schon in Japan gewesen. Der immer wachsende Weltverkehr reißt alle Völker, auch wenn sie widerwillig folgen, in sein rastloses Getriebe. Der Ocean ist die Reaction der Gleichheit gegen die Ungleichheit der continentalen Natur. Er ist die größte nivellirende Macht, weil er nicht in Besitz genommen werden kann und weil seine Wellen alle Welttheile mit allen verbinden. Die alte Welt war auf ihrem Culminationspunkt doch nur um das Mittelmeer gruppirt; die moderne Welt strebt durch Vermittelung des Oceans gleichsam nach tellurischer Allgegenwart. Der Handel sucht aber auch die Wege immer mehr abzukürzen. In hohem Grade ist dies durch die Anwendung der Dampfkraft geschehen. Die Eisenbahnen und Dampfschiffe werfen alle Schranken nieder, die sich ihnen entgegenstellen. Sie rüttelten sogar an den Landengen von Suez und Panama. Bei jener ist es Napoleon III. gelungen, durch den Consul Lesseps trotz der Schwierigkeiten, welche die Eifersucht der Engländer bereitete, die Canalisirung durchzusetzen. Der Weg von Indien und China über Aegypten nach Europa ist schon lange wieder in Aufnahme gekommen. Auch die japanischen Gesandtschaften sind über Alexandrien nach Marseille und ebenso zurückgegangen. In Amerika wollte man entweder einen Canal aus dem Nicaraguasee, der nach Osten hin mit dem Atlantischen Meer durch den Fluß St. Juan verbunden ist, nach dem stillen Ocean graben oder die Landenge von Panama durchstechen. Noch ist dies Project nicht ausgeführt. Man hilft sich einstweilen durch eine Eisenbahn, allein es ist wohl kaum zu zweifeln, daß unser Jahrhundert es noch realisirt sehen wird, wenn wir erwägen, daß wir in Europa einen Tunnel durch

die Alpen brechen. Wenn durch den Canal von Panama Süd- und Nordamerika zu Inseln gemacht sein werden, so wird die Asiatische Küste Europa um 1500 Meilen näher gerückt sein und in Amerika selbst wird dann die Ostküste erst in rechte Wechselwirkung treten. Die Umwandlung, welche die Dampfschifffahrt und die Eisenbahnen in Verbindung mit dem elektrischen Telegraphen hervorbringen, ist eine für die Völker geheimnißvolle, aber unausbleibliche. Die ganze Energie des modernen Weltverstandes, der die Natur durch Erforschung ihrer Gesetze beherrscht, dringt mit ihnen ein und die Völker wissen nicht, wie ihnen geschieht.

Wir sehen also, wie die geographischen Entdeckungen unsern ganzen Erdball ergriffen haben, wie die Auswanderung ihnen nachfolgt und wie der Handel als oceanischer Welthandel alle Länder und Völker mit einander verbindet. Jede Veränderung der Verhältnisse in dem einen Welttheil macht sich sofort in allen übrigen fühlbar. Wie die magnetischen Warten uns jede Schwankung des Erdmagnetismus verrathen, so bringt der Cours der Börsen uns den realen Werth aller Veränderungen des Weltverkehrs zum Ausdruck. Es sind aber die Europäer und die Nordamerikaner die Führer des welthistorischen Processes und daraus folgt fünftens, daß der Sieg der Culturvölker über die Naturvölker an sich schon entschieden ist. Die Völkergeographie kann als geschlossen betrachtet werden. Wir vermögen daher das Verhältniß der Naturvölker zu den Culturvölkern zu übersehen und daraus den Schluß zu ziehen, daß die naturwüchsige Beschränktheit sich nicht gegen die Bildung und deren Selbstbewußtsein zu erhalten vermag. Die Naturvölker können ein dreifaches Schicksal haben.

Erstlich können sie durch den Krieg ausgerottet werden, wie dies mit so vielen Indianerstämmen in Amerika geschehen ist und in diesem Augenblick auf Neuseeland von den Engländern mit den Eingeborenen, den Maori, geschieht.

Zweitens können sie aussterben, indem sich bei ihnen durch die Berührung mit den zu ihnen vordringenden Culturvölkern eine psychische und physische Gebrochenheit erzeugt, welche sie allmählich aufreibt. So ist es Thatsache, daß die Indianerbevölkerung Australiens und der Polynesischen Inseln sich beständig vermindert. Auf den vielen hunderten von Eilanden

sind von dem schönen und kräftigen Menschenschlage zusammen kaum noch 150,000 übrig. Die Indianer fühlen sich den Europäern gegenüber innerlich gelähmt, ziehen sich soviel als möglich zurück und verkümmern.

Drittens können die Naturvölker in den Culturproceß der Kaukasischen Race als integrirende Momente desselben aufgenommen werden, wenn sie statt willkürlicher Ungebundenheit gesetzliche Freiheit, statt gedankenloser Faulheit berechnenden Fleiß, statt träumerischen Aberglaubens verständige Begriffe der Natur ertragen lernen. Dies ist freilich ein seltener aber doch nicht unmöglicher Fall. Ich führe die Negerrepubliken auf Hayti und in Liberia auf der Guineaküste, ich führe die constitutionelle Monarchie der Malaien auf den Sandwichsinseln an, wo Kameameah V. in seiner Hauptstadt Honolulu ganz ebenso regiert, wie ein heutiger europäischer Fürst. Die gewöhnlichste Form allerdings, in welcher die Naturvölker, wenn sie sich erhalten, den Culturvölkern einverleibt werden, ist die der Unselbstständigkeit, welche sie zu Dienern der Kaukasischen Race macht oder sie wenigstens zu untergeordneten Berufsarten, wie in Mexiko und Peru, herabdrückt.

Dies führt uns sechstens zu dem wichtigsten Punkte für die nächste Zukunft der Menschheit. Wenn ich sage die Menschheit, so will ich damit bezeichnen, daß nicht von diesem und jenem Volke, wie mächtig es sei, sondern von der Gattung die Rede ist, welche sich in den Europäern und Amerikanern die Träger des Bewußtseins der Menschheit, der Menschenrechte, der Humanität, hervorgebracht hat. Jener letzte und wichtigste Punkt ist die Sclaverei, welche dem Wesen des Menschen, der Freiheit, widerspricht. Die Sclaverei ist die Ursache zahlloser Uebel der menschlichen Gesellschaft, wie ich hier nicht erst zu beweisen habe. Ihren welthistorischen Hauptsitz hat sie in Afrika. So lange eine geschichtliche Erinnerung besteht, so lange hat die schwarze Race ihre Kinder an die gelbe und weiße als Sclaven verkauft und bei sich selbst die Sclaverei gehegt. Durch den Transport der Neger nach Amerika hatte dieser Menschenhandel eine viel größere Ausdehnung erreicht. Bis 1850 wurden jährlich nur nach Brasilien ungefähr 80,000 Sclaven ausgeführt. Die Engländer machten dem maritimen Sclavenhandel durch ihre Kreuzer ein Ende, so daß er nur noch als Schmuggelhandel, auch nach Nordamerika hin, fortbestehen konnte. Die Unionsregierung hat der Sclaverei in ihren Süd-

staaten den Krieg erklärt und wird diesen Krieg siegreich zu Ende führen. Die Anerkennung der Sclaverei als eines Unrechts gegen die persönliche Würde des Menschen und der Kampf gegen sie in allen directen und indirecten Formen ist unter den vielen humanen Bestrebungen unseres Jahrhunderts die schönste. Wie wird sich aber Afrika dazu stellen? Auch Afrika wird die Sclaverei aufgeben und der Handel wird es sein, der diesen großen Act wird vollbringen helfen. Bisher nämlich war für Afrika der Mensch die vorzüglichste Waare, die es auf den Markt brachte. Man berechnete den Werth anderer Gegenstände nach dem Durchschnittspreise eines Sclaven und sprach daher von Sclaven, wie wir von Thalern. Die Fürsten bezahlten ihre Schulden mit Menschen, welche sie ihren Nachbarn raubten. Augenblicklich wüthet dies System der Verödung im Innern Afrikas noch immer fort, allein an den Küsten beginnt schon eine andere Ansicht Platz zu greifen. Da die Nachfrage nach Sclaven aufhört, so hören auch allmählich die Sclaventransporte vom Innern nach der Küste hin auf und im Innern selbst fängt der Werth der Sclaven an zu sinken. Hingegen bricht sich die Einsicht Bahn, daß man dieselben Gegenstände, welche man bisher mit Sclaven bezahlte, von den Europäern auch durch andere Waaren kaufen könne. Elfenbein, Gummi, Kautschuck, Honig, Wachs, Thierhäute, Steinsalz, Straußenfedern, Schiffsbauholz, Indigo, Baumwolle, Kaffee u. s. w. treten an die Stelle des Menschen. Wenn der Neger dem Anbau des Bodens nur einigermaßen Arbeit widmet, so kann er die reichsten Ernten von Früchten aller Art erzielen. Der Weinbau namentlich wird auf der Westküste, wie Versuche gelehrt haben, köstliche Sorten hervorbringen. Wir müssen den Neger nicht nach dem durch die Europäer verderbten Küstenneger oder gar, wie Burmeister gethan hat, nach den Sclaven in Brasilien beurtheilen. Die Negervölker sind fast sämmtlich Hirtenvölker, die zugleich etwas Ackerbau, Weberei, etwas Färberei und Schmiedekunst treiben. Viele Stämme sind durch körperliche Schönheit, andere durch Intelligenz ausgezeichnet. Ihre Staaten sind patriarchalische und in vielen hat auch das weibliche Geschlecht der fürstlichen Familie das Erbrecht auf den Thron. Afrika ist daher der Cultur gar nicht so unzugänglich, als es früher erschien, bevor die neueren geographischen Entdeckungen uns darüber aufgeklärt hatten. Der Fluch, der

noch auf Afrika lastet, ist der Aberglaube an Zauberei, der nur durch eine richtige Auffassung der Natur verschwinden kann.

Die vielen nach Afrika gerichteten Entdeckungsreisen sind nur die theoretischen Vorläufer der praktischen Beziehungen auf dasselbe. Von allen Seiten her ist es in Angriff genommen und in der nächsten Zukunft der Menschheit wird es für die Auswanderung dieselbe Hauptrolle spielen, welche Amerika vier Jahrhunderte hindurch inne gehabt hat.

Wir dürfen behaupten, daß unser Jahrhundert die Idee der Menschheit in dem menschlichen Geschlecht auf der ganzen Erde theils schon zum Bewußtsein gebracht hat, theils noch bringen wird. Die geographischen Entdeckungen haben, so zu sagen, die Atmosphäre der Geschichte überall schon mit dem erquickenden Duft dieser Idee erfüllt, welche die Völker aus ihrem localen und nationalen Particularismus hervorzieht und sie in ihren Einrichtungen, Sitten und Gesetzen, in ihrer ganzen Denkweise zur Humanität groß zieht. Man bedenke, was es heißt, daß jetzt schon in allen Welttheilen Europäer leben und mit dem Bewußtsein des Unrechts der Sclaverei leben. Man bedenke, wie das Bewußtsein der Menschheit durch die Presse von Tag zu Tag auf der ganzen Erde befestigt wird und nichts mehr, was bei einem Volke geschieht, verborgen bleiben kann. Man bedenke, wie durch die Presse die Idee der Humanität schon der allgemeine Maaßstab geworden ist, nach welchem die Handlungen der Völker gewürdigt werden. Man bedenke, was es heißt, daß jetzt schon Momente kommen, in denen Menschen auf der ganzen Erde sich, mit Beiseitsetzung aller religiösen und politischen Differenzen, zu irgend einem Akt von universeller Tendenz vereinigen. Sind die großen Weltausstellungen der Industrie, in deren Friedenstempeln, mitten im Kriege, den einzelne Völker führen, jede Arbeit ihre Ehre findet, nicht solche gigantische Akte? War die Feier von Schillers hundertjährigem Geburtstag auf der ganze Erde nicht eine bis dahin beispiellose Thatsache, in welcher die Begeisterung der Deutschen für ihren Dichter mit der Begeisterung für die Idee der Menschheit zusammenfiel?

Das Bewußtsein der Menschenwürde ist es, welches den Culturmenschen vom Barbaren, das Bewußtsein des Rechtes der Freiheit in jedem Menschen ist es, welches den modernen Menschen von dem des Alterthums

und des Mittelalters scheidet. Durch die Proklamation der Menschenrechte in der ersten französischen Revolution ist dies Bewußtsein zum Eigenthum der Menschheit geworden, das ihr nicht wieder entrissen werden kann. Wo einmal der Fuß des weißen Mannes gewandelt ist, da hinterläßt er jetzt eine leuchtende Spur, die Spur dieses Bewußtseins, als Glied eines Volkes zugleich der Menschheit anzugehören, und die Rechte der Menschheit als die seinigen zu wissen und zu verwirklichen. Wie der Handel durch die geographischen Entdeckungen oceanischer Welthandel geworden ist, so ist das Bewußtsein der Menschheit in unserm Jahrhundert, indem es seine Fahne der Emancipation auf dem Boden aller Welttheile aufgepflanzt hat, wirkliches Weltbewußtsein geworden, das, ein Ocean des Geistes, alle Schranken überfluthet, welche die kurzsichtige Reaction des Aberglaubens und des Despotismus ihm entgegen zu setzen sich vergeblich bemüht. Der Mensch des neunzehnten Jahrhunderts verachtet sich nicht mehr, wie der des Mittelalters, sondern denkt groß von seiner göttlichen Bestimmung, wie der Dichter, von dem das Wort Weltliteratur stammt, es gesungen hat, ohne unsern kosmischen Reisetrieb zu vergessen:

Wenn am Tage mich die Ferne
Blauer Berge sehnlich zieht,
Nachts das Uebermaaß der Sterne
Prächtig mir zu Häupten glüht:
Alle Tage, alle Nächte
Preis' ich so des Menschen Loos,
Denkt er ewig sich in's Rechte,
Ist er ewig schön und groß!

Ueber Kants „Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels."

Festrede, gehalten am 22. April 1865 in der Universitäts-Aula

von

Friedrich Ueberweg.

„Zwei Dinge," sagt Kant in seiner Kritik der praktischen Vernunft,*) „erfüllen das Gemüth mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt; der bestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir. Beide darf ich nicht als in Dunkelheiten verhüllt oder im Ueberschwänglichen außer meinem Gesichtskreise suchen und bloß vermuthen; ich sehe sie vor mir und verknüpfe sie unmittelbar mit dem Bewußtsein meiner Existenz. Das erste fängt von dem Platze an, den ich in der äußern Sinnenwelt einnehme und erweitert die Verknüpfung, darin ich stehe, ins unabsehlich Große mit Welten über Welten und Systemen von Systemen, überdies noch in grenzenlose Zeiten ihrer periodischen Bewegung, deren Anfang und Fortdauer. Das zweite fängt von meinem unsichtbaren Selbst, meiner Persönlichkeit an, und stellt mich in einer Welt dar, die wahre Unendlichkeit hat, aber nur dem Verstande spürbar ist und mit welcher (dadurch aber auch zugleich mit allen jenen sichtbaren Welten) ich mich, nicht, wie dort in bloß zufälliger, sondern in allgemeiner und nothwendiger Verknüpfung erkenne."

Kant erhebt in diesen Worten das Moral-Gesetz, das Gesetz des inne-

*) In dem letzten Abschnitt: „Beschluß," Werke, hrsg. von Rosenkranz und Schubert, Bd. VIII, S. 312 f.

ren Menschen, hoch über die Ordnung der sinnfälligen Natur, ohne jedoch dieser letzteren eine eigenthümliche Bedeutung und Würde abzuerkennen. Wahre Unendlichkeit zwar spricht er nur der moralischen Weltordnung zu; nur mit ihr findet er unsere Persönlichkeit durch einen allgemeinen und nothwendigen Zusammenhang verbunden; der Sinnenwelt legt er nur unabsehliche Größe und Grenzenlosigkeit bei und als blos zufällig gilt ihm die Verbindung, in welcher die menschliche Persönlichkeit mit ihr steht. Der Anblick der zahllosen Weltenmenge, sagt Kant weiter, vernichtet gleichsam meine Wichtigkeit als eines thierischen Geschöpfs; das Bewußtsein des Moral-Gesetzes erhebt dagegen meinen Werth, als einer Intelligenz, als einer dem Vernunftreiche angehörenden Persönlichkeit unendlich. Kant nimmt einen Gegensatz zwischen dem Gesetz der Natur und des Geistes an, aber auch eine Verwandtschaft. Beiden Seiten des Kantischen Gedankens hat Schiller einen epigrammatischen Ausdruck gegeben, dem Gedanken des Gegensatzes in den Distichen „an die Astronomen:“

Schwatzet mir nicht so viel von Nebelflecken und Sonnen;
Ist die Natur nur groß, weil sie zu zählen euch giebt?
Euer Gegenstand ist der erhabenste freilich im Raume,
Aber Freunde, im Raum wohnt das Erhabene nicht; —

dem Gedanken der Verwandtschaft aber, die in der gemeinsamen Beziehung des Individuums auf die Ordnung des Ganzen liegt, in „Zenith und Nadir“:

Wo du auch wandelst im Raum, es knüpft ein Zenith und ein Nadir
An den Himmel dich an, dich an die Axe der Welt;
Wie du auch handelst in dir, es berühre den Himmel der Wille,
Durch die Axe der Welt gehe die Richtung der That!

Das Verhältniß zwischen Natur und Geist zu bestimmen, ist eine wesentliche Aufgabe der Philosophie. Ihre Richtungen scheiden sich nach der Art, wie dasselbe aufgefaßt wird. Aber zu welcher derselben ein Jeder sich bekennen möge, ob zu einem Dualismus oder Monismns, Spiritualismus oder Naturalismus, unabweisbar ist auf jedem Standpunkte die Anforderung, daß die philosophische Forschung auf beide Gebiete sich richte, um ihre gegenseitige Beziehung zu erkennen. Bei der Theilung der wissenschaftlichen Arbeit, auf welcher die Vervollkommnung der Wissenschaften beruht, darf doch nie die Einheit des Ganzen aller wissenschaftlichen Forschung und aller Objecte der Wissenschaft dem Bewußtsein entschwinden.

Ursprünglich war der Trieb nach Erkenntniß an das praktische Bedürfniß gebunden, das noch heute, wie zu aller Zeit, ein mächtiger Sporn zur Forschung, aber auch, wenn es prävalirt, oft nur zu sehr eine die Reinheit des wissenschaftlichen Interesses trübende Macht, eine den freien Aufschwung des Geistes hemmende Fessel ist; mehr und mehr ist die wissenschaftliche Erkenntniß auch als Selbstzweck zur Anerkennung und Geltung gelangt. In ihr waren wiederum ursprünglich alle Gebiete der Forschung von einander ungetrennt; die ältesten griechischen Denker, von Thales an, waren Mathematiker und Astronomen, Geologen, Anthropologen und Theologen zugleich; allmählich sonderten sich die Doctrinen und die Erkenntniß gewann auf einem jeden Gebiete an Umfang und Genauigkeit. Aber diese Sonderung selbst begründete die Nothwendigkeit einer Doctrin, die nicht auf irgend ein einzelnes Gebiet als solches, sondern auf die Zusammengehörigkeit aller gerichtet sei und die Probleme zu lösen suche, welche in der Beziehung der Gebiete aufeinander begründet sind. Eben dies ist die Aufgabe der Philosophie. Ihr ist Kant gerecht geworden in vollem Maß. In seiner „Kritik der reinen Vernunft" prüft er den Ursprung, den Umfang und die Grenzen aller menschlichen Erkenntniß in allen ihren Formen und in Bezug auf alle Erkenntnißgebiete überhaupt. In seiner „Kritik der praktischen Vernunft" sucht er die Grundfrage der Sittenlehre so zu lösen, daß das Wesen echter Moralität klar und rein zu Tage trete, befreit von aller trübenden Vermischung mit fremdartigen Motiven. In seiner Kritik „der Urtheilskraft" entwickelt er die Grundzüge einer Theorie der Schönheit und der Naturzweckmäßigkeit in ihrer Beziehung zu dem erkennenden Geist. Der Naturphilosophie gehören von den späteren Schriften insbesondere die „metaphys. Anfangsgründe der Naturwissenschaft" an, von den frühern, vor 1769 verfaßten Schriften viele, worunter von besonderer Bedeutung außer den „Vorlesungen über physische Geographie" die „allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels" ist, die Schrift, deren Inhalt uns hier bald näher beschäftigen soll.

Das Jahr 1769 bildet die Grenzscheide zwischen Kants früherer Doctrin, an welcher er nachweisbar noch 1768 festhielt und der späteren, deren Grundzüge er, wie er in einem Briefe an Lambert vom 2. September 1770 (Werke, hrsg. von Rosenkranz und Schubert I, S. 358) erklärt,

damals seit etwa einem Jahre gefunden hatte und die er dann nach einer von ihm 1797 veröffentlichten Erklärung (Werke XI, S. 205) in dem Zeitraum von 1770 bis 1780 ausgebildet hat. Bis dahin stand er im Wesentlichen auf dem Boden des Leibnitzianimus, obschon als einer der selbstständigsten Anhänger der Lehre jenes großen deutschen Philosophen, der mit einer Universalität, welche nur der des Aristoteles vergleichbar ist, alle Gebiete des menschlichen Wissens umfaßt und durch geniale Forschungen bereichert hat. Kant hat in jener ersten Periode seiner philosophischen Forschung den Leibnitzianismus insbesondere durch manche Euler'sche Annahmen modificirt, ohne jedoch die wesentliche Grundrichtung desselben aufzugeben. Seit jenem Zeitpunkt aber verwarf Kant das Axiom, auf welchem die Leibnitzische Philosophie und alle verwandten Systeme ruhen, nämlich die Ueberzeugung, daß das Denknothwendige wirklich sei, daß Gedanke und Wirklichkeit in einer ursprünglichen und wesentlichen Harmonie mit einander stehen, und wandte sich mehr und mehr der entgegengesetzten Grundansicht zu, die dem Denknothwendigen nur einen subjectiven Ursprung und eine subjective Geltung zugesteht, keine Bedeutung für die Wirklichkeit, wie sie an sich selbst ist, sondern nur für die Erscheinungswelt, die eine Vorstellung des wahrnehmenden und denkenden Subjects ist.

Kants hervorragende Leistungen auf dem Gebiete der Erkenntnißlehre und der Sittenlehre gehören dieser späteren Periode an, in welcher er den **Kriticismus** oder den sogenannten transscendentalen Idealismus ausgebildet hat, jene philosophische Theorie, die an seinen Namen sich knüpft. Ich nehme aber nicht Anstand, seine naturphilosophischen Leistungen der ersten Periode über die der zweiten zu stellen und zwar hauptsächlich aus dem Grunde, weil jene mit Kants damaliger Gesammtansicht in vollkommenster Harmonie standen, diese aber mit seiner späteren kritischen Ansicht sich nicht zu einem gleich befriedigenden Gesammtbilde vereinigen lassen; denn im Grunde schließt der strenge Kriticismus consequentermaßen jegliche Naturphilosophie aus; diese fordert unabweisbar die Voraussetzung einer wesentlichen Harmonie zwischen Denken und Sein, einer objectiv-realen Gültigkeit unserer Erkenntniß. Durch die Naturphilosophie ist seit Schelling die deutsche Philosophie überhaupt in ihren größten und einflußreichsten Vertretern auf eben jene Voraussetzung zurückgeführt worden.

Kants bleibendes Verdienst um die Sittenlehre ist die reine Darstellung des Begriffs der Pflicht. Nicht schwärmerische Gefühle sollen uns in unserm sittlichen Verhalten leiten, nicht ein anscheinend edles und doch in Wahrheit nur eitles Streben nach dem Ungemeinen und Ueberschwenglichen, auch nicht eine egoistisch-weise Berechnung des höchsten Maßes von eigenem Vortheil und Genuß, auch nicht das so oft zur Beschönigung schnöder Mißachtung der tiefsten und ideellsten Bedürfnisse des freien Geistes und zur Rechtfertigung patriarchalischer Bevormundung verwendete, in niedrig eudämonistischem Sinne verstandene Prinzip der allgemeinen Wohlfahrt, sondern das Bewußtsein der sittlichen Aufgabe selbst, das Bewußtsein des Sollens allein. Es ist recht und gut, so zu handeln, es ist Pflicht, also muß es geschehen, ohne jegliche Nebenabsicht. Zur Erfüllung der Pflicht sollte sich Niemand für zu schwach halten: du kannst, denn du sollst. Freilich gelten diese Sätze nur dann, wenn die Pflicht im reinsten, ideellsten Sinne verstanden wird.

Zwischen Pflicht und Neigung findet Kant einen nothwendigen Widerstreit; denn die Neigung beruhe ausschließlich auf der Sinnlichkeit, die Pflicht aber auf der Erhebung über die Sinnenwelt zu jener höheren, ewigen Ordnung, der wir als geistige Wesen angehören. Gerade so, wie Kant in seiner Erkenntnißlehre Ding an sich und Erscheinung sondert, so sondert er in seiner Ethik Vernunft und Natur, Sittlichkeit und Sinnlichkeit, von einander.

Es ist bekannt, wie Schiller, der die Kantische Lehre von der Sittlichkeit und Menschenwürde mit der vollsten und tiefsten Begeisterung vertritt, der sich glücklich preist zu einer Zeit zu leben, da ein Kant diese ewigen Wahrheiten in das hellste Licht gestellt habe, doch eine Ergänzung für nöthig hielt. Auf dem Gegensatz zwischen Pflicht und Neigung beruhe die sittliche Würde und Erhabenheit. Aber es gebe ein anderes, ebenso mögliches Verhältniß, eine Harmonie der Neigung mit der Pflicht, die sittliche Anmuth und Schönheit. Bewährt sich die Macht des vernünftigen Willens im vollsten Maaße bei dem Verhältniß des Gegensatzes der Pflicht gegen die sinnliche Neigung, so liegt doch in der wiedererrungenen Harmonie das Ideal vollendeter Menschenbildung. Als der Weg zu diesem sittlichen Ziele gilt Schiller die Pflege des ästhetischen Sinnes.

Es kann hier nicht Aufgabe sein, diese Schillersche Ansicht eingehender zu prüfen. Kant, der Schillers Erörterung der sittlichen Grundbegriffe kannte und hochhielt, hat sie nicht zu der seinigen gemacht, sondern den Gedanken einer möglichen Harmonie zwischen jenen widerstreitenden Mächten für eine eitle Hoffnung erklärt, die sich für den Menschen als solchen nicht zu realisiren vermöge; nur in der Ueberwindung der sinnlichen Neigung, nicht in ihrer ästhetischen Veredelung, findet Kant das sittliche Heil. Von seinem Standpunkt aus mit Recht; denn so fordert es der in dem Ganzen seiner kritischen Doctrin tief begründete Gegensatz von Wirklichkeit und Erscheinung, Noumenon und Phänomenon, Geist und Natur. Aber was Kant theoretisch nicht zugab, hat er praktisch geübt auf dem Felde seines Berufs. Es ist nicht zu bezweifeln, daß Kant, indem er mit Gewissenhaftigkeit und Treue, mit unermüdlichem Fleiß und mit strengster Kritik seine philosophische Forschung übte, ebensosehr that, was in seinem Beruf seine Pflicht war, wie er eben hierdurch auch die tiefstbegründete und mächtigste seiner Neigungen befriedigte. Ist ja doch allgemein das positive Wirken in dem der persönlichen Kraft und dem Bildungsgange entsprechenden, mit Liebe ergriffenen Beruf die wahrhafte Versöhnung zwischen Neigung und Pflicht.

Als Zeugnisse des regsten Forschungseifers und zugleich der strengsten Gewissenhaftigkeit im Urtheil sind gerade die früheren Arbeiten Kants, die seiner mit Recht so genannten „heuristischen Periode" angehören und den Weg bekunden, auf dem er zu seinem späteren Systeme gelangt ist, von besonderem Interesse. Als die Forschung, an welcher damals unter allen zumeist Kants Herz hing, darf wohl die astronomische bezeichnet werden, die er in seiner „allgemeinen Naturgeschichte und Theorie des Himmels" niedergelegt hat. Sie ist für den Bildungsgang Kants, aber nicht minder auch für die Geschichte der Wissenschaft selbst von einer nicht zu unterschätzenden Bedeutung. Kant hat hier als der Erste Gedanken entwickelt, die später, auf anderen Wegen von anderen Forschern, welche Kants Leistung nicht kannten, neu begründet, ein gesichertes Bürgerrecht in der astronomisch-geologischen Wissenschaft gewonnen haben. Oft ist philosophische Spekulation vom rechten Wege wissenschaftlicher Forschung abgeirrt; aber nicht selten hat doch auch die Philosophie in richtiger Ah-

nung Lehren anticipirt, welche die exacte Forschung mit ihren Mitteln, Beobachtung und Mathematik, nachfolgend bestätigt hat. Eins der eklatantesten Beispiele dieser Art liefert Kants „allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels" im Vergleich mit den spätern Werken von William Herschel und Laplace. Auf dieses Verhältniß näher eingehen, heißt ein Blatt dem Ruhmeskranze Kants einflechten.

Kant hat die genannte Abhandlung um sein dreißigstes Lebensjahr verfaßt. Sie erschien anonym im Jahre 1755; aber schon in einer Abhandlung aus dem Jahre 1754: „Untersuchung der Frage, ob die Erde in ihrer Umdrehung um die Axe einige Veränderung seit den ersten Zeiten ihres Ursprungs erlitten habe" wird vorläufig auf sie hingewiesen unter dem Titel: „Kosmogonie oder Versuch, den Ursprung des Weltgebäudes, die Bildung der Himmelskörper und die Ursachen ihrer Bewegung aus den allgemeinen Bewegungsgesetzen der Materie der Theorie des Newton gemäß herzuleiten." Dieser frühere Titel bezeichnet streng genommen nur den zweiten Theil des Ganzen, nämlich die hypothetische Darstellung der Genesis des Weltgebäudes, die Lehre von seinem „mechanischen Ursprung"; von der „Verfassung" dagegen, d. h. von der Ordnung des gegenwärtigen Bestandes des Weltgebäudes, handelt der erste, kürzere Theil, die beschreibende Darstellung des Himmels. Dieser erste Theil gehört der heute sogenannten theoretischen (oder theorischen) Astronomie an, die auf die wirklichen Lagen und Bewegungen der Himmelskörper geht (wie die sphärische auf die scheinbaren), der zweite Theil aber der physischen Astronomie, welche die Ursachen der realen Vorgänge zu erforschen sucht. Die Schrift ist Friedrich dem Großen gewidmet.

Kant weiß, daß er Hypothesen aufstellt und nicht Theoreme; aber er weiß ebensowohl auch, daß diese Hypothesen nicht willkürliche Phantasiegebilde sind, sondern wissenschaftlich berechtigte Voraussetzungen, die auf dem Grunde der astronomischen Empirie und der mathematischen Mechanik ruhen. Obschon über Newton's eigene Doctrin hinausgehend, fügt er doch mit Recht dem Titel seiner Schrift die Worte bei: „nach Newton'schen Grundsätzen abgehandelt."

Kant selbst läßt der Darlegung seiner Theorie zwar einen „kurzen Abriß der nöthigsten Grundbegriffe der Newton'schen Weltwissenschaft, die

zu dem Verstande des Nachfolgenden erfordert werden," vorangehen, bringt aber das Verhältniß des Eigenthümlichen seiner Lehre zu der Newton'schen erst an einer spätern Stelle zur Erörterung. Für unsere historische Betrachtung dagegen empfiehlt sich das Ausgehen von dem Verhältniß Kants zu Newton und überhaupt zu seinen Vorgängern, wodurch sich am leichtesten die Einsicht in die Genesis der Kantischen Gedanken gewinnen läßt.

Für den historischen Entwickelungsgang aller Wissenschaften ist ein merkwürdiger Antagonismus maßgebend gewesen, der zwischen der ursprünglichen Richtung des menschlichen Interesses und der nothwendigen Basis jeder streng wissenschaftlichen Forschung besteht. Auf den ersten Ursprung aller Dinge und ihr letztes Ziel richtet sich das populäre Interesse zumeist. Kosmogonien waren die ersten Versuche griechischer Denker. Die älteste Dichtung und Religion bewegt sich in Theogonien und Kosmogonien. Die Erzeugerin dieser Theorien ist die Phantasie; über die Wahrheit wird geurtheilt nach ästhetischen Normen; was das Gemüth befriedigt, gilt als wahr, was mißfällt, als falsch. Der Anthropomorphismus beherrscht die Erklärung aller Erscheinungen. Gerade im Gegentheil geht die strenge wissenschaftliche Forschung von der genauen Feststellung der Erscheinungen aus; mehr und mehr weicht das Spiel der Phantasie dem Ernst der wissenschaftlichen Arbeit; eigne Beobachtung, Sammlung und Prüfung fremder Beobachtungen, genaue Messung, mathematische Rechnung, streng logische Schlußbildung sind die Forschungsmittel, und das erreichte Resultat liegt sehr weit ab von dem, worauf das Interesse der Neugier gerichtet ist: nicht die ersten Ursachen, sondern die nächsten unmittelbarsten werden aufgefunden, und kaum auch nur diese; die constante Weise des Geschehens, die Regel, das Gesetz ist vielmehr das erste Erkenntnißobjekt, zu welchem die Wissenschaft über die bloße Erscheinung hinausgehend fortschreitet. In demselben Maße, wie die Forschung ernster und gesicherter wird, wird sie minder populär. Dem Dichter horcht die Menge; die strenge Forschung ist eingeschränkt auf den engsten Kreis, und vielleicht würden ihr aus Mangel an verbreiteter Theilnahme die materiellen Bedingungen ihres Bestehens abgehen, und das Menschengeschlecht seines edelsten geistigen Besitzthums beraubt bleiben, wenn nicht von anderer Seite her ihr eine Förderung erwüchse: die Resultate strenger Forschung dienen den materiellen Bedürf-

nissen und auch dem verfeinerten Lebensgenuß, und seitdem diese Erfahrung gemacht worden ist, sind jene Mächte willig geworden, ihr einen Tribut zu zollen, den sie dem bloßen wissenschaftlichen Bedürfniß des Geistes versagen würden. Erst sehr allmählich hat sich das wissenschaftliche Interesse in weiteren Kreisen verbreitet.

Der Umschwung der Forschung über das Weltgebäude, wodurch dieselbe einen streng wissenschaftlichen Charakter gewonnen hat, wurde vorbereitet durch die mathematisch-astronomische Spekulation der Pythagoreer und die darauf fortbauende Doctrin des Plato und eines Theils der Platoniker, aber erst durch alexandrinische Astronomen vollzogen, unter denen bekanntlich Hipparch der bedeutendste war. Das Verdienst der Alexandriner liegt wesentlich in der Genauigkeit methodisch veranstalteter Beobachtung. Auch um die Begründung der Theorie haben sie sich bemüht; aber gerade die ausgezeichnetsten unter ihnen erkannten am bestimmtesten, daß solche Versuche noch verfrüht seien. Doch stellte bereits Aristarch von Samos, der um 260 v. Ch., über ein Jahrhundert vor Hipparch, lebte, das heliocentrische System auf, das nämliche, an welches der Ruhm des Copernikus sich knüpft. Schon damals reagirte theologischer Fanatismus gegen den Fortschritt der Wissenschaft: Cleanth, der frömmste der Stoiker, klagte den Astronomen der Gottlosigkeit an, weil er das Unantastbare bewege, das Heilige erschüttere, der Hestia ihren festen Sitz zu rauben wage. Die poetische Vorstellung wich nicht ohne Kampf der ernsten Wissenschaft. Um 150 n. Ch. stellte Ptolemäus die astronomischen Kenntnisse der Alten zusammen und systematisirte sie auf Grund der Voraussetzung der Unbewegtheit der Erde mittelst künstlicher Annahmen, die bis auf den großen Reformator der astronomischen Theorie, Copernikus aus Thorn, in Geltung blieben, obschon mitunter von einsichtigen Denkern angezweifelt. In der Reformation der Beobachtungskunde liegt Tycho de Brahe's Verdienst, dessen System minder glücklich war. Die wahren Bewegungen und Bewegungsgesetze der Planeten fand Kepler. Auf seinen Resultaten ruht Newton's Begründung der physischen Astronomie. Newton wies nach, daß die Keplerschen Gesetze die nothwendigen Folgen des Gravitationsprincips seien. Dieselbe Schwere, die wir auf der Erde beobachten, und deren Gesetze Keplers Zeitgenosse Galilei entdeckt hat, herrscht in den

himmlischen Räumen; sie ist die allgemeine Eigenschaft aller Materie. Die Intensität der Anziehung steht in geradem Verhältniß zu den Massen und in umgekehrtem Verhältniß zu den Quadraten der Entfernungen, von welchen beiden Verhältnissen das erste durch die Natur der Materie, das andere, wie gerade Kant klar dargethan hat, durch die Natur des Raumes bedingt ist, dessen drei Dimensionen eine Ausbreitung der Kraft nach dem Quadrate der Entfernungen vom Ausgangspunkte, folglich eine Verminderung der Intensität ihrer Einwirkung auf den einzelnen Punkt nach dem reciproken Werth des Quadrates der Entfernungen nothwendig machen.

Aber freilich, die bloße Schwerkraft würde die Planeten und alle anderen Massen, die in der Sphäre der Anziehungskraft der Sonne sich befinden, in geradlinigem Fall auf diese herabstürzen lassen. Es bedarf einer ein für allemal gegebenen Seitenbewegung, die nach dem Gesetz der Beharrung sich erhalte, damit aus beiden im Verein die Curven hervorgehen, in denen die Planeten und Kometen ihren Lauf um die Sonne, die Monde ihren Lauf um die Planeten vollziehen. Newton begnügte sich, die Entstehung dieser Kraft auf einen ursprünglichen Anstoß zurückzuführen, der den Weltkörpern durch Gottes Allmacht ertheilt worden sei.

Wenn die Schwerkraft nach dem umgekehrten Verhältniß der Quadrate der Entfernungen bei constanten Massen wirkt, so muß die anziehende Einwirkung der Sonne auf den nächsten Fixstern und dieses Sternes auf die Sonne zwar gering, aber sie kann nicht gleich Null sein. Ja bis zu den fernsten Weltkörpern, in die Unendlichkeit hin muß sie sich erstrecken. Mindestens so weit, wie das Licht, dessen Intensität bei seiner Verbreitung dem gleichen Gesetze folgt, von fernen Sternen zu uns herüberleuchtet, muß auch sie reichen. Daraus lassen sich Schlüsse über das Fixsternsystem ziehen, die Newton, der mit Recht unserem Planetensystem zunächst seine Aufmerksamkeit zuwandte, nicht entwickelt hat.

Dies sind die beiden Punkte in Newton's Lehre, an welche Kant in seiner weiteren Ausbildung derselben anknüpft. Auf den zuletzt genannten Umstand gründet er seine Lehre von der systematischen Verfassung oder der Ordnung des gegenwärtigen Bestandes des Fixsternhimmels, auf den ersten seine Theorie der Kosmogonie.

Aus dem Gesetz der Verbreitung der Schwere folgt unmittelbar, sofern

der Gültigkeit dieses Gesetzes nicht willkürliche, durch keine Erfahrung begründete Schranken gesetzt werden, daß die sämmtlichen sogenannten Fixsterne, wenigstens die einer jeden Gruppe, z. B. unserer Milchstraße unter sich, einander immerfort näher kommen und schließlich zu einer Gesammtmasse zusammenstürzen müssen, wenn nicht auch bei ihnen eine Seitenbewegung vorhanden ist, die sich mit den Falllinien zu Curven zusammensetzt. Aus dieser Betrachtung ergiebt sich die Wahrscheinlichkeit, daß Seitenbewegungen thatsächlich existiren; denn andernfalls würde der Weltbau gerades Weges seinem Ruin entgegengehen. Es ist wahr, daß diese Argumentation, auf die Fixsternwelt bezogen, auf der Mitanwendung eines teleologischen Princips beruht, und Kant selbst erkennt doch an, daß teleologische Principien in der Naturforschung nicht beweisend sein können, sondern nur subsidiarisch gebraucht werden dürfen, daß also wie Kant sich in der späteren Abhandlung „über den Gebrauch teleologischer Principien in der Philosophie" ausdrückt, „der theoretisch-speculativen Nachforschung das Recht des Vortritts gesichert werden muß, um zuerst ihr ganzes Vermögen daran zu versuchen." Aber Kant stützt sich in der That auch nicht bloß auf ein teleologisches Princip. Er führt als theoretisches Argument die Analogie mit dem Planetensystem an, welche bekräftigt werde durch die Gruppirung der Fixsterne, die in ihrer überwiegenden Mehrzahl in den Raum fallen, der durch den Sternenring oder vielmehr die concentrischen Sternenringe begrenzt wird, welche uns als Milchstraße erscheinen. Kant nimmt an, daß eine und die nämliche Ursache, welche es auch sei, den Planeten die Tangentialkraft ertheilt und zugleich ihre Bahnen so gerichtet habe, daß sie mit geringen Abweichungen sich auf Eine Fläche beziehen, und daß ebenso den Fixsternen eine und die nämliche Ursache die Kraft der Umwendung um Einen Centralpunkt gegeben und zugleich ihre Kreise so viel als möglich auf eine Fläche gebracht habe. In diesem Sinne bilde der ganze Complex von Sternen, den die Milchstraße enthält, sammt allen, die wir einzeln wahrnehmen, ein großes System, welches kleinere Systeme, z. B. die Plejadengruppe, in sich befasse, gleich wie unser Planetensystem kleinere Systeme z. B. Erde und Mond, Juppiter und Juppiterstrabanten, als kleinere Systeme in sich schließe. In den Nebelflecken glaubt Kant andere Milchstraßensysteme vermuthen zu dür-

sen, die sich vielleicht mit dem System, dem unsere Sonne sammt ihren Planeten angehört, wiederum zu einem größeren Ganzen zusammenschließen.

Sehr anziehend ist die Vergleichung dieser von Kant im Jahr 1755 aufgestellten Vermuthungen mit William Herschel's Abhandlungen über den Bau des Himmels aus den Jahren 1784, 1785 und 1789, worin dieser große Beobachter mittheilt, wie sich ihm durch sein mächtiges Teleskop, dessen Objectivspiegel 20 Fuß Brennweite habe, die Milchstraße in lauter kleine Sterne aufgelöst habe und viele Nebelflecke ebenso in Sterne zerlegt worden seien, und Vermuthungen über die Gruppirung der Gestirne aufstellt, die eine überraschende Aehnlichkeit mit den Kantischen aufzeigen. Auch die Vermuthung, daß den Fixsternen gleich den Planeten, um sie vor der zerstörenden Wirkung der bloßen Anziehungskraft zu bewahren, Seitenbewegungen ursprünglich mitgegeben worden seien, ist Herschel nicht fremd. Aber Herschel, der Beobachter, betrachtet mit Vorliebe die einzelnen Gruppen, Kant, der Philosoph, das Ganze des Fixsternsystems.

Die von Kant geäußerte Hoffnung, daß die wahre Bewegung von Fixsternen sich empirisch werde ermitteln lassen, hat heute bereits seit geraumer Zeit in wachsendem Maße sich zu erfüllen begonnen. Das durch neuere Forschungen bestätigte Resultat, daß unsere Sonne sich nach dem Sternbilde des Hercules zu bewege, hat Herschel bereits 1783 gewonnen.

Im Jahre 1791 ist ein durch den Magister Joh. Fried. Gensichen auf Kants eigenen Wunsch veranstalteter Auszug aus seiner „allgemeinen Naturgeschichte und Theorie des Himmels" mit den angeführten, von G. M. Sommer in's Deutsche übertragenen Abhandlungen Herschel's zusammen abgedruckt in Königsberg bei Friedrich Nicolovius erschienen, wodurch die Vergleichung erleichtert wird.

Kant nennt in seiner Schrift mehrfach einen Engländer Wright von Durham als seinen Vorgänger in der Annahme einer systematischen Verfassung des Fixsternsystems und Beziehung desselben auf einen gemeinsamen Centralpunkt; er habe die Gedanken dieses Mannes aus den Hamburgischen freien Urtheilen vom Jahr 1751 kennen gelernt. Aber was Kant hiervon mittheilt, zeigt, daß mehr ein theologisch-astronomisches Phantasiespiel, als eine strengwissenschaftliche Forschung vorlag; zu der letzteren ist erst Kant selbst fortgegangen.

Wichtiger noch, als Kants Annahme über die systematische Verfassung des Weltgebäudes, ist die in dem zweiten Theile seiner Schrift dargelegte und begründete Hypothese über den mechanischen Ursprung desselben.

Die Anziehungskraft hatte Newton als begründet in dem Wesen der Materie gedacht, die Wurfbewegung aber auf einen unmittelbaren Act der göttlichen Allmacht zurückgeführt, was einem Verzicht auf die Erforschung ihrer Entstehung gleichkam. Der von Gottes Hand geübte Stoß war eine Fiction, die dem Bedürfniß des Mathematikers entsprach, einen festen Ausgangspunkt für seine Deductionen zu gewinnen, ohne durch immer erneuten Rückgang auf die Ursachen der Ursachen sich ins Unbestimmte zu verlieren; ebenso genügte es Newton, das Gesetz der Annäherung der Massen erkannt zu haben, um darauf seine mathematisch-mechanische Betrachtung zu begründen, die Natur der anziehenden Kraft war kein Gegenstand seiner Forschung. Es giebt zahlreiche Fictionen, deren die positiven Wissenschaften zeitweilig bedürfen und die doch nur die Bedeutung einer vorläufigen Beiseitestellung gewisser Probleme haben, zu Gunsten anderer, die zuvor gelöst sein müssen. Die Annahme, daß die Fixsterne schlechthin unbewegt seien, war ebenso eine derartige zeitweilig wohlthätige Fiction, wie die Voraussetzung der absoluten Leere des Raumes zwischen den Weltkörpern, wie vielleicht auch die Annahme von Atomen und in der Organik die der absoluten Beharrlichkeit der Species es ist. Aber die Täuschung liegt nahe, derartige Fictionen, solange eine wissenschaftliche Doctrin ihrer bedarf, mit der Erkenntniß der Wirklichkeit zu verwechseln. Es gehört zu den Aufgaben der Philosophie, die auf das Ganze ihren Blick gerichtet halten muß, solche Täuschungen zu zerstreuen. Kant, der Philosoph, konnte sich nicht bei dem „von außen stoßenden Gotte" beruhigen, sowenig, wie nach ihm der deutsche Dichter. Mag auch im letzten Grunde alle Naturwirksamkeit auf Gott zurückgeführt werden müssen, so ist jedoch jeder einzelne Naturerfolg zunächst aus Naturkräften abzuleiten: diese Ueberzeugung spornte Kant zur Forschung nach dem Ursprunge der Tangentialbewegung an. Die Planeten bewegen sich sämmtlich nahezu in einer Ebene und in gleicher Richtung um die Sonne; sie könnten dies nicht, wenn nicht eine gemeinsame Ursache sie alle bestimmt hätte. Getrennt von einander, wie sie es gegenwärtig sind, konnten sie nicht einem gemeinsamen Einfluß, der diesen Erfolg herbei-

führte, unterliegen. Also muß es einen Zustand gegeben haben, in welchem diese Trennung nicht bestand. Die Materie, die jetzt an die verschiedenen Planeten vertheilt ist, muß ursprünglich durch den gesammten Raum, in dessen Centrum jetzt die Sonne steht und dessen Grenze sich bis weit über die Bahn des äußersten Planeten hinaus erstreckt, verbreitet gewesen sein. Aus der Concentrirung dieser dunstartig verbreiteten Materie theils um den Schwerpunkt des ganzen Systems, theils in geringerem Maße um andere Stellen, welche Centralpunkte von Partialsystemen wurden, ist die Sonne und sind die Planeten hervorgegangen. Chemische Verbindungen begründeten den Anfang dieses Processes; dann trat die Wirkung der Schwerkraft hinzu. Der Sturz der Massen auseinander erzeugte Seitenbewegungen, die sich forterhaltend, unter dem andauernden Einfluß der Schwere in die Rotationsbewegungen übergingen, welche noch heute bestehen. Durch eben jene Ursachen, den chemischen Proceß und das mechanische Auseinanderprallen der Massen, erlangten die Weltkörper bei ihrer Entstehung jene Glühhitze, die sich bei den Planeten nur im Innern, bei dem Centralkörper durchweg erhalten hat. In gleicher Art, wie das Planetensystem, ist das System der Fixsterne geworden. Die Annahme, daß die Erde ursprünglich in einem glühend flüßigen Zustande gewesen sei, haben schon Frühere, insbesondere auch Leibnitz, aufgestellt, aber zu der Hypothese der Entstehung aus einer Dunstmasse ist zuerst Kant fortgeschritten. Seine Theorie unterscheidet sich sehr zu ihrem Vortheil von der phantastischen Annahme Büffon's, des Einzigen, von dem Laplace gewußt hat, daß er über die Entstehung der Planeten eine Vermuthung aufgestellt habe, es möge vielleicht irgend einmal ein Komet die Massen, welche jetzt die Planeten bilden, von der Sonne abgestoßen haben, was durch die Gestalt der gegenwärtigen Bahnen der Planeten sich widerlegt, die schwerlich daraus hätten hervorgehen können, auch abgesehen davon, daß die Entstehung der Sonne selbst und jenes hypothetischen Kometen dabei unerklärt bleibt und daß die Kometen, die selbst in ihrem Kern nur aus einem äußerst feinen Dunst zu bestehen scheinen, einen derartigen Stoß nicht zu führen vermögen. Kant nimmt, indem er die Zwischenräume nicht für völlig leer hält, einen schließlichen Zusammensturz der Weltkörper an, der eine Wiederauflösung ihres Stoffes in die ursprüngliche Dunstmasse und

demnächst eine Erneuerung des kosmogonischen Processes zur Folge haben müsse.

Es ist nicht meine Absicht, diese Theorie in ihren Einzelheiten zu erörtern; nur die Aufzeigung der Genesis der Grundgedanken lag in meinem Plan. Wie Kants Doctrin über den Bestand des Weltgebäudes später durch Herschel, so ist seine Hypothese über den Ursprung desselben später durch Laplace selbstständig auf's Neue begründet worden im engeren Anschluß an die empirischen Data und in strenger mathematischer Durchführung. Seltener, als jene Männer, wird Kant in der Geschichte der Astronomie und Geologie als der Urheber jener Theorien genannt. Es ist wahr, daß sie bei ihm zum guten Theil mehr kühne Hypothesen, als streng erwiesene Doctrinen sind. Aber es waren geniale Anticipationen von Anschauungen, welche die Kraft hatten, zur anerkannten Geltung und gesicherten Herrschaft in dem Entwickelungsfortgang jener Wissenschaft zu gelangen. Und nicht ein glücklicher Zufall hat Kant sie eingegeben, sondern sie sind das Resultat inniger Vertrautheit eines vorurtheilsfreien tiefen und gründlichen Forschers mit der Natur und dem Wesen seines Forschungsobjects und umsichtiger philosophischer Beziehung desselben auf das Ganze aller Objecte wissenschaftlicher Forschung überhaupt. In diesem Sinne ist diese Kantische Leistung groß und ein würdiger Gegenstand des Preisens an dem Tage der Gedächtnißfeier dieses Mannes, den als einen der edelsten Vertreter echt humaner Bildung und gründlicher Wissenschaft vor Kurzem seine Vaterstadt durch ein herrliches Denkmal, ein Meisterwerk der Plastik, geehrt hat und dem ein bleibendes Ehrendenkmal in der Geschichte der Culturentwicklung der Menschheit gesichert ist.

Erinnerungen an Dr. Eduard Heinel

von

R. Troje.

(Vorgetragen den 11. Mai 1865 in der Königl. Deutschen Gesellschaft.)

Es ist von jeher in dieser wissenschaftlichen Zwecken geweihten Gesellschaft Gebrauch gewesen, der verstorbenen Mitglieder derselben in einigen Worten zu gedenken und so, wenn auch nur in kurzen Umrissen das Bild des Geschiedenen den Ueberlebenden vorzuführen. Wenn ich es versuchen will, an dieser Stelle Ihnen, hochverehrte Anwesende, in etwas deutlicheren Zügen, als es meistens zu geschehen pflegt, von dem zuletzt dahingegangenen Mitgliede dieser Gesellschaft ein erkennbares Bild zu zeichnen, so will ich damit nicht bloß den eigenen Gefühlen der Verehrung und Liebe, die mich mit dem Verstorbenen so innig verbinden, und dem Wunsche Genüge leisten, daß wo möglich auch über den Kreis seiner näheren Freunde hinaus, sein ganzes Wesen und Sein zur richtigen Würdigung gelange, sondern ich glaube auch, daß der Verfasser der Geschichte Preußens es werth ist, die Aufmerksamkeit einer so hochachtbaren Versammlung, wie die gegenwärtige ist, für eine kurze Stunde auf sich zu lenken. Die Ehre, Mitglied der „deutschen Gesellschaft" zu sein, hat der, von dem ich zu Ihnen zu reden mir vorgesetzt, in hohem Maaße zu würdigen gewußt. Ihm ward diese Anerkennung zu Theil nicht etwa zu einer Zeit, da man hoffen konnte, durch Beiträge von seiner Seite in dem regelmäßigen Gange der geschäftlichen Ordnung unterstützt zu werden, sondern als er fern von unserer Stadt in ländlicher Stille seinen schriftstellerischen Arbeiten lebte. Auf dem Titelblatt eines seiner Werke hat er seinem Namen den ehrenden Zusatz beigefügt: „Mitglied der deutschen Gesellschaft zu Königsberg."

Was ich Ihnen heute über den aus unserer Mitte Geschiedenen mitzutheilen habe, soll nichts mehr als eine wahrheitsgetreue Skizze seines Lebensganges sein, in dem alle Vorzüge, die ihn auszeichneten, aber auch manche Schwäche, die ihm eigen war, ihre Erklärung finden. Das Gute, das wir an uns haben, ist doch ohnedies nichts weiter als das Product der natürlichen Gaben unseres Geistes und der Verhätnisse, unter denen wir uns entwickelt haben; und die Fehler, die uns anhaften, würden offenbar mildere Richter finden, wenn jeder mit dem Entwickelungsgange unseres Lebens genügend vertraut wäre. Ich freue mich, Ihnen heute ein Bild vorführen zu können, in dem der Lichtseiten recht viele sich Ihren Blicken darstellen werden. Aber wenn ich nun schon Ihre Nachsicht in Anspruch zu nehmen mich gezwungen sehe, so möchte ich Sie besonders bitten, es mir nicht verargen zu wollen, wenn ich mitunter zu tief in Verhältnisse eingehe, die vielleicht nur für den von vorwiegendem Interesse sind, der sie selber an sich hat vorübergehen sehen. Es ist sicher schwerer, als es sich Mancher vorstellen mag, da, wo das Herz von Erinnerungen an Selbsterlebtes voll ist, sich in die Lage des ruhigen Zuschauers zu versetzen. Doch nun zur Sache:

Dr. Eduard Heinel.

Eduard Friedrich Reinhard Heinel wurde den 5. September 1798 zu Marienburg geboren. Sein Vater, der dort erster Prediger und Superintendent war, war ein Mann von nicht gewöhnlicher Klarheit des Verstandes und außerordentlicher Arbeitskraft, so wie von seltenem Gemeinsinn, der sich um die Kirche und das Schulwesen seiner Vaterstadt und seiner ganzen Diöcese nicht bloß durch seine praktische Tüchtigkeit, sondern auch durch mancherlei schriftstellerische Arbeiten in hohem Maße verdient gemacht hat, und von dessen segensreicher Wirksamkeit ein von seinen Mitbürgern auf dem Kirchhofe zu Marienburg errichtetes Denkmal Zeugniß giebt. Seine Mutter Dorothea, geborne Skubovius, gleichfalls aus einer Prediger-Familie stammend, war eine Frau von so ungewöhnlicher Milde des Gemüths und von so reiner durch die schwersten Schicksalsschläge geläuterter Frömmigkeit, daß sie Allen, die ihr nahe getreten sind, als ein Muster edler Weiblichkeit unvergeßlich bleiben wird. Während dem Vater neben dem edelsten Freimuthe, den er vielfach zu beweisen Gelegenheit fand, ein ge-

wisser Sarkasmus und eine Schärfe der Zunge, mit der er sich Manchen zum Feinde gemacht hat, eigen war, vermochte die Mutter auch wirklichen Ungehörigkeiten kaum etwas Anderes als freundliche Sanftmuth und liebevolle Geduld entgegenzusetzen. Ich erwähne dessen hier, weil ich glaube, daß im Charakter des Sohnes beide Eigenthümlichkeiten zum Ausdruck gekommen sind. Für den geistigen Entwickelungsgang des etwas schwächlichen aber sehr lebhaften Knaben und namentlich für die Richtung desselben auf das Vaterländische sind zwei Umstände von der höchsten Bedeutung gewesen — die unmittelbare Nähe des Marienburger Schlosses und die französische Fremdherrschaft. Es ist leicht begreiflich, wie auf die rege Phantasie des Knaben die alte Ordensburg in ihrer trümmerhaften Gestaltung, wie sie noch im Anfange dieses Jahrhunderts dastand, den gewaltigsten Eindruck ausgeübt haben muß. Wie herrlich und erhaben sie auch jetzt nach ihrem Ausbau zu schauen ist und wie anregend für das Verständniß der Ordenszeit sie auch sein mag, die Einbildungskraft des Kindes wird noch weit mehr von dem Lückenhaften und Schauerlichen in Anspruch genommen und findet ihre Freude daran, die todten Räume mit den Heldengestalten der Vorzeit zu beleben. Und unser H. stand im täglichen Verkehr mit diesen großartigen Ruinen, die nach allen Seiten durchstrichen und untersucht werden mußten, und in denen immer neue Entdeckungen gemacht und neue Phantasiebilder hervorgezaubert wurden. Sein gewöhnlicher Begleiter auf diesen Streifzügen durch die Marienburg war ein durch eine seltene Fügung der Umstände ihm zum Jugendgefährten und Freunde gebotener Knabe, der Vater des jetzigen Besitzers von Bledau, der in einem mit der Heinel'schen Familie durch enge Verwandtschaftsbande verbundenen Hause seine Knabenjahre verlebte. Mit der freudigsten Hast wurden alle auf die Ordenszeit bezügliche Erzählungen und Sagen aufgenommen und auf die ersprießlichste Weise verarbeitet. — In ähnlicher Weise war der zweimalige Aufenthalt der Franzosen in Marienburg und der Schmerz des Vaters über die Schmach der Fremdherrschaft von dem allergrößten Einflusse auf die Erweckung vaterländischer Interessen. Wenn auch die Erscheinung so vieler fremdartigen Elemente und der Anblick der stattlichen Kriegerschaaren und das bunte Gewirr, das sich an die unglücklichen Ereignisse der Jahre 1807 und 1812 knüpfte, dem Knaben im höch-

sten Maße anziehend war, so war er doch schon nachdenkend genug, um den Schimpf zu fühlen, der dem Vaterlande angethan wurde. Er hörte den Vater schmerzlich seufzen und oft auch unverholen in seinem Unwillen über die Fremdherrschaft losbrechen, wie das einmal in einer Predigt geschah, die das größte Aufsehen machte und den freimüthigen Redner in Unannehmlichkeiten zu verwickeln drohte. Er hörte die geliebte Mutter über die unerträgliche Last, die ihrem Hauswesen durch den Uebermuth der Einquartierten bereitet wurde, klagen. Er sah, wie die Eltern trotz aller erdenklichen Einschränkung und trotz des unermüdlichsten Fleißes doch mit den schwersten Sorgen zu kämpfen hatten, um bei der Ungunst der Verhältnisse die Ihrigen vor Noth zu schützen — und sein Geist lernte schon frühe den Tag der Vergeltung und der Befreiung mit Lust herbei sehnen. Dazu kam noch, daß seine Familie dem Durchzuge der Franzosen die allerschmerzlichsten Opfer bringen mußte. Im Jahre 1807 starb an dem damals herrschenden Nervenfieber der hoffnungsvolle älteste Sohn des Hauses, ein Jüngling von 21 Jahren, mit seltenen Gaben des Geistes und Herzens ausgerüstet, als Regierungs-Referendarius und im Jahre 1813 den 24. Januar am Lazareth-Typhus der treue, unermüdlich-thätige Vater in seinem 57sten Lebensjahre, nachdem er 14 Tage vorher seinen zweiten Sohn, der Gerichts-Referendar war, an der Lungenschwindsucht verloren hatte. Das waren harte, schwere Leidenstage. Mit der innigsten Rührung erinnerte sich H. noch in seinen späteren Lebensjahren des wehmuthsvollen, herzlichen Kusses, den er von seinem Vater erhielt, der sonst kein Freund von äußerlichen Erweisungen der Zärtlichkeit gewesen zu sein scheint, als er nun nach dem Tode seiner Brüder als der älteste Sohn des Hauses dastand, und dann der in allem Schmerze freudigen Bewegung des ganzen Familienkreises, als die mit dem Vater fast gleichzeitig erkrankte geliebte Mutter dem Leben erhalten wurde. Auch in den Siegesjubel, der in demselben Jahre noch das ganze Vaterland durchdrang, mischte sich hier eine schmerzlich wehmüthige Regung, der Gedanke, daß es dem theuern Geschiedenen, der die Tage des Sieges so innig ersehnt hatte, nicht vergönnt gewesen, des Vaterlandes Erhebung und Ruhm zu erleben.

Ich habe aber noch aus H.'s Kindheit neben diesen beiden genannten Anregungen zum vaterländischen Interesse des mächtigen Einflusses zu

gedenken, den die Dichtungen unserer deutschen Heroen, namentlich Schillers, auf das phantasiereiche Gemüth des Knaben ausübten. Wir haben wohl Alle an diesen Meisterwerken gezehrt und von ihnen Strömungen der Begeisterung und Erhebung in uns aufgenommen, aber damals, als die heldenhafte Erhebung unseres Volkes sich vorbereitete und die Gegenwart des Trostvollen überall so wenig bot, war neben der Religion die Poesie das einzige Gebiet, in das edle Gemüther mit voller Befriedigung sich zurückziehen konnten und namentlich war es die Schillersche Muse, die das Herz unter den gewaltigen Stürmen und Drangsalen der Zeit mit neuem Muthe und neuer Hoffnung erfüllte. Und dieser köstliche Labebecher ist unserm H. schon in der Zeit seiner Kindheit in ungewöhnlichem Maße zugeflossen. Mit einem für poetische Erzeugnisse ausgezeichneten Gedächtnisse ausgestattet erlernte er auf die leichteste Weise eine sehr große Menge der hervorragenden Gedichte und zwar so, daß er dieselben, namentlich die Balladen, noch bis in sein Alter, ohne einmal zu stocken, hersagen konnte; und so ist denn auch in seinen eigenen Poesien, namentlich in den erzählenden, der Einfluß Schillers unverkennbar.

Bis zum Jahre 1815 setzte H. seine geistige Ausbildung in der lateinischen Schule zu Marienburg fort und schloß dort einen innigen für sein ganzes Leben fortdauernden Freundschaftsbund mit zwei an Alter ihm etwas überlegenen, aber von gleichem Streben beseelten jungen Männern, Lucas und Sommer, von denen der erstere fast mit seiner ganzen Wirksamkeit unserer Stadt angehört, und der andere als Seminardirector in Marienburg gestorben ist. Von 1815, in welchem Jahre bei der Reorganisation der preußischen Gymnasien die Marienburger Schule das Recht der Dimission zur Universität verlor, bis 1818 besuchte er das Gymnasium in Elbing, während welcher Zeit er Aufnahme in dem Hause des dortigen Professor Kelch, eines Verwandten seiner Familie, fand. Mit seltener Verehrung und Dankbarkeit hing er an dieser Anstalt und ihrem ausgezeichneten Director Mundt, den er stets als ein Muster pädagogischen Tactes und wahrer Humanität gerühmt hat — ein Urtheil, in das selbst diejenigen einstimmen werden, die diesen würdigen Mann zu einer Zeit ihren Lehrer genannt haben, als er bereits von der Höhe seiner Kraft herabgestiegen war. Im Jahre 1818 bezog H. die hiesige Universität, auf

der er sich mit Ausnahme eines Jahres, das er zur Wiederherstellung seiner sehr geschwächten Gesundheit bei seinen Verwandten in Westpreußen zubrachte, bis 1822 den philosophischen und theologischen Studien hingab. Die allgemeine Burschenschaft, die damals gleichsam als Repräsentantin des allgemeinen Strebens nach Einheit des deutschen Vaterlandes dastand und keine Sonderinteressen in Landsmannschaften und Corps aufkommen ließ, nahm seine ganze Theilnahme in Anspruch und bot seinem für Vaterland und Freiheit begeisterten Gemüthe manichfache Nahrung. Sein poetisches Talent fand nicht nur bei academischen Festen vielfache Gelegenheit sich geltend zu machen und wurde stets mit Anerkennung und Beifall belohnt, sondern unter seiner Leitung bildete sich auch ein Dichter-Kränzchen, das unter dem Namen Servanda längere Zeit bestand und den Betheiligten geistige Anregung und edlen Herzensgenuß bereitete. Außerdem war er Mitarbeiter an einem in Danzig erscheinenden Blatte, „Aehrenleser“ genannt, wo von ihm unter dem Namen „Lucull“ mancherlei Gedichte und Erzählungen Aufnahme fanden. Dabei unterrichtete er in mehren der angesehensten Häuser der Stadt z. B. bei Brandt, Anderſch, und war überall ein willkommener Genosse und Hausfreund. Die ungewöhnlich große Zahl inniger Freunde, die er während seiner Universitätsjahre sich erwarb, und die er alle bis in sein spätestes Lebensalter warm in seinem Herzen getragen hat, giebt ein sprechendes Zeugniß von der Liebenswürdigkeit und Tüchtigkeit seines Charakters. — Seine theologischen Studien trieb er unter Wald, Vater, Krause, Kähler und Dinter. Aber unter allen seinen Lehrern hat keiner einen so mächtigen Einfluß auf sein Denken und Empfinden ausgeübt, als Herbart, in dessen philosophisches System er sich mit ganzer Kraft hineinarbeitete und in dessen pädagogischem Seminar er mehre Semester unterrichtet hat. Von ihm singt H. noch im spätern Mannesalter:

— in der Seele Tiefen
Drang seines Lichtes heller Blick,
Des Geistes Räthsel, die dort schliefen,
Gelöst gab er sie uns zurück.
Zeigt uns zum Tempel der Tugend die Bahn,
Den auf fünf Säulen erglänzen wir sah'n.

Das Candidaten- und das philosophische Doctor-Examen waren die äußeren Früchte seiner anhaltenden Studien.

Aber H. verließ nicht Königsberg, ohne den unseligen Demagogen-Verfolgungen jener Zeit als Opfer anheim zu fallen. Ein aufgefangener Brief gab Veranlassung zu den umfassendsten Haussuchungen bei ihm und seinem Freunde Lucas. In seiner Abwesenheit wurde sein Schreibesecretair erbrochen; man bemächtigte sich aller seiner Briefschaften und in Folge der lange geführten Untersuchung wurden beide Freunde für unfähig erklärt, im preußischen Staate je eine Anstellung zu erhalten. Das war ein harter Schlag für ihn und die Seinigen. Aber sicher hat gerade dieser Mangel an allen Aussichten für die Zukunft nicht wenig dazu beigetragen, ihn mit desto größerem Eifer an das Werk gehen lassen, das ihm einen so bedeutenden Platz in dem Culturleben unserer Provinz erworben hat. Wenn man es ihm verwehrte, auf dem gewöhnlichen Wege sich seine selbstständige Existenz zu begründen, so war er darauf hingewiesen, mit desto größerer Anstrengung Alles, was von geistigen Mitteln in ihm war, zusammenzunehmen, um sich eine geachtete Stellung in der Welt zu erobern, in der er den Anforderungen seines Genius genügen könnte. Wenn ihn der Staat, in dem er lebte, für unfähig erklärt hatte, in ihm je mit einem Amte betraut zu werden, so reizte ihn diese Zurücksetzung, der Welt zu zeigen, wie tief in seiner Seele die innigste Liebe zum Vaterlande wohne und wie bereit er wäre, ihm mit seinen besten Kräften zu dienen. Er kehrte unmittelbar von der Universität in die Stille des Familienlebens zurück und verlebte das darauf folgende Jahr in den Häusern seiner Schwäger Heermann und Troje, die in Marienburg und in dessen nächster Nähe in Wernersdorf im Predigtamte standen und bei denen sich auch abwechselnd seine geliebte Mutter aufhielt. Hier in stiller Zurückgezogenheit fand er Muße zur Ausführung seines Lieblingsplanes, dem preußischen Volke in würdiger Form ein faßliches Bild seiner Vorzeit und seiner allmählichen Entwickelung zu seiner jetzigen bedeutsamen Höhe zu geben. Schon 1823*) erschien sein „Versuch einer Bearbeitung der Geschichte Preußens für Volksschulen," der sich sofort einen festen Platz in der Liebe des Volkes zu verschaffen wußte, und dessen hohe Bedeutung für das Volksschulwesen

*) Auf dem Titelblatte ist 1822 zu lesen, aber es unterliegt keinem Zweifel, daß in diesem Jahre höchstens der Druck des Buches begonnen sein kann.

nicht einen Augenblick verkannt worden ist. Die geschickte Auswahl des Stoffes, die klare verständliche Sprache und dabei der dichterische Schwung, der das Ganze durchzog, sowie die lebendige Auffrischung dessen, was vor Kurzem Alle erlebt, lenkte die Aufmerksamkeit aller echten Patrioten, unter Anderen auch die des damaligen Oberpräsidenten von Schön auf den talentvollen Verfasser hin. Von dem Geiste, der ihn selbst bei dieser Jünglings-Arbeit geleitet hatte, giebt am besten die an „seinen väterlichen Freund, Herrn Professor Kelch zu Elbing" gerichtete Zueignung Kunde. Sie lautet also:

Dich liebte schon der glücklich heitre Knabe,
Des Jünglings Herz war dankbar dir geweiht,
Du nahmst mich auf von meines Vaters Grabe,
An deinem Busen heilte sanft mein Leid —
So nimm denn gütig jetzt die kleine Gabe,
Die ehrfurchtsvoll dir treue Liebe beut,
Der Erstling meines Fleißes ist's — verzeihe,
Daß ich ihn dir, mein Freund und Lehrer, weihe.
Nicht wirst du kalt und tadelnd auf mich schauen,
Wenn meinem Willen noch die Kraft gefehlt;
Du ehrst — ich darf es deiner Milde trauen —
Das bess're Streben, das mich warm beseelt.
Am großen Werk der Menschheit mitzubauen
Glaubt sich auch gern die schwache Kraft erwählt,
Und ist es wenig nur, was sie errungen —
Sie freut sich, wenn auch etwas nur gelungen.

Im Herbste 1823 nahm H. eine Lehrerstelle an der Privat-Mädchenschule des Prediger Keber in Elbing an und wußte sich hier während seines einjährigen Wirkens die volle Liebe und Achtung seiner Collegen und Schülerinnen zu erwerben. Aber durch seine Predigten, die er während seines Aufenthaltes in Wernersdorf zur höchsten Erbauung der Gemeinde gehalten hatte, war sein Namen im großen Marienburger Werder auf das vortheilhafteste bekannt geworden, und so erschienen denn im Jahre 1824 Deputirte der Gemeinde Ladekop bei ihm, um ihm die dort erledigte Pfarrstelle anzutragen. H. mußte freilich das ehrende Anerbieten aus bekannten Gründen ablehnen, konnte aber den Abgeordneten die Bitte nicht versagen, wenigstens eine Gastpredigt in ihrer Kirche zu halten. In

Folge derselben erging nun von der ganzen Gemeinde ein dringendes Bittgesuch an die Behörden der Provinz und an das Ministerium ab, ihr H. zum Pfarrer zu geben und so gelang es denn auch den Bemühungen Schön's und der großen Zahl seiner sonstigen Gönner eine Ministerial-Verordnung zu erwirken, durch welche jener auf H. ruhende Bann gelöst wurde. Nach wohlbestandenem Examen pro ministerio und nach erfolgter Ordination in Danzig wurde er am 1. Mai 1825 in das Pfarramt zu Ladekop eingeführt. Damit war denn der sehnlichste Wunsch seines Herzens erfüllt. Er hatte nun das erreicht, worauf sein Hauptstreben hingerichtet gewesen war: er stand als Verkündiger der göttlichen Wahrheit da, die die Menschen freizumachen berufen ist, er hatte sein heimathliches Plätzchen gefunden, und in ihm waltete seine heißgeliebte Mutter als seine treue Pflegerin und Gefährtin; und seine Gemeinde hing an ihm mit einer Innigkeit und Liebe, wie sie sicher selten zu finden ist. Es fehlte ihm nicht an den wohlgemeintesten Ermunterungen und Aufforderungen seiner zahlreichen Freunde, jetzt, da die Klippe glücklich überwunden, die seiner Anstellung im Wege gestanden, eine, wie sie es nannten, seinen Talenten entsprechendere und befriedigendere Stellung zu suchen, aber er wies mit Entschiedenheit alle ihm zu diesem Zwecke dargebotenen Anerbietungen und Unterstützungen zurück; und obgleich sein Wohnhaus so beschränkten Raumes war, daß er nicht einmal ein eigenes Studirzimmer besaß, und seine Pfarrstelle nur sehr geringe Einkünfte bot, so fühlte er sich doch in seinem Berufe und in seiner ländlichen Zurückgezogenheit so glücklich, daß ihm nichts zu wünschen übrig blieb. Geld hatte für ihn damals fast gar keinen Werth. Als charakteristischer Zug für seine damalige Seelenstimmung diene Folgendes: Als er sich auf einer Besuchsreise in Königsberg befand, weckte ihn in der Nacht sein einziger, im Jahre 1826 verstorbener Bruder mit der Meldung, daß üble Nachricht aus Westpreußen angelangt sei. — „Was — ist die Mutter krank?" — fuhr er erschreckt empor. „Nein, aber dein Haus mit allem deinem Eigenthum ist verbrannt." „Nun, Gott sei Lob und Dank, daß es nichts Schlimmeres ist — aber wie konntest du mich so erschrecken!" Leider war übrigens die Trauerkunde nur zu wahr gewesen. Kirche, Pfarrhaus und ein großer Theil der übrigen Wohnungen war von einer gewaltigen Feuersbrunst verzehrt und im Pfarrhause war nichts

gerettet worden. Die kleine Gemeinde mußte die gewaltigsten Lasten auf sich nehmen, um das Zerstörte wiederherstellen zu können, und H. selbst, der bis dahin noch immer mit Schulden zu kämpfen gehabt hatte, gerieth in noch größere Verlegenheit. Aber das gemeinsame Unglück knüpfte ein noch festeres Band zwischen Seelsorger und Gemeinde. H. war unermüdlich thätig, Erleichterung und Hilfe herbeizuschaffen, so durch die Herausgabe zweier Predigten, deren Verkauf einen ungemein reichen Ertrag lieferte. Die Mennoniten-Gemeinde in Ladekop räumte mit der dankenswerthesten Bereitwilligkeit ihren protestantischen Brüdern ihr Gotteshaus ein und im Laufe eines Jahres war wieder Alles hergestellt.

Im Jahre 1826, am 8. September, feierte er seine Vermählung mit Mathilde Vierling, einer Pfarrerstocher aus Steinbeck, die nach ihres Vaters Tode mit ihrer Mutter in dem benachbarten Neuendorf lebte. Mit ihr hat er 32 Jahre in der glücklichsten, nur durch Kränklichkeit nicht selten getrübten Ehe gelebt. Durch seine Verheirathung gewann die idyllische Stimmung seines Gemüthslebens, in der er sich befand, neuen Reiz und neue Nahrung. Von allen Seiten her strömten seiner dichterisch gestimmten Seele die lieblichsten Eindrücke zu. Mochte er in seinem Studirzimmer seinen mit seltener Treue getriebenen Berufsarbeiten sich hingeben oder schriftstellerisch thätig sein, oder im stillen Familienkreise weilen, oder im traulichen Verkehr mit seiner lieben Gemeinde stehen, oder Vereinigungsfeste mit seinen Verwandten und Freunden feiern. Immer war er heiter und freudig angeregt und in jeder Gesellschaft das belebende Element der Unterhaltung. Jeder, der ihn in dieser Periode seines Lebens gekannt, namentlich wer in seinem gastlichen Hause sich seiner Liebe zu freuen Gelegenheit gehabt, wird es bekennen, daß er der Glücklichen einer war, die den Honig edler Freude aus Allem, was sie umgiebt, zu ziehen verstehen und die keinen andern Wunsch haben, als daß ihnen das, was Gott ihnen verliehen, erhalten bleiben möchte. Und diese Stimmung begleitete ihn auch in sein neues Amt, zu dem er im Jahre 1830, ohne daß seinerseits auch nur ein Schritt dazu gethan wäre, durch den einstimmigen Beschluß der Gemeinde Tannsee — gleichfalls im Marienburger Werder — berufen wurde und verlor eigentlich erst etwas von ihrem heitern Lebensmuthe und ihrer anspruchslosen Zufriedenheit mit dem Tode seiner Mutter,

die in seinem Hause, in denselben Räumen, in denen sie einst zuerst das Licht der Welt erblickt hatte, ihr edles Leben beschloß.

Und wie reich an schriftstellerischer Thätigkeit waren diese glücklichen Jahre! Ihnen gehören die bei weitem meisten seiner Schriften an. In ihnen schrieb er „Wolfgang von Wallenfels, eine Scene aus dem letzten Jahre des dreizehnjährigen Krieges," unter dem Namen Palaiophilos Prutenos 1828 seine „Geschichte Preußens für das Volk und die Jugend" in den beiden ersten Auflagen 1829 und 1831 (bis jetzt 6 Auflagen), eine Sammlung von vaterländischen Dichtungen unter dem Titel: „Kränze um Urnen preußischer Vorzeit" 1828, die „Gedrängte Uebersicht der vaterländischen Geschichte" in den beiden ersten Auflagen (bis jetzt sind 13 Auflagen erschienen) und endlich sind als Ausfluß seiner idyllischen Herzensstimmung zwei liebliche Dichtungen zu nennen: „Tobias in drei Gesängen, frei nach der heiligen Urkunde" 1832 und „Das Pfingstfest, eine erzählende Dichtung in drei Gesängen" 1833. Nur das erste dieser schriftstellerischen Erzeugnisse ist im Allgemeinen ziemlich unbekannt geblieben und ist nur als ein Versuch anzusehen, den H. gemacht hat, um sich auf dem literarischen Gebiete zu orientiren und das ihm besonders angewiesene Feld gründlich kennen zu lernen. Die Darstellung ist auch hier gelungen zu nennen, während die Erfindung selbst wohl manches zu wünschen übrig läßt. Ueber seine Geschichte Preußens, die im Verlaufe der Zeit immer vollständiger und umfangreicher geworden und gewiß zu den gediegensten Volksbüchern gehört, bedarf es keines besondern Lobes. Die Erwartungen, die der Jüngling in seiner ersten Arbeit erregt hat, sind hier auf das vollständigste erfüllt worden; und ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich die Meinung ausspreche, daß H. mit diesem Werke sich ein dauerndes Denkmal in dem Heiligthum seines Vaterlands errichtet hat. — Aus seinen Kränzen mögen als Zeugnisse des Geistes, der ihn erfüllte, zwei Stellen hier Platz finden. In der dem Vaterlande gewidmeten Zueignung heißt es:

So nimm ihn denn, den Liederkranz der Sagen,
Den liebend dir ein Herz voll Treue wand! — —
Und von der Zeitenwoge stolz getragen,
Hoch auferbaut von deiner Söhne Hand,

Mag ewig dir des Ruhmes Tempel ragen,
Du theures Land, mein Preußisch Vaterland!
Heil deinem Herrscher in dem Siegerkranze,
Heil deinem Volk' in seines Ruhmes Glanze!

und in dem Gedichte: „die Marienburg," in dem der Dichter, nachdem er an dem Auge seines Geistes die Zeiten der Blüthe und des Verfalls jenes Schlosses hat vorübergehen lassen, am Schlusse sich also vernehmen läßt:

Herrlich wölbend prangen wieder
Saal und Hall'; aus Wust und Graus
Hoben sich die Riesenglieder
Schlanker Pfeiler kühn heraus.
Durch bemalte Scheiben flimmert
Zauberisch das Abendlicht.
Wie es bunt und leuchtend schimmert
Und sich magisch wieder bricht!
Und die Seele träumt sich freier
In die alte Heldenzeit,
Hebt mit kühn'rer Hand den Schleier
Fort von der Vergangenheit.
Und der Heldengeister Weben
Füllt das Herz mit Thatenlust,
Und im schaurig süßen Beben
Wallet freuriger die Brust.
Doch der Spruch soll mich geleiten
In des Lebens Ernst hinaus:
Alles rächt der Arm der Zeiten,
Alles söhnt er wieder aus.

Von den beiden idyllischen Dichtungen hält sich Tobias ziemlich genau an die heilige Schrift und giebt die bekannte Erzählung in edler Form und mit warmem Herzen wieder. Das Pfingstfest versetzt den Leser so recht lebendig in das von H. selbst so innig empfundene Glück ländlicher Zurückgezogenheit, wie es in einer durch Liebe verbundenen Pfarrer-Familie so häufig zu finden ist. Die Hexameter, deren er sich in beiden Dichtungen bedient, gehören sicher zu den besseren im deutschen Dichterhain.

Doch wir kehren zu dem weiteren Lebensgange unseres Freundes zurück und müssen bekennen, daß der glücklichere Theil seines Lebens bald hinter ihm liegt. Es fehlte ihm auch ferner nicht an allgemeiner Aner-

kennung und Liebe, die weit über die Grenzen der ihm angewiesenen Wirksamkeit hinausging, aber er fühlte sich nicht mehr so heimisch in der Einförmigkeit des ländlichen Stilllebens. Ein Jahr nach dem Tode seiner Mutter starb auch die eine seiner Schwestern, die Frau des Superintendenten Heermann in Marienburg und damit versiegte eine reiche Quelle Herz und Geist erfreuenden Verkehrs. Seine schriftstellerische Thätigkeit brachte ihm zwar viele Anerkennung und Ehre ein und wir dürfen es nicht leugnen, daß H. dagegen nichts weniger als unempfindlich gewesen ist, aber es häufte sich auch in Folge dessen ihm viele beschwerliche Arbeit auf, der er bei seiner schwächlichen Körper-Constitution auf die Dauer nicht gewachsen war — ich meine vor Allem die Bearbeitung der Geschichte des preußischen Staates und Volkes, die er auf die dringende Anforderung des Arztes unvollendet lassen mußte und die ihm vielleicht manches Jahr seines Lebens gekostet hat. Es war nicht der freie Trieb seines Herzens, der ihn dieser umfangreichen Arbeit zuführte, sondern die Aufforderung des Buchhändlers Gerhard in Danzig und die Aussicht, durch das ihm gebotene Honorar in pekuniärer Hinsicht so günstig gestellt zu werden, wie er es bei dem Zunehmen seiner Familie und der andauernden Kränklichkeit seiner Gattin dringend wünschen mußte. Es wurde ein förmlicher Contract abgeschlossen, der H. zu einer bestimmten Anzahl von Druckbogen in einer bestimmten Zeit verpflichtete; und der Buchhändler ließ es, wenn H. hinter der Anforderung zurückblieb, an dringenden Mahnungen nicht fehlen. Wenn das Predigtamt selbst auch nicht besonders umfangreich war, so gab es doch auch in ihm mancherlei zu thun, und das rühmende Zeugniß kann ich H. auch in Bezug auf diese schwere Zeit geben, daß er auch in ihr seine Predigten auf das allersorgsamste ausarbeitete und sich äußerst selten vertreten ließ. Er sah sich genöthigt, die frühesten Morgenstunden zu seiner Arbeitszeit hinzuzuziehen und so viele Monate hinter einander ohne Unterbrechung fortzuarbeiten, so daß in dieser drangvollen Zeit ihm, der die Tugend der Gastfreundschaft in hohem Maße besaß, jeder Besuch störend sein mußte. Endlich verfiel er in ein Nervenleiden, das ihn längere Zeit zu jeder geistigen Arbeit unfähig machte und ihn nöthigte, die Arbeit, die ihm an und für sich viel Freude bereitet hatte, aufzugeben. Er mußte in Folge dieser Ueberspannung sei-

ner geistigen Kräfte Heilung in einer Badekur suchen und unternahm im Jahre 1837 — — o tempora! — mit eigenem Angespann in Begleitung seiner Frau eine Reise nach Teplitz, die einen mächtigen Eindruck auf sein ganzes Empfinden ausgeübt und den ihm angebornen Sinn für die Schönheiten der Natur noch mehr geweckt, vielleicht aber auch dazu beigetragen hat, daß er sich in der ziemlich einförmigen Gegend seiner Heimath hinfort weniger befriedigt fühlte. Was er übrigens auf dieser Reise von Schönheiten der Natur und Kunst gesehen hat, ist das Einzige gewesen, was er außerhalb unserer Provinz zu schauen bekommen hat. Auf der Eisenbahn hat er nie, auch nicht einmal Probeweise, eine Fahrt gemacht. Nach seiner Teplitzer Reise wurde ihm das Seebad dringend angerathen, und von da an hat er es bis zu seinem Lebensende so gehalten, daß er mehrere Wochen im Sommer das Seebad gebrauchte. Damals, als er noch in Westpreußen heimisch war, wählte er zu diesem Zwecke die Dörfer Stutthof oder Stegen (auf der Danziger Nehrung). Das waren Tage der Erfrischung und eines regen geistigen Lebens, wie sie ihm sein einsames Dörfchen nicht bieten konnte. Seine ganze Familie blieb natürlich um ihn, wie es überhaupt zu seinen Eigenthümlichkeiten gehörte, keinen seiner Hausgenossen auch nur auf einen Tag entbehren zu mögen. Sein Schwager Troje aus dem benachbarten Tiegenort war in dieser Zeit sein steter Gefährte und aus der Zahl der jüngeren Mitglieder der Familie pflegte sich dann auch meistens ein ziemlich zahlreiches Contingent einzustellen. Das waren schöne, genußreiche Wochen, die bei aller Heiterkeit und Ungebundenheit doch immer das Gepräge eines tiefen, geistigen Ernstes an sich trugen, das diesem Zusammenleben vor Allem durch H. selbst bei seiner entschiedenen Vorliebe für religiös-sittliche Diskussionen aufgedrückt wurde. Zu Hause war es anders. Da tauchte in seiner Seele wieder die Sehnsucht nach einem seinem regen Geiste entsprechenden Umgang auf, und wenn er auch in den beiden letzten Jahren seiner Wirksamkeit in Tannsee die Freude hatte, einen durch geistige Regsamkeit und gleiches Streben, wie durch nahe Familienbande ihm enge verbundenen jungen Mann, den jetzigen Pfarrer Heermann in Neuteich, zu seinem täglichen Gefährten zu haben, indem dieser in H.'s Hause dessen Kinder und einige Pensionaire unterrichtete, so mußte er doch dieses Verhältniß der

Natur der Sache nach als ein vorübergehendes ansehen, das ihm seine spätere Einsamkeit nur noch empfindlicher machen mußte. Dazu kamen die fortgesetzten Aufforderungen seiner Königsberger Freunde, sich ihnen nicht länger zu entziehen und jede sich ihm darbietende Gelegenheit, in die Hauptstadt der Provinz übersiedeln zu können, zu benutzen. Und so trat er denn im Jahre 1842, wenige Monate, nachdem ihm von der Danziger Regierung nach Häbler's Tode die Kreis-Schul-Inspection übertragen war, als Bewerber um das erledigte zweite Diaconat der hiesigen Altstädtischen Kirche auf. Freilich that er auch diesen Schritt fast mit widerstrebendem Herzen, und er hatte schon einmal, als er Krankheits halber den zur Gastpredigt bestimmten Termin nicht einhalten konnte, entschieden seine Bewerbung zurückgezogen. Doch zuletzt gab er doch den Bitten und Vorstellungen, die von allen Seiten her auf ihn eindrangen, nach, hielt seine Gastpredigt und reussirte.

Aber mit sehr schwerem Herzen verließ er sein altes Heimathland, und die mancherlei Befürchtungen, mit denen er sich getragen, erwiesen sich nicht als unrichtig. Bei der Eigenthümlichkeit der hiesigen pfarramtlichen Verhältnisse fand er, zumal da sein Amt mehrere Jahre hinter einander unbesetzt geblieben war, keine auch nur einigermaßen gesicherte Grundlage seiner äußern Stellung vor, und es wurde ihm in den ersten Jahren seiner hiesigen Amtsführung ausnehmend schwer, für seine zahlreiche Familie den nothwendigen Unterhalt zu finden, so daß er nicht selten den gethanen Schritt bereute. In wie liebenswürdiger Weise auch seine zahlreichen Freunde ihm sein Leben angenehm zu machen bemüht waren, wie anregend und befriedigend für ihn auch der nähere Umgang mit so vielen durch Gemüth und Geist gleich ausgezeichneten Männern war, und wie wohlthuend ihm auch die Anerkennung war, die seinen Predigten in so hohem Maße zu Theil ward, so dauerte es doch ziemlich lange, ehe er sich in den ganz veränderten Verhältnissen heimisch fühlen lernte, und der Sorge um seine äußere Existenz überhoben wurde. Und das Amt eines Königsberger Pfarrgeistlichen ist wahrlich kein leichtes und nimmt fast alle Kräfte des Geistes in Anspruch, zumal wenn er, wie H. es that, sich an verschiedener Vereinsthätigkeit rege betheiligen will. Seine schriftstellerische Thätigkeit beschränkte sich darum hier nur größtentheils

auf Durchsicht und Completirung seiner preußischen Geschichte und auf allerdings sehr häufig vorkommende Gelegenheitsgedichte, zu denen er von den verschiedensten Seiten aufgefordert wurde, und denen er sich in seiner freundlichen Gefälligkeit nie entzog, wie schwer es ihm auch oft wurde, die nöthige Muße zu finden. Ganz besondere Lichtblicke bot ihm auch hier sein alljährlich wiederkehrender Aufenthalt am Seestrande. Da ruhte er wieder für einige Wochen in freier Ungebundenheit am Busen der großen Natur, zu der er nie vergebens seine Zuflucht genommen, wenn er nach Labung und Stärkung verlangte; da versenkte er in das alte, lange befreundete Meer Alles, was ihm Sorge und Kummer gemacht hatte; da schüttelte er mit jugendlicher Frische den Staub des vielgeschäftigen Alltagslebens ab, um ganz sich und den Seinigen zu leben. Nie trennte er sich ohne tiefe Wehmuth von diesem in seiner Art einzig erquickenden Treiben, um in das bunte Gewühl der Stadt, das seiner Natur nie ganz zugesagt hat, zurückzukehren. Das war es, was er auch hier vor Allem liebte, im Kreise weniger vertrauten Seelen, denen er sich ohne Rückhalt hingeben konnte, sich über das Gemeine der Welt zu erheben, um sich seines Gottes zu freuen und seiner von allem Sklavendienste freimachenden Wahrheit nachzudenken. Viele seiner nächsten Freunde gingen ihm in die Ewigkeit voran — ich nenne hier nur Lucas, Müttrich, Gregor, Ellendt, Sperling. Auch seine einzige ihm gebliebene Schwester, die ein und ein halbes Jahr vor ihrem Tode Wittwe geworden war, wurde ihm im Jahre 1855 entrissen. Er empfand solche Verluste, wie standhaft er sie auch im Augenblicke zu tragen wußte, sehr schwer; und er, der in Bezug auf das irdische Dasein von jeher weit mehr in der Erinnerung als in der Hoffnung zu leben gewohnt war, hat oft schmerzlich geklagt, daß mit dem Tode seiner geliebten Schwester die liebsten Erinnerungen aus seinem Leben, diejenigen, die ihn an das theure Elternhaus knüpften, mit zu Grabe getragen zu sein schienen, weil er jetzt Niemanden mehr habe, mit dem er sich darüber unterhalten könne. An diesen letzten Todesfall knüpften sich in ununterbrochener Reihenfolge mehrere andere schmerzlich empfundene Ereignisse. Im Herbste 1856 erlitt er auf dem Wege zur Kirche einen Beinbruch, der ihn fast ein halbes Jahr seiner amtlichen Thätigkeit entzog und ihm noch weit längere Zeit die größten Unbequemlichkeiten verursachte. Im Mai 1857 wurde die Pfarrstelle an der Altstadt, die bis dahin 14 Jahre lang von den beiden Diaconen verwaltet worden war, vom Oberkirchenrathe neu besetzt und damit H. von der Vormittags-Predigt ausgeschlossen. Diesen Schlag hat er stets für den schwersten, der ihn in seinem Amte getroffen, angesehen. Dem Theil der Gemeinde, der sich vorwiegend um ihn zu sammeln pflegte und sich an seinen Predigten so reichlich erbaute, wurde er dadurch für immer entzogen, und er verstand es wie selten einer gerade den gebildeten und denkenden Zuhörer zu fesseln. Hätte er damals nicht schon an der Schwelle des Greisenalters gestanden, er hätte sich sicher um eine andere Stellung beworben, so tief empfand er die ungünstige Umgestaltung seiner amtlichen Verhältnisse. Daß er seinen neuen Collegen, den jetzigen General-Superintendenten Erdmann in Breslau, diesen seinen Unmuth nicht fühlen ließ, versteht sich bei H.'s Denkungsart von selbst: er hat mit demselben stets im bestem Einverneh-

men gestanden und ihm wegen seines milden, humanen Wesens die innigste Hochachtung bewahrt.

Aber nun kommen wir zu dem schmerzlichsten Ereignisse seines ganzen Lebens, von dem er sich nie mehr ganz zu erholen im Stande war, zu dem Tode seiner innig geliebten Gattin, die am 18. August 1858 in ihrem 50. Lebensjahre an der Lungenschwindsucht starb, und die er ihrer milden, in guten wie in bösen Tagen sich stets gleichbleibenden Freundlichkeit wegen nicht mit Unrecht seinen „Engel" genannt hat. Das einzige vollständig glückliche Ereigniß, das er in Königsberg erlebte, war die in demselben Jahre erfolgte Verheirathung seiner ältesten Tochter mit dem in der wissenschaftlichen Welt rühmlichst bekannten Professor der Mathematik Alfred Clebsch (jetzt in Gießen). Im Anfange des Jahres 1859 rückte er nach dem Tode seines Collegen Laudien in das Archidiaconat der Altstädtischen Kirche ein. In den letzten Jahren seines Lebens, eigentlich schon von dem Tode seiner Gattin an, zog er sich fast ganz von der Gesellschaft zurück und lebte nur seiner Familie und seinen wenigen Herzensfreunden. Nur des Sonntags nach vollbrachten Amtsgeschäften pflegte er, so lange seine Körperkräfte es zuließen, ein Stündchen in der Loge sich aufzuhalten, wo ein regelmäßiger Kreis von Freunden sich um ihn sammelte, um mit ihm der herzlichsten Unterhaltung zu pflegen oder auch von ihm Mittheilungen aus der neuesten theologischen Literatur zu empfangen. Die Abendstunden verlebte er fast ausschließlich im Kreise seiner Kinder, und es beunruhigte ihn jedes Mal, wenn er einmal nicht alle vollzählig beisammen fand. Bei den Familienfesten seiner hiesigen Verwandten fehlte er indessen nie und war stets heiter und milde gestimmt. Wenn nicht ein anziehendes ernstes Thema zu einem oft weit ausgesponnenen Austausch der Meinungen aufforderte, erzählte er am liebsten aus seiner Kindheit und zwar mit einer Lebendigkeit und Anschaulichkeit, die seinesgleichen suchte. Sehr häufig stimmte er dann auch mit einer plötzlichen Neigung zur Wehmuth das Lied: „Es kann ja nicht immer so bleiben" an, das darum auch „unser Geburtstagslied" genannt wurde.

Die beiden letzten Jahre seines Lebens waren ihm durch zunehmende Körperschwäche getrübt. Mit klarem Auge sah er dem langsam herannahenden Tode ins Angesicht. Jede geistige Anstrengung und Aufregung mahnte ihn auf die nachdrücklichste Weise an die Zerbrechlichkeit seines Leibes, und daher kam es auch, daß er so oft im Angesichte einer ihn besonders geistig in Anspruch nehmenden Amtshandlung erkrankte. Die ihm ein halbes Jahr vor seinem Tode auf seinen Antrag eröffnete Aussicht auf einen Gehilfen in seinem Amte war ihm sehr erfreulich, und den herzlichsten Antheil nahm er an der Person des einen Monat vor seinem Tode ihm von der Gemeinde gewählten Substituten, der nun sein Amtsnachfolger geworden ist. Seine Kräfte schwanden immer mehr. Vom 16. Januar an konnte er das Zimmer nicht mehr verlassen, und heftige Gliederschmerzen setzten ihm schwer zu. Aber mit ruhiger Fassung und mit vollem Bewußtsein ging er dem entscheidenden Augenblicke entgegen, obgleich er um seiner Kinder willen noch gern länger gelebt hätte. „Wie viel Tage giebt mir der Arzt noch Zeit?"

fragte er die Seinigen noch den Tag vor seinem Tode, und als eine seiner Töchter sich über die Kälte seiner Extremitäten wunderte, sagte er: „Mein Kind, das ist bei Sterbenden immer so." Am 17. Februar, um 6 Uhr Abends, verschied er sanft, umkniet von seinen schmerzlich bewegten Kindern und am 24. wurde er auf dem Altstädtischen Kirchhofe neben seiner treuen Lebensgefährtin in die Gruft gesenkt. Er hat sechs Kinder hinterlassen, unter ihnen einen Sohn, der sich dem Kaufmannsstande gewidmet hat, und der neben der verheiratheten Tochter allein als versorgt anzusehen ist.

H. war eine durchaus edle Natur, der alles Niedrige und Gemeine zuwider war. Es war bei ihm keine leere Redensart, wenn er sich für berufen hielt, am Tempel der Wahrheit und der Liebe mitzubauen. Das Amt, in dem er stand, nahm seine ganze Seele in Anspruch und wie er im Geiste geschaut die Herrlichkeit des göttlichen Meisters, so wollte er das Licht, das ihm aufgegangen im Herzen, auch Anderen zugänglich machen, ohne auch nur im entferntesten der Unduldsamkeit oder der Herrschsucht anheimzufallen. Mit edlem Freimuthe hat er für das, was er als wahr erkannte, jeder Zeit einzustehen gewußt und sich nie durch Menschenfurcht oder Rücksicht auf äußeren Vortheil zu etwas fortreißen lassen, was nicht der eigenste Ausdruck seiner innigsten Ueberzeugung war. Ueberallhin, wo Wahrheit und Freiheit zu finden war, wandte er seine innigsten Sympathien hin, aber nie so, daß er von dem Strome der Zeit widerstandlos sich fortreißen ließ oder das, was ihm heilig war, Preis gegeben hätte, sondern so, daß er Alles nach dem Geist der Wahrheit, die seine Seele von jedem Knechtssinne freigemacht hatte, geordnet zu sehen wünschte. Die inneren Wirren des Vaterlandes haben sein Herz bis zum letzten Augenblicke mit tiefer Trauer erfüllt. Eben so hat es ihn auf das schmerzlichste berührt, wenn er sehen mußte, daß die Aufgeklärten in der Gemeinde im Ganzen so wenig Interesse an einem würdigen Ausbau der evangelischen Kirche bewiesen. Eine auf das Praktische gerichtete Natur ist er nie gewesen; er wurzelte mit seinen Grundanschauungen zu tief in der Idee, aber jedes gute Werk zu fördern war er jeder Zeit bereit. An richtiger Beurtheilung derjenigen, die nur vorübergehend mit ihm in Berührung kamen, mag es ihm oftmals gefehlt haben — sein Herz wurde gar zu leicht von dem Eindrucke des Augenblicks fortgerissen, und namentlich dem Hilfesuchenden vermochte er nicht zu widerstehen, aber wen er einmal durch längern Umgang kennen gelernt und treu erfunden hatte, dem vermochte er bis in die tiefsten Geheimnisse seines Herzens zu folgen und ihn auch da zu verstehen, wo er von der eigenen Empfindungsweise abwich. Von der Heftigkeit seines Gemüths und von der Voreingenommenheit für bestimmte Ideen ließ er sich mitunter zu einer gewissen Härte des Urtheils fortreißen, aber eben so leicht wurde es ihm bei seiner natürlichen Gutherzigkeit, den begangenen Fehler einzugestehen und Alles wieder in das rechte Geleise zu bringen.

Was H.'s Predigtweise anbetrifft, so kam in ihr nicht bloß der lebendige Glaube an den Erlöser der Menschheit, in dessen Gemeinschaft der seligste Frieden zu finden ist, zur vollen Geltung, wenn auch nicht in der Weise, wie ihn Manche wünschen mögen, sondern ganz besonders auch ein von einem gründlichen philosophischen Studium und von

poetischem Sinn gehobener Geist und endlich seine durch vielfache historische Arbeiten ausgebildete Geschicklichkeit zur klaren, anschaulichen Darstellung. Er war ein durch und durch logischer Kopf, der sich schwer eine Abweichung von den Gesetzen des richtigen Denkens gestattete und der in der Disposition der Predigt auch den strengeren Anforderungen des Kritikers zu genügen wußte. Seine Auseinandersetzungen waren zwar, namentlich in den späteren Jahren nicht selten etwas weit ausgesponnen, aber die innige Wärme des Gemüths, die sich durch das Ganze hindurchzog, entschädigte reichlich für diesen mitunter hervortretenden Mangel an Präcision.

Wenn wir aber zum Schlusse das zusammenfassen wollen, was seines religiösen Denkens und Empfindens Mittelpunkt und das Grundbekenntniß seiner Seele war, so wollen wir ihn in kurzen Worten selber sprechen lassen, wie er sie niedergelegt hat in einzelnen seinen Confirmanden geweihten Denksprüchen:

Der wahre Glauben lebt nicht in Geberden,
Kein äußerlich Bekenntniß schließt ihn ein:
Das Streben ist's, Gott ähnlicher zu werden
Und liebend sich der Menschheit Heil zu weih'n.

ferner:

Ob Lieb', ob Glaube höhern Werth verleih'n,
Was Gott verbunden, trenne fragend nicht!
Vereint nur geben sie die höchste Weihe,
Vereint nur führen sie zum höhern Licht.
Soll sich der Blüthe Herrlichkeit entfalten:
Die Wurzel muß ihr Saft und Kraft verleih'n!
Soll Lieb' ein Herz verklärend umgestalten,
Der Glaube muß des Lebens Wurzel sein!

Und endlich:

Wir segeln auf finster umhüllter Bahn,
Auf brausenden Wogen, im schwankenden Kahn —
Wohin führt die mühvolle Reise?
Der Hafen scheint düster und traurig und klein:
Mit Grauen segelt der Thor hinein,
Mit freudiger Hoffnung der Weise.

Kritiken und Referate.

H. F. Jacobson, das Evanlische Kirchenrecht des Preußischen Staates und seiner Provinzen. Erste Abtheilung. Halle, C. E. M. Pfeffer 1864. (VIII u. 337 S. 8.)

Das vorliegende Werk, die reife Frucht decennienlanger Vorarbeiten unseres in den weitesten Kreisen als Autorität verehrten Landsmannes, ist die erste systematische und wahrhaft wißenschaftliche Darstellung des vaterländischen Kirchenrechtes. Schon dieser Umstand der Priorität auf einem bisher kaum gepflegten Gebiete erscheint als ein nicht zu unterschätzender Vorzug. Noch weit mehr aber liegt die hohe Bedeutung und Verdienstlichkeit des Werkes in seiner äußeren wie inneren Vollendung, die ebensosehr in der Beherrschung der Form als in der wißenschaftlichen Tiefe und Methode zu Tage tritt. Auf dem Boden solider historischer Forschung, für die eine Reihe früherer Arbeiten des Verfaßers die Grundlage boten, ersteht hier ein System des Preußischen Kirchenrechtes, das nach allen Seiten hin den vorhandenen Stoff in vollstem Maße beherrscht und bei aller Kürze und wohlberechneten Knappheit des Ausdrucks eine erstaunliche Fülle von Material in sich birgt. Dazu tritt noch ein besonderer Vorzug: nicht bloß das gemeine evangelische KR. des Preußischen Staates ist zum Gegenstande der Darstellung gemacht, sondern auch die Partikularitäten der einzelnen Provinzen wurden mithineinverwebt und in gleich umfaßender Weise abgehandelt. Gerade dieses giebt dem Werke neben seiner allgemeinen Wichtigkeit provinziellen Werth und so auch speciell für unsere Provinz. Nach alledem mag denn wohl unser Altpreußen es billig sich zur Ehre rechnen, daß aus seiner Mitte ein solches Werk hervorgegangen ist.

Im Einzelnen bemerken wir noch: wenn der Verfaßer seine Aufgabe dadurch beschränkt hat, daß er „vorzüglich das Bedürfniß der evangelischen Geistlichen ins Auge faßte und diejenige Seite der Institute, welche eigentlich mehr dem Civilrechte als dem Kirchenrechte angehört, im Allgemeinen kürzer behandelte," so hat dieses der Brauchbarkeit des Buches keinen Eintrag gethan, dasselbe behält auch für den Juristen seinen selbstständigen Werth. Zur Erläuterung der landrechtlichen Vorschriften wurden die Materialien des Justizministeriums herbeigezogen, soweit es die Grenzen der vorgesteckten compendiarischen Darstellung zuließen. Sehr dankenswerth sind endlich die gegebenen

Andeutungen de lege ferenda, welche die tief eingreifenden kirchenrechtlichen Tagesfragen der Preußischen Landeskirche in ächt historischem Sinne zu lösen suchen, um damit die normale Fortbildung des Preußischen Kirchenrechtes auf Grund des gesicherten historischen Bestandes zu ermöglichen.

Die gegenwärtige erste Abtheilung enthält, außer der Einleitung, in zwei Büchern 1) eine sorgfältige Uebersicht über Quellen und Literatur, aus der für uns §. 11 „die Provinz Preußen" auszuzeichnen ist, (nebst einem Anhange, betreffend die evangelische Landeskirche im Verhältniße zum Staate und zu anderen Religionsgesellschaften) und 2) die Verfaßung der evangelischen Kirche Preußen's. Die zweite (Schluß-)Abtheilung, welche sich unter der Presse befindet, wird in einem dritten Buche das Verwaltungsrecht begreifen. Möge sie bald zum Abschluße des trefflichen Werkes erscheinen und möchte dann dem verdienten Verfaßer die Weiterführung und Vollendung der historischen Vorarbeit beschieden sein, von der „ein anderer Theil zunächst in der Geschichte der Preußischen Domstifter erfolgen soll." S—n.

Juristische Gesellschaft.

In der Sitzung am 16. Juni beschloß die juristische Gesellschaft ihr viertes Vereinsjahr. Aus dem vorgelegten Jahresberichte wurde die Mitgliederzahl mit 83 und der Bestand des Gesellschaftsvermögens mit 109 Thlr. in runder Summe constatiert. Sehen wir auf die Zahl der Mitglieder und vergleichen wir ihren Stand mit dem der früheren Jahre, so kann das Ergebniß leider kein erfreuliches genannt werden. Mit der ursprünglichen Zahl von 75 Mitgliedern gestiftet, zählte die Gesellschaft am Schluße des ersten Vereinsjahres bereits 108, zu denen im Laufe des zweiten Jahres noch 17 neue Mitglieder hinzutraten (Monatsschr. I, 80). Hievon gingen 13 ab, so daß das zweite Jahr mit 112 Mitgliedern abschloß (Jahres-Bericht pro 1862/63). Diese Zahl ist seitdem bis zum gegenwärtigen Bestande um den vierten Theil gesunken, eine Erscheinung, die schwerlich anders erklärt werden mag, als aus dem abnehmenden Interesse an der Thätigkeit der Gesellschaft. Für eine solche Abnahme noch andere, deutlichere Beweise aufzudecken, wäre hier eben so wenig am Orte, als ihre Ursachen oder die Mittel zur Abhilfe zu erörtern. Dagegen liegt es nahe, in dieser Richtung die Zustände unserer Provinz mit denen anderer Orte zu vergleichen. Es wird sich daraus ein Spiegelbild für uns selbst ergeben.

Fast in allen bedeutenderen Städten Deutschlands giebt es gegenwärtig Juristen-Vereine, die in neuerer Zeit zu ähnlichen Zwecken, wie der unsrige, in rascher Folge begründet worden sind. Wir entnehmen darüber der „deutschen Gerichts-Zeitung" pro 1861 u. s. w. Folgendes. Außer den älteren Gesellschaften zu Breslau, gestiftet am 1. Febr. 1854 als juristische Sektion der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur, ferner zu Berlin und Gießen, entstanden in dem Zeitraume von 1860 bis 62

nach einander nicht weniger als acht verschiedene Gesellschaften dieser Art. So eine am Schluße des Jahres 1860 in München, fünf im Laufe des Jahres 1861 zu Posen, Wien, Karlsruhe, Laibach, Schwerin, sodann noch zwei während des Jahres 1862 in Reichenberg in Böhm. und der Juristen-Verein für das Großherzogthum Hessen (Gerichts-Zeitung 1861. S. 28, 55, 187, 96 u. 1862. S. 96, 97, 121, vgl. die allgemeine Uebersicht S. 128). Alle diese Vereine haben unter wachsender Theilnahme die förderlichste Thätigkeit entfaltet. Obenan steht der Berliner, der regelmäßige Sitzungsberichte veröffentlicht, eine eigene Bibliothek besitzt und für die übrigen Gesellschaften gewißermaßen als Centralpunkt zu gelten hat. Aus seinem Schoße ist der deutsche Juristentag hervorgegangen. Besondere Anerkennung verdient es, daß die Laibacher Juristen-Gesellschaft in einer Zeitschrift ein Organ geschaffen hat, worin Abhandlungen und Vorträge der Mitglieder bekannt gemacht werden. —

Wir vermögen die Befürchtung nicht zu unterdrücken, als ginge unser Verein, der mit den besten Hoffnungen begonnen hat, dem Verfalle entgegen. Möchte ihm in dem neuen Jahre seines Wirkens eine frischere Theilnahme beschieden sein.

S—n.

Mittheilungen und Anhang.

Handschriftliche Funde aus Königsberger Bibliotheken.

(Vgl. I, 750.)

3. Mittelalterliche Heilvorschriften.

Aus dem bereits beschriebenen Codex 106 Fol. der Königl. Bibl. (Steffenhagen Catalogus No. CXV.) sind die in deutscher Sprache abgefaßten mittelalterlichen Heilvorschriften contra lepram und Vor den Steyn neuerdings abgedruckt worden, Zacher in Virchow's Archiv XXXII, 398 ff. 1865.

4. Zum Wartburgkriege; Marienlieder; Bruchstück eines geistlichen Gedichtes.

Unter dieser Ueberschrift bringt das eben ausgegebene Schlußheft von Haupt's Zeitschrift für deutsches Alterthum Bd. XII, 515 ff. verschiedene poetische Bruchstücke aus Pergamentblättern, die von den Einbänden zweier Manuscripte der Königl. Bibliothek (Steffenhagen Catal. No. LXV. u. XVI) abgelöst und durch Oberbibliothekar Prof. Zacher entziffert wurden. — a) Außer fünf Urkunden, die dem Provinzial-Archive übergeben sind, fanden sich auf dem Deckel der einen Handschrift zwei zusammengehörige Pergamentstreifen, die eine fast vollständige vordere Spalte eines Großfolioblattes darstellen. Auf dieser Vorderspalte sind drei Gedichte erhalten, ein deutsches, ein lateinisches und wieder ein deutsches, die beiden ersten von einer und derselben, das dritte von anderer Hand, alle drei aber im XIII. Jahrhundert geschrieben. Das erste Stück ist das wichtigste und von erheblichem literarischem Werthe: es bietet einen Abschnitt des sog. Wartburgkrieges „nicht nur in älterer Niederschrift, als die Jenaer oder gar die Kolmarer Handschrift, sondern auch in einer vollständigeren, beßer geordneten und mehr in sich selbst abgeschloßenen Faßung." Von geringerem Interesse sind die beiden anderen Stücke: ein Lateinisches Lobgedicht auf Maria und ein Deutscher Marienleich, deßen „Sprachformen wie Schriftzüge auf einen Schreiber Niederrheinischer Herkunft deuten." — b) Der Deckel der zweiten Handschrift enthielt ein doppeltspaltiges Quartblatt aus der zweiten Hälfte des XIV. Jahrhunderts mit einem Bruchstücke eines geistlichen Gedichtes in deutscher Sprache.

Die unter a genannten Bruchstücke, in Deutschland geschrieben, stammen, aller Wahrscheinlichkeit nach, aus dem Pergamentvorrathe des Königsberger Ordenshauses, für deßen Bibliothek der Codex, wie aus den abgelösten Urkunden zu schließen, gebunden worden ist. Die Bruchstücke haben demnach, abgesehen von ihrem selbstständigen Werthe, noch insofern ein besonderes Interesse, als sie zur Kenntniß deutscher Dichtwerke im alten Preußen einen neuen Beitrag liefern. S—n.

Alterthumsfunde.

(Vgl. II, 277 f.)

4) Beim Abbruch der baufälligen Kirche zu Stuhmsdorf, unweit Marienburg, sind 1864 (nach Mittheilung des Pfarrers Häbler) im Schutt des Fußbodens einige Münzen (Schillinge) des Deutschen Ordens gefunden worden. Davon waren sieben von Hochmeister Michael Küchmeister von Sternberg (1414—22) und eine von Conrad von Erlichshausen (1441—49). Ein Theil dieser Münzen befindet sich jetzt im Besitz des Frauenburger Vereins für Geschichte Ermlands. [Correspondenzblatt des Gesammtvereines der deutsch. Geschichts- u. Alterthumsvereine 1865. No. 4. S. 32.]

5) Im Keller des alten Ordensschloßes zu Mewe wurden vor wenigen Jahren bei Gelegenheit des Ausbaues deßelben zu einer Strafanstalt (nach Mittheilung des Baumeisters Reichert) zwischen den Gewölbekappen und den darunter befindlichen Graten noch alte Holzschalungen gefunden und darauf einige Ordens-Münzen. Außer einigen Hohlpfennigen (Bracteaten) und Vierchen, deren Alter sich nicht bestimmen läßt, waren darunter ein Schilling von Winrich von Kniprode (1351—82), zwei von Conrad von Jungingen (1393—1407) und einer von Michael Küchmeister (1414—22). [Correspondenzblatt a. a. O.]

6) In der Kreis-Lehrer-Versammlung zu Goldapp am 29. December v. J. zeigte Kantor Bondzio unter Anderem eine Altpreuß. Wurfkeule und eine Streitaxt. [Schulblatt für die Volksschullehrer der Provinz Preußen. 1865. No. 17. S. 143.]

7) Der Vollständigkeit wegen mag noch ein weniger wichtiger Fund registrirt werden. Im Juni d. J. wurde auf dem Felde des Hofbesitzers Borchardt in Kladau (Kreises Danzig) eine mit Menschenknochen und Asche gefüllte Urne gefunden. [West-Preußische Zeitung 1865. No. 144.] S—n.

Provinzial-Geschichts-Kalender.

1. Juli 1811. Die Amtsblätter der Regierungen und die neue Gesetzsammlung nehmen ihren Anfang.

2. Juli 1832. Eröffnung der Handels-Akademie in **Danzig**, einer Stiftung des Kaufmanns **Jakob Kabrun**. (Danz. Ztg. 1864. No. 2700.)

3. Juli 1576. Prinzessin **Anna**, Tochter des unglücklichen Herzogs **Albrecht Friedrich** und der **Maria Eleonora**, zu **Kgsbg**. geb. (vermählt mit Kurf. Joh. Sigismund von Brandenburg. † in Berlin 1625 und wurde ihrem Wunsche gemäß in der Gruft ihrer Eltern in der Domkirche zu **Kgsbg.** beigesetzt.)

4. Juli 1825. Die höhere Töchterschule zu **Kgsbg.** erhält ein eigenes Schulgebäude.

9. Juli 1800. Wilh. **Süvern** aus Lemgo wird Rector des Gymnas. in **Thorn.** (Th. W.)

11. Juli 1657. Des großen Kurf. 3. Sohn **Friedrich** (später als Kurf. Friedr. IV. u. als König Friedr. I.) wird zu **Königsberg** geb. (Stenzel, Gesch. d. pr. Sts. III, 1.)

14. Juli 1657. Die Dominikaner-Mönche werden durch die Schweden aus **Thorn** vertrieben. (Th. W.)

16. Juli 1847. Der berühmte Physiolog **Karl Friedrich Burdach** † zu **Kgsbg.**

17. Juli 1609. **Maria Eleonora**, Gemahlin Herzogs **Albrecht Friedrich**, eine Tochter des Herzogs Wilhelm zu Cleve und Jülich, wird in der Domkirche zu **Königsberg** beigesetzt.

21. Juli 1797. **Joh. Heinr. Wlömer** (geb. zu **Pillkallen**, den 8. Febr. 1728), ein Universitätsfreund und Stubengenosse **Kants**, † zu Berlin als Geh. Ober-Finanz-Kriegs- und Domänen-Rath. (Denkschr. auf ihn von Fr. Nicolai unter dem Titel: „Einige Blumen auf das Grab Joh. Heinr. Wlömers, eines allgem. verehrt. Kgl. Preuß. Geschäftsmannes." Neue Berl. Monatssch. Bd. VII. 1802. S. 1—23.)

23. Juli 1811 † zu **Graudenz** der tapfere Vertheidiger dieser ihm anvertrauten Festung Gen.-Feld-Marschal, Ritter aller preuß. Orden de l'Homme de **Courbiere** 78 J. alt.

25. Juli 1621. An dem in der Jakobskirche zu **Thorn** von J. Schulz errichteten neuen Altare wird das Abendmahl in beiderlei Gestalt zum erstenmal gereicht. (Thorn. W.)

30. Juli 1775. **Daniel Heinr. Arnoldt** (geb. zu **Kgsbg.**, 7. Dec. 1706), Ober-Hofprediger, ältest. Consist.-Rath, Dr. und Prof. der Theologie, Director des Colleg. Frideric., Präs. d. K. Deutsch. Gesellsch. u. Mitgl. der schwedisch. Gesellsch. pro fide et Christianismo, (Verf. d. Historie der Königsb. Universit., der preuß. Presbyterologie, preuß. Kirchengesch. 2c.), † zu **Kgsbg.** Seine ausführliche Biogr. von Borowski s. Annalen des Kgr. Preußen 1793. II. S. 45—73.

31. Juli 1794. Geh. Kriegs-Rath., Direct. des Commerz- und Admiralitäts-Colleg. u. Ehrenmitglied d. Kgl. Deutsch. Gesellsch. **von Jacobi** † zu **Kgsbg.** im 51. Jahre. Ueber seine Verdienste s. Pr. Archiv 1795. S. 208. u. Schlichtegroll's Nekrolog.

1. Aug. 1824. Die Stadt **Pillkallen** feiert ihr erstes 100jähriges Jubiläum.

3. Aug. 1818. Errichtung der Schwimmschule in **Kgsbg.** durch **Dieffenbach.**

5. Aug. 1810. Die erste Luftschifffahrt des Prof. **Robertson** in Kgsbg. (Hennig.)

11. Aug. 1601. Der letzte Verwandte des **Kopernikus**, ein Bartscheerer Martin † in **Thorn.** (Thorn. W.)

13. Aug. 1264. Die **Neustadt** in **Thorn** erhält Stadtrecht. (Thorn. W.)

14. Aug. 1359. Bischof Johannes II. erneuert die Handfeste der Stadt **Wormditt.** (Monum. hist. Warm. II. No. 288. S. 285.)

15. Aug. 1338. Siegfried v. Sitten, Ordensspittler u. Komthur v. Elbing beurkundet den Ankauf des Schultheißen-Amtes in **Mühlhausen** in Westpr. durch d. Rathleute u. erneuert zugleich die der Stadt durch seinen Vorgänger Hermann (v. Oettingen) gegebene Handfeste. (Voigt, Cod. dipl. Pr. III. No. 11. S. 18—21 u. deutsch No. 9. S. 14—17.)

Universitäts-Chronik 1865.

12. Mai. „Acad. Alb. Regim. 1865. IV." Diss. de pretiis statuarum apud veteres qua orationes ad celebrand. memor. viror. ill. Coelest. Kowalewski, Jac. Frid. a Rhod, Frid. a Groeben, Joh. Dit. a Tettau dieb. XXI et XXIII Maj. et XXIII Jun. . . . habendas indicit **Lud. Friedlaender** P. P. O. (7 S. 4.)

20. Mai. Lectiones cursor. quas . . . **Frid. Jul. Neumann**, phil. Dr. collegii provinciae administrandae Assessor, de Tributo in Borussia orientali fundis imposito a. d. 1715—19 ad docendi facult. rite impetrandam . . . in publico habebit indicit Ed. Luther phil. Dr. speculae reg. Dir. astron. P. P. O. h. t. Decanus.

No. 72. Amtliches Verzeichniß des Personals und der Studirenden auf der Königl. Albertus-Universität . . . für das Sommer-Semester 1865. (18 S. 8.) [68 Docenten (7 theol. — 8 jur. — 15 med. — 29 philos. — 4 Sprach- und Exercitienmeister) und 472 Studirende (109 Theol. — 71 Jur. — 113 Med. — 161 Phil. und 18 Pharm.)]

Bibliographie 1864.

Abgeordnetenhaus, Das, und die Militairfrage. (Danzig, Dr. u. Verlag von A. W. Kafemann.) (Flugblatt.) II. (2 Bl. gr. 8.)

Adreß-Buch, Elbinger, für 1864—65. Auf Grund amtlicher Materialien und authentischer Privatnotizen zusammengestellt und herausg. von **Carl Rud. Neimann.** Elbing. Im Selbstverl. d. Hrsg. In Comm. der Neumann-Hartmannsch. Bchhdl. (Dr. v. Albert Rosbach in Kgsbg.) (142 S. Lex.-8.) 1 Thlr.

— — der Haupt- u. Residenzstadt Königsberg für 1864. Auf Grund amtlicher Materialien und authentischer Privatnotizen redig. v. **C. Th. Nürmberger.** Kgsbg., Nürmberger. (2 Bl. u. 276 S. gr. 8.)

Aegidi. Das Staats-Archiv. Sammlung der officiellen Actenstücke zur Geschichte der Gegenwart. In fortlaufenden monatlichen Heften hrsg. v. **Ldw. Karl Aegidi** und **Alfr. Klauhold.** Jahrg. 1864. Hamburg, O. Meissner. Bd. VI. (XLII u. 756 S. Lex.-8.) VII. (XVI u. 400 S.) Nebst einer Gratis-Beilage: Begründung der Successions-Ansprüche Sr. K. Hoh. des Grossherzogs von Oldenburg auf die Herzogthümer Schleswig-Holstein. (Officielle Ausg.) 5 Thlr.

Aennchen von Tharau, Drama in 2 Aufzügen von **Gustav Schwetschke.** [Gustav Schwetschke's ausgewählte Schriften. Deutsch u. Lateinisch. Halle, G. Schwetschke. (XI u. 533 S. 8.) 1⅔ Thlr. S. 49—113.]

Agerius, Aulus, Die Wege des Königthums. Ein Vortrag. Danzig, Kafemann. (20 S. gr. 8.) 3 Sgr.

Anklage-Prozeß gegen den Geschäfts-Commissionair Heinrich Saal wegen Verleitung zum Meineide und dessen Verurtheilung zu acht Jahren Zuchthaus. Schwurgerichts-Verhandlung zu Danzig vom 9. Dezember 1864. Gedr. u. zu haben bei A. Schroth in Danzig. (8 S. 8.)

Arendt, A., Lesebuch für die obern Klassen der katholischen Schulen des Bisthums Ermland. 5. umgearb. u. verm. Aufl. Braunsberg. In Comm. bei J. R. Huye u. Ed. Peter. (Dr. v. Dalkowski in Kgsbg.) (XI u. 463 S. gr. 8. m. 1 Taf.)

— — Erstes Lesebuch für kathol. Elementarschulen. 2. Abtheilung für die Mittelklasse. Ebd. (Gedr. bei Gruber & Longrien in Kgsbg.) (92 S. 8.)

— — Wandfibel. Ebd. (Dr. von F. A. Brockhaus in Leipz.) Taf. I—X. gr. Fol.

Auszug, Kurzer, aus der deutschen Sprachlehre. Neue verb. Aufl. Kgsbg., Druck und Verl. v. Hartung. (12 S. 4.) $^{1}/_{12}$ Thlr.

Baar. (I.) Instructiv-praktische Anweisung zur Melioration des Düngers, d. i. mehr als 5fache Vermehrung und gleichzeitige hohe Kräftigung des Stallmistes. Eine Dünger-Veredelungs-, Vermehrungs- u. Ersparungs-Methode des Lehrers Carl Ludwig Baar zu Kamerau bei Schöneck in Preußen. 6. Aufl. März 1864. Danzig, Dr. d. Schrothschen Offizin. (16 S. 8.) (Honorar 1 Thlr. Unbemittelte $^{1}/_{2}$ Thlr.)

— — (V.) Entdeckung des $273^{71}/_{73}$ Prozent Interessen tragenden Kapitals. Eine gründliche Belehrung für jede fromme Hausfrau: wie sie so z. B. durch Verwendung von 365 Thlr. jährlich 1365 Thl. ohne Wucher und ohne Verletzung des Gewissens — nur durch eine rationelle Hühnerhaltung — gewinnen, mithin am Schlusse eines jeden Jahres 1000 Thlr. von einem so geringen Kapital zurücklegen kann. März 1864. 2. Aufl. Ebd. (36 S. 8.) $^{1}/_{3}$ Thlr.

— — (XXXIV.) auf natürliche Mittel sich stützende Kunst zur Hervorbringung des bereits weltberühmt gewordenen genealogischen Weizens. Enthüllung des auf praktische Versuche gegründeten Geheimnisses einer neuen, einfachen Culturart um den Weizen (ja auch Roggen, Gerste, Hafer rc.) so erziehen zu können, daß außerordentl. Bestockung ausgezeichnete Größe und vorzügl. Qualität der Körner, so wie große Dimensionen der Aehren u. Rispen und, da der Ertrag eines einzigen Saamenkornes binnen Jahresfrist mehr als 500,000fach vermehrt, von kleinen Flächen ein enormer Körner-Ertrag erzielt wird. Anhang: Darstellung des hohen Nutzens eines Fruchtwechsels rc. Neue geeigte Fruchtwechsel für kleinere Wirthschaften speciell ererläutert und übersichtlich instruirend in 5 den verschiedenen Bodenarten angepaßten Uebergangs-Tabellen. 2. Aufl. März 1864. Ebd. (32 S. 8.) $^{1}/_{3}$ Thlr.

— — Programm des Allgemeinen landwirthschaftl. u. technischen Industrie-Bureaus des Lehrers Carl Ldw. Baar . . . 3. erweit. Aufl. Im Frühling 1864. Ebd.

— — (VI.) Instructives Recepttaschenbuch . . . [cf. Altpr. Monatsschr. 1864. S. 189.] 6. m. Zusätz. bereicherte Aufl. Ultimo Mai 1864. Im Selbstverl. Ebd. (36 S. 8.) $^{1}/_{3}$ Thlr.

Baar. (III.) Neue, ganz außerordentl. Kartoffel-Cultur. Anerkannt praktische Vorschriften: zur neuen Kartoffel-Anpflanzungsart; zur Produktion eines wohlfeilen u. **schnell** zu verfertigenden Düngungsmittels für die Kartoffel, nebst diversen, die Erhaltung u. Veredelung dieser Pflanze betreffenden Rathschlägen; endlich eine sehr beachtenswerthe Anweisung, mit der Saatkartoffel neue, ganz ungewöhnliche Experimente vorzunehmen, um nicht allein eine sehr ergiebige Ernte, sondern eine Frucht von ausgezeichneter Größe u. vortrefflichem Wohlgeschmacke zu erzielen. IV. Aufl. Juni 1864. Ebd. (20 S. 8.)

Bachler. — 1864 — (Jesai. 2. 932 = 4. 466 = 8. 233. iaseJ. Wahrhaftig — **richtig** — praktischrecht.) Weisheit der Politik für Humanität. Eine **Sendschrift** an Alle, die für Befriedigung der menschlichen Wünsche zu streben noch menschlich lebend sind. Von **Wilhelm Bachler** —. 1811, 1118. — Verfasser von mancherlei Schriften, zu Laugallen bei Lengwethen in Ostpreußen. Tilsit, 1864. Junius. Dr. v. H. Post. Im Selbstverlage des Verfassers. (24 S. 8.) 1½ Sgr.

Backe, Herm., weiland Predigtamts-Candidat, Predigt über Johannis 15, Vers 1—8. (Als Manuscr. gedr.) Kgsbg., Druck von E. J. Dalkowski. (15 S. gr. 8.)

v. Baer, Dr. Karl Ernst, Reden gehalten in wissenschaftlichen Versammlungen und kleinere Aufsätze vermischten Inhalts. 1. Theil. Reden. Mit dem Bildniß des Verf. in Stahlst. St. Petersburg. Röttger. (VII u. 296 S. gr. 8.) 1½ Thlr.

Bauwerke, Danziger, in Zeichnungen von **J. Greth** u. **J. Gottheil** mit erläuterndem Text: Danzigs alterthümliche Gebäude. In artistischer und historischer Bedeutung dargestellt von **Rud. Genée.** 2. mit 6 Zeichnungen von J. Gottheil verm. Aufl. Danzig, Bertling. (26 Steintaf. in Tondr. u. 32 S. Text. Fol.) In engl. Einband 5⅓ Thlr.

Beheim-Schwarzbach, Lehr. Dr. M., Friedrich der Große als Gründer deutscher Kolonien in den im Jahre 1772 neu erworbenen Landen. Berlin, Mittler & Sohn. (VIII u. 132 S. 8. m. 1 Tab. in Fol.) ⅔ Thlr.

Beiträge, Greifswalder medicinische, unter Mitwirkung der medic. Facult. z. Greifswald hrsg. von Prof. Dr. **Hugo Ziemssen.** II. Bd. 2. Hft. Danzig, Ziemssen. (V u. S. 2—40. u. S. — 118 Bericht der Medic. Klinik d. Prof. Rühle.) — — hrsg. v. Prof. Dr. **Rühle.** III. Bd. 1. Hft. Ebd. (92 S. u. 17 S. Bericht. gr. 8. mit 9 Steint.) 21 Sgr.

Beiträge, Statistische, über die Sterblichkeits-Verhältnisse Danzigs. Nach amtlichen Quellen. Danz., Kafemann. (32 S. 8. m. 3 Tabell.) ⅓ Thlr.

cf. Dr. **Korn,** Bemerkungen zu vorstehender Schrift. [Danz. Zeit. 1864. No. 2744. 2776. 1865. No. 2822.]

— — zum Verständniß der Mennoniten-Frage von einem Liberalen. Elbing, Neumann-Hartmann. (63 S. gr. 8.) 8 Sgr.

Periodische Literatur (1865).

„**Schlesische Provinzialblätter. Hrsg. v. Th. Oelsner.**" N. F. 4. Jahrg. Breslau. Mai (S. 261—324.): der schles. Landwehr Antheil an d. Befreiungskriege i. J. 1815. Von e. schles. Wehrmann. A., d. Landdotationsfonds f. evang. Pfarreien in der Prov. Schles. Th. Oelsner, 50 schles. Gnadenbilder und Wallfahrtorte. (Schl.) v. Blacha, Für Sudetenwanderer. Städtische Museen f. Schulunterr. u. Volksbelehrung. Von e. Pestalozzianer. Der Erzähler. Bilder u. Züge der Vergangenh. u. Gegenw. (Th. Oe., Ged. z. 18. Juni. Frdrke. Walt, a Sterz, Ged. im schles. Dialekt. M. R., e. klein. Andenk. aus groß. Zeit; nach e. wahr. Begebenh. d. J. 1813. Kuznik, Karl Barthel. (Nekrolog). G., Schlesier im Auslande (Dr. A. Bernstein). Rudloff, Strafe Friedr. d. Gr. für e. Spion u. daraus entspringender Hypothekenstreit.) Stimmen aus und für Schlesien. Anregungen, Besprechungen, Mittheilungen. Literatur-Blatt. Kunstblatt. Chronik u. Statistik. Briefkasten.

„**Schriften der naturforschenden Gesellschaft in Danzig.**" N. F. 1. Bds. 2. Hft. Danzig. Auf Kosten der naturforsch. Gesellschaft. 1865. (Druck v. A. W. Kafemann.): E. Kayser, Beobachtungen d. magnetischen Declination in Danzig u. Bemerkungen dazu. (27 S. gr. 8). Ders. Das Depressions-Micrometer, ein neues Instrument zur Messung der Depression des Horizontes. (16 S. m. 1 Taf.) F. G. Mehler, Ueber d. Anziehung homogener Körper insbesondere der Polyeder. (20 S. m. 1 Taf.) E. F. Klinsmann, Ergänzungen u. Berichtigungen zu Novitia atque defectus florae Gedanensis. (8 S.) Ferd. Deneke, Ein neuer akustischer Interferenz-Versuch. (4 S.) J. F. W. Gronau, Theorie und Anwendungen der hyperbolischen Functionen, vornehml. Bestimmung des Widerstandscoefficienten aus Fallversuchen. (80 S. m. 1 Taf.)

Bergau, R., die Kunst des Mosaiks im Ordenslande **Preußen**. [Kölner Organ für christl. Kunst. 15. Jahrg. No. 6.]

Die **ostpreußische** Südbahn. [Aus der Berl. Bank- u. Handels-Ztg. abgedr. **Land- u. forstwirthsch. Ztg. d. Prov. Preuß.** No. 6.]

Kirchenrestaurationen in **Westpreußen**. [Europa No. 14.]

Der histor. Verein f. **Ermland**. [Danz. **Kathol. Kirchenbl.** No. 6 f.]

Capit. **Wagner's** Vortrag üb. d. Rettungswes. f. Schiffbrüchige gehalt. im Gewerbehause z. Danzig d. 4. Mai. — Corvetten-Capit. **Werner** ergänzt den Vortrag durch einige Mittheilungen. — Discussion. — Gründung eines **Vereins behufs Etablirung von Stationen zur Rettung von Schiffen u. Schiffbrüchigen a. d. preuß. Küste**, vornehml. v. Leba bis zur Nehrung bei Pillau. [**Danz. Ztg.** No. 2994. Beil.] Aufruf des Vereins an alle Menschenfreunde. [Ebd. No. 2996. **Westpr. Ztg.** No. 111.]

Zwei Elchhirsche am Ufer des **Kurischen Haffs** von Wilddieben auf dem Eise verfolgt. (Gemälde u. Aufsatz von O. Graf **Krockow**.) [Illustr. Ztg. No 1140.]

Bergau, R., Notizen üb. Münzenfunde z. **Stuhmsdorf** u. **Mewe**. [Correspondenzbl. d. Gesammtvereins d. dtsch. Gesch.- und Altthumsvereine No. 4.]

Voßberg, Nachträge zur Münzgesch. **Danzigs**. (Mitgeth. in Köhne's Blättern f. Münzkunde, seit d. J. 1842 u. im Separat-Abdrucke von 50 Exemplaren, vom J. 1852.) [Berliner Blätter f. Münz-, Siegel- u. Wappenkunde. VI. Hft. (II. Bds. 3. Hft.) S. 318—335.]

Feldpredigten bei Heil. Leichnam in **Danzig**, (kurze Nachr. üb. dieselben einem seltenen Buche, der 1755 zu Danzig erschienenen Anthologia sacra v. M. Nathanael Becks, Pred. z. Heil. Leichnam b. Danzig entnommen.) [**Westpr. Ztg**. No. 123.]

Bericht über die feierl. Einweihung des dem Andenken des verewigten Feldmarschalls v. Courbiere errichteten Denkmals zu Veste **Graudenz** d. 26. Mai 1815 nach e. gleichzeit. Flugblatt. [**Graudenz. Gesellige**. No. 63.]

Zacher, J., Zum Wartburgkriege; Marienlieder; Bruchstück eines geistl. Gedichtes; von Pergamentblättern der Kgl. u. Universitäts-Bibliothek zu **Kgsbg**. [Zeitschrift f. deutsch. Alterth. hrsg. v. Mor. Haupt. XII. Bd. 3. Hft. Berlin. S. 515—527.]

Bergau, R., die Dorotheen-Kapelle im Dom zu **Marienwerder**. [Danz. **Kathol. Kirchenbl**. No. 11.]

— — die Kirche zu **Osiek**. [Ebd. No. 12.]

Die evang.-reformirte Kirche in **Pillau**. [Evang.-reform. Kirchenzeitung. Aprilheft.]

Eröffnung u. Einweihung d. neuerrichtet. **Idiotenanstalt** in **Rastenburg** am 15. Mai. (Präs. v. **Saltzwedell**-Pötschendorf theilte kurz die Gesch. d. Idiotenanstalten überhaupt u. in unserm Vaterlande insbesond. mit.) [**Ostpr. Ztg**. No. 117.]

Bergau, R., die Kirche zu **Preuß.-Stargard**. [Correspondenzbl. No. 4.]

— — die Kirche zu **Tiefenau**. [Danz. **Kath. Kirchenbl**. No. 18.]

Schreiben der Kurfürstin Elisabeth v. Brandenburg, Gemahlin des Kurfürst. Joachim I., an den **Herzog Albrecht v. Preußen**. Weimar, 1532 Sonntag nach Martini. Aus dem Originale des Prov.-Archivs zu **Kgsbg**. mitgeth. v. **Karl Kletke**. [Ztschr. f. Preuß. Geschichte u. Landeskunde hrsg. v. Prof. Dr. **R. Foß**. 2. Jahrg. 6. Hft. Juni. S. 354—355.]

Ein Bürger Danzigs (**Johann Cabrun**, der eigentl. Begründer der Handelsschule Danzigs.) [**Danz. Ztg**. No. 2998.]

Reicke, Rud., **Fichte's** erster Aufenthalt in **Kgsbg**. [Deutsches Museum No. 21. S. 721—736. No. 22. S. 767—785.]

Ueber ein Kgsbg. Original, den am 7. Mai als Ortsarmer im Löbenichtsch. Hospital verstorbenen Dr. phil. **Eduard Guth**. [**Preuß. Littau. Ztg**. No. 115.]

Bartisius, C. H., Dr. Eduard **Heinel**, Archidiakonus an der Altstädtischen Pfarrkirche in Kgsbg. [Der **Verfassungsfreund** No. 49—52.]

Hettner, Herm., **Herder**. [Westermann's Monatshefte. Mai.]

Schlußbericht des Komités für Errichtung des **Kantdenkmals**. [**Hartungsche Ztg.** u. **Ostpr. Ztg.** No. 124.]

Etwas üb. d. Granit worauf die **Kant-Statue** steht. [Danz. **Kath. Kirchenbl.** No. 13.]

Th. A. Thilo, Ueber **Kant's** Religionsphilosophie. Forts. u. Schl. [Zeitschrift f. exacte Philos. V, 4. S. 353—397.]

Referat von Dr. S. über Dr. **Bail's** Gedächtnißrede auf den am 31. Mai verstorbenen Sanitäts-R. Dr. **Klinsmann** in der Sitzung der Naturforsch. Gesellsch. zu **Danzig**. [Danz. **Ztg.** No. 3072.]

Michelis (Prof. in Braunsberg), Gedanken am Grabe des **Kopernikus** (m. eingedr. Holzschn.: das Haus des Kopernikus) [Natur u. Offenbarung. XI, 1. Jan. S. 1—12.]

Reiter, Organist Johann **Neumann** in Neuendorf. Eine Lebensskizze, als Zeugniß e. freundlichen Verhältnisses zwisch. Geistl. u. Lehrern. [**Schulblatt** f. d. Volksschullehr. d. Prov. Preußen hrsg. v. **Ed. Sack**. No. 20—22.]

Petzholdt, Dr. J., Zur Lit. üb. **Frdr. v. d. Trenck**. Schluß. [Petzholdt's N. Anzeiger. Hft. 5. (357) S. 137—139.]

Oentler, Frdr., der Schulz zu **Wusen**. Episode aus d. J. 1807. [Der Volksgarten No. 10.]

Anzeigen.

Antiquarischer Anzeiger der **Theod. Bertling**'schen Buch- und Antiquar-Handlung in Danzig. No. 1. April, No. 2. Mai 1865. (à 8 S. 4.) [Inhalt: Belletristik. Theol. u. Philos. Rechts- u. Staatsw. Medic. u. Naturw. Neuere Sprachen. Gesch. u. deren Hülfsw. Reisen. Gedanensia. Handelsw. Post- u. Eisenbahnwesen. Seefahrtskunde. Haus- u. Landwirthsch. Jagd. Thierheilkunde. Mathem. u. Astron. Bauwissensch. Technologie. Musik. Vermischtes.]

Bei **Gräfe & Unzer** in **Königsberg** ist erschienen:

Die IX Bücher Magdeburger Rechtes oder die Distinctionen des Thorner Stadtschreibers Walther Eckhardi von Bunzlau. Eine Abhandlung zur Quellenkunde des deutschen Rechtes als Prolegomenon zu einer neuen Ausgabe von **Dr. Emil Steffenhagen.** (Separat-Abdruck aus der Altpreußischen Monatsschrift **mit einer lithographierten Schriftprobe.** (III u. 33 S. gr. 8.) 1/2 Thlr.

Bei **Wilh. Koch** in **Königsberg** ist erschienen:

Der Kriegsrath Scheffner und die Königin Luise. Ein Vortrag, gehalten in der Königl. Deutschen Gesellschaft zu Königsberg von **Rudolf Reicke.** [Separat-Abdruck aus der Altpreuß. Monatsschrift.] (31 S. gr. 8.) 6 Sgr.

Das sogenannte hohe Lied Salomonis

oder vielmehr

das pathetische Dramation „Sulamit“

parallelistisch aus dem Hebräischen in's Deutsche übersetzt

von

Dr. Ernst Ferdinand Friedrich. *)

Vorbericht des Uebersetzers.

Das sogenannte hohe Lied Salomonis oder vielmehr das pathetische Dramation „Sulamit“ will ich hier aus dem Hebräischen in's Deutsche übersetzen getreu seiner mosaischen Idee und seiner dramatisch-parallelistischen Gliederung im Anschluß an meine hebräische Textausgabe: Cantici canticorum Salomonii, quod dicitur, poetica forma, Königsberg Pr. 1855 bei Gebr. Bornträger, (IV u. 32 S. 4.) Die Recensenten dieser Quartbroschüre sprachen den Wunsch aus, meine Verdeutschung zu lesen; hier soll ihr Wunsch erfüllt werden. Es kommt mir darauf an, ein uns aus hebräischem Alterthum unter falschem Titel, stellweis schadhaft und durchweg unförmig überliefertes poetisches Schriftstück genießbar zu machen in seiner ursprünglichen Gliederung nach einer ihm innewohnenden Idee, nicht nach einer ihm aufgebürdeten.

Vorstehenden Endzweck gedenke ich dadurch zu erreichen, daß ich I. im weiteren Verlauf dieses Vorberichts über meine parallelistische Versabtheilung, über meine dramaturgischen Begleitanzeigen und über meine Wahr-

*) Der Verf. behält sich jede anderweitige Disposition über diese Arbeit selbst vor.

nehmung einer mosaischen Idee einigen Aufschluß gebe, II. in einer hoffentlich genießbaren Darstellung des pathetischen Dramations „Sulamit" das kahl überkommene und doch zur theatralischen Aufführung gedichtete Textbuch sowohl parallelistisch verdeutscht aufzeichne, als auch mit dramaturgischen Begleitanzeigen ausstatte, mithin dem geneigten Leser eine meiner hebräischen Edition entsprechende deutsche Textausgabe vorlege. Wegbleiben muß hier der Nachbericht des Uebersetzers; denn es würde die Grenzen dieser Zeitschrift überschreiten, wollte er III. im Verlauf des Nachberichts, wenn auch ohne philologischen Apparat, seine materiell und formell erklärenden Anmerkungen zum Texte des Dramations liefern.

Zur lyrischen Poesie läßt sich unsere Dichtungsschrift nicht rechnen. Wir haben es hier weder mit dem geistlichen Gesange einer kirchlichen Allegorie zu thun, wie die allegorisirenden Ausleger vermeinen, noch auch mit dem weltlichen Gesange einer erotischen Idylle, wie die idyllisirenden Ausleger wähnen, sondern mit einer ehrwürdigen Bühnendichtung. Wir haben es hier zu thun mit einem Dramation d. h. mit einem kleinen Kunstwerk dramatischer Poesie, welches jedenfalls zur theatralischen Aufführung bestimmt war, vermuthlich auch öfters unter persönlicher Leitung des unbekannten Dichters von Schauspielern aufgeführt worden ist, jedoch als kahles Textbuch ohne alle prosaischen Beigaben über scenisches Arrangement auf die Nachwelt kam — entweder, weil die Mitverzeichnung solcher prosaischen Beigaben schon in der Urschrift des Verfassers unterblieb, etwa aus Sorglosigkeit um das Bedürfniß späterer Leser, oder aber, weil die Mitverzeichnung erst in Abschriften weggelassen wurde, etwa behufs der Raumersparniß auf kostspieligem Schriftrollenstoff. Was aber ist denn Gegenstand der ehrwürdigen Bühnendichtung? Ihr Gegenstand ist zunächst 1) die treue Liebe einer jungfräulichen Winzerin Namens Sulamit zu einem mit ihr verlobten jungen Heerdenbesitzer, wie sie unverbrüchlich starr widersteht den stärksten Lockungen, Versuchungen und Anfechtungen, wie sie unerbittlich hart andauert trotz der glänzenden Gewißheit, zur einzigen Gemahlin des hebräischen Königs Salomo erhoben werden zu können, und wie sie unerkäuflich fest beharrt trotz des drohenden Grolls von Seiten habgieriger Brüder, — fernerhin aber 2) die tugendhafte Verzichtleistung des fürstlichen Machthabers Salomo auf den Genuß der

Gegenliebe seiner bildschönen Unterthanin Sulamit, nachdem er ihren Herzensbund mit dem jungen Heerdenbesitzer probehaltig befunden hat, welche Resignation ihm hoch anzurechnen ist, da er unwillkürlich sich zur Hirtenbraut heftig hingezogen fühlt, — und am Ende 3) der heilige Ernst, welcher jedem echten Liebesverhältniß zwischen zwei Menschen innewohnt, sofern es von Gott angelegt ist und als sein Gnadenwerk respektirt zu werden verdient, wonach beide Parteien, Sulamit und Salomo, in Rücksicht auf die echte Innigkeit einer bestehenden Brautschaft, eines geschlossenen (erotischen oder) minniglichen Liebevertrages — als Personen von musterhafter Frömmigkeit gehandelt haben. Stoff zu dieser ehrwürdigen Bühnendichtung mag die mündlich überlieferte Erzählung einer Hofgeschichte gewesen sein, etwa einer „Hofgeschichte von der wunderhübschen Hirtenbraut aus Engedi", welche merkwürdige Begebenheit wahrscheinlich sich um's Jahr 1000 v. Chr. in Jerusalem zutrug, damals stadtbekannt war, dann aber in Vergessenheit gerieth und bald nach dem Tode Salomo's halbverschollen ums Jahr 950 v. Chr. zum historischen Material einer theatralischen Volkspoesie gewählt wurde. Zwar ist der Name unseres Volkspoeten ebenso in Dunkel gehüllt, wie der Name des Verfassers vom Buche „Hiob"; doch läßt sich die Zeit, als unser Volkspoet schrieb, errathen nicht bloß aus seiner Erwähnung der Residenzstadt Thirza neben der Residenzstadt Jerusalem (vgl. Akt III, 25) sondern auch aus der originellen Frische seiner Auffassung des historischen Materials und aus der naiven Lebendigkeit der von ihm redend vorgeführten Personen. Errathen läßt sich die Abfassungszeit aus der originellen Frische seiner Auffassung des historischen Materials, welche geschichtstreu sich keiner sagenhaften Uebertreibung schuldig macht, im Gegentheil z. B. den weiblichen Hofstaat des Königs Solomo nur auf 140 Gattinnen berechnet, während er in sonstigen Urkunden minder glaubwürdig auf 1000 Gattinnen berechnet wird, andererseits z. B. auf drei Bauwerke anspielt, von denen sonstige Urkunden schweigen, nämlich auf den „Davidsthurm, Elfenbeinthurm, Libanonsthurm." Errathen läßt sich die Abfassungszeit aus der naiven Lebendigkeit der von ihm redend vorgeführten Personen, deren gefühlvoll-wortkarge Sprechweise, gleichweit entfernt von lakonischer Dürre und sentimentalem Schwulst, durchgehends naturwahr in eleganter Diktion Gravität

mit Grazie verbindet und uns auf ein Meisterstück aus der Blüthezeit althebräischer Dichtkunst verweist. Von jener naiven Lebendigkeit zeugen z. B. alle Vergleichungen sammt und sonders, also etwa folgende sieben Pröbchen, welche ohne Kommentar verständlich sind: die Vergleichung eines leichtfüßigen Jünglings, welcher über unwegsame Gebirgspartieen flink hinwegkommt, mit „einem Gazellenmännchen oder einem Wildkalbe von den Hirschen," — die Vergleichung starker Mannesbeine mit „Marmor-Ständern," — die Vergleichung eines pomadirten Backenbartes mit den „aromatischen Gewächsen eines Balsambeetes," — die Vergleichung einer einstweilen unzugänglichen Braut, welche früh Morgens im Schlafgemach ihrer Mutter zu Bette liegend sich von ihrem Verlobten noch nicht kann sehen lassen, mit einer „Taube, welche in Schlupfwinkeln eines steilschroffen Felsens sich versteckt hält," — die Vergleichung eines persönlichen Eigennamens, welcher Berühmtheit erlangt, mit einem „Salböl, welches ergötzlichen Dufthauch spendet," — die Vergleichung einer standhaften Braut, welche sich um keinen Preis ihrem Bräutigam abspänstig machen läßt, mit einer „bethürmten Festungsmauer," — die bildliche Bezeichnung der echten Innigkeit des Gefühls (erotischer oder) minniglicher Liebe zu Jemandem durch: „unauslöschlich gluiendes und flammendes Feuer, welches von Gott angezündet so inbrünstig lodert." Wir wissen, daß Thirza im J. 924 v. Chr. aufhörte, die Residenzstadt israelitischer Könige zu sein, weil König Omri seinen Regierungssitz von da nach der von ihm gegründeten Stadt Samaria verlegte, und daß Thirza seitdem zu einem unbedeutenden Orte herabsank; die paritätische Zusammenstellung: „Schön bist du, meine Freundin, wie Thirza, anmuthig wie Jerusalem" (vgl. Akt III, 25) konnte nun unser Volkspoet, hätte er nach dem Jahre 924 sein Werk verfaßt, schwerlich noch Jemandem in den Mund zu legen für gut finden. Aus dem Verein dieses Anzeichens mit den vielen Merkmalen origineller Frische und naiver Lebendigkeit wird daher äußerst wahrscheinlich, daß, wie vor mir schon der alttestamentliche Bibelforscher J. G. Sommer angenommen hat, ein unbekannter Hebräer aus Salomonischem Zeitalter in der Mitte des zehnten Jahrhunderts unsere Dichtungsschrift abgefaßt haben muß.

Bekanntlich widerfuhr unserer Dichtungsschrift das seltsame Schicksal,

zuerst von allegorisirenden Auslegern streng geistlich erklärt zu werden, als wäre sie hymnische Kunstpoesie mit prophetisch-didaktischer Tendenz, sodann von idyllisirenden Auslegern streng weltlich erklärt zu werden, als wäre sie chaotische Naturpoesie in palästinensisch-orientalischem Kolorit, zuletzt von dramatisirenden Auslegern sehr allmählich erkannt zu werden als theatralische Volkspoesie mit religiös-ästhetischem Ideal. Hiernach stellt sich das sogenannte hohe Lied Salomonis weder als der geistliche Gesang einer kirchlichen Allegorie heraus, noch als der weltliche Gesang einer erotischen Idylle, sondern als ein sinnig gegliedertes Dramation, welchem eine mosaische Idee zu Grunde liegt, nämlich die Akt IV, 5 ausgesprochene: „Der Liebe Flammen sind Gottes Flammen." Die erste Auslegerschaar enthüllt dem Publikum gleichsam ein Altargemälde; die mittlere bringt gleichsam Genrebilder zum Vorschein; die letzte Auslegerschaar liefert gleichsam eine Historienmalerei. Giebt es also dreierlei Ausleger, so habe ich jetzt im Kampfe mit allegorisirenden und idyllisirenden die dramatische Komposition geltend zu machen, wie sie in Eins zusammenfallend mit der parallelistischen Struktur — in der sinnigen Gliederung nach 4 Akten besteht. Woher denn aber das seltsame Schicksal, durch falsche Deutung der Ausleger so arg gemißhandelt zu werden? Es ist, wie jedes Schicksal, vornehmlich in der Natur der Sache begründet d. h. hier in dem Wesen der auszulegenden Dichtungsschrift, welche sowohl durch Anwesenheit vieler Wörter von strittiger Bedeutung (z. B. mancher Hapaxlegomena) als auch durch Abwesenheit jeder prosaischen Beigabe über scenisches Arrangement — zunächst den Eindruck eines räthselhaften Wirrsals macht und fernerhin erst allmählich sich als kahles Textbuch theatralischer Volkspoesie zu erkennen giebt. Der Eindruck eines räthselhaften Wirrsals verstärkte sich noch durch den falschen Titel, welchen unsere Dichtungsschrift wahrscheinlich bei Aufnahme in den dritten Theil des alttestamentlichen Bibelkanons von den Sammlern der sogenannten Hagiographen empfing; denn sie ist weder ein „Lied" oder gar „hohes Lied," noch „von Salomo" verfaßt, also ein pseudonymes Hagiographon, dessen unechte Ueberschrift von allen drei Auslegerschaaren für unecht erachtet wird und von mir außerdem für unpassend, für einen falschen Titel, weil die ehrwürdige Bühnendichtung nicht zur lyrischen Poesie gehört, nicht als „Lied" gesungen

und mit Instrumentalmusik begleitet werden konnte, sondern einfach hergesagt, rednerisch gesprochen und mit Gebehrdenspiel begleitet zu werden bestimmt war. Fragt man daher, weshalb zwei Jahrtausende hindurch unser poetisches Schriftstück so störrisch räthselhaft, so schwer verständlich, mühsam faßlich und leicht mißdeutungsfähig geblieben ist, so antworten wir: 1) wegen der vorhandenen Menge linguistischer Schwierigkeiten, an deren Lösbarkeit wahrscheinlich schon die Hagiographen-Sammler verzweifelnd auf das Auskunftsmittel verfielen, sich durch Jagd auf prophetische Anspielungen fortzuhelfen, sich durch mysteriöse Deutung über das Büchlein hinwegzusetzen und je, nachdem es thunlich war, hier en detail, dort en gros allegorisch auszulegen, — 2) wegen des Mangels an allen dramaturgischen Begleitanzeigen, indem nicht einmal die Eigennamen der sprechenden Personen vor ihren Reden angegeben sind, — 3) wegen der irreleitenden Reize, welche im falschen Titel liegen, woher ihm stets das Wörtchen „sogenannt" vorzusetzen ist, um ihm eben seinen Zauberbann zu benehmen. Kahl nenne ich das Textbuch, weil es bloß die unsingbar-poetischen Reden gewisser Personen enthält und mit gar keiner prosaischen Beigabe ausgestattet ist; es fehlen die dramaturgischen Begleitanzeigen sammt und sonders. Es fehlt nämlich a) ein passender Titel für die Bühnendichtung, wie etwa: „Sulamit, ein pathetisches Dramation in 4 Akten, verfaßt von N. N." Es fehlt b) ein Verzeichniß derjenigen Personen, welche redend oder stumm darin auftreten. Es fehlt c) eine mit dem Personalverzeichniß vorauszuschickende Angabe, an welchem Orte das Stück spielt und zu welcher Zeit die Handlung vor sich geht, ganz zu geschweigen der Abwesenheit didaskalischer Nachrichten, wann, wo und wie oft die theatralische Aufführung erfolgt ist. Es fehlen sodann, abgesehen von dem Inhalte eines Theaterzettels, d) alle Vermerke, welche die Eintheilung des Dramations in Akte und die Eintheilung der Akte in Scenen bezeichnen, sowie alle Ankündigungen, welche diesen Vermerken beigefügt zu werden pflegen, wie z. B. Beschreibung des Lokals einer Scene, Liste der in einer Scene auftretenden Personen, Andeutung des jedesmaligen Kostüms, Andeutung der zeitweiligen Draperie und Staffage. Es fehlen, wie schon erwähnt wurde, e) die Namen der Personen vor ihren Reden, seien es die Eigennamen selber, wie „Sulamit" und „Salomo", sei es die

Umschreibung des Eigennamens, wie: „der mit Sulamit verlobte Heerdenbesitzer“, seien es endlich Gemeinnamen, wie z. B. „Salomo's Pagen“, „Sulamit's Zofen“, Zion's-Söhne“. Es fehlen f) alle rhetorischen und mimischen Winke, alle Begleitanzeigen über Stimmhaltung und Gebehrdenspiel der redenden Personen, über das jedesmalige Pathos ihrer Deklamation, über den zeitweiligen Charakter ihrer Gestikulation. Es fehlen endlich g) alle prosaischen Beigaben über Aufenthalt und Beschäftigung der auf der Schaubühne sichtbaren Personen, wann und von welcher Seite her sie auftreten, wann und nach welcher Seite hin sie abgehen, auf welcher Stelle sie sitzen oder stehen, ob Jemand im Selbstgespräch begriffen ist oder im Gespräch mit andern Personen. Kurzum, ein rattenkahles Textbuch theatralischer Volkspoesie haben wir überkommen unter falschem Titel, stellweis schadhaft, durchweg unförmig und voll sprachlicher Schwierigkeiten; deshalb ist es zwei Jahrtausende lang so störrisch räthselhaft, so schwer verständlich, mühsam faßlich und leicht mißdeutungsfähig geblieben. Göthe hat das sogen. hohe Lied Salomonis „eine liebliche Verwirrung“ genannt. Offenbar lernte er es seiner Zeit als chaotische Naturpoesie aus idyllisirenden Auslegungsversuchen kennen, wie sie z. B. von Herder und Lessing gemacht worden sind; Herder hielt es für eine Reihe von Liedern der Liebe und Lessing für Eklogen, bukolische Lieder (Schäfergesänge) nach der Weise Theokrit's und Virgil's. Wahrscheinlich hat Göthe die sinnige Gliederung im räthselhaften Wirrsal geahnt. Idyllisirende Ausleger waren: Theodor von Mopsvestia († 428), Abenesra († um 1168), welcher nicht bloß einen geistlichen, sondern auch einen weltlichen Kommentar geschrieben hat, sodann Kastalio († 1563), welchem Sulamit eine zärtliche Freundin Salomo's zu sein schien, Hugo Grotius († 1645), welcher unsere Dichtung für ein trauliches Geflüster (oaristys) von ehelichen Geheimnissen ausgab, das zwischen Salomo und einer Fürstentochter stattfinde, weiterhin im vorigen und jetzigen Jahrhundert: J. D. Michaelis, Teller, Haßler, van Kooten, Klerikus, Herder, Paulus, Eichhorn, Kleuker, Hufnagel, Beier, Döderlein, welcher i. J. 1784 Tändeleien der Minne (erotopaegnia) zu erkennen meinte, Lessing, Justi, Gaab, Jahn, Pareau, Bertholdt, Gesenius, Hartmann, De Wette, Augusti, Döpke, Magnus (1842), Jolowicz und Andere. Würde Göthe unsere falschbetitelte

Dichtungsschrift „eine liebliche Verwirrung" genannt haben, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, sie aus meinem dramatisirenden Auslegungsversuch kennen zu lernen? Es fragt sich nun, welchen Gemeingeist die Schaar der dramatisirenden Ausleger hat? Sie sind in dreien Punkten gleichgesinnt: 1) einverstanden mit den allegorisirenden Auslegern, geben sie ihnen darin Recht, daß sie die innere Einheit unserer Dichtung behaupten, und verurtheilen sie die Zerstückelung derselben in mancherlei Gedichte bei den idyllisirenden Auslegern als Willkühr; — 2) einverstanden mit den idyllisirenden Auslegern, geben sie ihnen darin Recht, daß sie dem buchstäblichen Wortsinne folgen, mithin die linguistisch-philologische Deutung für durchführbar halten, und verurtheilen sie die Voraussetzung eines verborgenen Wortsinnes, die Jagd auf prophetische Anspielungen, mithin die mysteriöse Deutung bei den allegorisirenden Auslegern als eine unwissenschaftliche; — 3) sie machen Front gegen beide Auslegerschaaren, sofern beide sich einbilden, daß sie es mit lyrischer Poesie zu thun haben, erklären unsere falschbetitelte Dichtungsschrift für ein kleines Kunstwerk dramatischer Poesie, bemerken den Fortschritt einer Handlung und weisen darin einen zweiten Liebhaber nach, behaupten nämlich, daß derjenige Mann, welchen Sulamit durchweg ihren Geliebten nennt und welcher stellweise auch als „ihr Geliebter" zu ihr spricht, nicht der hebräische König Salomo sei, sondern ein Hirtenjüngling oder ein junger Viehzüchter und Heerdenbesitzer, dessen persönlicher Eigenname immer umschrieben werde; der ländliche Liebhaber werde begünstigt und der städtische Liebhaber verschmäht. Daher lautet die Devise auf dem Panier meiner Auslegerschaar: „Innere Einheit! Buchstäblicher Wortsinn!! Zweiter Liebhaber!!!" Dramatisirende Ausleger sind: Jakobi, welcher i. J. 1771 behauptete, die eheliche Liebe Zweier werde vergeblich durch Salomo aufzulösen versucht, ferner Hezel, Ammon, welcher von Salomo's verschmähter Liebe und von Sulamit's belohnter Treue sprach, sodann Velthusen, welcher 1786 einen „Schwesterhandel" entdeckte und den Triumph der reinen Liebe nachwies, Stäudlin, welcher ein dramatisches Lehrgedicht von standhafter und am Ende belohnter edler, unschuldiger Liebe annahm, weiterhin Ewald, welcher i. J. 1826 den Preis der Unschuld eines vom Könige entführten Landmädchens dargestellt fand, die allen Lockungen widersteht und am

Ende vom Könige entlassen wird, nach Ewald: Hirzel, welcher den Sieg der Treue behandelt sah, Köster, Salomon Blau, welcher den Kampf und Sieg der Unschuld wahrnahm, Heiligstedt, Böttcher: Die ältesten Bühnendichtungen, Leipzig 1850, Rocke: Das hohe Lied, Erstlingsdrama aus dem Morgenlande, Halle 1851, Philippson, Meier, Hitzig, Friedrich: Cantici canticorum Salomonii, quod dicitur, poetica forma, Königsberg Pr. 1855 und Andere. Meine Vorgänger verschwiegen jedoch über Betonung von Sulamit's treuer Liebe — die tugendhafte Verzichtleistung Salomo's und, daß beide Parteien als Personen von musterhafter Frömmigkeit gehandelt haben, mithin die mosaische Idee. Denn des Königs Liebe zur Winzerin ist ebenso echt, wie der Winzerin Liebe zum Heerdenbesitzer; aus dieser Echtheit entimmt jede der beiden Hauptpersonen ihr Recht zum Handeln und nur in frommer Rührung entsagt großmüthig der fürstliche Machthaber dem Besitz seiner bildschönen Unterthanin so, daß er seine standhafte Gegnerin in Gottes Namen abreisen läßt, mit einer von seinen ägyptischen Hofequipagen wegfahren heißt und in Frieden fortziehen läßt aus seinem Pallast zu Jerusalem — in das Haus ihrer Mutter nach Engedi. Auch haben meine Vorgänger die parallelistische Struktur verkannt, folglich zugleich das Ineinszusammenfallen der dramatischen Komposition mit ihr. Kurzum, vor mir hat Niemand hier „eine theatralische Volkspoesie mit religiös-ästhetischem Ideal" aufgezeigt.

Durchweg unförmig, sagte ich, haben wir unsere Dichtungsschrift überliefert bekommen. Hiermit will ich sagen, daß das kahl überkommene Textbuch dergestalt, wie es in unseren gewöhnlichen Bibelausgaben vor uns liegt, nicht die sinnige Gliederung erkennen läßt, welche es in des Dichters Urschrift gehabt haben muß. Ich meine die dramatisch-parallelistische Gliederung nach 4 Akten, 10 Scenen, vielen Deklamir-Strophen und 160 Deklamir-Versen dergestalt, wie sie in meiner hebräischen Textausgabe abgedruckt worden ist und dem geneigten Leser jetzt auch in meiner deutschen Textausgabe vorgelegt werden soll.

Ja, spräche irgendwo der Dichter selbst und wäre es wahr, daß die von ihm redend vorgeführten Personen von Anfang bis zu Ende in demselben Zustand der Sachlage bleibend, rastend, ruhend und verweilend sich zufrieden fühlten, so dürfte die idyllisirende Auslegerschaar Recht behalten mit

der Devise auf ihrem Panier: „Erotopägnien der Oaristys bukolischer Lyrik“ d. h. minnigliche Tändeleien des traulichen Geflüsters in Schäfergesängen. Nun aber bemerken wir, daß nirgends der Dichter selbst spricht, sondern lauter unsingbar-poetische Reden gewisser Personen zuhanden sind, welche dem Leser den Schein unmittelbar gegenwärtiger Vollwirklichkeit vortäuschen, und daß die redend vorgeführten Personen nicht von Anfang bis zu Ende in demselben Zustand der Sachlage bleiben, sondern zugleich mit dem wechselnden Zustande der Situation wandelbar sind, daß sie strebsam, regsam, beweglich und sich unzufrieden fühlend mit dem anfänglich vorgeführten Zustande der Situation auftreten. Nachgerade bemerken wir, daß zwischen zwei Parteien mit Aufbietung aller Gemüthskräfte Streit, Kampf und Ringen stattfindet, nämlich zwischen einer Partei, welche durch Lockungen auf die Probe stellt, Anfechtungen wagt oder in Versuchungen führt (Salomo), und einer Partei, welche sich dagegen sträubend, jenen Lockungen zu folgen, die Probe aushält, jenen Anfechtungen gegenüber sich heldenmüthig zur Wehre setzt oder jenen Versuchungen Trotz bietend widersteht (Sulamit), kurzum, daß eine Handlung fortschreitet — vom faulen Frieden durch Kampf zum angemessenen Frieden, nämlich einerseits zum Entschluß der anfechtenden Partei, auf den Besitz der standhaften Gegnerin nicht frevelhaft-rachsüchtig, sondern tugendhaft-rechtschaffen Verzicht zu leisten, und andererseits zur Freude der trotzbietenden Partei, vom Gegner nicht weiter beeinträchtigt zu werden, sondern fortan von ihm getrennt zu leben und mit dem treu geliebten Manne wiedervereint zu sein. Wir sind also schon dabei, die dramatische Komposition unserer falschbetitelten Dichtungsschrift geltend zu machen; denn Anfang, Mitte und Ende der Handlung wurden schon angedeutet; sie schreitet fort, wie gesagt, vom faulen Frieden durch Kampf zum angemessenen Frieden. Erörtern wir jetzt die dramatische Komposition der ehrwürdigen Bühnendichtung nach ihren 3 Hauptabschnitten: 1) dramatische Exposition d. h. Schaustellung des anfänglichen Zustandes der Sachlage, Folie des Schauspiels = Akt I, welcher 4 Scenen umfaßt, — 2) dramatische Kollision d. h. Zusammenstoß streitender Parteien, Pointe des Schauspiels: „des Königs Liebe zur Winzerin ist ebenso echt, wie der Winzerin Liebe zum Heerdenbesitzer, und aus dieser Echtheit entnimmt jede der beiden Hauptpersonen

ihr Recht zum Handeln — bis zur Endschaft des tragischen Konflikts," (a) scenische Implikation, Verwickelung oder Knotenschürzung = Akt II, welcher 2 Scenen enthält, und (b) scenische Katastrophe, Peripetie oder Rückschlag, plötzlicher Umschwung und entscheidende Wendung des Geschehens = Akt III, welcher 3 Scenen umfaßt, — 3) dramatische Dissolution d. h. Auflösung des Streites, Effekt des Schauspiels = Akt IV, welcher in einer Scene besteht. Näher zugesehen, läßt sich folgender Gang des Schauspiels bemerken. Akt I = dramatische Exposition = fauler Frieden. Koulissen-Dekoration: Frauensaal im königlichen Pallaste zu Jerusalem. Die jungfräuliche Winzerin Namens Sulamit wird daselbst bedient von Töchtern der Residenzstadt als ihren Zofen, nimmt deren schmeichelnde Anrede „Schönste unter den Frauen!" als selbstverständlich entgegen, hat sich vom Könige hineinführen lassen „in seine Gemächer", lobt seine „anmuthigen Teppiche", genießt seine persönliche Huld, weist sein Anerbieten, sie mit „goldenen Ziergehängen" zu beschenken, nicht zurück und fühlt sich doch „krank vor Liebe" d. h. bangt sich nach dem mit ihr verlobten Heerdenbesitzer, von welchem sie sich selbstwillig getrennt hat, und bereut es, dem Könige ihre Heimführung aus Engedi nach Jerusalem gestattet zu haben, weil sie dadurch in die peinliche Lage der Entzweiung mit sich selber hineingerathen ist. Sie fühlt sich hier beklommen, weil sie nicht beide Männer zugleich lieben kann und heute sogar dem Hirtenjüngling den Vorzug giebt, weshalb sie von den Zofen verspottet wird. Durch eigene Schuld ist sie in die peinliche Lage der Entzweiung mit sich selber hineingerathen; jedenfalls hat sie in die Heimführung eingewilligt, veranlaßt durch Erkenntlichkeit gegen Salomo's persönliche Huld, durch Dankbarkeit für großartige Geschenke des königlichen Freiers und durch weibliche Gefügigkeit gegen die Habgier ihrer älteren Brüder. Frage der Zuschauer am Ende des ersten Aktes: „Wird die von den Zofen verspottete Sehnsucht der Winzerin nach dem Heerdenbesitzer noch länger andauern oder tauchte sie heute nur vorübergehend auf als mädchenhafte Laune?" Es folgt nun die dramatische Kollision, der Kampf zwischen einer anfechtenden und einer trotzbietenden Partei, zunächst Akt II = scenische Implikation = erstere Hälfte des Kampfes, in welcher die anfechtende Partei zu siegen und die trotzbietende Partei zu unterliegen scheint. Erste Scene:

freier Platz vor dem königlichen Pallaste zu Jerusalem. Einwohner der Residenzstadt auf dem hochgelegenen Platze und Pagen an der Pforte sehen einen in Rauch eingehüllten Menschenschwarm sich heran bewegen; es ist der von Räucherern und 60 Leibgardisten umgebene königliche Brautzug, welcher jetzt am heutigen „Tage seiner Vermählung" heimkehrt. Immer näher kommt der Zug; die Pagen an der Pforte geben den Zion's-Söhnen genauere Auskunft über die ihnen sichtbar werdende „Sänfte Salomo's" auf den Schultern von Baldachinsträgern, einen Baldachin oder „Traghimmel mit silbernen Säulen, goldener Ueberbreitung, purpurrother Gesäßumwandung" und einer Bahre, welche, wie das sonstige Holzwerk, daran, „von den Bäumen des Libanon" hergenommen ist. Im Traghimmel sitzt „eine, die lieblicher ist, als die Töchter Jerusalem's" und „der König Salomo" geschmückt mit der „Krone, mit welcher ihn bekrönt hat seine Mutter" Bathseba, ohne deren Verwendung er nicht David's Thronfolger geworden wäre. Unter schallender Musik und begrüßt vom jubelnden Volke, auch von herbeieilenden „Zion's-Töchtern", erscheint endlich der königliche Brautzug vor der Pallastpforte; aussteigen sieht man eine verschleierte Gestalt mit Diadem, Brautkranz und Goldtartschen-Kollier sowie den fürstlichen Machthaber im Glanze der Herrlichkeit seines majestätischen Pompes. Weitere Entfaltung der bezaubernden Glorie und Hofpracht des fürstlichen Machthabers zur heutigen Vermählungsfeier wird dargeboten in der zweiten Scene: Festsaal im königlichen Pallaste zu Jerusalem; Hochzeitsgäste und Pagen daselbst unweit einer zum Schmausen und Zechen servirten Tafel erwarten das königliche Brautpaar. Herein treten Salomo in majestätischem Ornat und Sulamit als prangende Königsbraut kostümirt; sie bleibt verschleiert so, daß er sein Entzücken aussprechen kann über den Anblick ihrer „Augen und Oberbacken in der Lücke des Schleiers", welche Lücke eben nur Nase, Augen und die oberen Hälften der beiden Wangen frei läßt. Jedenfalls also findet Sulamit Gefallen an der Hofpracht und hat sie wenigstens provisorisch oder vorläufig eingewilligt in die heutige Vermählungsfeier; Salomo bemüht sich daher jetzt um ihre definitive oder endgiltige Einwilligung in das Hochzeitsfest, damit es kein imaginäres, sondern ein reelles sei, und scheint auch am Ende ihr Jawort zu bekommen so, daß die Hochzeitsgäste fröhlich schmausen und

zechen können. Er beginnt mit Lobpreisungen ihrer Schönheit, schwelgt sodann in der Vorstellung, mit ihr zusammen von den Gipfeln der Berge Palästina's hinabzuschauen auf das unterthänige Land, bekennt ferner die echte Innigkeit seiner Liebe zu ihr durch das Geständniß: „In's Herz mir bringst du, meine Schwester, du Braut!" klagt weiterhin darüber, daß sie bis jetzt seine zärtliche Zuneigung unerwiedert gelassen habe, Bezeigungen ihrer Gegenliebe vermissend: „Ein verriegelter Garten ist meine Schwester, meine Braut" und scheint schließlich ihre endgiltige Einwilligung in die heutige Vermählungsfeier zu erlangen. Er fordert seine „Freunde" auf, sich durch Essen und Trinken gütlich zu thun, und Tafelmusik erschallt. Das vermeinte Brautpaar verläßt den Festsaal, sie voran, er hintennach, jedenfalls zu seiner bittern Enttäuschung, da sie ihm eheliche Zärtlichkeit nicht erweisen will, mithin Sulamit's „verriegelter Lustgarten" ihm unerbittlich verriegelt bleiben wird. Doch nach Befund des augenscheinlichen Zustandes der heutigen Sachlage fällen die Zuschauer am Ende des zweiten Aktes das imaginäre Urtheil: „Vernünftiger Weise ist Sulamit Königsbraut und wird sie den Salomo heirathen." Fernerhin Akt III = scenische Katastrophe = letztere Hälfte des Kampfes, in welcher die anfechtende Partei unterliegt und die trotzbietende Partei siegt. Koulissen-Dekoration: Frauensaal im königlichen Pallaste zu Jerusalem, eben das Lokal des ersten Aktes. Nach, wie vor, verlangt die Winzerin, umgeben von Zofen, sehnsüchtig nach dem mit ihr verlobten jungen Heerdenbesitzer; nach, wie vor, fühlt sie sich im Schmerze über ihr jetziges Hiersein „krank vor Liebe" und begehrt sie ein baldiges Anderswosein; wiederum vergnügt sich Sulamit an der Vergegenwärtigung eines erlebten Vorgangs mit ihrem geliebten Hirtenjüngling und mit inbrünstigem Eifer ergreift sie die Gelegenheit, den Zofen ein Bild zu entwerfen von seiner männlichen Gestalt. Also hat gestern kein reelles, sondern ein imaginäres Hochzeitsfest stattgefunden; sie hat zwar provisorisch, aber nicht definitiv in die gestrige Vermählungsfeier eingewilligt, sondern zu seiner bittern Enttäuschung eheliche Zärtlichkeit verweigert und ist jungfräuliche Winzerin geblieben. Hierauf ereignet sich der tragische Konflikt, daß Salomo in Anwesenheit seines ganzen weiblichen Hofstaates wiederholentlich von Sulamit verschmäht wird; während nämlich auf sein Geheiß sich 60 Gattinnen ersten Ranges,

sogen. Königinnen, 80 Gattinnen zweiten Ranges, sogen. Kebsfrauen, und unzählige Fräulein versammelt haben und er vor diesen Zeuginnen ihr feierlich erklärt, daß er sie ihnen allen vorziehend zu seiner einzigen Gemahlin erheben wolle, — — pochet laut und pochet abermals deutlich und pochet nochmals vernehmlich die jungfräuliche Winzerin auf die echte Innigkeit ihrer bestehenden Brautschaft mit einem Heerdenbesitzer: „Ich gehöre meinem Geliebten an und mein Geliebter gehöret mir an, er, der da weiden läßt unter den Lilien!“ Mit diesen Worten Sulamit's beginnt der tragische Konflikt und zwar die erste Phase öffentlicher Verschmähung III, 24—36; sie erkennt sofort die Wichtigkeit der bevorstehenden öffentlichen Verhandlung, als sich auf Befehl des Königs sein ganzer weiblicher Hofstaat im Frauensaal versammelt, verschleiert sich („in der Lücke deines Schleiers“) und spricht, einer erneuten Bewerbung vorzubeugen, obige Worte zu Salomo in so verdrießlichem Tone, mit so mürrischem Antlitz und so abholden Gebehrden, daß ihn Grausen anwandelt. Er nennt sie daher „furchtbar, wie die bebannerten Schaaren“, bittet sie: „Wende ab deine Augen, fort vom Gesichte mir! Denn sie sind's, die mich beunruhigen“ und wiederholt vor anhaltender Bestürzung frühere Schmeicheleien mit gedämpfter Stimme. Sodann gewinnt er seine anfängliche Fassung wieder; er legt das heute beabsichtigte öffentliche Geständniß ab, daß er sie seinen 60 Königinnen, 80 Kebsfrauen und unzähligen Fräulein vorziehend zu seiner einzigen Gemahlin erheben wolle: „Eine, die ist meine Taube, meine Schuldlose!“ erschrickt aber darüber, daß sie unerachtet dieser feierlichen Erklärung immer noch „furchtbar, wie die bebannerten Schaaren, herüberlugt“, und bekennt ihr nun schwermüthig, daß er unwillkührlich sich heftig zu ihr hingezogen fühle. Seinen Hochpunkt erreicht der tragische Konflikt mit der zweiten Phase öffentlicher Verschmähung III, 37—49, als jetzt Sulamit verdrießlich vom Divan aufspringt, einige Schritte durch den Saal nach der Thüre hin thut, dort angelangt von den Königinnen zu Gunsten Salomo's inständig gebeten wird, doch ja zurückzukommen, weil sie ihre bildschöne Gestalt gerne noch länger ansehen möchten, und nunmehr Seitens der Zofen Schutz erfährt, welche zu Gunsten der Hirtenbraut den Königinnen erwidern: „Was wollt ihr euch satt schauen an Sulamit, nun sie sich davonmacht nach den Heerden-

lagern hin?!" Sie läßt sich durch freundliche Theilnahme des weiblichen Hofstaats dahin umstimmen, daß sie noch länger im Saale verweilt, kommt zurück und bleibt Salomo gegenüber in stolzer Haltung stehen, in imposanter Attitüde mit emporgedrückter Brust, nackenwärts gezogenem Halse und aufgeworfener Nase über ihn wegsehend so, daß er die Untersicht oder Froschperspektive hat, mithin ihre Nasenlöcher vergleichen kann mit den Fensteröffnungen am „Libanonsthurm, welcher auserspähet das Antlitz von Damaskus."*) Der König verzagte schon, als die Winzerin unwillig aufsprang und nach der Thüre des Saales eilte; jetzt, da sie zurückgekommen, athmet er auf, hofft er noch einmal, sie für sich einzunehmen, und wagt er den letzten Sturm. Diesen Sturm bereitet er vor durch Aeußerungen seines Entzückens über ihre ganze Erscheinung von den „Sandalen" unter ihren Füßen an bis zur „Falbelkappe" auf ihrem Haupt; sie hat, wie er soeben nur wieder gesehen, den edlen Gang der „Tochter eines Fürsten" und die Gardinen ihrer Falbelkappe hangen um ihr Haupt in ebenso majestätischem Faltenwurf herab, wie das untere Zeug des Purpurmantels um die Taille „eines Königs" herabhangt; hiemit will er ihr zu verstehen geben, daß sie für ihn so gut, wie ebenbürtig sei, also würdig, seine einzige Gemahlin zu werden und nicht bloß eine begünstigte Kebsfrau (Favorit-Konkubine), sondern seine Ehefrau, resp. Mutter eines Kronprinzen oder Thronerben.**) Nachgerade wagt er den letzten Sturm zur Eroberung ihrer Gegenliebe; er bittet sie darum, seine zärtliche Zu-

---

*) Ihre Nasenlöcher vergleicht er Akt III, 45 mit den Fensteröffnungen an einem Thurm auf dem östlichsten Felsenabhange des Libanongebirges, auf welcher Hochwarte von jeher hebräische Soldaten den militärischen Wachtpostendienst als Grenzwächter versehen mit der Weisung, jezuweilen aus den Thurmluken spähend auszuschauen auf die Physiognomie der syrischen Hauptstadt Damaskus und der damascenischen Völkerstraße. Diese Stadt ist zwar vom Könige David erobert worden und wird seitdem durch hebräische Besatzung tributpflichtig erhalten, läßt jedoch eine Schilderhebung befürchten und würde nicht bloß unmittelbar gefährlich sein, als Ausgangspunkt kriegerischer Feindseligkeiten gegen Palästina, sondern auch mittelbar gefährlich als Uebergangspunkt. —

**) Den adelnden Ausruf des Entzückens: „Tochter eines Fürsten!" Akt III, 39 haben die idyllisirenden Ausleger Theodor von Mopsvestia, Hugo Grotius u. A. falsch gedeutet. Sie nahmen ihn für baare Münze, als sei er eine der Sulamit wegen hoher Geburt zukommende Anrede, und erklärten sie deshalb für eine Tochter des ägyptischen Königs, welcher bekanntlich den Regententitel „Pharao" führt.

neigung erwibern zu wollen. Hierauf erfolgt die dritte Phase öffentliche Verschmähung III, 50—61, die Endschaft des tragischen Konflikts; jene Bitte wird auf's Entschiedenste abgeschlagen; um keinen Preis will sich Sulamit ihrem Bräutigam abspänstig machen lassen. Sofort möchte sie allein nach der Weidelandschaft des mit ihr verlobten Heerdenbesitzers hinauswandern und, sollte sie auch erst nächtlicher Weile bei seinen Viehhürden anlangen so, daß er sammt seinen Thieren schon schläft und in diesem Zustand von ihr überrascht werden kann; daher schreit sie folgende Antwort dem Könige entgegen: „Hingehen zu meinem Geliebten, zu den Ebenen! Beschleichen die Viehhürden mit Schlafenden! Ich gehöre zu meinem Geliebten und auf mich geht sein Verlangen!!" Sodann kehrt sie dem Könige den Rücken zu; sie tritt an's Fenster, deutet in die Ferne nach dem mit ihr verlobten Heerdenbesitzer hinaus und möchte doch lieber zusammen mit ihm, wie allein, die Residenzstadt verlassen, hinauswandern zunächst nach seinen Hirtenbuden (bei Thekoa) und fernerhin nach den Weinbergen ihrer Familie bei Engedi; sie wünscht ihn sehnlichst herbei: „Komme doch, mein Geliebter, daß wir hinausgehen auf's Feld! Zur Nacht wollten einkehren wir in die Hirtenbuden; morgen früh wollten wir aufmachen uns zu den Weinbergen." Nachdem sie wemüthig geschwelgt hat in den Vorstellungen ihres baldigen Anderswoseins, setzt sie sich von Wemuth erschöpft auf den Divan nieder; es entsteht eine peinliche Pause; endlich flammt gleichsam ihre allerheißeste Sehnsucht nach dem Heerdenbesitzer und nach ihrem Mutterhause in Engedi lichterloh heraus. Da er sie doch nicht abholen kommt, möchte sie sofort wieder allein die Residenzstadt verlassen, wenn sie nur sicher wäre, ihn in seiner Weidelandschaft anzutreffen und nicht von seinen Gefährten verunglimpft zu werden: „Wer nur könnte doch geben dich zum Bruder mir, zum Säugling von den Brüsten meiner Mutter, geben auch, daß ich fände dich draußen auf der Steppe?!: Ich küßte dich ohne, daß man dabei verachtete mich" u. s. w. bis zu dem ebenfalls unerfüllbaren Begehr, daß er sogleich flugs ihr seine ergötzlichen Zärtlichkeiten erweisen könnte: „Seine Linke unter's Haupt mir und seine Rechte umfasse mich!" Hierauf fällt sie in Ohnmacht, wie vorgestern im ersten Akt, und wiederum hört man Salomo den Zofen gebieten, daß sie den Schlummer der ohnmächtigen Winzerin nur ja nicht

stören möchten, heute aber vor seinem versammelten weiblichen Hofstaat, heute nach einem grausenhaften Auftritt, welcher alle Gemüther tief erschüttert hat, so, daß der König nicht umhin kann ihren Herzensbund mit dem Heerdenbesitzer probehaltig zu befinden. Frage der Zuschauer am Ende des dritten Aktes: „Was aber nun? Wird der fürstliche Machthaber großmüthig entsagend dem Besitz seiner bildschönen Unterthanin — tugendhaft-rechtschaffen, ohne eben ein Attentat zu begehen, für immer Verzicht leisten auf den Genuß ihrer Gegenliebe, mithin seine standhafte Gegnerin wohlbehalten in Gottes Namen abreisen lassen, unversehrt mit einer von seinen ägyptischen Hofequipagen wegfahren heißen und in Frieden fortziehen lassen aus seinem Pallast zu Jerusalem — in das Haus ihrer Mutter nach Engedi? Oder wird er abgünstig entsagend — frevelhaft-rachsüchtig für immer Verzicht leisten, mithin seine standhafte Gegnerin sammt ihrem Bräutigam ermorden lassen? Der erstere Entschluß wäre tugendhafte Verzichtleistung (enarete Resignation), der letztere Entschluß frevelhafte Verzichtleistung (hybristische Resignation)." Von diesem Zweifel werden die Zuschauer befreit durch Akt IV = dramatische Dissolution = angemessener Frieden. Scenerie: die obere Fläche einer Anhöhe, welche sich in einer etwa bei Thekoa gelegenen Weidelandschaft erhebt; oben auf der Anhöhe ein Apfelbaum, unter ihm grüner Rasen, hinten Gebüsch. Die „Gefährten" des mit Sulamit verlobten Heerdenbesitzers stehen auf der Apfelbaum-Anhöhe, sehen das ihnen bekannte Brautpaar heraufgestiegen kommen und verbergen sich hinter'm Gebüsch, um es zu belauschen. Jetzt treten die wiedervereinten Liebenden auf, wie sie auf der gemeinschaftlichen Wanderung nach Engedi begriffen sind. Sie glauben sich allein; der Heerdenbesitzer fordert seine Braut dazu auf, „unter diesem Apfelbaume" Platz zn nehmen, wo sie zu leben und zu lieben begann; sie setzen sich beide am Baumstamm nieder. Sulamit fühlt sich hier feierlich gestimmt auf ihrer Geburtsstätte und an dem Orte der Anknüpfung ihrer Bekanntschaft mit ihm; hier mag sie daher ihren Herzensbund mit ihm feierlich erneuern und aus voller Kehle frohlocken über ihre Heldenthat, ihm treu geblieben zu sein: „Lege mich dir an's Herz, lege mich dir an den Arm!" gleichwie du ein Umhänge-Petschaft als theueres Kleinod auf der Brust und eines an der Handwurzel hangen hast. Denn sie

verdiene es, ebenso werth von ihm gehalten zu werden, weil sie ihm treu geblieben sei, weil ihre Liebe zu ihm sich den stärksten Anfechtungen gegenüber bewährt habe als unverbrüchlich „starr" widerstehend, unerbittlich hart andauernd und unerkäuflich „fest" beharrend; die echte Innigkeit ihres Gefühls der Liebe zu ihm sei „ein unauslöschlich glutendes und flammendes Feuer, welches von Gott angezündet so inbrünstig lodert!" Hierauf entsteht eine Pause, während welcher die wiedervereinten Liebenden sich küssend einander umschlungen halten. Sodann setzt die jungfräuliche Winzerin ihre Rede fort, indem sie mit Selbstzufriedenheit auf ihre Handlungsweise zurückschauend sich mit einer „bethürmten Festungsmauer" vergleicht, welche von Salomo vergebens belagert worden sei, und den zukünftigen Groll ihrer habgierigen Brüder vorausbedenkend sich als Eigenthümerin ihres jungfräulichen Leibes gebehrdet, über welchen sie eben allein und unumschränkt zu verfügen berechtigt sei: „Mein Weinberg, welcher mir gehört, steht mir allein auch zu Gebote!" Sie vergleicht hier, wie Akt I, 9, ihren jungfräulichen Leib mit einem Weinberg. Ihre (erotische oder) minnigliche Liebe, meint sie, läßt sich weder erkaufen, noch verschachern; sowohl wer sie erkaufen, als auch wer sie verschachern will, macht sich „verächtlich"; diesem krämerhaften Ansinnen trotzend sage ich mich vom freigebigen Könige und von meinen habgierigen Brüdern los. Da jetzt ihr Heirathsvertrag mit Salomo rückgängig geworden, möge er auch sein fürstliches Präsent zurücknehmen, nämlich das großartige Mohar (a. d. Freiersentgelt), den der Winzerfamilie verschriebenen „Weinberg bei Baalhamon", welcher etwa hunderttausend Silbersedel werth ist. Nachdem Sulamit diese ihr bevorstehende rechtliche Auseinandersetzung besprochen hat, fährt sie erschrocken zusammen, weil sie die hinter'm Gebüsch lauschenden Hirten plötzlich bemerkt. Umsonst versucht der neben ihr sitzende Hirt sie dadurch zu beruhigen, daß er die Lauscher für seine „Gefährten" erklärt und dieses Sitzplätzchen inmitten der „Viehgärten" behaglich findet. Sie schämt sich vor seinen Gefähcten, wünscht die gemeinschaftliche Wanderung nach Engedi zu beschleunigen und mahnt daher zum Aufbruch: „Laß uns entweichen!" Während nun das verscheuchte Brautpaar abgeht, kommen die Lauscher aus dem Dickicht hervor und sehen den wiedervereinten Liebenden nach, worüber der Vorhang fällt. Nach Befund des augenschein-

lichen Zustandes der heutigen Sachlage fällen die Zuschauer am Ende des vierten Aktes das reelle Urtheil: „Vernünftiger Weise ist Sulamit Hirtenbraut und wird sie den Heerdenbesitzer heirathen". Soviel über den Gang des Schauspiels — vom faulen Frieden durch Kampf zum angemessenen Frieden. Wer diesen Gang des Schauspiels bemerkt hat, wird unsere Dichtungsschrift unmöglich zur lyrischen Poesie rechnen wollen. Das einzige Zugeständniß, welches wir den allegorisirenden und idyllisirenden Auslegern machen können, ist dieses, daß wir das vorliegende kleine Kunstwerk dramatischer Poesie ein pathetisches Dramation nennen im Gegensatz zum drastischen Dramation. In beiderlei Dramen findet nämlich kein Gleichgewicht statt zwischen Darstellung des Pathos und Darstellung der Drasis; denn, während im drastischen Drama mehr die Drasis dargestellt wird d. h. die angelegentlich mittheilende Werkthätigkeit der die Handlung vollführenden Personen, ihr sachliches Eingreifen in den Verlauf der Begebenheiten, wie es selbstständig waltend Zuschub leistet zu den Geschichtsvorgängen, kommt im pathetischen Drama mehr das Pathos zur Darstellung d. h. die angelegentlich theilnehmende Werkthätigkeit der die Handlung vollführenden Personen, ihre geistige Bewältigung sinnlicher Eindrücke und seelischer Zustände, wie sie selbstwillig schaltend Gefühlsstimmungen macht und Gemüthsvorgänge erzeugt. Das althebräische Dramation „Sulamit" scheint uns nun dergestalt komponirt zu sein, daß hier die Darstellung der Drasis überwogen wird von der Darstellung des Pathos; hier sind z. B. 2 Monologe die dritte Scene des ersten Aktes und die erste Scene des dritten Aktes; auch sonst wird verhältnißmäßig lange bei Gemüthsvorgängen verweilt, wenn Jemand sein Wohlgefallen ausspricht an der Schönheit einer geliebten Person. Es fragt sich aber, ob und wie der Stoff zu dieser ehrwürdigen Bühnendichtung, nämlich eine Hofgeschichte von der wunderhübschen Hirtenbraut aus Engedi, sich hätte drastischer gestalten lassen, als er von unserm Volkspoeten gestaltet worden. Jedenfalls ist unsere Dichtungsschrift weder das Textbuch zu einer dramatisirten kirchlichen Allegorie, etwa zu einem Oratorium oder geistlichen Singspiel (Passionsspiel), noch auch das Textbuch zu einer dramatisirten erotischen Idylle, etwa zu einer Oper oder einem weltlichen Singspiel (Schäferspiel),

sondern das Textbuch zu einem unsingbaren Schauspiel, zu einem pathetischen Dramation.

Glänzend bestätigt wird die erörterte dramatische Komposition durch die jetzt zu erörternde parallelistische Struktur, welche sich mit ihr deckt. Die herkömmliche Versabtheilung in unseren deutschen Bibeln, z. B. in der lutherischen stützt sich auf die von jüdischen Schriftgelehrten überlieferte (sogen. masorethische) Versabtheilung; sie zerlegt unser Textbuch, dessen unechte Ueberschrift „das hohe Lied Salomonis" als einen Paragraphen mitzählend, in 117 Paragraphen. Nach der im dreizehnten Jahrhundert vorgenommenen Kapiteleintheilung wurden nun diese 117 Paragraphen symmetrisch folgendermaßen geordnet: Kapitel I mit 17 Paragraphen, Kap. II mit 17, Kap. III mit 11, Kap. IV mit 16, Kap. V mit 16, Kap. VI mit 12, Kap. VII mit 14, Kap. VIII mit 14 Paragraphen. Obgleich unsere Schriftforscher einstimmig diese Kapiteleintheilung für abweichend von den eigentlichen Hauptabschnitten der Dichtungsschrift erachteten, so behielt man sie doch schon zur bequemen Anführung und behufs leichter Auffindung einer daraus mitgetheilten Stelle bei, im Grunde aber deshalb, weil Niemand an der masorethischen Versabtheilung Anstoß nahm. Die Zuverlässigkeit der masorethischen Versabtheilung bei Schriftstücken althebräischer Poesie hat jedoch zu bestreiten angefangen der alttestamentliche Bibelforscher J. G. Sommer; denn er wies nach, daß die Masorethen von der Existenz alphabetischer Lieder im alten Testament keine Ahnung gehabt und namentlich die Strophenform vieler Psalmen verkannt haben; vgl. Sommer: Biblische Abhandlungen, Bonn 1846 bei König, S. 93—182: „Die alphabetischen Lieder von Seiten ihrer Struktur und Integrität." Den zweiten Stoß bekam die vermeinte Unfehlbarkeit der masorethischen Versabtheilung i. J. 1855 durch meine oben schon angeführte hebräische Textausgabe vom sogen. hohen Liede Salomonis; hier wurde nicht nur gezeigt, daß von den Masorethen die parallelistische Gliederung unseres Textbuches im Kleinen, wie im Großen, unbemerkt geblieben ist, sondern auch auf Grund derselben eine neue Versabtheilung einzuführen versucht. Meine parallelistische Versabtheilung zerlegt das Textbuch, dessen unechte Ueberschrift außer Rechnung lassend, in 160 Katellen; catella a. d. Kettelchen, wie z. B. das vom Goldschmied angefertigte und auf dem Karton

ausgebreitete Schmuckkettchen oder Schmuckkettlein im Schaukasten eines Juwelierladens; hievon kommen auf Akt I: 52 Katellen, auf Akt II: 31, auf Akt III: 61 und auf Akt IV: 16 Katellen. Solchergestalt habe ich denn auch die Katellen den Akten zugeordnet belassen, damit die eigentlichen Hauptabschnitte der Dichtungsschrift besser hervortreten möchten; meine Versabtheilung setzt also an Stelle der 116 masorethischen Paragraphen: 160 Katellen und an Stelle der einstimmig verworfenen 8 Kapitel: 4 Akte. Zwischen meiner i. J. 1855 veranstalteten hebräischen Textausgabe und meiner hieselbst veröffentlichten deutschen Textausgabe waltet der Unterschied ob, daß dort auf Quartseiten die 160 Katellen oder Kettelchen als ebensoviele hebräische Zeilen gedruckt worden sind, während hier auf Oktavseiten jede längere Katelle in mehreren deutschen Zeilen hat wiedergegeben werden müssen und bloß kürzere Katellen als ebensoviele deutsche Zeilen haben gedruckt werden können, was der geneigte Leser aus der Katellenzählung links am Rande genugsam ersehen wird. Außerdem habe ich dort die Gliederanzahl jeder Katella mit Ziffern nebst senkrechten Strichen bezeichnet und deren Stellung im Katellenverband bemerklich gemacht, hier dagegen Beides unterlassen, um für dramaturgische Begleitanzeigen Raum zu gewinnen. Es fragt sich nunmehr, welchen Maßstab wir anlegen, um Katellen von einander zu sondern, und was wir unter einer Katella verstehen? Wir verstehen darunter eine in sich abgeschlossene Reihe von Worten, welche nicht vereinzelt dasteht, sondern in einem Verbande ebensolcher Reihen ihre Stellung einnimmt. Unser Maßstab ist also der von Lowth in Schriftstücken althebräischer Poesie entdeckte parallelismus membrorum a. d. das Nebeneinanderstellen der [sich entsprechenden] Glieder — und der von Köster ebendaselbst entdeckte Parallelismus von Versen und Strophen, welche Entdeckungen durch Sommer's Aufzeichnung der alphabetischen Lieder glänzend bestätigt wurden; Reim, Assonanz und Alliteration sind hier nicht maßgebend, sondern werden nur gelegentlich von althebräischen Dichtern benutzt. Mag nun immerhin bei solchen althebräischen Dichtungen, welche als Lieder gesungen (kantitirt) und mit Instrumentalmusik begleitet werden sollten, wie z. B. Psalmen und Siegesgesänge, außer dem Parallelismus der Glieder noch die rhythmische Prosodie formbestimmend gewesen sein; für solche althebräische

Dichtungen hingegen, welche nicht gesungen, keineswegs kantitirt, sondern einfach hergesagt, lediglich deklamirt, rednerisch gesprochen und zum Theil mit Gebehrdenspiel begleitet werden sollten, wie z. B. das Buch Hiob, Spruchdichtungen, prophetische Reden und das pathetische Dramation „Sulamit", haben wir den Parallelismus der Hersagungs-Glieder oder der rein deklamatorischen Versfüße als das alleinherrschende Formationsprincip anzuerkennen und können wir die Sylbenzählung nach rhythmischer Prosodie nur als ebenso untergeordnet, nebensächlich und gelegentlich betrachten, wie Reim, Assonanz und Allitteration. Wir haben es hier nicht mit Kantitirversen und Kantitirstrophen zu thun, sondern mit Deklamirversen und Deklamirstrophen, welche als solche eben unsingbar sind. Lowth meinte also eigentlich den Parallelismus der membra declamationis a. d. Hersagungs-Glieder, welche so, wie die Ringe eines Kettelchens, in einander greifen und daher nicht unpassend mit Kettelsringen (anuli catellae) verglichen werden; der rein deklamatorische Versfuß ist ausschließlicher Maßstab der unsingbar gebundenen Rede. Die Hersagungsglieder entsprechen sich vierfach, nämlich: 1) tautolog d. h. als gleichlautende Glieder — 2) synonym d. h. als sinnverwandte Glieder — 3) antithetisch d. h. als zum Abstich entgegengesetzte Glieder — 4) synthetisch d. h. als zur Aufreihung beisammengestellte Glieder. Folgende Beispiele entnehmen wir aus unserer Dichtungsschrift: zu 1) „Ei du bist schön, meine Freundin, ei du bist schön; deine Augen sind Tauben" (vgl. Akt I, 16) — zu 2) „Ich beschwöre euch hier, ihr Töchter von Jerusalem, bei den Gazellenweibchen oder bei den Hirschkühen des Feldes" (vgl. Akt I, 26. 51) — zu 3) „Ich habe mich schlafen gelegt und annoch wacht mein Herz" (vgl. Akt III, 1 und im vorigen Beispiel die beiden Glieder: von Jerusalem, des Feldes) — zu 4) „Deine Gewächse — ein Paradies: Granatenbäume sammt Prachtfrüchten, Kofern sammt Narden (vgl. Akt II, 25). Aus dieser vierfachen Korrespondenz der Hersagungsglieder oder rein deklamatorischen Versfüße wird deutlich, wie es eine bloß durch Parallelismus in sich abgeschlossene Reihe von Worten geben kann. Unter „Katella" verstehe ich aber noch mehr, als das; sie ist mir diejenige Reihe paralleler Hersagungsglieder, welche nicht vereinzelt dasteht, sondern in einem Verbande ebensolcher Reihen ihre Stellung einnimmt;

nach ihrer Stellung im Katellenverband bestimmt sich ihre Länge, ob zweigliedrig, dreigliedrig, viergliedrig, fünfgliedrig, sechsgliedrig, siebengliedrig oder achtgliedrig. Ein Beispiel aus unserer Dichtungsschrift für die zweigliedrige Katella ist: „Ich suche ihn | und ich finde ihn nicht" (Akt I, 44. 47 antithetischer Parallelismus), eines für die dreigliedrige Katella: „Mein Weinberg, | welcher mir gehört, | steht mir allein auch zu Gebote!" (Akt IV, 13 synonymer Parallelismus), ein Beispiel für die viergliedrige Katella: „Mit mir vom Libanon her, | du Braut, || mit mir vom Libanon her | sollst du kommen!" (Akt II, 18 tautologer Parallelismus des ersten und dritten Gliedes), eines für die fünfgliedrige Katella: „Narde und Safran, ||| Kalmus und Zimmet | sammt all den Sträuchern Weihrauch, || Myrrhe und Aloës | sammt all den Kronen von Balsampflanzen" (Akt II, 26 synthetischer Parallelismus), ein Beispiel für die sechsgliedrige Katella: „Seine Säulen | hat er von Silber machen lassen, || seine Ueberbreitung | von Gold, || seine Gesäßumwandung | von Purpurrothem" (Akt II, 5 synthetischer Parallelismus zwischen dem ersten, mittleren und letzten Gliederpaar), eines für die siebengliedrige Katella: „Diese deine Statur | gleicht einem Palmbaum || und deine Brüste | den Datteltrauben; ||| bei mir spreche ich: || ich will den Palmbaum ersteigen, | ich will seine Blattwedel erfassen" (Akt III, 48 synonymer Parallelismus zwischen dem ersten und zweiten Gliederpaar, zwischen dem sechsten und siebenten Gliede, vollends zwischen den 4 ersten und drei letzten Gliedern), endlich ein Beispiel für die achtgliedrige Katella: „Laß mich sehen | dein Aussehen, || laß mich hören | deine Stimme! ||| Denn deine Stimme | ist gefällig || und dein Aussehen | ist anmuthig" (Akt I, 38 tautologer Parallelismus zwischen dem zweiten und siebenten Gliede sowie zwischen dem vierten und fünften, zudem synthetischer Parallelismus zwischen dem ersten und dritten Gliede, endlich synonymer Parallelismus zwischen dem sechsten und achten Gliede). Wie lang also die Katella oder wie stark ihre Gliederanzahl sei, wird durch die Stellung entschieden, welche sie im Katellenverband einnimmt. Den allereinfachsten Katellenverband, den Parallelismus zwischen Deklamirversen nennen wir Kettchenordnung (ordo catellarum); hier stehen einige wenige Katellen, je zwei, je drei von gleicher Gliederanzahl zusammen ohne, daß diesem Verbande ein anderer gegenübertritt; die der

voraufstehenden Katella entsprechende mag ihr Gegenkettchen heißen (catella congruens). Drei fünfgliedrige Katellen enthält z. B. die schlichte Kettchenordnung Akt I, 7—9; drei viergliedrige enthält die mit Anfangskettchen und Endkettchen verzierte Kettchenordnung Akt III, 27—29; vorführen wollen wir hier als Pröbchen die nur aus zwei viergliedrigen Katellen bestehende Kettchenordnung Akt I, 20—21:

„Wie eine Lilie | zwischen den Dornen, || so meine Freundin | zwischen den Töchtern!“

„„Wie ein Apfelbaum | unter des Waldes Bäumen, || so mein Geliebter | zwischen den Söhnen!““

Künstlicher ist der Parallelismus zwischen Deklamirstrophen, wo einem Katellenverband ein zweiter Katellenverband von gleicher Gliederanzahl entspricht oder auch mehrere Katellenverbände von gleicher Gliederanzahl gegenübertreten. Nennen wir den ersten Geschmeide (monile), so kann jeder folgende sein Gegengeschmeide heißen (monile congruens) und die ganze Korrespondenz eine Geschmeideordnung (ordo monilium). Die schlichte Geschmeideordnung ist weder mit einem Mittelkettchen verziert (catella centralis z. B. IV, 5: „Ihre Gluten | sind Feuers Gluten; || ihre Flammen | sind Gottes Flammen“), noch auch mit Anfangskettchen und Endkettchen verziert (catella exordiens et perorans z. B. III, 11 & 21. III, 39 & 47). Es giebt in unserer Dichtungsschrift viele Geschmeideordnungen, welche aus nur zwei Monilien bestehen (z. B. aus zwei zehngliedrigen Monilien I, 1—6), aber auch eine, welche drei Monilien enthält (drei zwölfgliedrige Monilien Akt III, 31—36), und manche, welche aus vier Monilien bestehen (z. B. vier zehngliedrige Monilien Akt II, 1—8). Die gröbste Sorte von Geschmeideordnungen zeigt außer der wesentlichen Eigenheit einer jeden Geschmeideordnung fast gar keine Symmetrie; so haben z. B. die beiden achtzehngliedrigen Monilien Akt II, 9—14 außer der gleichen Gliederanzahl wenig mit einander gemein; doch besteht eben wenigstens jedes aus drei Katellen und sind beide am Ende der ersten Katella gleichlautend geschmiedet: „in der Lücke deines Schleiers.“ Zur gröbsten Sorte gehören auch die Geschmeideordnungen: Akt III, 31—36. IV, 3—7. Hingegen zeigt die feinste Sorte äußerst viel Symmetrie; hier hat jedes einzige Kettchen in einem Geschmeide sein Gegenkettchen im

Gegengeschmeide; beispielshalber verzeichnen wir eine Geschmeideordnung der feinsten Sorte Akt I, 28—31:

Der Hall meines Geliebten! | Siehe da, wie er ankommt! ||| Wie er Sprünge macht | über die Berge daher! || Wie er Sätze nimmt | über die Hügel daher!

Gleichet doch mein Geliebter einem Gazellenmännchen | oder einem Wildkalbe von den Hirschen.

Siehe da, wie er stehet | hinter unserer Hauswand! ||| Wie er umherguckt | an den Gitterlöchern! || Wie er glitzert | an den Netzesmaschen!

Anhebt mein Geliebter | und spricht zu mir —

Zur feinsten Sorte gehören auch die Geschmeideordnungen: Akt I, 1—6. 12—15. 22—27. 39—42. II, 15—20. 28—31. Endlich stoßen wir auf eine mittelfeine Sorte von Geschmeideordnungen, wo manche Symmetrie vorhanden; entweder hat hier jedes Geschmeide seine eigene Kettchenordnung (Akt II, 21—27. III, 40—46. IV, 8—14) oder aber wenigstens zwei Monilien unter mehreren halten das strenge Gleichmaß zwischen jedem einzigen Kettchen in einem Geschmeide und seinem Gegenkettchen im Gegengeschmeide aufrecht (Akt I, 43—52. II, 1—8. III, 1—8. III, 12—20. 50—57). Schon in der mit Anfangskettchen und Endkettchen verzierten Geschmeideordnung III, 39—47 gewahren wir den zugleich zwischen Katellen und zwischen Katellenverbänden stattfindenden Parallelismus; künstlicher tritt derselbe aber in der zweiten Scene des dritten Aktes auf als förmliches Katellensystem III, 9—23; denn dort hat, abgesehen von der verzierten Geschmeideordnung, die achtgliedrige Katella III, 9 ihr Gegenkettchen an III, 23 und die viergliedrige Katella III, 10 ihr Gegenkettchen an III, 22. Ebenso kunstvoll ist der Parallelismus zwischen Geschmeideordnungen, welchen wir Moniliensystem nennen; die dritte Scene des ersten Aktes nämlich I, 28—42 besteht aus drei Geschmeideordnungen, von denen die erste der dritten nach Gliederanzahl und Kettchenanzahl genau entspricht, und die zweite Scene des zweiten Aktes II, 9—31 besteht aus vier Geschmeideordnungen, von denen die erste mit der dritten und die zweite mit der vierten der Gliederanzahl nach genau korrespondirt. Hiezu kommt, daß die vierte Scene des ersten Aktes von einer einzigen Geschmeideordnung ausgefüllt wird, ebenso die erste Scene des zweiten Aktes und die erste Scene des dritten Aktes. Auch jede der übrigen vier

Scenen zeigt wenigstens ungefähre Symmetrie ihrer Katellenverbände, namentlich die dritte Scene des dritten Aktes, wo sich der tragische Konflikt in drei Phasen öffentlicher Verschmähung darstellt, wie aus meiner hebräischen Textausgabe deutlicher zu ersehen. Doch das parallelistische Formationsprincip erstreckt sich noch weiter. Nicht genug, daß drei Scenen unseres Dramations als ebensoviele Geschmeideordnungen große Parallelismen zwischen Deklamirstrophen sind; nicht genug, daß eine Scene als ein Katellensystem und zwei Scenen als zwei Moniliensysteme noch größere Parallelismen sind; nicht genug, daß jede der vier übrigen Scenen wenigstens ungefähr symmetrisch konstruirt ist; das ganze Dramation stellt sich als ein grandioser Parallelismus dar, weil der dritte Akt mit dem ersten synonym und der vierte Akt mit dem zweiten antithetisch korrespondirt nach der Formel ABA'B'. Diese Korrespondenz haben wir schon vorhin bei Erörterung der dramatischen Komposition hervorgehoben und hat unser Volkspoet dadurch angedeutet, daß er den ersten und dritten Akt mit denselben Worten aufhören, sowie den zweiten und vierten Akt mit denselben Worten anfangen läßt. Wäre nun die parallelistische Struktur unserer Dichtungsschrift schon von den Masorethen entdeckt worden d. h. von denjenigen jüdischen Schriftgelehrten, welche den althebräischen Originaltext überlieferten, so müßte ihre Versabtheilung öfter mit der meinigen übereinstimmen, als sie jetzt übereinstimmt. So aber decken sich die 116 masorethischen Paragraphen mit meinen 160 Katellen nur ausnahmsweise, wie z. B. die 7 Paragraphen: Kap. IV, 9—15 verglichen mit den 7 Katellen: Akt II, 21—27, welche wir für eine mittelfeine Geschmeideordnung erklärt haben; sie besteht aus zwei Monilien oder Deklamirstrophen. Schließlich sei noch bemerkt, daß die Elemente des Deklamirverses, die rein deklamatorischen Versfüße, die von Lowth gemeinten membra declamationis a. d. Hersagungsglieder — als ausschließliche Maßstäbe der unsingbar-gebundenen Rede nicht sowohl den Gliedern eines Leibes ähnen, als vielmehr den Gliedern einer Kette und zwar solchen Ringen eines Schmuckkettelchens (anuli catellae), welche zugleich Perlen und Edelsteine rahmenartig einfassend umgeben. Man vergleicht dann unsern Dichter nicht unpassend mit einem Goldschmied und unseres Volkspoeten Manuskript mit dem Karton, auf welchem der Goldschmied Schmuck-

kettelchen und daraus bestehende Putzgeschmeide ausgebreitet im Schaukasten eines Juwelierladens dem Publikum darbietet. Soviel über meine parallelistische Versabtheilung.

Die mosaische Idee des pathetischen Dramations „Sulamit" erhellt aus der Glanzstelle Akt IV, 3—7, wo die Heldin, eine jungfräuliche Winzerin, im Pathos rechtschaffener Begeisterung für den heiligen Ernst ihres bräutlichen Liebesverhältnisses mit einem Heerdenbesitzer — ihm treu geblieben zu sein frohlockt. Es kann die mosaische Idee folgendermaßen ausgesprochen werden: „Liebe läßt sich nicht nehmen, nicht geben; das echte Liebesverhältniß zwischen zwei Menschen ist von Gott angelegt; dem göttlichen Zuge ihres Herzens folgend, bleibt hier jede der beiden menschlichen Personen der andern treu und selbst ein König vermag desfalls Nichts wider jenen Herzensbund; hat ein frommer König ihn probehaltig befunden, so bezeigt er ihm durch großmüthige Entsagung, durch tugendhafte Verzichtleistung (enarete Resignation) seine Ehrfurcht als einem Gnadenwerke der göttlichen Person und ist er so ruchlos nicht, einem der beiden Liebenden Gewalt anzuthun."

Anderswo werde ich einen Nachbericht hinzufügen; im Verlauf desselben will ich, wie gesagt, materiell und formell erklärende Anmerkungen zum Textbuch liefern ohne philologischen Apparat. Die Herbeischaffung des philologischen Apparats muß ich andern Gelehrten überlassen. Denn voraussichtlich werde ich nie mehr die nöthige Zeit darauf verwenden können, um alle Belegstellen aus dem alten Testament und alle Erklärungen aus den Schwestersprachen, sowie aus urkundlichen und geschichtskundlichen Werken zu sammeln. Ich bin froh, soviel Muße gewonnen zu haben, daß ich meine im Jahre 1854 abgefaßte Verdeutschung öffentlich mittheilen und also vor dem Untergange bewahren kann, welchem sie schon bei einem Brandunglück recht nahe gewesen. Hoffentlich werden Oriental-Philologen durch meine Arbeit Winke bekommen und sich angeregt fühlen, die wissenschaftliche Aufklärung trüber Stellen zu vollenden. Um aber jetzt eine genießbare Darstellung des pathetischen Dramations „Sulamit" zu ermöglichen, habe ich die richtige Mitte zwischen zwei fehlerhaften Enden einzuhalten. Hüten muß ich mich einerseits vor zu wörtlicher Verdeutschung des hebräischen Originaltextes, weil sie dem deutschen Sprach-

genius Gewalt anthun würde, und andrerseits vor zu freier Verdeutschung, weil sie den Sinn, Stoff und Inhalt des hebräischen Originaltextes bis zur Unkenntlichkeit entstellen würde. Diejenige deutsche Uebersetzung wird die beste sein, welche beide Fehler im Dolmetschen vermeidend das Original schönkünstlerisch kopirt, wie etwa ein photographirender Portraitmaler thut. So verfahrend wird der Uebersetzer die dichterische Schöpfung genießbar nachschaffen und, weil er sie, soweit es seine Muttersprache gestattet, nach Wortsinn und Wortlaut, nach Stoff und Gestalt, nach Inhalt und Fassung bis ins feinste Detail treu nachahmend wiedergiebt, seiner Arbeit auch den Stempel wissenschaftlichen Werthes aufprägen.

Hiemit endigt mein Vorbericht. Es folgt meine deutsche Textausgabe vom sogenannten hohen Liede Solomonis.

(Schluß folgt.)

Mittheilungen zur Preussischen Rechtsgeschichte

von

Dr. M. Töppen.

So zahlreiche und mannigfache Rechtssysteme hatten in Preußen in den ersten Jahrhunderten der Ordensherrschaft Eingang gefunden, daß man schon im fünfzehnten Jahrhundert dem Uebel zu steuern als eine dringende Aufgabe der Ordensregierung erkannte. Aber die Sache hatte ihre große Schwierigkeiten und es blieb, so lange der Orden waltete, bei Wünschen und Rathschlägen. Darüber wuchs das Uebel und im sechzehnten Jahrhundert trieben Rechtsgelehrte selbst über das preußische Recht ihren Spott. In einer Sammlung preußischer Rechtsquellen, über welche im Folgenden nähere Mittheilung gemacht werden soll (Cod. Osterod. pag. 344 u. 345) findet sich z. B. folgende Bemerkung:

„Nachdem viel recht sein erkohren,
Ist das recht drunter verlohren.“ *)

Nota wie viel wol recht in Preussen sein:

I. Gottesrecht oder geistlich recht, welchs im consistorio geůbet.
II. Keyser recht.
III. Såchsisch recht.
IV. Schlecht magdeburgisch recht.
V. Magdeburgisch zu beyden kindern.
VI. Lehnrecht.

---

*) Diese beiden Verse finden sich auch in einer Handschrift der Königsberger Bibliothek. Steffenhagen Catalog. No. XXX und deutsche Gerichtszeitung von Hiersemenzel 1863. No. 39. p. 158. Vgl. das Erläuterte Preußen Bd. 2. S. 107.

VII. Manrecht.

VIII. Ritterbanck, zu welchem die pares curiae gehören, wie Fridrich und Elias Kanwitz mit dem alten furften geubet und jetzt Perſikaw mit herzog Georg Fridrich unſerm gnadigſten fürſten und herrn.

IX. Lubiſch recht, wie zu Elbing und Braunsbergk auch gemeiniglich im brauch.

X. Seerecht.

XI. Landeſzordnungen oder privilegia.

XII. Preuſch recht, wie es unter den gemeinen Preuſſen gehalten.

XIII. Colmiſch recht. welches auſz den Sachſiſchen und Magdeburgiſchen gezogen.

XIV. Wilkuhr der dreyer ſtådte Konigsberg.

XV. Proceſz der Scheppenbenck.

XVI. Academien recht.

XVII. Der wett recht.

XVIII. Morgenſprach. Von dieſen zweyen rechten appelliret man gemeiniglich in die kohlkammer (ſo). anderswohin wirdt die appellation nicht gern geſtattet."

Bis zum ſechzehnten Jahrhundert hatte man nur Handſchriften dieſer mannigfaltigen Rechte, über deren Verderbniß durch die Abſchreiber ſehr geklagt wird. Oft wurden die Rechtsſätze bis zur Unverſtändlichkeit, ja bis zu offenbarem Unſinn (wie manche der erhaltenen Handſchriften noch jetzt zeigen) entſtellt. So machte ſich denn um die Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts die Nothwendigkeit fühlbar, die wichtigſten jener Rechte zu revidiren und in Druck zu geben. Auf den Tagfahrten ſowohl des herzoglichen als des königlichen Preußens war beſonders die Reviſion und der Druck des alten Colms ein faſt regelmäßig wiederkehrender Artikel der Tagesordnung. Doch führten dieſe Verhandlungen nicht zu dem gewünſchten Erfolge, da die beiden unter verſchiedener Regierung ſtehenden Theile Preußens ſich über die Reviſion verſchiedener Artikel nicht einigen konnten. Alles was dann für den Druck preußiſcher Rechtsbücher im Verlaufe des ſechzehnten Jahrhunderts doch geſchah, wurde von Privatleuten ins Werk geſetzt. Am rührigſten war Albert Pölmann — der ſchon um 1557 als Notar

in Königsberg erwähnt wird.*) Er hat, abgesehen von anderen juristischen Schriften**) auch eine der für die juristische Praxis wichtigsten Rechtsquellen, die Distinctionen, herausgegeben:

Die IX Bücher des Magdeburgischen oder Sechſſischen Rechten etc. Magdeburgk 1547 (wofür wahrscheinlich 1574 zu lesen ist) 4, wiederaufgelegt 1576. 4. s. l. Wittenberg 1592. 4. Magdeburg 1603. 4.***)

Daß er aber auch den alten Colm zum Druck befördert hat, ist der gelehrten Welt bis dahin unbekannt geblieben. Wir erfahren es aus einer gelegentlichen Notiz in der oben erwähnten Sammlung Preußischer Rechtsquellen (Cod. Osterod. p. 343), welche wörtlich so lautet:

Dieser Colm solte vom Alberto Pölman also mit den declarationibus und der vorrede colligiret und albereit in druck gefertiget gewesen sein. Es hat aber fürstliche Durchlaucht denselbigen nicht gestattet zu verkaufen, seindt also die gedruckten exemplaria alle von einander bracht und für makulatur aufz der druckerey verkauft worden."

Hanow (in der Geschichte des Culmischen Rechtes §. 40) stellt die Vermuthung auf, daß der alte Colm schon vor dem Jahre 1539 einmal gedruckt sein möchte, aber nur aus dem Grunde, weil in der zu Danzig 1539 herausgegebenen „Unterrichtunge, wie man sich in den artikeln der Colmischen Handfeste . . . halten soll" auf gewisse Capitel „im Cölmischen Buche" und auf die „Vorrede über das Cölmische Buch" Bezug genommen wird. Diese Vermuthung erscheint aber wenig gesichert: denn warum sollte in einer Druckschrift nicht auf ein in allen Händen befindliches handschriftliches Rechtsbuch Bezug genommen sein? Derselbe Hanow spricht ferner auch (§. 42) von einem übrigens ganz verschollenen Abdruck des Culmischen Rechtsbuches in hochdeutscher Sprache mit „Glossen oder Auslegung", von welchem ein gewisser Schröder ein nicht ganz vollständiges Exemplar am 10. Januar 1669 gesehen habe. Diese Notiz dürfte

*) Leman das alte kulmische Recht p. XVII.

**) Sie sind am vollständigsten aufgeführt in Pisanski's Preuß. Literärgeschichte. Bd. I, S. 282. f.

***) Vgl. Stobbe Geschichte der deutschen Rechtsquellen Bd. I, S. 429, 430. Steffenhagen in der Altpreuß. Monatsschrift Jahrg. 1865 S. 19. 20.

mit der von uns gegebenen zusammenzustellen und aus beiden zu entnehmen sein, daß der Pölmansche Abdruck des Alten Colms in hochdeutschem Dialekt ausgeführt, bald darnach aber bis auf wenige zufällig gerettete Reste vernichtet sei.

Neben den Pölmanschen Ausgaben älterer Rechtsquellen ist im sechzehnten Jahrhundert nur noch ein bedeutendes Unternehmen der Art zu Stande gekommen, der Abdruck des alten Culmischen Rechtes, welchen der Thorner Bürgermeister Heinrich Stroband*) zu Thorn im Jahre 1584 veranstaltete.

Aber im Allgemeinen war die Hülfe, welche die Buchdruckerkunst der Verbreitung und Fixirung der Rechtsquellen im sechzehnten Jahrhundert leistete, doch nur unbedeutend, und man war also im Wesentlichen während des Verlaufes desselben auf die schriftliche Ueberlieferung angewiesen. Hatte man in früheren Jahrhunderten die einzelnen Rechtsbücher vorherrschend in besonderen Bänden oder Heften abgeschrieben, so veranstaltete man im sechszehnten mit Vorliebe umfassende Sammlungen. Solche umfassende Sammlungen sind z. B. in der städtischen Bibliothek zu Königsberg (S. 10), in der Wallenrodtschen Bibliothek ebendaselbst (No. 1) **), in der Bibliothek des Königl. Ostpreuß. Tribunals ebendaselbst***), in der städtischen Bibliothek zu Danzig (XVIII. C. 54) erhalten. Eine solche besitzt auch das Königl. Kreisgericht zu Osterode, unter dem (neuerdings nicht genau entsprechend hinzugefügten) Titel: Culmisches, Magdeburgisches und das alte Preußische Recht ꝛc. de 1394. 1540. 1619 u. s. w. Bei dieser letztern in manchem Betracht interessanten Sammlung gedenken wir einen Augenblick zu verweilen.

---

*) Beiläufig mag hier daran erinnert werden, daß der merkwürdige Codex, in welchem die lateinische Uebersetzung des Wigand von Marburg uns gerettet ist, seiner Zeit der Familie Stroband gehörte, Gelehrtes Preußen, Thorn 1723, T. II p. 222. Script. rerum Pruss. T. II. p. 430, und daß ein Vorstoßblatt dieses Codex, welcher auf der ersten Seite ein Inhaltsverzeichniß desselben (darüber die schwer leserliche Notiz Liber come Besseln [oder Gesseln?] peccatoris, darunter die Worte Familia Strobandina, Schottorfiorum haeres . . . . Bibliothecae Thorun. Marianae), auf der zweiten eine Privaturkunde enthält, um der letzteren willen abgetrennt und im Provincialarchiv zu Königsberg Schiebl. LXXI in einem Convolut ohne Nummer niedergelegt ist.

**) Vgl. Steffenhagen Catalogus etc. No. CLXXII und CLXXV.

***) Die ehemals dem Professor Reidnitz gehörige Handschrift.

Es ist ein Foliant in Holzdeckel fast 500 Blätter stark. Mehrere der in demselben enthaltenen Stücke zeigen, daß er im Kneiphof abgefaßt und ursprünglich dort benutzt ist. Ja auch der Name des Sammlers und die Zeit, in welcher er seine Arbeit begann, ergiebt sich aus gelegentlichen Andeutungen ganz bestimmt. Hinter der Abschrift des alten Colm nämlich wird dessen Filiation von der im Jahre 1394 abgefaßten (auch anderwärts öfter erwähnten) Urschrift angegeben und dann so fortgefahren (p. 342, 343):

Ich aber Johannes Spillerus habe mir zu gut das jahr, als ich durch ordentliche wahl in die banck gekohren, welches geschehen im 93 jar (d. h. 1593) Reminiscere, auch abgeschrieben und hinder ein jeglich capitel seine allegaciones und sonderlich die, dorinnen eines jeglichen capitels meinung gegründet, zu mehreren bericht und des texts erklärung mit angesetczet und mit fleisz conferiret.

Die Schriftzüge sind durch den größten Theil des Bandes (bis p. 944) dieselben, so daß man nicht zweifeln kann, der ganze Band sei von Spiller's Hand geschrieben. Nur der Schluß desselben (von p. 947 an) giebt sich durch Inhalt und Schriftzüge als späterer Nachtrag anderer Hand zu erkennen.

Der Inhalt des Bandes ist folgender:

1. „Vorrede uber das colmische rechtsbuch, darinne begrieffen, woher es seinen ursprung hab, und ouch die colmische handfeste zum theyl beruret wirt“ (p. 1—23). Es ist dieselbe Vorrede, welche mit der Erklärung (Glosse) zum Culmischen Rechte schon in einer datirten Handschrift von 1541 *), ja schon in einer Druckschrift von 1539 **) erwähnt wird.

2. „Handtfest der Stadt Colmen und Thorn“, dahinter „Unterrichtung wie man sich in den artikeln und clausulen der Colmischen handfest . . . halten sol.“ (p. 27—43). Am Schlusse steht die Bemerkung: „Diese wiederholte handfest ist gedruckt zu Danzig anno 1539.“

*) Steffenhagen Catal. No. CLXXII p. 79.
**) Hanow a. a. O. §. 40.

Unser Schöffe hat also eine schon längst gedruckte Schrift doch noch abschreiben müssen.

3. Mehrere kleine Stücke: „Privilegium civitatis Colmensis“ (ein ganz kurzer Auszug), „Ein ansuchunge im gericht zu Magdeburg mit der antwort, so darauf erfolget, daraus man zum theyl vernemen kann, was Flemisch recht sey in erbfellen, weil solches in der handtfest angezogen wirdt“, „Eine antwort urteylsweise gefast, welche auf eine ansuchung bey denen von Magdeburg geschehen, daraus zu vernemen, wie die Sächsischen zu beyden kinden sollen verstanden werden.“ (p. 45—50.) Diese letzterwähnte Antwort hat das Jahr 1559.

4. Das Cölmische Recht (p. 59—341): „Das erste buch des Colmischen rechtens“ in 25 Capiteln, „das ander buch“ in 89 Capiteln, „das dritte buch“ in 146 Capiteln, „das vierde buch“ in 104 Capiteln, „Liber quintus, das fünfte buch von gemeinen rechten“ in 72 Capiteln. Die Capitelzahlen stimmen mit denen in der Lemanschen Ausgabe des Cölmischen Rechtes besonders deshalb nicht, weil ein Capitel hier für zwei Capitel dort gezählt wird und umgekehrt; doch fehlen auch einzelne der bei Leman gedruckten Abschnitte z. B. Lib. III c. 84, 103 a, 128. IV c. 109, 110. V c. 73, 74. Jedem einzelnen Capitel ist in unserer Handschrift die mehrerwähnte Erklärung oder Glosse unmittelbar beigefügt. Eine nachfolgende Notiz über die Tradition des Textes führt auf ältere Handschriften von „1394 Freytag nach unser frawen wortsweytag“, von 1532 und 1557*) zurück. Endlich folgt noch (p. 346—349) ein „Appendix, welcher furnemlich zum vierden buch, darinnen von morgengabe, leybegeding, gerade, musztheyl und heergewette gehandelt wirdt, zu mehrem verstandt desselbiegen gehorett.“

5. „Der newe reformirte Colm“ (p. 363—552). Dieser neue reformirte Colm enthält im ersten Buch 19, im zweiten 64, im dritten 127, im vierten 55, im fünften 71 Capitel. Es ist wahrscheinlich der sogenannte Heilsberger Colm vom Jahre 1566**), doch sind mir im Augenblicke die Mittel nicht zur Hand dieser Vermuthung weiter nachzugehen.

*) Leman das alte Kulmische Recht p. XVI, XVII.

**) Hanow a. a. O. §. 77. Stobbe a. a. O. Bd. 2. S. 352.

6. „Das alte Preusche recht“ (p. 563—580). Eine zweite Ueberschrift erklärt dasselbe noch näher: „Preusch recht, wie das ins gemein unter den Preussen gehalten wirdt in diesem landt zu Preussen.“ Wir gedenken über dieses preußische Recht seines Ortes weitere Mittheilungen zu machen und begnügen uns hier mit der Andeutung, daß es in ziemlich entsprechender Form sich auch in den oben angeführten Sammelbänden des Königl. Tribunals und der Rathsbibliothek zu Danzig, in weiter abweichender in dem Sammelbande der Rathsbibliothek in Königsberg und anderwärts findet. Ein „Appendix“ (p. 580) enthält ein Gesetz Siegfrieds von Feuchtwangen, welches in Waissel's Preußischer Chronik fol. 108 und im Erläuterten Preußen Bd. 2. S. 115 bereits gedruckt ist.

7. „Alhier heben sich an dasz wasserrecht, darnach man die seefahrende mannes mag richten und entscheiden“ (p. 583 bis 606). Dieses Seerecht ist außerdem in den erwähnten Sammelbänden des Königl. Tribunals und der Rathsbibliothek zu Königsberg handschriftlich erhalten; es ist aber auch schon von L'Estocq Auszug der Historie des allgemeinen und Preußischen Seerechts, Königsberg 1747 in folio und anderwärts herausgegeben.*)

8. „Willkühr der lande und städte Preussen, do man sich auch in gerichten nach halten mag.“ (p. 611—718). Es ist im Wesentlichen dasselbe Rechtsbuch (denn mit den sonstigen Landesordnungen und Städtewillküren hat es nur wenig Aehnlichkeit), welches Steffenhagen (Catalog. p. 74) in vier anderen Handschriften nachgewiesen hat. Eine sechste — wohl die älteste und vorzüglichste, welche der Bearbeitung dieses Rechtsbuches zum Grunde zu legen sein würde, gedenke ich bei der Herausgabe selbst nachzuweisen. In dem vorliegenden Codex wird das Rechtsbuch in 205 Capitel getheilt.

9. „Edictum domini magistri generalis cum litera credentiali sigillatum“, darnach „Wilkore der dreyer stedte Konigsberg in Preussen“ (p. 721—754). Jenes Edictum, datirt vom Montag nach Cantate 1394, ist eine auch in andern Handschriften erhaltene Verfügung des Hoch-

*) Vgl. Steffenhagen Catalag. p. 79, der das Werk von L'Estocq als in 4to gedruckt anführt. Mein Exemplar ist in Folio gedruckt, freilich mit sehr breiten Rändern oben und unten.

meisters Conrad von Jungingen, welche mit der Geschichte aller städtischen Willküren in unmittelbarem Zusammenhange steht. Die Handschriften der Königsberger Willkür, welche mir bis dahin zugänglich gewesen sind, etwa ein halbes Dutzend, unterscheiden sich von der hier nachgewiesenen wesentlich. Zahlreiche Spuren erweisen, daß diese aus dem Kneiphof hervorgegangen ist. Auch über diese und überhaupt über die städtischen Willküren hoffe ich nach einiger Zeit nähere Nachrichten geben zu können.

10. „Articuli conſtitutionum pro epiſcopatu Warmienſi" (p. 771—808), sonst unter dem Namen der Landesordnung des Bischofs Mauritius Ferber bekannt.

11. „Ewiger vertrag zwiſchen dem konige von Polan und dem markgrafen Albrechten" etc. (p. 815—834), der Krakauer Friedensvertrag von 1525. Der Sammler fügt die Notiz hinzu, daß derselbe in Runaw's Geschichte des großen Krieges 1582 gedruckt sei, — wie bekanntlich auch sonst noch.

12. „Verſchreibung herzog Albrechts in Preuſſen gegen ſein landt und ſtedt, ein jedern bey ſeiner gerechtigkeit handtzuhaben" (p. 837—841), datirt Krakau, 11. April 1525.

13. „Gnadenprivilegium über Magdeburgiſch recht zu beyden kinden" (p. 843—865), gegeben von Herzog Albrecht 31. October 1540 — gedruckt in den Privilegien der Stände des Herzogthums Preußen. Fol. 44—49.

14. „Artickel des Magdeburgiſchen rechtens zu beiden kindern, wie die durch die regenten und gemeine ſamlung der ſtende Preuſſen erklåret, beſchloſſen und zugelaſſen ſein" (p. 869—875), datirt am Abend Corporis Chriſti 1485, nur im Eingange und Schlusse verschieden von dem in den Privilegien der Stände Fol. 28, 29 gedruckten Vertrage.

15. „Ordnung des hoffs und gartens der Alten-ſtadt Kônigsberg" (p. 891—906), datirt vom Tage Stephani 1544. Die ältesten Hofbriefe des altstädtischen Artushofes, welche noch Faber nach einer Andeutung in seiner Beschreibung und Geschichte der Stadt Königsberg gelesen hat, aber schon bei der Herausgabe dieses Werkes 1840 (S. 46) nicht wieder auffinden konnte, haben das beklagenswerthe Schicksal so vieler Archivalien der Stadt Königsberg getheilt. Es ist oft darnach gesucht

aber nichts gefunden worden; Voigt sagt in seiner Geschichte Preußens, Band 5 (erschienen im Jahre 1832) S. 331 Anm., daß es über die Entstehung und Verfassung des Artushofes in Königsberg keine Nachrichten gebe. Hier bietet ein günstiger Zufall wenigstens einigen Ersatz. Bei dem großen Interesse, welches die Artushöfe in Anspruch zu nehmen berechtigt sind, und welches gerade jetzt durch die schöne Abhandlung von Th. Hirsch „Ueber den Ursprung der preußischen Artushöfe" in der Zeitschrift für Preußische Geschichte und Landeskunde von R. Foß, Jahrg. 1864 S. 3 ff. neu belebt ist, wird eine Mittheilung dieser Hofordnung gerade in diesen Blättern nicht unwillkommen sein. (s. Altpr. Mtsschr. II, 442 ff.)

16. „Die ordnung, wie mans zur kőhre in der ſtadt Kneyphoff Konigsbergk halten ſoll" (p. 907—910), „Des erſamen radts im Kneyphoff Konigsberg ordnung und ſtatuta" (p. 911—916), eingeführt durch Beschluß von Jacobi 1539, mit einem Zusatz von 1594, „Schoppengehorſam und andere mehr unter ihnen gemachte verwillunge, welche nach gehaltener kůhr den jungen ſchoppen auffm hoffe vorgeleſen und ſolchs zu halten durch den gekohrnen ſcheppenmeiſter ermahnet werden" (p. 917—921), „Etliche eyde der ampttragenden perſonen" (p. 922—928) — sämmtlich Urkunden von hohem Interesse für die innere Geschichte der Stadt Königsberg.

17. „Gerichtstaffel, darnach ſich die gerichtsperſonen und andere, ſo bey gericht zu thun zu halten" (p. 929—934), mit der Randbemerkung „fürſtliche tafel, welche durch Albertum Poelman in druck gegeben." Sie ist ohne Zweifel von Herzog Albrecht erlassen und steht gedruckt in Pölman's Schrift die lauffende Urteyl Ed. 1570. Lit. S. 2—6 „Eine andere gar alte gerichtstafel, darnach ſich vor zeiten die gerichtsperſonen und andere ſo bey gerichte zu thun gehabt, gehalten" (p. 934—938), vom Jahre 1416, von welcher uns noch andere Handschriften vorgelegen haben. „Ein ander taffel auch im ſchrancken, darauf etliche artickel verfaſſet und geſchrieben, welche die gerichte der dreyer stedte zu halten vorliebet" (p. 938—939) datirt von 1478. Diese drei Gerichtstafeln, sammt den darauf folgenden „verſen die richter belangende" (p. 940—942) liefern einen sehr erwünschten Beitrag zur preußischen Rechtsgeschichte.

18. „Vertrag der dreyer ſtedte Konigsberg, das auſzlendiſche verreiſen belangendt“ (p. 943—944) datirt vom 31. October 1550.

19. Von fremder Hand und aus späterer Zeit iſt folgendes nachgetragen: „Kirchenviſitation, ſo anno 1619 gehalten“ (p. 947—986), d. h. ein Abſchied einer churfürſtlichen Viſitationscommiſſion über der Stadt Kneiphof Reſolution und Gravamina, publicirt den 8. October 1619.

Bericht über die Einweihung der Gedenktafel für Johann Reinhold Forster in Dirschau am 22. October 1864.

Von

Sanitätsrath Dr. Preuß.

Nachdem der Magistrat und die Stadtverordneten-Versammlung Dirschaus beschlossen hatten, das Haus, in welchem Johann Reinhold Forster geboren ist, durch eine Gedenktafel zu bezeichnen, fand heute am 22. October 1864 die feierliche Enthüllung derselben statt.

Schon am frühen Morgen sah man das betreffende, jetzt dem Kaufmann Thieme gehörige Haus am Markte No. 103 mit Fahnen und Blumenkränzen geschmückt, und auch die Häuser, in welchen Forsters Vater Georg Reinhold geboren ist, und Forsters Großvater Georg, sowie sein Urgroßvater Adam gewohnt haben, prangten in festlichem Schmuck.

Gegen 12 Uhr bildeten die hiesige Schuljugend, der Turnverein, sowie die Gewerke mit ihren Fahnen vor dem betreffenden Hause einen großen Kreis, in welchen vom Rathhause her der Magistrat, die Stadtverordneten-Versammlung, die städtischen Behörden, sowie die geladenen Gäste in festlichem Zuge eintraten. Die Feier wurde durch einen von der Kapelle des Herrn Betzin gespielten Marsch eröffnet, worauf die verbundenen Gesangvereine unserer Stadt unter Leitung ihres Dirigenten Herrn Schulz die Hymne: „Lobt, preiset laut und rühmt und ehrt" anstimmten. Nach der Beendigung des Gesanges hielt Sanitätsrath Dr. Preuß von einer vor dem Hause errichteten mit Blumenkränzen reich geschmückten Tribüne folgende Rede:

Geehrte Herren und Mitbürger!

Gewiß kann eine Stadt hoch erfreut und mit Stolz erfüllt sein, wenn aus ihrer Mitte ein Mann hervorgegangen ist, welcher als ein mächtiger Förderer der Civilisation, als ein großer Lehrer der Völker, als ein heller Stern seines Jahrhunderts dasteht. Unser Landsmann Johann Reinhold Forster ist von der Mitwelt, und noch mehr von der Nachwelt, welche alles Unbedeutende in die Nacht der Vergessenheit versinken läßt, als ein solcher Mann anerkannt.

Wir haben uns hier vor dem Hause versammelt, in welchem er heute vor 135 Jahren geboren wurde, und wollen dasselbe durch einen Gedenkstein schmücken, welcher der fernern Nachwelt die geweihte Stätte bezeichnet. Bereits vor vielen Jahren schrieb der damalige Ober-Präsident unserer Provinz, Herr v. Schön, folgendes hierher:

„In Königsberg in der Prinzessinstraße ist an einem Hause eine Tafel angebracht, auf der mit goldenen Buchstaben geschrieben steht: „Hier lebte und lehrte Kant" und diese Tafel ist ein Schmuck und eine Zierde der Stadt. Dirschau hat auch seinen Großen Mann, der in allen Welttheilen bekannt ist, und dem wir es verdanken, daß wir die südliche Hälfte der Erdkugel genau kennen, Johann Reinhold Forster. Es wäre angemessen, das Haus, in welchem er geboren, als solches zu bezeichnen.

Der Stadt Dirschau gebührt diese Auszeichnung, diese Ehre, dieser Schmuck!"

Als nach einem Jahre dieser Wunsch unerfüllt geblieben, folgte ein zweiter Brief: „Wie steht es mit der Tafel Reinhold Forsters? Ihr Dirschauer seid doch ächte Prosaiker. Die ganze Erde, welche Forster umschiffte, kann Euch nicht ins Zeug bringen."

Es gelang jedoch lange Zeit fortgesetzten Nachforschungen nicht, das gesuchte Haus zu finden, bis eine jetzt 100 Jahr alte werthvolle Urkundensammlung eines nur 2 Monate jüngern Schulkameraden und Jugendfreundes Forsters, des hiesigen Acker-Bürgers Michael Boy, entdeckt wurde, welche darüber den zuverlässigsten Aufschluß gab.

Von dem Magistrate unserer Stadt ist mir der ehrenvolle Auftrag geworden, das Leben und Wirken Forsters Ihnen in der Kürze, wie es hier die Oertlichkeit gestattet, zu schildern und ich beginne damit, die Fa-

milienverhältnisse anzuführen, unter welchen der gefeierte Mann das Licht der Welt erblickte.

Im Jahre 1661 heirathete der junge Neuenburger Kaufmann Adam Forster eine Dirschauer Jungfrau Catharina Galespi. Das ist der Urgroßvater des Weltumseglers. Auf obige Notiz unseres Kirchenbuches veranlaßte Herr Direktor Strehlke Nachforschungen in Neuenburg, welche ergaben, daß Adam ein Sohn von Georg Forster, einem Schotten, war, der um 1643 während der Bürgerkriege, in welchen Carl I. hingerichtet wurde, mit mehren Landsleuten in diese Gegend einwanderte.

Adam Forster, der Urgroßvater, blieb 6 Jahre in Neuenburg und zog 1667 hierher. Er kaufte das Haus 122, welches jetzt dem Kürschnermeister Herrn Johann Gönk gehört und lebte darin als Kaufmann 31 Jahre bis 1698.

Adam Forster hatte 2 Kinder aus Neuenburg hierher gebracht; dazu wurden ihm 6 in Dirschau geboren. Sein ältester Sohn, der im vierten Lebensjahre hierher kam, hieß Georg. Er ist der Großvater des Weltumseglers. Er bewohnte mehre Häuser der Stadt, war 24 Jahre Bürgermeister und starb am 17. October 1726, drei Jahre vor der Geburt seines berühmten Enkels, in dem unmittelbar neben diesem liegenden, jetzt Herrn Dr. Berg'au gehörigen, Hause 104 im Alter von 63 Jahren.

Georg hatte 8 Kinder. Sein ältester Sohn hieß Georg Reinhold; das ist der Vater des Weltumseglers. Er ist am 16. März 1693 im Hause No. 13 geboren, welches jetzt Herrn Kaufmann Peters gehört. Er wurde Stadtsecretair und Gerichtsnotar, später Bürgermeister.

Im 35. Lebensjahre, am 17. Sonntage nach Trinitatis 1727 heirathete er die Wittwe Eva Plath geb. Wolff, welcher dieses Haus gehörte.

Zwei Jahre später am 22. October 1729 wurde ihnen ihr einziger Sohn Johann Reinhold Forster geboren.

Nachdem ich die Abstammung Forsters väterlicherseits genannt, will ich noch einige Worte über die mütterlichen Voreltern hinzufügen. Eva Wolff, seine Mutter, ist in diesem Hause am 2. August 1692 geboren. Sie war das fünfte Kind von Johannes Wolff. Johannes Wolff, Forsters Großvater, hat gleichfalls an dieser Stelle den 17. Mai 1664 als zehntes Kind von Andreas Wolff das Licht der Welt erblickt. Auch

Andreas Wolff, Forsters Urgroßvater, begann in diesem Hause seine irdische Laufbahn. Dessen Vater Thomas Wolff aber ist 1593, also vor 271 Jahren durch Heirath in dasselbe gelangt. Die Familie hat es mithin 136 Jahre vor der Geburt des Weltumseglers bewohnt, fast genau so viele, als von jenem Tage bis jetzt verflossen sind. Im vollsten Sinne können wir es die Wiege der Familie Forster nennen.

Unser Johann Reinhold besuchte die hiesige lateinische Schule, welche damals unter dem Rektor Swiderski stand, dem, als Forster 11 Jahre alt war, der Candidat der Theologie Christian Cuntzius im Rektorat folgte. Nach der Einsegnung kam er auf das Joachimsthalsche Gymnasium in Berlin und studirte später in Halle Theologie, Naturwissenschaften und Sprachen.

Zweiundzwanzig Jahre alt, kehrte er als Candidat zurück und wurde 2 Jahre später Prediger in Nassenhuben bei Danzig. In demselben Jahre 1753 starb hier sein Vater; er erbte dieses Haus und verkaufte es für 4000 Gulden an Kayser, den Großvater der hier jetzt noch lebenden Geschwister Fräulein Siebrand. In Nassenhuben vermählte er sich ein Jahr später mit Justine Elisabeth Nikolai aus Marienwerder, einer Cousine, deren Mutter Susanne als sechstes Kind Georg Forsters am 25. November 1700 in Dirschau geboren ist. Zwölf Jahre lebte er dort in stiller Häuslichkeit, war aber außer mit seinem Berufe mit eifrigen Studien der Länder- und Völkerkunde und der orientalischen Sprachen beschäftigt. Während dieser Zeit wurden ihm 7 Kinder geboren, deren ältestes, sein berühmter Sohn Georg am 27. November 1754. Die bedeutenden Kenntnisse, die er in stiller Muße sammelte, blieben nicht verborgen. Die Kaiserin Catharina II. berief ihn nach Rußland und beauftragte ihn mit der Untersuchung der Kolonien in Saratow in Asien. Sein 11jähriger Sohn Georg begleitete ihn schon auf dieser Reise. Der Verlauf der Wolga wurde von ihm eine weite Strecke trigonometrisch vermessen.

Im Alter von 37 Jahren von dort zurückgekehrt, ging er nach England und wurde hier Professor der Naturgeschichte in Warrington nahe bei Liverpool. Sechs Jahre später beschloß die englische Regierung zur Aufklärung mehrerer Fragen, welche damals die Geographie beschäftigten, eine Expedition in die südliche Halbkugel der Erde zu schicken. Cook sollte

dieselbe führen. Es wurde aber ein Naturforscher gesucht, welcher ihn begleitete und welcher die Wunder der fernen Zonen beschreiben könne, denn Cook war nur ein großer Seefahrer, und hielt wenig von Gelehrsamkeit, außer etwa der Mathematik. Forster schien dazu am meisten geeignet, und wurde von der englischen Regierung zum Gefährten Cooks ausersehen. Diese Reise vor Allem war es, welche Forsters unsterblichen Ruhm begründete. Denn ohne seine naturwissenschaftlichen Kenntnisse und seine tiefe Beobachtungsgabe wären die unermeßlichen Schätze, welche jene fernen Inseln bargen, für die Wissenschaft verloren gegangen. Cook war nur ein Jahr älter als Forster, letzteren begleitete sein damals 18jähriger Sohn Georg. — Cook war schon drei Jahre früher, in Begleitung des Astronomen Green nach Otaheiti geschickt, um den Durchgang der Venus zu beobachten, wodurch zum erstenmale die Entferuung der Erde von der Sonne in Meilen bestimmt werden konnte. Diesmal war den Reisenden die Aufgabe gestellt, die noch wenig bekannte Südsee zu durchforschen, besonders aber, mehre Jahre wiederholt, sich soviel als möglich dem Südpole zu nähern und zu untersuchen, ob dort ein Festland liege, das dem der nördlichen Halbkugel das Gleichgewicht halte. Zwei Schiffe Resolution und Adventure wurden ausgerüstet. Cook und Forster befanden sich auf dem erstern.

Am 17. Juli 1772 verließ die Expedition England und erreichte nach zwei Monaten das Kap der guten Hoffnung. Die Reisen nach dem Südpole können bekanntlich nur in unserm Winter unternommen werden, da dann dort Sommer ist. So brachen sie denn am 2. September gerade nach Süden auf und kamen diesmal bis zum 67. Grade. Sie waren damals einem Festlande nahe, aber mächtige Eisfelder hinderten sie es zu erreichen. Große Schaaren von Vögeln bezeichneten seine Nähe.

Sie umkreisten nun den Südpol unterhalb Asien, wurden aber in einem Sturme von dem zweiten Schiffe getrennt. In der Gefahr dieses Seesturmes, in Gegenden wohin noch nie ein Mensch gelangt, zwischen Eisbergen, ergriff Forster, wie er selbst gesteht, Todesfurcht und Sehnsucht nach den stillen Gefilden seiner Heimat.

Endlich erreichten sie Neuseeland und steuerten nach kurzer Rast weiter, bis sie südlich von Süd-Amerika die Insel Pickersgill erreichten. Von

hier gingen sie nordwärts ins stille Meer, erreichten die niedrigen Inseln des gefährlichen Archipels, und nach einiger Zeit Huaheine und Otaheiti. Auf diesen herrlichen Inseln, wo ein ewiger Frühling herrscht, und der Brodbaum und die Cocospalme den Menschen ohne Arbeit alle Bedürfnisse liefern, hielten sie sich einen Monat auf. Forster hat diesen glücklichen Aufenthalt niemals vergessen können. Er stand in hoher Gunst bei der Königin der Insel.

Das erste Jahr der Reise war nun vorüber, und es begann das zweite. Sie steuerten zuerst westwärts, entdeckten die Harweys-Inseln, fanden die Inseln Tonga und Tongatabu und gingen dann wieder südwärts. Diesmal kamen sie bis zum 71. Grade, wo sie den südlichen Continent berührten. Als der Winter anbrach, gingen sie nordwärts, fanden die Osterinsel und die Marqueses und kamen wieder nach Otaheiti, wo die Bewohner sie freundlich empfingen.

Im dritten Jahre der Reise entdeckten sie die Palmerston-Insel, die Savage-Insel, die Schildkröten-Inseln und Neu-Caledonien, welches nach Neu-Seeland die größte Insel im stillen Meer ist, endlich die Norfolk-Insel, und gönnten dann der Schiffsmannschaft einige Erholung auf Neu-Seeland. Hier wie auf Otaheiti und den übrigen Inseln der Südsee durchsuchte Forster das Land nach Thieren, Pflanzen und Mineralien und fand eine Menge ungekannter Schätze, die er nach Europa mitbrachte. Eine von den vielen hier entdeckten Pflanzen nannte später Linné ihm zu Ehren Forstera sedifolia. Sie ziert in Marmor gegraben als Kranz die Tafel, welche wir heute enthüllen. Es sei bei dieser Gelegenheit bemerkt, daß auch ein Berg in Australien unserm Landsmann zu Ehren der Forsterberg genannt ist. Nachdem sie nun die Gegend um den Südpol soweit als möglich erforscht hatten, steuerten sie auf die Südspitze von Amerika zu, und entdeckten in jenen Gegenden noch Sandwichsland und Neu-Georgien, das Thule der südlichen Halbkugel. Sie beschlossen nun die Rückreise und gelangten endlich über das Kap der guten Hoffnung und St. Helena in England an. Mit Enthusiasmus wurden die Weltumsegler empfangen, nachdem sie länger als 3 Jahre unterwegs gewesen waren.

Forsters Freund und Gefährte Cook unternahm schon im folgenden Jahre eine dritte Reise, um eine Durchfahrt nördlich von Amerika zu

finden, wurde aber wie bekannt auf der Insel Owaihi von den Wilden erschlagen und zerrissen. Ein Schulterstück von 10 Pfund, das der Oberpriester Otu in Zeug gehüllt bei nächtlicher Stunde den Engländern aufs Schiff schickte, war alles, was von dem berühmten Seefahrer nach Europa zurückgelangte, aber ewig wird in der Geschichte der Entdeckungen Cooks Name wie der Forsters leben.

Forster und sein Sohn Georg schilderten die Reisen, die sie gemacht hatten in verschiedenen Werken, welche sofort in alle Sprachen übersetzt, und in allen Ländern mit Begeisterung gelesen wurden. Nicht nur die Gelehrten staunten die großen wissenschaftlichen Schätze an, die diese Schriften enthielten, sie interessirten jeden gebildeten Menschen. Man war in jenen Zeiten, namentlich in Frankreich übersättigt durch Luxus, man sehnte sich nach einfacheren Lebensverhältnissen und war entzückt in dem glückseeligen Leben der Bewohner von Otaheiti und der Freundschafts-Inseln ein irdisches Paradies zu erblicken. Alexander von Humbold selbst erklärt im Kosmos, daß diese Schilderungen Forsters auf ihn den mächtigsten Eindruck machten und zuerst die Sehnsucht nach jenen fernen Zonen in ihm erweckten.

Forster wurde nach einiger Zeit von Friedrich dem Großen als Professor der Naturgeschichte und Director des botanischen Gartens nach Halle gerufen. Er war eine der größten Zierden der Universität und aus allen Theilen Deutschlands strömten ihm Zuhörer zu. Die meisten berühmten Naturforscher dieses Jahrhunders sind seine Schüler. Er starb am 9. December 1798 im Alter von 69 Jahren und ist neben seiner treuen, liebevollen Gattin, welche ihn mehre Jahre überlebte, auf dem Kirchhofe in Halle begraben.

Sein Sohn Georg war seines Vaters würdig und hat den Ruhm des Namens noch erhöht. Zahlreiche Nachkommen von beiden leben in Deutschland und der Schweiz zerstreut, meistens in glücklichen Verhältnissen.

Möge die heranwachsende Jugend durch den Ruhm ihres großen Landsmanns angefeuert werden nach ähnlichen erhabenen Zielen zu streben. Zwar war sein Pfad, wie der des Genies so oft mühe- und dornenvoll, aber unsterblich ist die Krone des Ruhms, welche er erreicht hat.

Wir enthüllen jetzt die Gedenktafel und bringen den Manen Johann

Reinhold Forster's, zugleich aber seiner und unserer Vaterstadt Dirschau ein donnerndes Hoch!

In diesem Augenblick wurde die Tafel enthüllt, welche durch ihre vortreffliche Ausführung allgemein überraschte. Sie ist in der Fabrik des Herrn Barheine in Berlin aus grauem Marmor gearbeitet, 3 Fuß 5 Zoll breit, 2 Fuß hoch, 2 Zoll dick, etwa 2 Centner schwer. Sie trägt die tief eingegrabene, im Feuer vergoldete Inschrift:

Hier wurde geboren

Johann Reinhold Forster

am 22. October 1729.

Ein Kranz der Forstera sedifolia, deren Blätter und Blüthen mit bewundernswürdiger Genauigkeit gearbeitet sind, umgiebt die Inschrift über welcher sich das Wappen Forsters befindet.

Herr Bürgermeister Wagner dankte hierauf dem Redner für die Ermittelung der nähern Umstände, unter welchen die Forstersche Familie am hiesigen Orte gelebt hat, für die Feststellung des Hauses, in dem Reinhold Forster geboren ist und für den Eifer, mit dem er bemüht gewesen, der Stadt den Schmuck zu gewinnen. Dr. Preuß erwiederte, daß eine Stadt, in welcher jede die Wissenschaft und Kunst betreffende Anregung so allseitigen, lebhaften Anklang finde, unter den Städten des Landes stets eine hervorragende sein werde und daß wir, wie den Wunsch, so auch die Hoffnung haben können, aus unsern Mauern im Laufe der Zeiten noch manchen bedeutenden Mann hervorgehen zu sehen.

Der Festmarsch: Mit lautem hellen Donnerklang! bildete den Schluß der Feier. —

Bei dem folgenden Festessen auf dem Bahnhofe brachte Herr Landrath von Reese das Hoch auf den König, indem er zugleich in eingehender Weise den tiefen Sinn dieser altpreußischen Sitte erörterte. Herr Direktor Strehlke aus Danzig machte mehrere interessante Mittheilungen über Forster und seine Familie. Ein 5 Bogen starkes Original-Actenstück vom 11. September 1660, welches Herr Völkerlin aus Neuenburg eingesandt, und welches die in die kleinsten Details eingehende Erb-Auseinandersetzung der Kinder Georg Forsters, des Urvaters der Familie, enthält,

wurde als ein schöner Beweis vorgelegt, wie viel Interessantes man durch sorgfältige Nachforschung in den städtischen Archiven noch vorfinden kann. Unter diesen Kindern befindet sich auch Adam Forster, der 1667 in Dirschau eingewanderte Urgroßvater Johann Reinholds. Der Gesammt-Nachlaß des Georg Forster betrug danach 11,655 Gulden. Ferner wurde von Herrn Direktor Strehlke Forsters Wappen unter die Anwesenden als Andenken vertheilt, ein Stammbuchblatt vorgezeigt, das Forster am 14. October 1693 einem Julius Parthey geschrieben und endlich der bei Forsters Lebzeiten in Leipzig erschienene Original-Kupferstich vorgelegt, nach welchem die bei Herrn Rathke in Danzig käufliche vortreffliche Photographie Forsters angefertigt ist. Herr Strehlke bemerkte, daß wenn die Stadt Dirschau einst beschließen sollte, ihrem berühmten Landsmanne eine Bildsäule zu errichten, die treffliche Körperbildung und der herrliche Kopf des großen Gelehrten ihr dazu ein ausgezeichnetes Material liefern würde.

Dirschau, 11. November 1864.

Kritiken und Referate.

Stobbe, Otto, Beiträge zur Geschichte des deutschen Rechts. Braunschweig, C. A. Schwetschke und Sohn. (M. Bruhn.) 1865. (2 Bl., 186 S. u. 1 Bl. 8.)

Es ist nicht lange her, daß diese Blätter (I, 640 ff.) auf die verdienstliche Rechtsquellengeschichte von Otto Stobbe aufmerksam gemacht haben, und schon wieder dürfen wir ein neues Werk begrüßen, das unser unermüdlich thätiger Landsmann dem vaterländischen Rechte gewidmet hat. Unter dem anspruchslosen Titel von „Beiträgen zur Geschichte des deutschen Rechts" veröffentlicht derselbe in der ihm eigenen sauberen und gelehrten Manier eine Reihe von interessanten rechtshistorischen Aufsätzen in neun Nummern, von denen zwei, No. VI und VIII, für unsere Altpreuß. Rechtsgeschichte von Wichtigkeit sind: beide enthalten mittelalterliche Rechtsquellen für Altpreußen.

No. VI bietet aus einer Handschrift des Königsberger Provinzial-Archives eine größtentheils noch ungedruckte Sammlung Magdeburgischer Schöffensprüche, die der Kulmer Rath durch seinen Stadtschreiber Konrad Bitschin seit 1431 zusammenstellen ließ. Beiläufig wird nach zwei Manuscripten der Königl. Bibliothek zu Königsberg von einem gelehrten Werke Bitschin's De vita coniugali Nachricht gegeben, das als Beitrag zur Altpreuß. Literärgeschichte einer näheren Untersuchung werth wäre.

No. VIII bringt aus zwei Elbinger HH. Lübische Rechtsweisungen für Elbing. Eine dritte, noch unbekannte H., die ebenfalls Lübische Urtheile enthält, findet sich in der Danziger Stadtbibliothek: es ist ein schön geschriebener Pergament-Codex des Lübischen Rechtes von 1488 mit der Signatur XVIII. C. 14 fol.

S—n.

Handbuch der persischen Sprache. Grammatik, Chrestomathie, Glossar. Zur Erleichterung und allgemeinen Verbreitung des Studiums der persischen Sprache, mit Umgehung des Gebrauchs arabischer Schriftzeichen. Von Dr. Martin Schultze. Elbing, 1863. Neumann-Hartmann.

Man hat reisenden Handwerksgesellen und ähnlichen Touristen, Leuten, die nicht entfernt daran denken eine fremde Sprache grammatisch erlernen zu wollen, den Eintritt in ein fremdes Land dadurch zu erleichtern gesucht, daß man ihnen in Wörter- und Phrasensammlungen das Material für ihre allernothdürftigste erste Verständigung mit ihrer neuen Umgebung geliefert hat. Daß solche Büchlein fremde Alphabete vermeiden und die Worte und Phrasen in dem Alphabet der Heimath des Reisenden aufzeichnen, versteht sich von selbst, ja das Gegentheil wäre geradezu widersinnig. Aber eine Anleitung zur grammatischen Erlernung einer Sprache schreiben und in dieser den Gebrauch des der behandelten Sprache eigenthümlichen Alphabets umgehen, ein solches Verfahren beruht auf dem vollständigen Verkennen des Wesens der Sprache. Schrift und Sprache stehen in einem so innigen Wechselverhältniß zu einander, daß das Verständniß der letzteren ohne Kenntniß der ersteren eine absolute Unmöglichkeit ist; und wenn auch nicht selten selbst in gelehrten Werken Citate aus orientalischen Sprachen, sei es aus Zwangs- oder aus Nützlichkeitsgründen, in lateinischer Schrift mitgetheilt werden, so wird doch dabei immer vorausgesetzt, daß der sach- und sprachverständige Leser sich die angeführte Stelle in die ihr eigenthümliche Schrift zurücktransscribirt denke. In dem Vorwort des vorliegenden „Handbuch's" macht der Verfasser für sein Verfahren u. a. den Grund geltend, daß ja die persische Sprache ein fremdes, das arabische Alphabet angenommen habe, welches, da beide Sprachen in keinem Verwandschaftsverhältnisse zu einander stehen, für die Perser selbst sehr unbequem sei. Allerdings haben die Perser seit der Eroberung des Landes durch die Araber ihre alte eigenthümliche Schrift aufgegeben und dafür das arabische Alphabet adoptirt; und dieser Tausch ist ohne Zweifel für sie anfangs mit großen Unbequemlichkeiten und Schwierigkeiten verbunden gewesen, wie sie denn auch nicht umhin gekonnt haben, den überkommenen arabischen Schriftzeichen vier neue für specifisch-persische Laute hinzuzu-

fügen. Aber dieser Schrifttausch ist heute zwölf Jahrhunderte alt und die persische Sprache hat in diesem ihrem neuen Gewande ein großes Stück innerer Entwickelungsgeschichte durchgemacht, so daß es jetzt nicht mehr möglich ist, die Sprache der ihr heimisch gewordenen Schrift zu entkleiden ohne sie selbst zu verletzen.

Und was gewinnt der Lernende durch den Gebrauch eines Buches, wie das vorliegende es ist? Die Mühe eines Tages, die zur Erlernung der fremden Schrift erforderlich wäre; wahrlich wenig genug gegenüber dem Verluste der klaren Einsicht in Wesen und Natur der Sprache und ihrer grammatischen Gestaltung. Als Alexander Persien erobern wollte, durfte er vor dem Granicus nicht zurückschrecken; ebenso wenig darf derjenige, der die große Arbeit auf sich nimmt eine neue Sprache zu erlernen, vor der verhältnißmäßig kleinen Unbequemlichkeit zurückweichen, das Schriftsystem dieser Sprache sich anzueignen.

Wir fragen ferner: für wen hat der Verfasser sein Buch geschrieben? Es konnte wohl schwerlich im Ernste seine Meinung sein, auf dieser via regia gelehrte Orientalisten heran bilden zu wollen; er hat doch wahrscheinlich nur an solche Leser und Lerner gedacht, die mehr zum Spaß als für ernste Zwecke auch einmal ein Paar persische Brocken in sich aufzunehmen wünschen. Was aber in aller Welt sollen für ein solches Publikum in der beigegebenen Chrestomathie Oden von Chaqami und Hafis, die schwierigsten Partien, welche die persische Literatur aufzuweisen hat? Dazu kommt, daß die ganze Chrestomathie nicht einmal aus correkten Textausgaben transscribirt ist, und eine nicht geringe Zahl von Unverständlichkeiten bietet. Es kann hier nicht meine Absicht sein, kritische Textverbesserungsversuche zum Besten zu geben; nur Beispiels halber will ich einen sehr einfachen Passus berühren. No. 21 ist die Transscription eines in Wilken's Chrestomathie sehr fehlerhaft und incorrect abgedruckten Stückes aus Firdosi's Schahnameh. Da lautet bei Wilken die vierte Zeile: k'az anbûh bar bâdbar nast râh. Für nast, welches eine vox nihili ist, setzt Herr Schultze nîst, läßt aber das fehlerhaft zusammengezogene bâdbar stehen. Was aus dieser Correctur für ein Sinn hervorgehen soll, weiß ich nicht, dagegen lag sehr nahe die Correctur:

k'az anbûh bar bâd bar-bast râh,*) d. h. „daß sie durch (ihre) Menge dem Winde den Weg versperrten." An dieser einen Probe sei es genug.

Mein wissenschaftliches Gewissen nöthigt mich, hier schließlich den Wunsch auszusprechen, daß die philologische Literatur mit Werken dieser Art in Zukunft möglichst verschont bleiben möge. N.

Gustav Schwetschke's ausgewählte Schriften. Deutsch und Lateinisch. Halle, G. Schwetschke'scher Verlag 1864.

„Und riß euch, Deutsche! mein Latein zu schallendem Applause fort,
So hört — ihr Guten! dürft es dreist — auch eures Dichters deutsches Wort."

Der so (S. 325) von sich spricht, wird sicher seitens der deutschen Kritik sein Deutsch und sein Latein eingehend gewürdigt sehn. Um ihn dem größeren gebildeten Publikum zu empfehlen, genügt es, ihn als den Verfasser der lateinischen Uebersetzung des bekannten Liedes „Grad' aus dem Wirthshaus komm' ich heraus": „Recta via ex taberna etc." vorzustellen. Seine lateinischen und deutschen Flugblätter — meist politisch-satirischen Inhalts — illustriren in sehr nachdenklicher Weise die Zeitgeschichte der letzten zwanzig Jahre und können selbst als ein Stück davon gelten. Seine Uebersetzungen lesen sich gut und auch den Originalgedichten wird es an Freunden nicht fehlen. Daß wir jedoch hier von diesem Buche Notiz nehmen, hat seinen Grund in dem Umstande, daß sich unter den ausgewählten Schriften G. Schwetschke's auch ein Drama in zwei Aufzügen „Aennchen von Tharau" vorfindet, welches wegen der Behandlung des provinziellen Stoffes für uns besonderes Interesse hat. Wir stehen daher nicht an, demselben eine eingehendere Besprechung zu Theil werden zu lassen, als es in deutschen kritischen Zeitschriften erwarten darf. Das bekannte von Simon Dach gedichtete, von Alberti componirte Lied „Aennchen von Tharau ist's die mir gefällt 2c." hat schon nach mehr als einer Seite hin Anekdotensammlern und Poeten Anregung zu freien Erfindungen gegeben. Simon Dach sollte durchaus eine geheime Liebe ge-

*) Oder vielmehr metrisch gelesen: k'az anbûh—i bar bâd—i bar—bast—i râh. Die metrische Scansion vernachläßt der Verfasser fast durchgehend.

habt haben, und dazu eine unglückliche, denn die schöne Anna, des Pfarrers Tochter im Dorfe Tharau bei Königsberg, ließ ihr Herz durch die zarten Huldigungen ihres Sängers nicht rühren und heirathete einen jungen Geistlichen, der Nachfolger ihres Vaters im Pfarramte wurde. Es ist nun längst aufgeklärt, daß an der ganzen Liebesgeschichte nichts ist, und daß wir es nur mit einem Gelegenheitsgedicht zu thun haben, das Dach auf Bestellung für den Bräutigam machte, wie er so viele Gelegenheits-Carmina zu Hochzeiten, Taufen, Geburts- und Todestagen verfaßte. Ist der historische Boden fortgezogen, so soll doch damit keineswegs dem Dichter das Recht abgestritten werden, sich der Sage zu bemeistern und auf ihren Grund ein poetisches Gebilde zu setzen. Nur dürfen wir dann wohl verlangen, daß er den Grundzügen der Sage folge und vor Allem die Charaktere der in ihr handelnden Personen getreu überliefere und festhalte. Hier ist nun Schwetschke von großer Willkür nicht freizusprechen; kaum mehr als die Namen hat er in sein kleines Drama übernommen. Simon Dach, der ehrsame Magister und schwermüthige Dichter, ist Haupt einer Gesellschaft lustiger Cumpane, die in einem Wirthshause Trinkgelage halten und hübschen Mädchen Ständchen bringen; sein Freund, der Organist Alberti, ist ein wahres Kneipgenie, das seinen Musikantenhumor ununterbrochen durch Tharauer Bier auffrischt; Aennchen wird zu einem Edelfräulein, einer Tochter des Herrn von Tharau gemacht, der mit anderen Herren von Adel zusammen gegen den jungen Kurfürsten Friedrich Wilhelm conspirirt, welcher als „Fremder" im Stück auftritt, sich schließlich zu erkennen giebt und dem von ihm geehrten Simon Dach nicht nur ein Gütchen schenkt, sondern auch das Fräulein von Tharau als Gattin zuführt; endlich wird die Kürbislaube aus Alberti's Garten auf den Hufen in den Wirthshausgarten nach Tharau verlegt. Aber will man sich auch alle diese Abweichungen gefallen lassen und an eine freie Erfindung denken, die aus sich selbst beurtheilt sein will, so gewinnt dadurch das Drama als solches noch immer nicht viel. Aennchen von Tharau hat darin eigentlich gar keine Rolle, und Simon Dach als Liebhaber eine ziemlich klägliche. Was den Knotenpunkt bilden sollte: die Liebesgeschichte, bleibt ohne alles Interesse; die Lösung erfolgt durch den Kurfürsten als deus ex machina. Ueberhaupt ist „der Fremde" die leitende Person in der

Handlung und der Schwerpunkt derselben liegt in der Bekehrung des nur auf Bewahrung ihrer Standesprivilegien versessenen Junker zu guten Patrioten durch ihn. Das wäre immerhin ein würdiger Gegenstand für ein Drama und auch die Einführung Simon Dach's in dasselbe hätte sich rechtfertigen lassen, wenn der Dichter mehr ihn, als Alberti, zum Vermittler der durch den jungen Fürsten angeregten neuen Idee gemacht hätte; aber daß der Verfasser in jenen Bürgern und Edelleuten, welche damals ihr verfassungsmäßiges Recht wahrlich nicht ohne Grund gegen absolutistische Angriffe vertheidigten, als „jungherrliche, spießbürgerliche, engherzige, kurzsichtige, fischblutige, langweilige, unverschämte, kopf- und herzlose Gesellen" verschreien läßt, die nur für ihre „Weizensäcke und Heringstonnen" kämpfen, dürfen wir uns doch bei aller Verehrung für den großen Kurfürsten als Feldherrn, Staatsmann und Regenten nicht gutwillig gefallen lassen. Selbst servile Geschichtsschreiber haben nicht gewagt, unsere Altvordern des siebzehnten Jahrhunderts ohne Weiteres mit Meklenburgischen Junkern des neunzehnten zu indentificiren. Wir verlangen vom Dramatiker, daß er auch den Gegnern seines Helden gerecht wird. — Diese Ausstellungen abgerechnet, können wir uns an dem frischen Ton der Dichtung erfreun, wie denn auch der Kurfürst, der Wirth zum goldenen Kürbis, der Musikus Alberti und selbst die beiden Trompeter Battrawitz und Meisle recht wirksame Bühnenfiguren genannt werden dürfen.



Friedrich August Gotthold's Schriften. Nach seinem Tode herausgegeben von Dr. Fr. Wilh. Schubert. 4 Bände. Königsberg, 1864. Druck von E. J. Dalkowski.

Als Preußen aus Unglück und Verfall seine Erhebung durch die Förderung und Erneuerung der wissenschaftlichen Anstalten suchte, wurde in demselben Jahre, da die Universität Berlin eröffnet ward (1810), nach Königsberg zur Leitung des erneuerten Friedrichsgymnasiums Fr. Aug. Gotthold geschickt. Die Erneuerung der Gymnasien geschah bekanntlich nicht nach philanthropinistischen Grundsätzen, sondern auf der Grundlage der beiden alten Sprachen, in dem fortgeschrittenen Geiste jedoch einer

Zeit nach Lessing, nach Winckelmann, nach Göthe, einem Geiste, den die Erinnerung an die Hauptschöpfer der damals für die Gymnasien befolgten Gedanken, Fr. Aug. Wolf und Wilhelm v. Humboldt, hinreichend charakterisirt. Ein Schüler Wolfs war Gotthold und von seiner Richtung und seinen Lehren ganz erfaßt. Zu jenem fortgeschrittenen Geiste gehörte, daß die alten Sprachen nicht nur als „disciplinirendes Mittel" aufgefaßt waren und nicht deshalb die Sprache der „die Welt disciplinirenden" Römer vorangestellt, sondern die Heranbildung und Erhebung durch jene hohe Menschenbildung und die herrlichen Geisteswerke, denen sie eingeprägt ist, das sind die Griechischen, von denen die Lateinischen mit wenigen Ausnahmen doch nur ein abgeschwächtes Nachbild sind.

Es ist in diese Sammlung der Gottholdischen Werke auch die Schilderung aufgenommen, welche Gottholds Nachfolger im Amte, Horkel, von ihm in dem Programme von 1858 gegeben. Hier steht folgende Stelle (I, S. 344): „Es ist schwer zu begreifen, wie gerade er die lateinische Sprache so sehr herabsetzen, ja sie aus seinem idealen Lehrplane ganz entfernen konnte, als ob die wunderbare disciplinirende Gewalt, welche die Sprache der Disciplinirer der Welt noch heute auf den jugendlichen Geist ausübt, für den öffentlichen Unterricht durch den Zauber des Griechischen irgend zu ersetzen wäre."

Allein dies begreift sich aus dem oben gesagten leicht; ja eine starke Hintansetzung des Lateinischen gegen das Griechische ist in der Wolfisch-Humboldtischen Richtung etwas ganz wesentliches. In der lateinischen Richtung, welche allerdings die alten Schulen beherrschte, wird das Ziel eines wohlgebildeten lateinischen Satzes höher gestellt sein, als das Verständniß der Antigone. In den alten Schulen war dies in der That so. Daß bei der Neigung der Menschen, immer wieder die Flügel sinken zu lassen, auch immer wieder eine Neigung dazu sich geltend machen wird, ist eben so natürlich, als wer Augen hat zu sehen, es sehen kann. Aber daß jetzo, so lange die alten Sprachen die Gymnasien regieren, nur jenes andere Ziel, das Wolf und Humboldt im Auge hatten, festzuhalten sei, nichts ist sicherer und nothwendiger; es läßt sich daran nichts, gar nichts mäkeln.

Der „Zauber" des Griechischen. Wodurch erreicht es diesen Zauber?

Wodurch ist es geschehen, daß die Antigone einen Nichtphilologen, einen modernen Komponisten, bezauberte? Man sehe Mendelson's Briefe. Und wie ihn eine große Anzahl ungelehrter, aber wohlgebildeter Seelen? Worin lag der Zauber? Nicht etwa in der Tiefe und Schönheit der ethischen Idee? die sich zugleich eine wunderbar schöne Form gegeben, nach einfachen harmonischen Schönheitsgesetzen? — Und darin läge nichts disciplinirendes?

Es gehörte ferner zu jenem fortgeschrittenen Geiste, daß man neben den alten Sprachen auch andern Fächern eine größere Breite gewährte, und daß namentlich auch unsere deutsche Literatur, schon weil sie nun vorhanden war, ferner weil sie so sehr vom Griechenthum durchdrungen war, in den Kreis gezogen und auch bei dem Unterricht in die Verbindung gesetzt werde, die in der That bestand.

Da war es nun gegeben, auch für Rhythmus und Versbau Ohr und Kenntniß zu üben: worauf Männer wie Wolf und Hermann, wie Voß, Humboldt und Göthe wahrlich nicht als auf eine Posse so viel Mühe und Nachdenken wendeten. Daß man diese Einsicht am besten, wie jede Einsicht, durch eigene Versuche erlangt, zweckmäßig angestellte und im empfänglichen, jugendlichen Alter, ist unleugbar. Gotthold legt darauf Werth. Der Gedanke seine Schüler damit im Dichten zu unterrichten, ist ihm niemals gekommen. Wäre doch das gerade ein Gedanke gewesen tief aus der Zeit jener ehemaligen, auch die Schulen beherrschenden lateinischen Poeterei!

Natürlich aber wurde die deutsche Literatur auch weiter behandelt. Und man kann über Gotthold's Wirksamkeit nicht richtig sprechen, ohne seines Unterrichts im Deutschen nachdrücklich zu gedenken, der Art, wie er etwa Lessing's Laokoon oder Schlegel's dramatische Literatur — oder auch das Niebelungenlied mit den Schülern las und mit seiner eigenthümlichen, auch sonst wirksamen, populären, allen Aufputz verschmähenden Beredsamkeit besprach, und der Anregungen daher, die auch denen unvergessen sind, welche vielleicht über vieles, was er damals lehrte, durch die Zeit oder eigenes Studium hinaus oder davon weggeschritten sind.

Dies waren Gotthold's Bestrebungen. Es waren die von Wolf angeregten Gedanken.

Mit diesen Gedanken, mit einem Wissen, welches bei ihm, dem spät zu den Studien gekommenen, ein großer Beweis seiner Energie war, mit festen pädagogischen Grundsätzen (gleichfalls aus der Schule von Wolf) und mit einer seltenen Entschiedenheit des Willens stiftete er in Königsberg ein Gymnasium, das in kürzester Zeit ein ganz ungewöhnliches Vertrauen in unserer Stadt gewann, wohin ihre Söhne zu schicken gerade auch bei den Unabhängigsten, die für die Ihrigen eine Bildung über das banausische hinaus erstrebten, eine selbstverständliche Sache, wenn man will, eine Ehrensache war. Und Gotthold selbst war eine bekannte Persönlichkeit, trotz und mit seinen Eigenheiten hoch geachtet, und eine pädagogische Autorität. So war er ein populärer Mann in seiner Stadt — trotz seiner Ruhmredigkeit. Dies konnte geschehn und geschah erstens, weil man die Sache, seine reformatorische Wirksamkeit, für eine Wahrheit erkannte: aber eben so wichtig war etwas anderes, daß, so viel er auf sich halten mochte, er doch ganz und gar nicht vornehm war. Nur ein Schulmann wollte er sein, nicht ein — feiner Mann, und an einem solchen, an einem so grundsätzlichen Schulmann verstand das vernünftige Publikum auch das derbe und barocke — ich möchte fast sagen — zu schätzen.

Wahr ist allerdings, daß in den späten Jahren seiner Wirksamkeit sein Gymnasium jenes alte Vertrauen nicht mehr eben so genoß: als G. alt geworden war und weder als Lehrer noch als Director die alte Rüstigkeit entfaltete. Diese Zeit muß man, wenn von G. Wirksamkeit die Rede ist, billigerweise von vorn herein abziehen, sondern die lange Zeit seiner Frische und Kraft im Auge haben: und dann darf man auch der Wahrheit die Ehre geben, daß in dieser spätesten Zeit gewisse seiner Eigenthümlichkeiten als Lehrer wie als Director, die Consequenz wie die Ausbreitung, als der Nerv aus ihnen wich, niederdrückend wirken konnten.

Wie außerordentlich groß die Anzahl der Schüler und der dankbaren Schüler Gotthold's ist, entgeht keinem, der sich einigermaßen bei uns umgesehen hat. Einer von seinen Schülern, welchen die übrigen gewiß vorzüglich gern als den Ausleger auch ihres Sinnes gelten lassen, hat dieser Gesinnung nicht nur Worte geliehen, sondern auch seine Dankbarkeit und Pietät durch die That bewährt. Denn mit welchen Schwierigkeiten es verbunden war, dem Wunsche Gotthold's nachzukommen und eine Samm-

lung aus gedruckten und ungedruckten Schriften zu veranstalten, da G. eine beabsichtigte Anweisung und Nachweisung nicht hinterlassen, wird man gleichfalls in dem Vorwort des Herausgebers finden. Der zweite Band enthält Schriften zur Musik und Metrik, der dritte pädagogische Schriften, der vierte geschichtliche und vermischte Schriften, der erste Gedichte und die ausführliche Selbstbiographie, ergänzt von dem Herausgeber durch Mittheilungen aus einem Tagebuche G. aus den letzten zehn Monaten seines Lebens, September 1857 bis Juni 1858: welche Zeugniß geben, wie der achtzigjährige Greis nicht abließ, aus Büchern und Musikalien sich geistige Beschäftigung zu suchen.

L.

Mittheilungen und Anhang.

Ordnung des hofs und gartens der Altenſtadt Königsberg.*)

Mitgetheilt

von

Dr. M. Töppen.

[Cod. Osterod. p. 891—906.]

Wiewol der konig Artus hoff und garten dieſer Altenstadt Konigsbergk von anfang dem gemeinen handtierenden kauffman, ſowol den frembden ankommenden als einwonenden, deszgleichen melczenbrawern und allen andern, ſo derſelben erbarlichen zuſammenkunft wurdig geſchäzet, zu gute aufgerichtet und erbawet, auch mit ſtadlichen ſtatuten, damit erbarkeyt, zucht und redligkeyt erhalten, und was demſelben zuentgegen abgehalten werden möchte, befeſtiget und confirmiret, auch biſher, ſo viel muglichen geweſen, dabey erhalten worden, und nu derſelbiege hoff vor ezlich jahren ganz baufellig gewesen, auch zur ſelben zeit zu einer ſolchen erbarlichen geſellſchaft viel zu klein befunden, ſo haben wir bürgermeiſter und rahtman derſelben ſtadt auf bitt und begehr der herrn ſchöppen, kaufleutt und melzenbrewern zu erweiterung deſſelben hoffes zwo heuſer nach der waſſergaſſen *[p. 892.]* gelegen durch einen freyen wechſel wegen der ſtadt dazu gebraucht und mit obbenanter herrn ſchöppen, kaufleut, melzenbrewer, ſo deſz hofs wirdig, hulf und

*) Entnommen aus der oben S. 413ff. beſchriebenen Handſchrift des Kgl. Kreisgerichts in Oſterode. Die Orthographie des Originals iſt durch Beſeitigung einzelner ſtörender Conſonantenhäufungen und der Unregelmäßigkeiten im Gebrauche großer Anfangsbuchſtaben vereinfacht.

zuthun denſelbigen des vierundvierzigſten jahres, wie auch zuvorn den garten, erbawet,*) und ſo dan in dem voriegen und alten hofbrief etliche artikel zu dieſen zeiten unnötig und etliche zu underhaltunge guter und erbarlicher polizey itziger zeit ganz notwendig darin vormeldet vermerket, iſt auch eintrechtiglich vor gut und geraten angeſehen ſolchen hofbrief zu vernewren und mit etlichen notwendigen puncten zu verbeſſern, welche dan auf folgende meinung mit gutem reifen raht und erwegen aller derer, ſo dazu gehörig, beliebet und darob in zukommenden zeiten ſtet und feſt zu halten bewilliget und angenommen. Actum die Stephani Anno 1544.

Zum erſten ſollen, wie bishero gebreuchlichen, zwene sommer- und zwene winterhöfe ſtet gehalten werden, zu welchen höfen in ſonderheyt zwey elderleut zu kieſen, die des hofes wirdig, welche dem hof und garten nach ihrem beſten vermögen vorſtehen und deſſelben gerechtigkeyt erhalten helfen ſollen, worzu ſich ein *[p. 893.]* jeder, ſo vor tüchtig erkant, gefordert, willig und gerne ſonder wiederrede gebrauchen ſol laſſen, bey ſtrafe zehen mark dem hofe zum beſten.

Item dieſe zween gekorne elderleut ſollen gehen vor einen erbarn raht und bitten umb zwo perſonen des rahts und zwo perſonen von herrn ſchöppen, desgleichen zwo von kaufleuten und zwo von melzenbreuern, welche ihnen onweigerlichen ſollen gegeben werden; dieſelbigen alle ſollen zwey gertleut, die des hofes würdig und an ihren ehren unverrücket, den beyden elderleuten zuordnen, damit dem hof und garten ſo viel baſz vorgeſtanden, welche ſich auch derſelbigen mühe willig, bey obernandter ſtraf unternemen ſollen. Dieſe vierzehen perſonen ſemptlichen ſollen volkommene macht haben zu jeder morgenſprachen, und ſo oft ſie gefordert und es die not heiſchet, des hofs und gartens beſtes zu wiſſen, newe elderleut und gertleut, die dem zukumftigen hofe oder garten dienen, zu erwehlen, was nützlich, zu gebieten, was ſchedlich zu verbieten, allerley gebrechen, zwiſtige und haderſache zu erkennen, zu ſtrafen und beyzulegen, welchs dermaſſen zu ider morgenſprach ſoll gehalten werden. *[p. 894.]* Gleichsfals ſoll ein kleiner hof gehalten werden an ſtadt

*) Dieſes Baues gedenkt auch Freiberg, herausg. von Meckelburg, S. 263.

des tonnenbiers mit obermeldeten elder- und gertleuten auch nach beschriebener hofordnung verfehen, in welchem allenthalben allerley fpiel und ander ubermahs *(ubermachs. Cod.)* foll vermiten und diefe ftatuten volkomlich gehalten werden.

Item die elder- und gärtleut follen von jederm groffen hofe fechs mark, desgleichen von jederm kleinen 3 mark dem hofe zum beften in die lade legen, darnach fich jeder elder- und gartman zu richten.

Item was rahts man auch haben folle von wegen des hofes und gartens, den foll man haben des morgens in dem hofe oder garten und nicht des abends.

Item were es fach, wen morgenfprach foll gehalten werden, und von den 14 elteften etliche nicht einheymifch weren, wen man fonften darzu fordern oder verboten würde, der foll fein one wiederrede.

Des fol den obgedachten 4 elder- und gartleuten, die vor den hof und garten forgen werden, auferleget fein, gut bier, fo lang eines jedern hof und regiment weret, zu verfchaffen, den hof oder gartenkeller des Sontags nach der *[p. 895.]* vefper und des werkeltags umb 12 hora aufzufchlieſzen, und wem der beutel unter ihnen vertrawet, das derfelbige seine zeit über trewlich auffehe, in fonderheyt auf den frembden man, damit einem jeden feine gebührliche redligkeyt wiederfahre.

Item die elder und gärtleut follen, wan fie auf den hof und garten kommen, auf ihre elderbanke und gebührende ftell fitzen, und auf alle unerbarkeyten, unzucht und anders (vermöge des hofbriefes) gut achtung geben, und fo jemandt uber gütlich verwarnen, welches die elder und gartleut durch den bankfteher thun follen, fich gebührlicher weife nicht halten und erzeigen würde, denfelben follen fie verbürget annemen, diefelbe feine vorwirkunge auf die neheſte morgenfprach zu verandtwordten oder zu verbüffen. Des foll ein jeder denfelbigen gekornen elder und gertleuten bey ftraf des thurms gehorfamen.

Item were es, das die 14 perfonen in einiger vorfallender fache nicht ubereinkommen könten zu entfcheiden, fo foll es kommen vor einen erbarn raht; wie es da entfcheyden wirdt, da foll es bey bleyben.

[p. 896.] Item fo jemandt fich von den verburgten an der 14 perfonen erkentnüſz in der morgenfprach nicht wolt fetigen laffen oder fich

deſſelben beſchweren thete, mag er ſich beſcheydentlich berufen an ein erbarn raht, und wo ſein ruf der billigkeyt gemeſz, ſol er des der gebühr nach genieſſen; ſo er aber der billigkeyt ungemeſz ſolchen vorgenommen, ſol ſolch erkendtnuſz der 14 perſonen zwiefach uber ihn ergehen, dabey es auch bleiben ſolle. Auch ſoll man in ſachen, ſo ein mahl auf der morgenſprach verrichtet, in andern morgenſprachen nicht richten, noch einige enderung darinnen zu machen ſich unterſtehen, ſondern, wie es einmal erkant, bleyben laſſen.

Item wer es ſach, das jemandt aufm hofe oder im garten würde verbürget, und er ſeine buſz nicht wolt geben und deshalben den hof und garten zu meyden ſich vorſpreche und derſelbige hernachmahls des hofs und gartens gerechtigkeyt zu genieſſen begehrte, derſelbige ſoll ſeiner buſz zwiefach verfallen, und dieſelbe ihm nicht zu erlaſſen ſein, oder ſoll das gefengnüſ nach erkendtnus an ſtatt der buſſe annehmen.

Auch ſollen die hof und gertleut achtung geben auf die, ſo zu hof und garten nicht gehören noch gerechtigkeyt dazu haben; wo einer von ſolchen darinne vermercket, von deme ſollen *[p. 897.]* ſie kein geldt nemen, ſondern ihm einen wirt von wegen des hofs und gartens mit guter bequemigkeyt anſagen, dabey zu merken, das er ſich ferner des orts enthalten ſoll. Schippern und ſtewrleuten und was ſonſten von ehrlicher burger kinder, ſey die freyheit des hofs und gartens hiemit unbenommen, ſo fern ſie ſich der gebühr verhalten.

Item umb 5 hora zum abendteſſen ſoll der banckſteher das glöcklein leuten und umbfragen laſſen nach eines jedern notturft, und wen ſolches geſchehen, ſoll die woche durchaus (auſzerhalb des Freytags mag er offen bleyben) geſchloſſen und umb 6 uhr wiederumb aufgethan; desgleichen ſol der bankſteher umb 9 hora zu abendt leuten und gleicherweiſe umbfragen laſſen, wan ſolches geſchehen, ſoll der keller geſchloſſen werden; des ſollen die ſchenken gute achtung auf den ſeyger haben.

Die wachslichte, ſo auf den hof gehören, ſollen inwendig 8 tagen, wan der hof angegangen iſt, fertig ſtehen, und ſollen volkomene lichte ſein.

Wan ſich jemandt in dem hof und garten mit fluchen, ſchelten, ſchweren auch anderer gotsleſterung neben dem ſchmehen gottes *[p. 898.]* worts und deſſelbigen diener würde vernemen laſſen, den ſollen die elte-

ſten, da es geſchicht, umb einen vierding ſtrafen, die er dem winckel zum beſten ablegen ſoll; ſetzt er ſich darwieder, ſollen ſie ihn vor den elder- oder gartleuten vorbürget nemen, deſz ſoll die halbe ſtraf von wegen ſeines mutwillens dem winkel heimfallen.

Wer den andern betrübet mit worten oder werken, der ſoll es dem hofe büſſen nach erkendtnuſz der morgenſprach, ausgenommen da jemandt verſehret würde, mit welcherley waffen das es geſchehe, das ſol gerichtet werden durch den ſtadtgeſchwornen ſchulczen, dem hofgericht unſchedlichen.

Item wer ein mahl zu gärtmans compan gekohren wirdt, ſoll er deſſelbigen, wan ers ausgewartet, befreyet ſein fortan, und ſo er wiederumb des hofes beſtes zu wiſſen gefordert, ſoll er zum gärtmann erwehlet werden, und ſo weiter, wan er eldermans compan geweſen, ſoll er deſſelbigen auch nicht mehr gewertig, und letzlich, wan er zum elderman gekohren und ſolche vier des hofes dienſte trewlich verwaltet, ſoll er alsdan ſolcher beſchwernus gentzlich enthoben ſein.

Niemandt ſoll geſte von inwonenden und bekandten bitten, er wüſte dan vor war, das ſie des hofs würdig ſein; do ſichs anders befinde, ſoll der wirt des gaſtes ſolches mit 6 mark vorbüſſen.

[p. 899.] Item ein jeglich man ſoll ſeinen knecht alſo züchtiegen, das er keinerley gewehr in den hoff trage, und auch kein geſchrey noch unſtewr davor treybe; welcher knecht das breche und des von zweyen andern knechten uberwunden würde, ſein herr ſoll das büſſen mit einer mark, die ſoll aber der knecht gelden.

Auch ſoll keiner, er ſey wirt oder gaſt den andern vor dem hofe oder in wegen und ſtegen wegelagen, bei ſtraf nach erkendtnuſz der morgenſprach. Gleichfahls ſoll auch niemandt den andern auſzfordern one wiſſen der elderleut, bei verluſt 6 mark.

Item wer zum kemerer oder bürgermeiſter in kannen winckel gekohren wirdt, der ſol es ſein one wiederrede, bey ſtraf, die darauf mag erkandt werden, und ſollen des winckels beſtes mit aller anderer der brüder gerechtigkeyten wiſſen und ihrer einnam und ausgab klare und wol verzeichnete rechenſchaft halten, die ſie alle jahr den zuverordenten vom erbarn raht und ſchöppen thun ſollen.

Gleicher weiſz ſollen *(ſolchen, Cod.)* auch die andern, ausgenommen eines erb rahts und der herrn ſcheppen winckel mit elteſten und vorſtehern verſorget und verſehen werden, und ſoll ein jeder winckel ſeinen beſondern wilkorn (ſo) haben. *[p. 900.]*

Deſzgleichen ſollen auch die ordentlichen befehlichhaber darzu trachten und gedencken, das ſie die winckel mit tiſchen und bradtſpieſſen, grapen, ſchüſſeln, ſcheyben und anderem mit der zeit in einen vorraht bringen, die ſie zun koſtungen umb ein zimliches auſzzuthun und zu verleyhen haben mögen, davon ſie auch rechenſchaft zu thun ſchuldig ſein.

Item es ſollen keine clage auſzerhalb dem kannen oder hölckwinckel geſchehen, und dieſelbige ſoll von redlichen ehrlichen worten und hendeln furgebracht und allein mit lebendiegen zeugen und nicht mit bechern betewret und befeſtiget werden, und ſoll auch aus keinem winckel oder banck niemandts vor den vogt geladen oder gefordert werden, allein binnen dem kannen oder holckwinckel ſol die fürladung und clage, wie gedacht, geſchehen; und wer das uberſchritten und anders befunden würde, ſoll dem hoff unwegerlichen ein halbe mark vorfallen ſein.

Deſz ſoll auch der vogt der obbemeldten winckel keinen verclagten mehr als einen ſpitzbecher zutheylen, welcher dem beſchwerten mit einem ſchilling den brüdern zum beſten zu löſen frey ſoll ſein, bey obbemeldeter ſtrafe.

Item ein jeglicher ehrliebender ſoll manzucht, wie oben bewilliget, halten und ſich keines unzimlichen geſchreyes, jauchzens und unzüchtiegen geberdes *[p. 901.]* vernemen laſſen; wer hierüber gebahret, ſoll von den elderleuten, ſo oft es geſchieht, verburget angenommen werden, bei vorluſt einer mark, jedoch das ſie zum erſten mahl gewarnet werden.

Item alle groſze geſeſz und trinckgeſchir ſollen ſein abgethan, allein zimliche und mügliche hörner ſampt den bechern ſollen bleyben, darnach ſich ein jeder mit zimlichen trincken ſoll gnugen laſzen. Es ſoll auch keiner den andern ubernötigen mit ubriegem trincken, und ſo einer ein trinckgeſchir auf der handt hat, und ihme von andern mehr zugetruncken würde, mag er mit dem, ſo er in der handt hat, eim jeden beſcheydt thun, und ſol zum übrigen ungenotieget ſein, es were dan ſein guter wil.

Item es ſoll auch ein beſonder winckel beſtetigt werden, der frey on alles zutrinken ſein ſoll.

Vom hofetanzen.

Wan man den hof oder gartentanz anzufahen bedacht, follen die elder und gartenleut ein erbaren raht darumb begrufzen, der folchen tanz nach ider zeit gelegenheit zu erlöben fich wil vorbehalten haben. Des follen frawen und jungfrawen an keinem andern tage, allein des Sontags und feyertags zum tanz gefordert und gebeten, und das diefelbigen nach ihrer gelegenheyt *(gelegen- Cod.) [p. 902.]* uber ihren willen nicht aufgehalten werden, bey verluft 5 grofchen dem hoffe zum beften.

Item wan die brüder des Sontags und feyertags zu tanzen willens, follen zween aus dem winckel vor die elterbanck gehen und die elder und gartleut darumb begrüffen.

Auch follen allein die frawen zu hoffe gefordert werden, derer männer des hofs und gartens würdig fein, welches die elder und gertleut zu beftellen.

Es follen auch von den jungen gefellen durch die verordenten kemmerer und burgermeifter des kannenwinckels vier zu tanzmeiftern gezogen werden, und denen folche wahl zufelt, follens thun on wiederred, bey ftraf eines vierdungs; und foll niemandt zum tanz aufziehen dan diefelben vier verordenten, bey ftraf eines horngüldens, dem kannenwinckel zum beften, es were dan das einer ehehaft halben einen andern in feine ftet erbete; doch fol er folches thun mit verlaub obgefchriebenen verordenten des kannenwinckels.

Item die 4 verordente tanzmeifter follen uber 16 frawen oder jungfrawen zum tanz nicht aufziehen, und wer mit dem vortanz verehret, fol bey der frawen oder jungfraven fo lang ftehen bleyben, bis das ein andere neben fie gebracht, alsdann mag er an feine gebührende ftell gehen, bis der tanz angehet.

Auch follen die tänz zimlicher und gebührender *[p. 903.]* mafz fonder einerley verdrehens, fchreyens, jauchzens oder aufhaltens gehalten und geendet werden, nach gehaltenem tanz ein jeder diejenige, mit der er getanzet, in ihren gebührenden ort führen; wo fich einer hierin eines ubrigen vermercken lieffe, foll er von den elter und gertleuten bey einer mark ftrafe verburget angenommen werden.

Item die verordenten tanzmeifter follen frawen und jungfrawen umb-

zech aufziehen, domit ein jede, ſo zum tanz gewillieget, in tanz mit eingezogen werde.

Niemandt ſoll kinder aufm hof bringen, es ſein gleich medlein oder kneblein, es weren dan die kinder oben 10 jahren, alles bey 3 mark buſz.

Auch ſollen keinerley dinſtboten in tanz gezogen werden, bey gleicher ſtraf. Nachtänze als die zuſze (ſo) uber die bencken ſollen zimlicher und gebührlicher weiſe des tanztages geſtattet und zugelaſſen werden, ſo das ſie die elder und gertleut darumb begrüſſen und doch das alles jauchzen, ſchreyen und ander ubermaſz nachbleybe.

Nach beſchehenem tanz ſoll ihnen von den elder und gertleuten auf ihr anlangen ihr gebühr ein mahl und nicht mehr gegeben werden.

Wo auch des abendts oder ſonſten ander zeit die ſchenken und jungen mit groben ungewohnlichen *[p. 904.]* geſchrey ſich wurden horen laſzen, ſollen, wo es den elterleuten geclaget, mit dem thurm geſtrafet werden.

Item der banckſteher ſoll auf ſeine bancken warten, darinnen ſtehen und gute achtung haben, wer von geſchriebenen oder ungeſchriebenen auf den hof kömpt, das er denen den *(dem Cod.)* wilkom bringe, oder wie gebühret, vortrage. Auch ſoll der banckſteher vorpflichtet ſein, einem jeglichen ſein hofbier, wie er die tonnen giebet, er ſey wer er wolle, nach inhalt der hofkannen mit vollem maſz heimſchicken.

Es ſoll ſich auch kein knecht auf die waſchbanken ſetzen; geſchiehets, ſo ſoll man ihn zum erſten abweiſen; wo er zum andern mahl wiederkompt, ſoll man den herrn verbürget nemen. Die knechte ſollen ihr licht und kartczen vor dem hofe ausleſchen.

Die ſpielleut ſollen ſich ihre kinder und frawen auf den hof zu führen enthalten.

Den garten belangend iſt beſchloſſen, wer gläſer aufs fenſter bey der pilkentafel oder ſonſten in die löcher ſetzen wirdt und darin bier ſtehen leſt, der ſol von den elteſten des gartens verbürget werden.

Den knechten ſol die ſittkanne nach alter weiſe, wan ſie darümb bitten, umb 8 hora gegeben werden.

Den ſchencken des hofs oder gartens ſoll, wan *[p. 905.]* der keller zugeſchloſſen, eine kanne biers zuſammen gegeben werden.

Auch ſoll keiner, er ſey, wer er wol, einen hundt aufm hof bringen; geſchicht es, ſoll der hundt durch den ſtubenroch aufzgeſchmiſzen werden; ſetzt ſich jemandes dorwieder, der ſoll es dem hof verbüſſen mit einem vierding.

Letzlichen ſollen die elder und gärtleut alles, was ſie teglichen einnemen und ausgeben, klerlich auffſchreyben, und wan ſie ihre rechenſchafft zu ſchlieſſen willens, dieſelbige dem ſtadtſchreyber zu berechnen ubergeben.

Von köstungen.

Zum erſten welch man aufm hof oder garten koſtung machen wil, derſelbige ſoll die bawherrn darumb begrüſſen und nach geſchehener köſtung dem hof oder garten einen Fl. ablegen, und ſo oft ſich einer ehelichen verheyratet, ſoll den brudern aus dem kannenwinckel auf ihr anfordern drey verding ehrgelt geben.

Auch ſol man zum hof und garten koſtung keinen andern koch als die geordenten köche, desgleichen keine andere ſpielleut als die hofs gebrauchen, und ſo jemandt andere ſpielleut dazu gebrauchen wolte, ſoll ihnen an ihrem lohn unſchedlich ſein.

[p. 906.] Item die zur köſtung geladen, ſollen alle mit dem breutgam und braut zur trawunge gehen, und ſie von dannen auf den hof ſemptlichen beleiten, und ſoll ſich keiner zu tiſche ſetzen, es ſey man oder fraw, der breutgam und braut ſey dan auf den hofe, und das ſie und derſelben vornembſten freunde auch andere vorneme perſonen erſtliche zu tiſche gebracht ſein; des ſollen zwene diener verordnet ſtehen, welche auf dieſelben ſtiche, desgleichen auf die ungebetenen achtung geben, und wo ſich jemandt der ungebühr hierin halten und ſich ſelber mit dem ungeheuren *(ungehörigen)* beſetzen der tiſche nicht weiſzen laſſen wollte, ſoll von den dienern zur gebühr angeredet und zum auffſtehen erinnert werden.

Dieſe obgeſchriebene artiekel, ſtatuta und mandata haben alle, ſo zum könig Artus hofe und dieſer löblichen geſelſchaft gehörig und in dieſer ſtadt wohnhaftig nach gutem und wolbedachtem raht und erwegen ſtet und feſt und unverbrüchlichen wilkührlichen zu halten gelobet, und ſo jemandts denſelben hernachmahls wiederſprechen, mit frevel dagegen wiederſetzen, ſpöttlich darauf reden und eingen hochmut dawieder brauchen

wurde, soll mit 10 mark oder nach erkendtnusz am leybe gestroffet werden.

Des so wil ein erbarer raht zu jeder zeit gelegenheyt solche obgeschriebene artickel mit wissen, willen der herrn schöppen, kaufleuten und melzenbreuern zu verbessern, zu mehren oder zu mindern in allwege furbehalten haben. Actum am tage s. Stephani Anno 1544, ut supra.

Ein Beispiel Altpreußischer Gerechtigkeitsliebe.

Das Mißtrauen, womit der gemeine Mann den gelehrten Interpretationen eines dem Volke fern stehenden Juristenstandes zu begegnen pflegt, hat zu allen Zeiten beredten Ausdruck gefunden. Schon bei den Römern hieß es: Dolus malus abesto et iurisconsultus (Gruter Inscriptt. p. 662 No. 5 Duck De usu et author. iuris civilis Romanor. p. 407), und ein Testator sagt: Hoc meum testamentum scripsi sine ullo iurisperito, rationem animi mei potius secutus, quam nimiam et miseram diligentiam (Dig. De legatis II. Fr. 88 §. 17). Seit Luther haben wir das Deutsche Sprichwort: „Juristen sind böse Christen"; an die vielen anderen ähnlicher Art mag hier nur erinnert werden (Körte Sprichwörter No. 3238 ff. mit No. 51 ff., No. 4955 ff.). — Es bedarf für den Verständigen kaum der Bemerkung, daß allen solchen Meinungs-Aeußerungen irgend ein Werth nicht beizumessen ist. Sie sind lediglich der Widerhall jenes unbegründeten Mißtrauens, das überall dann hervortritt, sobald mit dem nothwendig gegebenen Entwickelungsgange der Rechtsbildung das Recht den ursprünglichen Charakter der Volksthümlichkeit verliert, und seine Kenntniß und Ausbildung einem besonderen Berufs-Stande anheimfällt.

Die stärkste Opposition bereitete das Deutsche Volk den Römisch geschulten Juristen, die im Mittelalter die fremden Rechte in Deutschland einzuführen suchten. Auch nach Altpreußen schreiben die Magdeburger Schöffen auf eine Anfrage aus Thorn: „Juristen, noch Legisten*) sollen der Herren Briefe, die sie ihren Untersassen geben, nicht deuten

*) So nannte man die Doctoren des Römischen Rechts.

noch auslegen" (Magdeburger Fragen I. 1. 28 Pölman'sche Distinctionen IX. 1. 2).

Besonders merkwürdig aber ist in dieser Hinsicht ein Beispiel Altpreußischer Gerechtigkeitsliebe, wovon die Chronisten berichten.*) — Eines Preußischen Einsassen Sohn hatte auf der hohen Schule zu „Bononien" die Rechte studiert**) und dort an einem vornehmen Herrn einen Gönner gefunden, der ihm nicht nur dazu verhalf, daß er Doctor wurde, sondern ihm auch seine kostbare Bibliothek vermachte, die viel Geld werth war „von wegen der Glossen, die damals seltsam [selten] waren." Mit diesen Büchern kehrte der junge Doctor heim. Fleißig darin lesend, wird er eines Tages vom Vater befragt, was denn in den köstlichen Büchern die schöne, grobe Schrift und was die kleinere, mit den rothen Buchstaben bedeute.***) „Die grobe Schrift", antwortet der Sohn ohne Arg, „ist der rechte Text und die Wahrheit des Rechts, aber die kleine Schrift ist die Betrügerei, wie man das Recht beugen und verfälschen soll." Der Vater schweigt und wartet ruhig, bis der Sohn eines Abends nach der Stadt geht; dann nimmt er eine Scheere und schneidet überall die kleine Schrift aus den Büchern, so daß das ganze Haus mit den Schnitzen ausgestreut ist. Als nun der Sohn nach Hause kommt, geräth er über die unerwartete Verwüstung in gerechten Eifer und fragt zornig, wer das gethan habe. Der Vater antwortet unbekümmert, er habe es gethan, und bedeutet den verblüfften Sohn, er habe ihn studieren lassen, damit er Wahrheit und Gerechtigkeit, nicht aber das Recht fälschen lerne; darum habe er die Betrügerei (die Glossen) ausgeschnitten; es sei genug am Texte und an der Wahrheit, und diese seien ja in den Büchern geblieben. — Solches soll sich zugetragen haben, als der HM. Heinrich Reuß v. Plauen der Jüng. gestorben war († 1470). S—n.

---

*) Die Quelle ist Sim. Grunau XVIII. 2. Aus ihm reproducieren die Anekdote Hennenberger Erclerung der Preuß. Landtaffel p. 478 Leo Hist. Pruss. p. 319 Pisanski, Litterärgesch. I, 69, f.

**) Ueber Preußische Studenten auf Italienischen Universitäten, besonders in Bologna: Voigt Preuß. Prov. Blätter 1850. IX, 154 ff.

***) Es handelt sich hier um glossierte Handschriften der fremden Rechtsquellen, bei denen man dem Texte die Glossen in kleinerer Schrift beizufügen pflegte.

Im oberländischen Volks-Dialekt.

Ein Strich Landes unserer Provinz führt bekanntlich den Namen „Oberland", und zwar die Gegend von Preuß. Holland, Mühlhausen, Liebstadt, Mohrungen, Saalfeld, bis Osterode und Hohenstein hin. Der Volksdialekt ist hier wesentlich verschieden von denjenigen Mundarten, die in andern Theilen der Provinz herrschend sind. Bemerkbar in demselben ist eine gewisse Härte, welche ihn ungeeignet macht für den Gesang, auch kennzeichnet er sich durch das häufige Weglassen oder Verschlucken der Endsilben, mit Ausnahme der Silbe er, die fast überall scharf accentuirt hervortritt, jedoch mit wenig hörbarem e. Bei alledem aber kann man den oberländischen Volksdialekt nicht unschön nennen, denn einmal haftet ihm jene widerliche Breite nicht an, wie sie beispielsweise in Ermeland und Natangen der Mundart anklebt, dann aber klingt auch hindurch jene echt deutsche Gemüthlichkeit, welche, gepaart mit Biedersinn, den Grundzug im Charakter des Oberländers bildet.

Die Vokale werden oft unrichtig ausgesprochen, zumal das a, welches fast überall als ein Laut hervortritt, der die Mitte zwischen a und o hält, dabei jedoch nicht aus einem in den andern übergeht. Als Bezeichnung für letztere Aussprache ist weiter unten å gewählt.

Der in Rede stehenden Mundart ist bisher wenig Beachtung geschenkt, Einsender dieses hat deshalb den Versuch gemacht, in dieselbe ein sich eignendes Gedicht von Klaus Groth zu übertragen, welches nachstehend mitgetheilt wird:

Das Gewitter.

„Flink, Jungche! Steck' d' Forke ön d'n Grund!
„Man düchtig[1]) tief! Kick[2]) so! — on dort d' andre!
„On hier d'n Knöppel dorch d' Zinke[3]) — so!
„D' Harke schräg dann an d'n Torf gelehnt!"
Großvåt'r zeigt' on machte es em vor,
Als er das sågte, denn es scheen[4]) em eilig;
Doch wår d'r Mund geschwind'r als d' Been',
Die wåre stief all[5]) on d' Wåde dönn,

[1]) tüchtig. [2]) Sieh'. [3]) Zinken, der Consonant klingt nicht mit. [4]) schien. [5]) schon.

D' Kniee kromm on schlackrig[1]) d' Gelenke.
Er stund on stund on kam nich von d'r Stell',
Hub beede Ärme off, als wollt' 'r lange,
On sågt: „Ich wöll e Bische Heu droff lege!"
Doch kam d'r Borsch ihm flink on rasch z'vor.
„Kick' so! — So recht! — Das wörd 'n greulich Wett'r!"
On dåbei zog 'r an dem breete Hut,
Schob-'n zurück on kraut söch ön d' Hååre,
On richt't dann seine kromme Röcke off —
„Du lieb'r Gott! Das wörd ja düstre Nacht!
„Ich dåcht 's gleich; wie wår 's schwül on dröckend,
„On wie 'd Fliege ståche dorch d'n Strömp![2])
— — — — — — — — — — — — — —
„Då geh'ts all los! Kick' wie das staubt on treibt,
„Als wenn d' Störche dorch d' Löfte zieh'n!
„'S ös laut'r Dach on Schölf — du lieb'r Gott,
„Då ös woll ene Scheun' all droffgegange!
„On wie das saust! Aha, das ös all Hågel!
„Kick' wie das tanzt! Krauch unt'r — so, man zu!
„D'r Nåchbår Schröter leeft oh all öm Drab,
„D'r macht' mål Been'! na kick', 'r kann nich 'rüber —
„Då kömmt 'r an — 'r håt d'n Stöbel voll — —
„Wir wärde alt, das geht nich mehr, Herr Nåchbår,
„Krauch' er man unt'r, hier ös noch e[3]) Platz.
„Ich denk', das Wett'r jågt woll bald vorüber;
„D'r Hågel ös zu hart för uns're Knoch'n,
„'r rasselt mir wie Erbse off d'n Hut. —"
On dåbei fällt er vorwärts off d' Händ'
On krabbelt langsam wödd'r ön d' Bude,
Setzt zu d'n And're söch ön eene Reih',
Gestreckt d' Beene, on am Torf d'n Röcke.

Die måg're Händ' nu faltet er off's Knie,
On sieht, als wie zum Bete ön d' Höhe.
Was för 'n alt Gesöcht! on ernst on wördig,
Möt tiefe Falte on möt blaue Doge.
D'r Borsch, e Bengel so von zehn — zwölf Jåhre,
Möt ganz d'n blaue Doge wie d'r Alte,
On feiner, blanker Haut, goldgelb verbrannt,

---

[1]) schlottrig. [2]) Strumpf. [3]) ein.

Sah' nach 'm off — då zuckt 'n Blötz herab
On leuchtet Beede ön das Antlitz.
Das såh 'mal egen aus! D'r Greis so ruhig,
D'r stomme, tiefe Ernst ön alle Falte —
On doch — såh man d'n Beede recht öns Oog',
Man kunnte seh'n, 's wår derselbe Schnött;
On als d' Zeit d'n Alte noch nich drödte,
Då wår das alte Antlitz woll dasselbe,
So glatt on blank, von Locke rings omwallt:
Großvåt'r wår das on sein Kindeskind.

— — — — — — — — — — — — — —

D'r alte Nåchbår duckt söch ganz zusamme,
D' Ogenlider gehe off und zu.
Doch kam 'n Schlag, so holt 'r tief'r Åthem
On röß d' Oge off, als wie 'ne Scheunthür,
On sågt': Du groß'r Gott, das ös zu doll!
Großvåt'r schnackt, als spåch' 'r möt söch selbst;
D'r Junge hört ihn halb, on halb das Donn'rn
In Angst; doch rief ein Kuckuck off d'r Bude,
So hatte er woll Lost nach ihm zu greife,
On schnell d'n Lacher bei d'm Been z' fasse.
„Wie dröhnt das dorch d' Wälder," språch d'r Greis,
„Als wenn söch Erd' on Himmel was verzählte.
„Am liebste bin öch drauße of d'm Feld;
„Beim Wett'r wörd's zu eng mir ön d'r Stube.
„D' Andre förchte söch, wenn sie alleen sind,
„On sind sie drön, dann sind sie übermüthig.
„Ich förcht mich nich, doch kann ich's och nich leide,
„Wenn man beim Wett'r lacht on Schelmstöck' treibt.
„Dann hat d'r liebe Gott das Reich alleen,
„On wenn er spröcht, muß jeder Andre schweige.
„Er spröcht ja doch tagtäglich nich zu ons,
„On wenn er's thut, so wörd 'r nicht verstande,
„So muß 'r woll e Machtwort manchmål spreche.
„Das ös mir wie d' Orgel ön d'r Körche;
„Ich weeß noch, wie ich meinen Våt'r quälte,
„Er möge möch doch möt z'r Körche nehme,
„Bis er es eenes Sånntags endlich thåt.
„Da såh ich denn d'n alten Organisten,
„Wie möt d'n Fing're er herom klavirte

„On dåmit dröhnte, daß d' Seele bebte.
„Wir komme och woll eenst dort oben hån
„On lausche jenem großen Organisten.

„Mein Våt'r lött es nie, wår ein Gewitt'r,
„Daß wir eenander zeigte, wo es stund.
„Er språch: Das ös zu groß för Menschefing'r,
„D'r Himmel ös zu hoch för ons're Årme.
„Ich weeß nich recht, d' Mensche sönn nu anders;
„D' Forcht ös weg, doch dåvor kam d' Angst.
„Man ging nich gärn öm Dunkle off d'n Körchhof,
„Doch beim Gewitt'r ömmer dreist off's Feld;
„Gott kann ons finde, wo w'r steh'n on geh'n. —
„Jetzt meidet man d' Beem och beim Gewitt'r,
„On doch haut man sie om för lompig Geld,
„On denke nich, es könnte Gott sie treffe,
„Der es doch wachse ließ, was sie gefällt.

— — — — — — — — — — — — — —

„D' Wolke werde dänner," språch d'r Greis,
Lehnt söch heraus on beegt söch weit vornüber:
„Bei Hermsdorf scheint d' Sonne schon off's Feld,
„Doch gibt's bei Deutschendorf noch düchtig Hågel,
„Och grollt d'r Donner dort noch ömmerfort. —
„Nu wörd es hell! — då steigt d' Lerche off,
„Das Schlömmste, gloob ich, ös woll überstande."

On dåmöt kriecht 'r off d' Hände vorwärts
On steckt d'n alte Graukopp, wie er schnackt,
Och nåch on nåch d' Scholt're*) aus d'r Bude,
On stöhnt, on zieht d' alte, steife Beene,
On richtet allgemach söch sachte off,
On sieht söch öm on steht öm warme Regen.
Die Lerche singt em lostig öberm Kopp,
D'r Donner grollt noch leise ön d'r Ferne,
D'r Nåchbår liegt on schläft, d'n Kopp gesenkt,
D'r Borsch ös halb öm Troom, on halb öm Wachen,
Er macht d' müde Oge off on zu,
Dieweil 's kühl jetzt dorch d' Bude zieht.

On vor em stund, so wie e Bild öm Rohme,

*) Schultern.

Een Mann ön grauem Håår on ohne Hut,
On helle Troppe[1]) liefe von d'n Wange
— Er wußt' nich, wårens Thräne oder sonst was —
D'r såh möt blaue Ooge nach d'm Himmel,
Dann öm söch her on nach d'm grüne Wald;
Am Himmel stund 'n Boge, stöll on schön,
Ön alle Farbe, die man denke kann,
D's Regenbogens stolze Ehrenpforte.

D'r Alte wees[2]) möt seinem Hut omher
On sågt: Nu komm' heraus, 's ös voröber!
W'r wolle heem,[3]) heut' ös e Feiertag —
Gott ruht nu aus; zu morge gibt 's Årbeit.

C. G. Th.

Handschriftlicher Fund aus der Thorner Gymnasial-Bibliothek.

Thorn, 22. Juli 1865. In seinem Aperçu sur l'origine et le développement des méthodes en Géométrie thut Chasles eines Mannes Erwähnung, der der Hauptrepräsentant des mathematischen Wissens im vierzehnten Jahrhundert gewesen, des Erzbischofs von Canterbury Thomas Bradwardinus. Auf Seite 611 der deutschen Uebersetzung dieses Werkes, Note 278 schreibt er: „In einem Manuscripte der Königl. Bibliothek (No. 7368, Kopie aus dem vierzehnten Jahrhundert) findet sich eine Pièce, die im Kataloge betitelt ist: Fragmentum elementorum Geometriae, worin wir Stellen aus der Geometrie des Bradwardin erkannt haben." Ich kann Ihnen die jedenfalls interessante Mittheilung machen, daß eine vollständige Handschrift nicht nur dieser Geometrie (Geometria speculativa. Paris 1495 fol. und öfter), die aber hier den Titel Geometria assecutiva et arismetica führt, sondern auch einer bedeutenden Anzahl anderer werthvoller Schriften dieses Gelehrten, so wie einiger Schriften anderer Autoren sich im Besitze der hiesigen Königl. Gymnasial-Bibliothek befindet. Diese Handschrift gut und sauber erhalten hat die Nummer R. 4to 2 und den Bibliothekstitel Problematum Euclidis explicatio,*) der

---

[1]) Tropfen. [2]) wies. [3]) heim.

*) cf. Petri Jaenichii Notitia bibliothecae Thorun. im Gelahrten Preußen. II. S. 224. unter No. XXIII.

natürlich nicht der richtige ist und auch nach der Handschrift zu schließen, frühestens im letzten Jahrhundert zugefügt sein kann. Es würde sich jedenfalls empfehlen ihn durch einen richtigern zu ersetzen.

Der Inhalt der Abhandlungen ist physikalisch, geometrisch, arithmetisch, astronomisch. Die wichtigsten Abhandlungen sind die Perspectiva Braswardini (so steht der Name auf der Außenseite des Pergamenteinbandes und einmal am Ende einer andern Abhandlung, sonst lautet er auch in unsrer Handschrift Thomas Bradwardinus), eine Optik, die oben genannte Geometria assecutiva, der tractatus I, II, III, de proportionibus mit der Bezeichnung $\boxed{\frac{1}{2}}$ $\boxed{\frac{2}{3}}$ für ein Halb, zwei Drittel, der tractatus de Continuo Bradwardini und einige kleinere ebenfalls Bradwardinische Schriften. Außerdem befindet sich aber darin auch ein Werk, von dem bis jetzt nur zwei Handschriften bekannt sind, nach Chasles a. a. O. S. 481 eine in Paris in der Bibliothèque impériale mit mehreren andern zusammen unter dem Titel Verba filiorum Moysi filii Schaker, Mahumeti, Hameti, Hasen, (Supplément latin No. 49 in fol.), die andere eine Pergamenthandschrift ebenfalls aus dem vierzehnten Jahrhundert in Basel unter dem Titel liber trium fratrum de Geometria. Dieses Werk hat in unserm Manuscripte bemerkenswerther Weise beide Titel nämlich sowohl den Verba filiorum Moysi filii Schyi, Marmeti, Hameti, Hasen (Sic!) als auch auf dem rechten Rande den Titel 3um frat^{rum}. Einen Theil dieses Manuskriptes nach dem Basler Codex übersetzt findet man in Grunerts Archiv Th. 39 S. 186 ff.

Das Manuscript ist auf Papier geschrieben und in Pergament gebunden. In einer der Abhandlungen Theoria Planetarum findet sich am Ende die Bemerkung: „Explicit anno domini MCCCLIX“, so daß die Handschrift also aus der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts stammt. Die einzelnen Lehrsätze sind durch größere Schrift, rothe Initialien und Unterstreichen mit Roth hervorgehoben. Im Ganzen zählt man 206 beschriebene Seiten und ist die Handschrift mit äußerst saubern Figuren ausgestattet.

Erlauben Sie mir jetzt noch einige Bemerkungen über die Lebensumstände des Hauptautors, wie ich sie der Güte des Herrn Oberbibliothecar Prof. Dr. Carl Hopf in Königsberg verdanke, hier anzureihen.

Thomas Bradwardinus (Bredewardin) ist geboren zu Hartfield bei

Chichester in der Grafschaft Suffolk. Er wurde nach Gräße (Handb. einer Allgem. Literärgesch. II, 2, 1 S. 55) von Einigen für einen Dominicaner, von andern für einen Franciscaner gehalten. 1325 wurde er Procurator der Universität Oxford, las über Theologie, Philosophie und Mathematik mit solchem Erfolge, daß man ihm den Beinamen Doctor profundus beilegte. Später wurde er Kanzler an der St. Paulskirche in London und auf Verwendung des Erzbischofs von Canterbury Johann Stratford Beichtvater des Königs Eduard III. In dieser Eigenschaft begleitete er diesen überall hin und wurde im Jahre 1348 zweimal nach dem Tode seines Gönners zum Erzbischof von Canterbury gewählt (die Bestätigungsbulle ist aber erst vom 19. Juni 1349 batiert) und starb im folgenden Jahre am 26. August 1349. Weitere Nachrichten über das Leben Bradwardins findet man in: Th. Godwin, de praesulibus Anglicis Pars I, p. 160; Cave Tom. II. p. 49; Quétif Pars I. p. 744. Fabricius, Bibliotheca mediae latinitatis I, 728 und sonst. Ueber seine Bedeutung als Mathematiker sehe man Chasles, Aperçu historique S. 611—614 d. deutschen Uebersetzung. Seine theologische und philosophische Richtung lehrt sein Werk De causa Dei contra Pelagium et de virtute causarum libri III. ed. H. Savile. London 1618 fol. Hierin spricht er im Sinne Augustins den Satz aus, daß Gott in Allem selbst wirke und der Mensch nur sein Schatten sei. Das ganze Buch dieses Scholastikers ist überwiegend philosophischen Inhalts. Von seinen mathematischen Schriften citirt Gräße a. a. O. II, 2, 2 S. 847 als im Druck erschienen Geometria speculativa, Paris 1495, 1504 (od. 1505) 1511, 1520. fol. — Arithmetica speculativa, Paris 1496, 1505, 1512, fol. — De proportionibus velocitatum, Venedig 1505 fol. — De quadratura circuli, Paris 1516 fol. doch ist letztere nach Chasles, a. a. O. S. 614 untergeschoben.

Auch sonst besitzt die hiesige Bibliothek manche sehr werthvolle alte mathematische Drucke, das Beste davon ist freilich mit mehren andern Werken durch den Oberpräsidenten v. Schön für die Königsberger Universitätsbibliothek eingefordert worden, nämlich die editio princeps des Euclides, und der Katalog enthält jetzt nur noch den Titel des Werkes.

M. Curtze.

Zur Typographie der Kulmer Handfeste.

(Vgl. I, 647.)

Der I, 647 beschriebene Druck der Kulmer Handfeste findet sich in einem zweiten Exemplare auf dem Kgl. Provinzial-Archive.*) Es ist ein Sammelband No. 522 mit der Bezeichnung „Allerhand Preußische Sachen." In dem früher gegebenen Abdruck des Titels sind ein paar die Genauigkeit störende Setzer-Versehen zu berichtigen: in „Wahrhafftige" ist das erste „h" zu eliminieren, und die Worte „anno" „Cal octo." sind mit Deutschen Buchstaben zu schreiben.

S – n.

Kunstbestrebungen in Danzig.

Kaum eine andere deutsche Stadt dürfte so reich an eigenthümlichen Kunstdenkmälern sein, als Danzig. Der Erhaltung derselben ist seit Jahren das eifrigste Streben dortiger würdiger Kunstfreunde gewidmet gewesen, unter denen der Architekt R. Bergau und der Bildhauer R. Freitag wegen ihrer unablässigen Bemühungen für den genannten Zweck, eine hervorragende Stelle einnehmen. Der Thätigkeit des letzteren ist es zu danken, daß der dem fünfzehnten Jahrhundert gehörige ehrwürdige Bau des ehemaligen Franziskanerklosters nicht nur conserviert, sondern schon vor der im August 1863 erfolgten Uebergabe desselben an die städtische Commune theilweise in der ursprünglichen Gestalt wiederhergestellt ist. So hat er „den herrlich gewölbten, nach Art der Marienburger Säle auf einem einzigen granitenen Mittelpfeiler ruhenden Hauptremter durch Entfernung der schmalen Mittelwände zu seiner architektonischen Würde zurückgeführt" und weitere Restaurationen und Ausschmückungen bei der Regierung und Privaten angeregt. Er war es ferner, der unter den schwierigsten Umständen und störendsten Einflüssen eine werthvolle Sammlung von Danziger Alterthümern zu Stande brachte und so der Verschleuderung und dem Verderben derselben vorbeugte. Ihm ist nun die Freude und Genugthuung zu Theil geworden, diese Sammlung als städtisches Museum anerkannt und deren dauernde Unterbringung in einem beson-

*) Zufolge gütiger Nachweisung des Herrn Provinzial-Archivar Dr. Meckelburg.

deren Raum des Franziskanerklosters gesichert zu sehn. Aber seine auf das allgemeine Wohl bedachten Wünsche gehn weiter! es kam ihm nicht nur darauf an, aus historischem Interesse Kunstwerke der Vorzeit zu erhalten, zu sammeln und sachgemäß zusammenzustellen; mehr noch scheint ihm von jeher am Herzen gelegen zu haben, in der jetztlebenden Generation die Liebe zur Kunst wieder zu wecken und namentlich dem jetzt auf die Nachahmung fremder Muster angewiesenen Handwerkerstande Gelegenheit zu schaffen, durch Ausbildung künstlerischen Formensinnes an den wohlerhaltenen Resten einer eigenartigen Architektur und Skulptur zu eigenthümlichen Schöpfungen zu gelangen, dadurch aber die Nüchternheit des modernen Geschmacks zu beseitigen und Danzig das besondere Gepräge seiner Physiognomie auch für die Zukunft weiterbildend zu erhalten. Die mit der dortigen Kunstschule verbundene Modellirklasse konnte diesem Zweck wenig dienen. Dazu wäre erforderlich gewesen „eine Modellirklasse einzurichten, in welcher Töpfer, Kunsttischler u. s. w. sich längere Zeit ausschließlich beschäftigen könnten, ohne gezwungen zu sein, eine Masse anderen Unterrichts zu besuchen." Freitag errichtete wirklich in den Räumen des ehemaligen Franziskanerklosters nach diesen Prinzipien eine Privat-Modellirschule, stieß dabei aber auf so viel Widerspruch seitens des Directors der Kunstschule, daß dieselbe in Folge amtlichen Verbots v. 11. Juni 1855 wieder geschlossen werden mußte. Er hat den Gedanken von Neuem aufgenommen und wendet sich in einem eigenen Schriftchen an den jetzigen Ober-Bürgermeister mit der Bitte, „die fast einer ganzen Generation entzogene ästhetische Unterrichtsfrage unsrer Zeit zurückzugeben und ihr Gerechtigkeit angedeihen zu lassen, so daß in dieser Beziehung die Blüthezeit Danzigs wiederkehren kann, um neue Fortschritte anzubahnen, und von der Stufe, wo sie stehen geblieben, seitdem der Schöpfer der Reiterstatue des großen Curfürsten zu Berlin, Danzig verlassen, sich kräftig weiter zu entwickeln." Möge diese anerkennenswerthe Beharrlichkeit endlich ihr Ziel erreichen! — Theils diese und andere Bestrebungen unterstützend, theils selbstständig auf ähnlichem Wege vorgehend wirkt seit einer Reihe von Jahren der „Verein zur Erhaltung der alterthümlichen Bauwerke und Kunstdenkmäler Danzigs," dessen Jahresberichte höchst interessante Uebersichten über das bisher Erreichte und in Aussicht Genommene geben. Lei-

der bleiben seine Mittel beschränkt, da das weitere Publikum aus Indifferentismus seine Betheiligung versagt. Was will es für eine Stadt, in der so viel Wohlhabenheit herrscht, sagen, wenn die gesammten Jahresbeiträge noch nicht die Summe von 100 Thalern ausmachen! Was gleichwohl durch festes Wirken auf angemessene Ziele hin erreicht worden, ist erstaunlich. Es handelte sich hier um Conservirung von Kunstdenkmälern an Ort und Stelle (nicht, wie beim Museum, um Zusammenbringung in einen geschlossenen Raum behufs deren Erhaltung) und sind bereits mancherlei kunstvolle Beischläge, Giebel, Treppen u. s. w. restaurirt und in ihrem ferneren Bestehn gesichert. Da es jedoch nicht möglich war, auf solche Weise alles Werthvolle an und in den Baulichkeiten zu schützen, so regte R. Bergau im vorigen Jahre den Gedanken an, photographische Abbildungen der für die Kunstgeschichte Danzigs wichtigsten Denkmäler (vorläufig 100 Blätter) nehmen zu lassen und dieselben in der Kunstschule zu deponiren. Der Verein hat sich mit einer namhaften Geldunterstützung dabei betheiligt und dadurch bereits die theilweise Ausführung ermöglicht. Die betreffenden Photographien von C. Radtke in Danzig geben an Trefflichkeit den ähnlichen Münchener, Berliner und Pariser Darstellungen nichts nach. Hoffentlich wird sich der Absatz von Copien an einheimische und auswärtige Kunstfreunde so günstig gestalten, daß die Kosten der Herstellung wenigstens zum Theil eingebracht werden können, damit aber eine Erweiterung des Unternehmens in Aussicht zu stellen ist. Möge auch diese Anregung dazu beitragen, die Aufmerksamkeit aller Gebildeten auf so gemeinnützige Zwecke zu lenken und eine allseitige rege Betheiligung herbeizuführen! — (cf. Berichte des Vereins zur Erhaltung der alterthümlichen Bauwerke und Kunstdenkmäler Danzigs; Danziger Zeitung 1864 No. 2440 im Feuilleton; Thesen zur Kunst- und Alterthumspflege im ehemaligen Franziskanerkloster und zu der mit dem Museum verbundenen Unterrichtsfrage hochachtungsvoll gewidmet dem Herrn Ober-Bürgermeister, Geheimen Rath v. Winter. Danzig, 1865; in Commission bei Th. Anhuth. —)



Die Sage vom Heiligenstein.

Mitgetheilt von

Friedrich Deutler.

Wenn der Strandreisende von Tolkemit nach Frauenburg wandert, durchzieht er einen Theil des alten Pogesanien, ein wild zerklüftetes Land. Rechts liegt auf steiler Bergwand theils Heide, theils Kiefernwald, theils wellenförmiges, fruchtbares Ackerland mit wogenden Saatfeldern; links bespült das frische Haff den einsamen Weg am Strande. Einer Blende, von einem bunt colorirten Heiligen geschmückt, der Priesterornat trägt, vorüber geht die Straße Berg auf zur sogenannten Patershöhe.

Hier überschaut man das von der frischen Nehrung abgeschlossene Wasserbassin des frischen Haffes vom Ausfluß der Nogat und Danziger Weichsel bis fast zum Tief. Durchfurcht ein Sturm die Wogen, donnert und braust das Element an die steile, fast nackte, mit dürftigem Gras und Schleedorn bewachsene Lehmwand, ist aber das Wasser glatt, spiegeln sich die Bergufer darin ab und der helle Sonnenschein tanzt darüber hinweg, indem er seine Strahlen in Form von Feuerfunken darauf reflectirt.

Eine breite mit Espen und Weiden bepflanzte Landstraße führt an einem, von frischem Grün und wildem Wein umkleideten Forsthause vorüber in den Wald zu Wyck.

Im Alterthum war dieses ein heiliger Wald und wenn uns die majestätischen Buchen nur ansehen, flüstert es aus allen Zweigen, daß hier die Vorzeit ihre Altäre gebaut. Der frische Waldesduft, die Thauperlen im Grase, der, die Baumkronen hell und dunkel schattirende Sonnenschein stimmt unser Gemüth fast heilig, welches sich noch mehr zum Allvater erhebt, wenn das Geschmetter der befiederten Sänger in die Lüfte tönt. —

Nochmals einer Mater-dolorosa-Blende vorüber geht der breite Fahrweg in Form einer Schlucht — langer Aal genannt — nach Frauenburg. Diesen verfolgen wir nicht, sondern einen Fußpfad, der von Gestrüpp, Kiefern und Buchen umrandet Berg ab zum Strande führt.

Hier ist der Rundblick bezaubernd. Hinter uns schließt ein von Kiefern bestandener Höhenzug mit steilen Wänden die weite Fernsicht ab, während rechts, etwa eine Meile davon entfernt, auf einer der dahinter geschobenen Bergketten die Stadt Frauenburg mit ihren Domthürmen liegt.

In derselben Richtung, aber in weiterer Ferne, schimmert durch Höhenrauch und Nebel die Ruine von Balga.

Gegenüber lehnt sich, die höchstens eine achtel Meile breite, frische Nehrung mit ihrer sandigen Dünenkette an das Haff, um es von der Ostsee abzugrenzen. Das von Welt und Kultur abgeschlossene Dorf Neukrug — alias Vögler — mit seinem auf dem Dünensande prangenden Kirchlein sehen wir gegenüber, während sich nach links hin mit Beginn des Waldstreifens das Seebad Kahlberg bemerklich macht. Links, auf dem diesseitigen Ufer befindet sich das Städtchen Tolkemit mit seiner neuen Uferanlage und in weiterer Ferne die Elbinger Niederung, nebst den, zwischen Ausfluß der Elbinger Weichsel und Nogat liegenden, fruchtbaren Kämpen.

Wir schauen vor uns. Zwanzig Schritt vom Ufer entfernt befindet sich im Flachwasser der Heiligenstein, ein großer, dreizig Fuß im Umkreise betragender Granitblock, dessen mit Moos und Algen bewachsener Kopf zehn bis zwölf Fuß aus dem nassen Element hervorschaut. Aus nebelumhüllter Sagenzeit ist über diesen Stein folgendes an uns gelangt, für dessen Wahrheit wir, wie natürlich, nicht bürgen. —

Auf der frischen Nehrung, vielleicht auf Burg Naito*) (nach Hartknoch) wie im Wyckwalde wohnten zwei Riesen vorweltlicher Art, die sich sehr erzürnt hatten und mit großen Steinen nach einander warfen. Der Stein des Riesen auf der Nehrung traf nicht sein Ziel, sondern fiel nicht weit vor Wyck ins Wasser. Der Stein des Riesen aus Wyck erschlug den Nehrunger Riesen. Aus einer großen Wunde seines Körpers strömte das Blut auf die Dünen, aus dem die Heidelbeeren sich erzeugten, die bis auf heutige Stunde das Kieferwaldterrain überziehen. — Wo sich im Wasser ein großer Stein befand, errichteten die alten Preußen zu Ehren des Gottes Kurcho (dem Gotte des Essens und Trinkens) nach andern Chronisten, des Gottes Perdoytus, einen Opferaltar und auf demselben eine Stange mit seinem Bildnisse, das, um ihn gegen Wind und Wasser zu schützen, von Thierfellen umhüllt wurde. Hier opferten die heidnischen

*) Bis auf heutige Stunde existirt bei Neukrug ein Naitenberg, der Ueberrest einer alten Burg.

Priester (Sigonothen) die Erstlinge des Frühlings, wie Fische, die das heilige Feuer verzehrte.

Auf diesem herüber geschleuderten Stein — dem sogenannten Heiligenstein, existirte vor tausend Jahren ein Opferaltar der Art, der als Ueberrest einer längst verflossenen Zeit uns und der Nachwelt als Erinnerung zurückgeblieben. — [cf. N. Pr. Prov.-Bl. 1846. II, 117 f., „Die Riesen am frischen Haff." Anm. d. Hrsg.]

Nekrolog für 1864.

(Fortsetzung.)

(cf. Altpr. Mtsschr. I, 665.)

6. Nov. Rittergutsbesitzer **von Gralath**, auf **Sulmin**, nach 30jähriger rühmlicher Thätigkeit als Director des Danziger Landschafts-Departements, im 81. Lebensjahre. (Nachruf: Danz. Ztg. No. 2707.)

8. Nov. **Christian Friedr. Kaminski**, Kgl. Kanzleirath, Hauptmann a. D., Ritter des eisernen Kreuzes, im 80. Lebensjahre zu **Königsberg**. „Er ist der letzte Offizier der Kgsbg. Landwehr, welcher in der Leipziger Schlacht das Grimmaische Thor erstürmte." (Nekrolog: Ostpr. Ztg. 1864. No. 264.)

28. Dec. Superintendent **Leopold v. Winter** zu **Jelenic** bei Culm im 68. Lebensjahre. „Aus **Culm** schreibt man der Spenersch. Zeitung über die Wirksamkeit desselben: In seiner amtl. Stellung zu Schwetz a/W. hatte v. W., eine hochgeachtete Persönlichkeit, sich große Verdienste um die Befestigung des Protestantismus unter den Katholiken Westpreußens erworben, und noch in den letzten Jahren bildeten seine häuslichen Andachten einen willkommenen Sammelplatz für die in der Culmer Gegend zerstreuten Glieder der evangelischen Kirche. Die Milde und Würde seiner Persönlichkeit trug aber auch bei diesen kirchlichen Gegensätzen viel zur Ausgleichung bei, so daß ihm die volle Achtung Aller ins Grab nachfolgt." (Danz. Ztg. 1865. No. 2788.)

1865.

11. Jan. **Gottfried Lätsch**, Oberlehrer am Conradinum zu **Jenkau**, geliebt u. verehrt als „Vater Lätsch", auch als Mitarbeiter der musikal. Zeitschrift „Euphonia" bekannt. (Ueber die ihm zu Ehren am 28. Jan. in der Loge Eugenia zu Danzig veranstaltete Gedächtnißfeier s. Danz. Ztg. No. 2832. Westpr. Ztg. No. 25. Danz. Dampfb. No. 25.

19. Jan. **Karl Graf v. Finckenstein**, Mitgl. des Herrenhauses auf Lebenszeit, Landhofmeister des Königreichs Preußen, Senior des eisernen Kreuzes, zu **Jäskendorf** im 71. Lebensjahre. (Ostpr. Ztg. No. 26.)

1. Febr. **Georg Gottlieb v. Kallenbach** zu **Bamberg**, der bekannte Forscher u. Nachbildner altdeutscher Baukunst, zu **Graudenz** 1805 den 18. Mai geb. Seine Schriften sind: „Geschichtsabriß der deutsch-mittelalterl. Baukunst" (Berl., 844.); dasselbe zu e. Atlas mit bildl. geometr. Darstellungen auf 48 Blätt. (Münch., 846.); „Chronologie der deutsch-mittelalterl. Baukunst in geometrisch. Zeichnungen mit kurzer Erläuterung" (Ebd., 844—47). 2. Aufl. (855) in 86 Taf.; „Album mittelalterl. Kunst" (Ebd., 846); „Die Baukunst des deutsch. Mittelalters chronolog. dargestellt mit besond. Rücksicht auf d. Entwickelung des Spitzbogenstyls" (Ebd., 847); mit Jacob Schmitt gemeinschaftlich: „Die christl. Kirchen-Baukunst des Abendlandes von ihren Anfängen bis zur vollendeten Durchbildung des Spitzbogenstyls. Dargestellt mit Rücksicht auf d. gesammte diesem kunstwissenschaftl. Zweige seither gewidmete Literatur" (Halle, 850—52) mit 48 Taf.; „Freundschaftliche Gespräche über Katholicism. und specifisches Altlutherth. Ein Beitrag zu den kirchlichen Zeitfragen der Gegenwart von G. K. G." (Ebd. 852); „Technische Bibliothek für Künstler u. Handwerker" (Münch., 852) mit 64 Taf.; „Chronolog. Formen-Folge der Altdeutsch. Baukunst bis zum Beginn des jetzigen Jahrtausend mit besond. Rücks. auf d. Entwickelung des Spitzbogenstyls" (Ebd., 853); „Dogmatisch-liturgisch-symbolische Auffassung der kirchl. Baukunst im Allgem. u. insbes. der Rund-Bogen-Styl" (Halle, 857); „Beiträge zum Verständniß der Kirchen-Baukunst mit besond. Rücksicht auf Neubau, Restauration u. Ausstattung" (Ebd., 857). (cf. der (Graudenzer) Gesellige, No. 47. Christl. Kunstblatt f. Kirche, Schule u. Haus 1865. No. 6. S. 95.)

17. Febr. Dr. **Eduard Heinel**, Pfarrer der altstädtischen Gemeinde, Archidiakonus zu **Königsberg** im 67. Lebensjahre. (s. **Trose** in d. Altpr. Mtsschr. II, 354—372. **Bartisius** im Verfassungsfreund No. 49—52.)

20. Febr. **Ernst Wilh. Beerbohm**, Kgl. Oberfischmeister zu **Feilenhof** im fast vollendeten 79. Lebensjahre. (Pr. Litt. Ztg. No. 47.)

9. März. Dr. **Karl zur Nedden** zu **Königsberg**, inmitten tiefer Studien an einem Schlagfluß. Verf. der unt. dem Tit.: „Der Rosengarten des Herzens" (Kgsbg., 844) bekannten Gedichte u. mehrerer anonymer u. pseudonymer Brochüren. Auch in d. jurist. Literat. bekannt, vorzügl. durch s. Mitautorsch. an Hugo's (seines Lehrers) Lehrb. der Digesten (Berl., 826); s. d. Vorr. zu diesem Bluhme u. zur Nedden gewidm. Buche u. Hugo's civilist. Magaz. 6 Bd. S. XI f.

10. März. Rittergutsbesitzer **Victor August v. Stägemann** auf **Metgethen** bei Königsberg, „ein einsamer Philosoph", wie ihn Förster in der philos. Ztschr. „Der Gedanke" bei Gelegenheit der Besprechung des nur wenige Monate vor seinem Tode erschienenen Werkes: „Die Theorie des Bewußtseyns im Wesen. Von V. A. v. Staegmann (sic!)" mit Recht nennt.

11. März. **Botho Wilhelm, Graf zu Eulenburg-Praffen**, Generalmajor z. D. u. Ritter des eisernen Kreuzes im noch nicht vollendeten 87. Lebensjahre.

15. März. Rector **Constantin Marcus**, Dirigent der höheren Töchterschule, der frü-

here Hrsg. des „Bürger- und Bauernfreundes" zu **Gumbinnen**. (Nachruf: Pr. Litt. Ztg. No. 68. Bürger- und Bauernfreund No. 12 u. 15.)

31. Mai. Sanitätsrath Dr. med. **Ernst Ferdinand Klinsmann**, Mitgl. vieler naturwissenschaftl. Gesellschaften, zu **Danzig** im 71. Lebensjahre nach 41jährigem Wirken. (Danz. Ztg. No. 3072.)

Provinzial-Geschichts-Kalender.

16. Aug. 1738. General **v. L'Estocq** zu Hannover geb.

17. Aug. 1544. „Suntag vur Bortolomei oder den 17 tag August ist das **particular** alhie zu **kongsperg** zu einer **vniuersitet** mit grosser solennitet bestetiget." (Freybergk, Chronik. S. 442.)

18. Aug. 1618. **Albrecht Friedrich**, der zweite Herzog v. Preußen †.

19. Aug. 1305. Erneuertes Gründungs-Privilegium von **Fischhausen** Actum et datum in Kungisberg anno ab incarnacione M°CCC°V. XIIII kal. Septembris.

20. Aug. 1864. Das **grüne Thor** in **Kgsbg.** wird durch Licitation zum Abbruch verkauft.

21. Aug. 1565. Die erste Stiftungs-Urkunde des **Braunsberger** Gymnasiums durch **Stanislaus Hosius** (eine spätere vom 6. Nov. 1568.)

22. Aug. 1762. Oeffentl. Feier des den 5. Mai 1762 zwischen Friedr. II. u. Peter III. geschlossenen und durch ein Manifest vom 6. Aug. von der Kaiserin Katharina bestätigten Friedens.

23. Aug. 1612. Durch Bekanntmachung von den Kanzeln wird der neue Kalender eingeführt, doch nicht, wie es in der Verordnung heißt, dem Papste zu Ehren oder auf seinen Befehl, sondern dem Könige und dem allergnädigsten Landesfürsten zu Gefallen. (Beschreibung der Domkirche 1820. S. 9.)

24. August 1724. Vereinigung der drei Magistrate in **Kgsbg.** auf Königl. Befehl. Das **Kneiphöfsche Rathhaus** wird zur Versammlung des Magistrats und das **Altstädtische** für das vereinigte Stadtgericht eingeräumt. (Hennig.)

25. Aug. 1744. **Joh. Gottfr. Herder** zu **Mohrungen** in Pr. geb.

26. Aug. 1611. Der Rath in **Thorn** befiehlt den Hutmachern, keinen Lehrjungen, der nicht deutscher Zunge sei, anzunehmen. (Thorn. Wochenbl.)

27. Aug. 1230. Gregor IX. bestätigt dem **Ritterorden für Preußen** die Besitzungen und Rechte, welche **Christian**, Bischof von Preußen, und Konrad von Masowien demselben geschenkt haben. (Acta Bor. I, 414. Dreger 84. Dogiel. IV. 14.)

28. Aug. 1797. D. **Gottfr. Leß**, der bekannte Theologe (geb. zu **Konitz** in Westpr. 31. Jan. 1736) † zu Hannover.

29. Aug. 1715. **Martin Oloff**, Pfarrer zu St. Georg in **Thorn** †.

30. Aug. 1757. Die Preußen unter Feldmarschal **v. Lehwald** verlieren **die Schlacht bei Groß-Jägerndorf** bei Wehlau gegen die Russen unter Apraxin.

1. Sept. 1834. Schluß der großen 4wöchentl. Uebung des ganzen 1. Armeekorps in den Lagern von **Lauth** u. **Palmburg** bei **Königsberg** durch ein Corps-Manöver. (Faber, S. 280.)

3. Sept. 1329. Hochmeister. **Werner v. Orseln** verleiht der **Altstadt Königsberg** den **Raum Sant Georgii** zur Aufnahme der Aussätzigen aus dem Samlande. Diese Verleihungs-Urkunde wird fälschl. für das Fundations-Privilegium des **St. George-Hospitals** gehalten. (Faber S. 145.)

4. Sept. 1720. Pfarrer **George Falk**, 68 Jahre Prediger an der **Altroßgärtsch.** Kirche in **Kgsbg.** † im 96. Lebensjahre als Senior des evangelischen Ministerii in Preußen. (Faber. S. 117.)

7. Sept. 1826. **Georg Michael Sommer**, Pfarrer an d. **Habergbersch.** Kirche † in **Kgsbg.** Bekannt durch seine meteorologisch. Beobachtungen u. durch seine Uebers. W. Herschels über den Bau des Himmels, 3 Abhandlungen, welche nebst einem authent. Auszug aus Kants allgem. Naturgesch. u. Theorie des Himmels (von J. F. Gensichen) 1791 in Kgsbg. bei Nicolovius erschien.

9. Sept. 1811. Die **altstädtische** Schule in **Kgsbg.** wird als Gymnasium eröffnet.

10. Sept. 1798. **Aug. v. Saucken** zu **Tarputschen** (Kreis Darkemen) geb.

11. Sept. 1803. Der Fürst-Bischof v. **Ermland**, Graf v. Hohenzollern, † 71 Jahre alt.

13. Sept. 1230. Gregor IX. ermahnt die Christgläubigen der Erzdiöcesen Magdeburg u. Bremen, u. in Pommern, Polen, Mähren, im Serbenland, Holstein, Gothland, sich zur Kreuzfahrt gegen die heidnischen Preußen zu rüsten, welche die dortigen Christen vertilgen wollen u. denen der Herzog v. Masovien u. der von diesem zu Hülfe gerufene **deutsche Orden** nicht im Stande sind zu widerstehen. (Watterich.)

14. Sept. 1821. Das 100jähr. Jubelfest seit Stiftung des **Kgsbgsch. altstädt.** Wittwen- u. Waisenstifts. (Hennig.)

15. Sept. 1828 wird die **Sparkasse** in **Kgsbg.** eröffnet. (Faber, S. 264.)

16. Sept. 1810. Das 300jähr. Gedächtnißfest seit Entstehung des Hafens und Seegats wird in **Pillau** gefeiert. (Hennig).

17. Sept. 1230. Gregor IX. fordert die Predigerbrüder in den unt. 13. Sept. genannt. Ländern auf, das Kreuz gegen die **Preußen** zu predigen. (Watterich.)

18. Sept. 1712. **Joh. Friedr. v. Domhardt,** Oberpräsid. der Kriegs- und Domainen-Kammer in **Ost- u. Westpr.**, Mitgl. der hiesigen Landesregierung, geb. zu Allerode im Herzogthum Braunschweig. (Sein Leben s. Beiträge zur Kunde Pr. I, S. 1—32.)

19. Sept. 1786. Feierliche Erbhuldigung Kg. Fr. Wilh. II. in **Kgsbg.** in der gewöhnl. Art innerhalb des Schlosses. (Faber, S. 242.)

20. Sept. 1707. Ein Kgl. Patent legt den sämmtlichen Assessoren des **Samländischen** Consistorii das Prädikat von Consist.-Räthen bei. (Hennig.)

21. Sept. 1860. **Arthur Schopenhauer** (aus Danzig gebürtig) † zu Frankfurt a. M. (Danz. Ztg. 1865. No. 2916.)

22. Sept. 1786 reist Kg. Fr. Wilh. II., von den **Ostpr. Landständen** bei der **Huldigung**

mit dem Beinamen „**der Geliebte**" geehrt, von den Studirenden als „**der Vielgeliebte**" begrüßt, von **Königsberg** nach Berlin ab. (Histor. Nachr. v. d. Feyerlichkeiten bey der Erbhuldigung. Kgsbg., 1786.)

24. Sept. 1812. **Karl Ludw. Pörschke**, Prof. d. Poesie u. Philosophie, bekannt durch mehrere ästhetische u. philosophische Schriften, † zu **Königsberg**.

26. Sept. 1768. Feierliche Grundsteinlegung zur **neuen Löbenichtschen** Pfarrkirche in **Kgsbg**. (Faber. S. 93.)

27. Sept. 1523. Dr. **Joh. Brismann** hält seine Antrittspredigt im Dom zu **Kgsbg.** (Faber, Taschenb. v. Kgsbg. S. 42.)

28. Sept. 1823 feierten die Gemeinden der **Altstädtischen** Kirche und des **Doms** zu **Kgsbg.** ihr Reformations-Jubiläum. (Faber. S. 43 u. 76.)

29. Sept. 1657. Vertrag zu **Wehlau**: die Souveränität des **Herzogth. Preußen** wird von Polen anerkannt.

30. Sept. 1560. Das akademische Privilegium und die Kgl. Konfirmation der Stiftungsurkunde der **Universität** zu **Kgsbg.** (durch Kg. Sigismund v. Polen) wird in Gegenwart des Hofes, der Staats- und Ortsbehörden feierlich in der Domkirche bekannt gemacht und fünf Kandidaten, auf Kosten des Herzogs, die Magisterwürde ertheilt — in früherer Zeit geschahen alle Doctor-Promotionen in der Domkirche. — (Beschreibung der Domkirche 1820. S. 8.)

Universitäts-Chronik 1865.

11. Juli. Philolog. Doctordiss. von **Alb. Fischer** (aus Blöcken in Ostpr.): **De mythis Platonicis.** (70 S. 8.)

17. „ „**Bekanntmachung**" der von den Facultäten gestellten vier Aufgaben zur Bewerbung um die von dem Comité ehemaliger Universitäts-Genossen zur Verfügung gestellten vier Prämien à 100 Thlr. Ablieferungstermin 24. Juni 1866. Prämien-Vertheilung 20. Juli 1866.

1. Theol. Facult.: **De Clementinorum origine et indole praesertim quid de variis eorum apud veteres obviis editionibus statuendum sit, recentiorum hac de quaestione opinionibus accurate examinatis, instituatur disquisitio.**
2. Jurist. Facult.: Ueber die Anwendung der die Evictionsleistung betreffenden römischen Rechtsgrundsätze auf Rechtsgeschäfte (außer dem Kaufgeschäft) und insbesondere über die Frage: in wie weit diese Grundsätze für die Haftpflicht des Cedenten einer Schuldforderung maßgebend seien? nebst einer Prüfung der bisherigen darauf bezüglichen Ansichten der gemeinrechtl. Doctrin u. Praxis.
3. Medic. Facult.: Durch Beobachtung einer größeren Anzahl von Neuge-

borenen das Wesen, die Ursachen u. die Bedeutung der bei denselben nach der Geburt stattfindenden Exfoliation der Epidermis zu ergründen; vor Allem die Bedingungen, von denen die verschiedene Dauer und die verschiedenen Formen der Abschuppung abhängen, so wie die Beziehungen festzustellen, welche diese Vorgänge zu der Ernährung u. der Wärmebildung der Neugeborenen etwa haben.

4. Philos. Facult.: Die Transformation der Abelschen Integrale erster Ordnung auf algebraischem Wege ist bis jetzt nur durch eine Transformation der 2. Ordnung, wobei ein solches Integral in ein Aggregat zweier übergeht, ausgeführt worden. Die unmittelbare Verallgemeinerung dieser Methode ist bisher nicht gelungen. Andererseits bieten die nach Jacobi weiter verfolgten Ideen desselben über die analytische Natur der Abelschen Funktionen u. Transcendenten u. namentlich die Arbeiten von L'hermite und Königsberger ein Mittel dar, um Transformations-Formeln der genannten Integrale aufzufinden. —

Es wird die Aufgabe gestellt, mit Benutzung dieser Methoden die Transformation eines Aggregats zweier solcher Integrale, in ein analoges durch Transformations-Formeln der 2., und wenn es gelingt, der 3. Ordnung analytisch u. direct algebraisch auszuführen.

Die Preisarbeiten können in latein. od. deutsch. Sprache abgefaßt werden.

19. Juli. Lectiones cursor. de progressu in excolenda historia juris Germanici inde a Car. Frid. Eichhorni v. cel. temporibus facto . . . a . . . **Aemilio Steffenhagen** jur. utr. Dr. ad docendi facultatem rite impetrandam . . . in publico habendas indicit Frid. Dan. Sanio jur. utr. Dr. P. P. O. ord. Ict. h. t. Decanus.

19. „ Philos. Doctordiss. von **Bernh. Rathke** (aus Kgsbg.): De duobus acidis selenium et sulfur una continentibus. (V u. 32 S. 8.) [Tit., Dedic., Vorw., Vita u. Thesen lat., d. Materie selbst deutsch].

20. „ Jahrestag der Einweihungsfeier des neuen Universitäts-Gebäudes. Prämien-Vertheilung.

22. „ Medic. Doctordiss. von **Adolf Ebner** (aus Pr. Eylau): De tumorum quorundam fibrosorum uteri in partu et in puerperio habitu. (30 S. 8. mit 1 lithogr. Taf.)

22. „ Medic. Doctordiss. von **Otto Klein** (aus Kgsbg.): De cysticis ovarii tumoribus. (32 S. 8.)

26. „ Philol. Doctordiss. von **Vict. Gustalaff**: Quaestionum de tragicis res gestas sui temporis respicientibus epicrisis. Halis Saxonum. (60 S. 8.)

26. „ Philol. Doctordiss. von **Eduard Loch** (aus Willenberg): De usu alliterationis apud poetas latinos. Halis Saxon. (60 S. 8.)

1. August. Philol. Doctordiss. von **Leo Cholevius** (aus Königsberg): Epitheta ornan-

tia, quibus utitur Vergilius, cum iis comparata, quibus posteriores epici latini, maxime quidem Silius, carmina sua distinxerunt. Pars I. (58 S. 8.)

1. August. Botan. Doctordiss. von **Otto Carol. Rud. Nicolai** (aus Labiau): De crescendi modo radicis. (VIII u. 16 S. 4.) [Die Abhandlung selbst in deutscher Sprache.]

Bibliographie 1864.

(Fortsetzung.)

Bergau, R., Zur Baugeschichte der Marienburg. [Danz. Dampfb. 1864. No. 37. Beil.]

— — A. Breysig's Aufnahmen von Schloß Marienburg. [Ebd. No. 39.]

— — Fricks Kupferwerk über Schloß Marienburg. [Ebd. No. 82.]

— — Aelteste Sammlung von Danziger Ansichten. [Ebd. No. 148.]

— — Das Langgasser Thor in Danzig u. seine Statuen. [Ebd. No. 166.]

— — C. Radtke's Photographische Ansichten von Danzig. [Danz. Zeitung. 1864. No. 2566. 2568.]

— — Die Kirche zu Lalkau. [Ebd. No. 2682. 2684. Beil.]

— — Zur modernen Architectur Danzigs. [Ebd. No. 2721.]

Bericht, Amtlicher, über die 24. Versammlung deutscher Land- u. Forstwirthe zu Königberg vom 23. bis 29. Aug. 1863. Hrsg. v. **Otto Hausburg**. Kgsbg., Druck v. Dalkowski. (Berlin, Wiegandt & Hempel.) (XII u. 606 S. Lex.-8.) 4 Thlr.

Bestimmungen, Die gesetzlichen, über Actiengesellschaften in Preußen. Kgsbg. u. Tilsit, Theile. Druck v. Dalkowski. (29 S. gr. 8.) 1/5 Thlr.

— — Für die Revue-Uebungen der Ostpreußische Artillerie-Brigade No. 1. pro 1864. Kgsbg., Druck v. Dalkowski. (58 S. gr. 8. mit 1 Tab.)

Betrachtungen über das Rechtsverhältniß der Feuerversicherungsanstalten zu ihren Versicherten. Danz., Kafemann. (46 S. gr. 8.) 1/4 Thlr.

Beuthien.

Ponsonby, Lady Emilie, Marie Lindsay od. ohne Prüfung keine Tugend. Aus d. Engl. übers. v. **Clemence Beuthien**. 3 Theile. Leipz., Gerhard. (466 S. 8.) 1 4/5 Thlr.

Bielenstein, Pastor A., die lettische Sprache nach ihren Lauten u. Formen erklärend u. vergleichend dargestellt. 2. (Schluss-)Theil. Die Wortbeugung. Berl., Dümmler. (VIII u. 428 S. gr. 8.) 3 1/3 Thlr.

Blätter, ostdeutsche. Hrsg. v. **H. Röckner**. Jahrg. 1864. Octob. — Decbr. 13 Nrn. (à 1/2 Bog.) gr. 4. Danz., Kafemann. 1/3 Thlr.

Bloch, W. Ph., Grammatik der hebräischen Sprache, mit besonderer Berücksichtigung des Selbstunterrichts. Danz., Anhuth. (XVI u. 182 S. gr. 8. m. 2 Taf.) 4/5 Thlr.

— — Erläuternde Uebersicht der Offenbarung St. Johannis, zur Erinnerung an die

Bibelstunden zu St. Annen, im J. 1863 u. 1864 gehalten. Danz., Selbstverl. des Verf. Anhuth in Comm. Druck v. A. Schroth. (47 S. gr. 8.) 13½ Sgr.

Blech, W. Ph., „Welche der Geist Gottes treibt, die sind Gottes Kinder." Pfingst-Predigten über die Festevangelien des 1. u. 2. Feiertags, Vormittags gehalten, u. auf Verlangen, hrsg. Ebd. (16 S. gr. 8.)

— — „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt." Predigt über 2. Petri 3, 3—14, am 26. Sonntage nach Trinitatis, als am Todtenfeste, Vormittags gehalten, u. auf Verlangen, hrsg. Ebd. (15 S. gr. 8.)

Bock, Ed., Kgl. Reg.- u. Schulrath zu Kgsbg., Unterricht im kleinen Katechismus Luthers für Schule u. Haus. 2. verb. Aufl. Breslau, Dülfer. (XV u. 270 S. gr. 8.) ⅚ Thlr.

Boeszoermeny, Oberl. R., Danzigs Theilnahme an dem Kriege der Hanse gegen Christian II. von Dänemark. Ein Beitrag zur hanseatisch-scandinavischen Geschichte des XVI. Jahrh. Nach Urkunden des Danz. Rathsarchives. II. Abschnitt. Danz., Druck v. Kafemann. (16 S. 4.) [Osterprogr. d. Realsch. I. Ord. z. St. Petri u. Pauli.]

Bohn, Privatdoc. in Kgsbg. Dr., Ein Beitrag zu den Krankheiten des Thymus. [Deutsche Klinik. No. 23. 25.]

— — Das Hämatom der Sterno-cleido-mastroidei bei Neugeborenen [Ebd. No. 28.] Zweite Mittheilung über das Hämatom der Kopfnicker bei Neugeborenen. [Ebd. No. 52.]

Boruttau, Dr. Carl, Julianus der Abtrünnige, Trauerspiel in 5 Aufzügen. (Danzig, 1864. A. W. Kafemann.) Den Bühnen gegenüber als Manuscript gedr. Berlin. In Comm. bei Reinh. Schlingmann. 1865. (119 S. gr. 8.) 1 Thlr.

— — Kant u. sein System. Ein im April 1864 im Handwerkerverein zu Königsb. gehaltener Vortrag. Als eine Festgabe zur Enthüllung von Kant's Denkmal hrsg. Danz., Druck v. A. W. Kafemann. (26 S. gr. 8.)

v. Bonin, Reg.-R., Ansprache in der conservativen Versammlung zu Gumbinnen vom 8. Nov. 1864 über die Ziele der Demokratie u. der Conservativen. (Schultz'sche Hofbchdr. in Kgsbg.) (8 S. gr. 8.)

Breiter, Gymn.-Dir. Dr. Theod., Die alte lateinische Schule in Marienburg, ein Beitrag zur städtischen Schulgeschichte. Marienburg. Hempels Wwe. (24 S. 4.) ⅓ Thlr.

Buch's, Dietr. Sigism. v., Tagebuch aus den J. 1674 bis 1683. Beitrag zur Geschichte des Großen Churfürsten v. Brandenburg. Nach dem Urtexte im Königl. Geh. Staats-Archive zu Berlin bearb. u. hrsg. vom Major z. D. **Gust. v. Kessel**. 2 Bde. Jena, 865. (864.) Costenoble. (XII u. 596 S. Lex.-8.) 4¼ Thlr.

Büttner, Heinr., 12 Preußenlieder. Erlös für die im Dänenkriege Verwundeten u. der Gefallenen Wittwen u. Waisen. (Allein rechtmäßige Ausg.) Elbing, Selbstverl. u. in Comm. bei Neumann-Hartmann. (31 S. m. 1 Steintafel.) $^1/_{12}$ Thlr.

Burdach. Alphabet. Verzeichniß sämmtl. in das Handelsregister des Kgl. Commerzien- u. Admiralitäts-Collegiums u. des Kgl. Kreis-Gerichts zu Kgsbg. i. Pr. eingetragenen Handelsfirmen, Handelsgesellschaften u. Procuren nach amtl. Quellen zusammengestellt von **D. Burdach**, Kgl. Commerz.- u. Admiralitäts-Rath, im Februar 1864. Kgsbg. Dr. u. Verl. v. Emil Rautenberg. (46 S. 4.) 1/3 Thlr.

Burow, sen., Geh.-San.-R. Dr. A., Ueber die Reihenfolge der Brillen-Brennweiten. Berl., Peters. (20 S. gr. 8.) 1/5 Thlr.

— — jun., Bericht üb. d. Leistungen der Privat-Klinik des Geh. San.-R. Dr. Burow zu Kgsbg. i. Pr. im J. 1862. [Deutsche Klinik. No. 29.]

— — Hauptm. a. D. A., Special-Plan der Düppeler Schanzen u. ihrer nächsten Umgebung, nebst einer ausführl. Beschreibung u. Angabe der dänisch. Stellung, gez. u. bearb. nach d. neuest. Quellen. Maasstab 1 : 37,500. Berlin, Bath in Comm. (Lith. qu. Fol. mit Text.) 1/4 Thlr. — 2. verm. Ausg. Ebd. baar 1/6 Thlr.

— — Plan der Festung Rendsburg nebst der Inondation u. der nächsten Umgegend. Nach den neuesten Materialien bearb. Maasstab 1 : 20,000. Berlin, Schropp in Comm. (Lith. gr. Fol.) In Carton 1/3 Thlr.

— — Julie, [Frau Pfannenschmidt], Blumen u. Früchte deutscher Dichtung. Ein Kranz gewunden f. Frauen u. Jungfrauen. 13. Aufl. Berl., 1865. (1864.) Schotte & Co. (XIV u. 272 S. 16.) In engl. Einb. m. Goldschn. 1 1/2 Thlr.

Carganico, Dr. in Memel, Ein Fall von Paralysis infantilis spinalis mit einigen allgemeinen Bemerkungen über diese Krankheit. [Deutsche Klinik. No. 45—48.]

Caspary, Rob., Bemerkungen üb. d. Schutzscheide u. d. Bildung des Stammes u. der Wurzel. [Jahrbüch f. wissenschaftl. Botanik. IV. Bd. 1. Hft. Lpz. S. 101 bis 124 mit 2 Taf.]

Cholevius, Gymn.-Prof. Dr. L., Dispositionen u. Materialien zu deutschen Aufsätzen üb. Themata f. die beiden ersten Klassen höherer Lehranstalten. 1. Bdch. 3. verm. u. verb. Aufl. Lpz., Teubner. (XXIV u. 328 S. 8.) 1 1/5 Thlr. 2. Bdch. 2. verb. Aufl. Ebd. (XVI u. 312 S.) 1 1/5 Thlr.

— — Dispositionen u. Materialien zu 25 deutschen Aufsätzen üb. Themata f. d. beid. ersten Klassen höherer Lehranstalten. Besond. Ausg. e. Nachtrages zu dem im in 3. Aufl. erschienenen 1. Bdch. d. Samluug für die Besitzer der älteren Aufl. Ebd. (122 S. 8.) 2/5 Thlr.

Clarus, Ldw., Die Auswanderung der protestantisch-gesinnten Salzburger in d. J. 1731 u. 1732. Innsbruck. Vereins-Buchh. (IV u. 608 S. gr. 8.) 1 2/5 Thlr.

Clebsch, A. (zu Giessen), Ueber die Anwendung der Abelschen Functionen in der Geometrie. [Crelle's Journal f. d. reine u. angewandte Mathem. 63. Bd. 3. Hft. S. 189—243.]

— — Ueber diejenigen ebenen Curven, deren Coordinaten rationale Functionen eines Parameters sind. [Ebd. 64. Bd. 1. Hft. S. 53—65.]

Clebsch, A., Ueber die Elimination aus 2 Gleichungen 3. Grades. [Ebd. S. 95—97.]

— — Ueber die Singularitäten algebraischer Curven. [Ebd. S. 98—100.]

Codex juris municipalis Germaniae medii aevi. Regesten und Urkunden zur Verfassungs- u. Rechtsgeschichte der deutschen Städte im Mittelalter. Gesammelt u. hrsg. v. Dr. **Heinr. Gottfr. Gengler,** Prof. d. Rechte zu Erlangen. Bd. I. Hft. 2. Erlangen. Ferd. Enke. (S. 257—512.) 1 Thlr. 14 Sgr. [Enthält: CXXVIII. **Braunsberg.** S. 281—285. CXCIV. **Christburg.** S. 490—491.]

Copernic. Traitè de la monnaie de Nicole Oresme. Texte latin et version française, publiés d' après le manuscrit de la Bibliothèque impériale, suivi du Traité de la monnaie de **Copernic**, texte latin et version française, avec introduction et commentaires. Par M. **Wolowski**, membre de l' Institut. Paris. Guillaumin et Ce. (CCXX — 84 p. gr. in — 8 jèsus.) 8 fr. Exemplaires sur papier de Hollande, tirés à petit nombre. 12 fr.

— — La Monnaie; entretien sur le Traité de la monnaie de **Copernic**; par **L. Wolowski**, membre de l' Institut. Paris. Didier et Ce. (52 p. gr. in — 18.)

— — **J. Bertrand**, Copernic et ses travaux (Nicolai Copernici opera omnia. Varsovie 1856.) [Journal des Savants. Février. Paris. S. 69—91.] (Auch separat erschienen: Paris. (28 p. in — 4.))

Cubic-Tabellen für Latten, Mauerlatten u. Balken. Danzig. Th. Anhuth. (Dr. v. A. W. Kafemann.) (16 S.) 1/4 Thlr.

Czerwinski, Alb., William Shakespeare, u. die beiden ersten berühmten Darsteller seiner Charaktere. [Abdr. aus dem Danz. Dampfboot.] Danzig. Léon Saunier. (Dr. v. Edw. Gröning.) (8 Bl. 8.) 1 1/2 Sgr.

— — Zur Culturgeschichte der Tanzkunst. [Westermann's illustr. deutsche Monatshefte. Mai. Nov. 1864. April 1865.]

Czy mówisz po polsku? (Sprichst du polnisch?) oder Polnischer Dolmetscher, enthaltend: polnisch-deutsche Gespräche, Redensarten u. Vokabeln, nebst grammatischen Andeutungen u. Regeln üb. d. Aussprache. 6. umgearb. u. sehr verm. Aufl. Thorn. Dr. u. Verl. v. Ernst Lambeck. (IV u. 188 S. 12.) 5/12 Thlr.

[Danzig.] Deutsche Seestädte. 5. **Danzig.** [Illustr. Ztg. No. 1115.]

Zum 19. Febr. 1864. (Abdr. aus d. „Danz. Zeitung“ v. 28. Febr. 1814. (No. 33.) im Verl. der Müller'schen Buchdruckerei auf dem Holzmarkte. Enth. „**Beschreibung der Feierlichkeiten bei der Civilbesitznahme der Stadt Danzig u. deren Gebiet**“) [Danz. Ztg. No. 2294.]

Zur Bevölkerungsstatistik **Danzigs.** [Danz. Dampfb. No. 166. 167.]

Unsere **Danziger** Verkehrsanstalten. [Danz. Dampfb. No. 139. 140.]

Allgem. Bedingungen beim An- u. Verkauf von Getreide in **Danzig.** [Ztschr. f. d. gesammte Handelsrecht, hrsg. v. Goldschmidt. 7. Bd. 4. Hft. S. 575—582.]

Die große landwirthsch. Ausstellung auf der Speicher-Insel in **Danzig.**) [Danz. Dampfb. No. 196—198. 200—202.]

Die **Danziger** Vorbauten-Sache vor dem Königl. Ober-Tribunale. [Danz. Dampfb. No. 24.]

Ein Wort in der Vorbauten-Angelegenheit (zu **Danzig**.) [Danz. Dampf. No. 60.]

Das große Danziger Stadtfest. Danzig, Dr. v. Edw. Gröning. (10 S. gr. 8.) 2 Sgr. (Enth. e. humoristische Zusammenstellung der eigenthüml. Benennungen der Danziger Straßen, Gassen u. Plätze.)

Darstellung, Statistische, u. Topographie des Landkreises Königsberg, zusammengestellt im Bureau des Königl Landraths-Amts Königsberg im Amfange des J. 1863. Kgsbg. Gedr. u. zu haben bei Emil Rautenberg. (63 S. 4.) $^5/_{12}$ Thlr.

— — Statistische, des Rastenburger Kreises zusammengestellt im Bureau des Königl. Landraths-Amts Rastenburg im Anfange des Jahres 1863. Rastenburg. Dr. der A. Haberland'schen Officin. (78 S. 4.)

Denkschrift über die Abtretung des städtischen Bauhofes. Elbing. Verl. der Neumann-Hartmannschen Bchhdl. (8 S. 8.)

Dentler, Fr., die frische Nehrung. [Globus. Hrsg. v. K. Andree. 6. Bd. 11. Lfg.]

— — Land u. Leute am Frischen Haff. [Ebd. 7. Bd. 3. Lfg.]

— — Eine Nacht auf dem frischen Haff. Episode aus dem Fischerleben. (Eine wahre Begebenheit.) [Danz. Dampfb. No. 57—61.]

Detroit, L., Frauenwerth. Eine Vorlesung. Kgsbg. i. Pr. Dr. u. Verl. v. Gruber & Longrien. (15 S. gr. 8.)

Dinterfeier, die, in Kgsbg, am 29. Febr. 1864. (Von Lehrer R.) [Der Volksschulfreund hrsg. v. Pred. Dr. Voigdt. N. F. 18. Jahrg. 2. Hft. S. 118—123.]

Dinterverein, Ein neuer, im Kreise Darkehmen. [Ebd. S. 123—124.]

Directorium divini officii ecclesiae et dioecesis Varmiensis iuxta rubr. gener. berviar. (sic!) et missal. Roman. atque decreta sacr. rituum congregat. jussu et auctoritate illustrissimi ac reverendissimi domini D. Josephi Ambrosii Geritz. Ad annum 1865 editum. Brunsbergae, impressit C. A. Heyne; mit **Elenchus** universi cleri dioecesis Varmiensis conscriptus die 17ma Novembris 1864. (52 Bl. 8.)

Document konstytucyi dla Pruskiego kraiu z Ob'wiecaniami. Wydany od Zwiąsku patryotycznego w Krolewcu w Prusach. W Krolewcu w Pr. Druk i nakład Szulcowey Drukarnii nadworney. (IV u. 41 S. gr. 8.)

Dröse, Aug., (Lehrer in Marienwerder.) Pädagogische Charakterbilder. 2. Aufl. Langensalza. F. G. L. Greßler. (IV u. 172 S. 8.)

Droga krzyżowa czyli Obchód Stacyi, w Kościołach Braci mniejszych Sw. Franciszka Reformatów Prowincyi niepokal. Poczęcia Najśw. Panny Maryi. dla pożytku Dusz ludzkich. Nakładem klasztoru Wejherowskiego. (Własność prawną zastrega sobie Syndyk tegoż klasztoru.) W. Wejherowie (Neustadt i. Westpr.) Drukiem i w komisie H. Brandenburga. (40 S. 16.)

Dulk, A. B., Friedensruf. (Gedicht.) [Morgenblatt f. gebild. Leser. No. 14.]

Das Drama „Jesu" von Dr. Dulk. [Allgem. Kirchen-Zeitung. No. 43.]

Eckardt, Dr., Zur Characteristik des Procop und Agathias als Quellenschriftsteller für den Gothenkrieg in Italien. Kgsbg. Schultzsche Hofbchdr. (Progr. d. Kgl. Friedr.-Colleg. S. 1—15. 4.)

Eichendorff's, Jos. Freih. v., sämmtliche Werke. 2. Aufl. Mit des Verf. Portr. u. Facs. Lfg. 36—38. (Schluß.) Lpz., Voigt & Günther.

— — Gedichte. 5. Aufl. Ebd., 1865. (1864.) (X u. 498 S. 16.) In engl. Einb. m. Goldschn. 2 Thlr.

Ein- u. Ausgangs-Zölle, die deutschen, (Grenzzollwesen — Zollverein.) Ein Flugblatt der Volkswirthschaftl. Gesellsch. für Ost- u. Westpr. als VII. Flugschrift des Volkswirthsch. Vereins für Süd-West-Deutschland. (Dr. u. Verl. v. A. W. Kafemann in Danzig.) (19 S. gr. 8.)

Elditt, H. E., Ueber die eßbare Auster u. die Erfolge einer Austernzucht. [Der Volksgarten. No. 28.]

Ellendt, Joh. Ernst, Drei homerische Abhandlungen. Vorangeschickt sind Mittheilungen über das Leben des Verf. (von Georg Ellendt). Leipz., Teubner. (XXVI u. 114 S. gr. 8.) 27 Sgr.

Ellinger, Dr., Leitfaden zum Unterricht in der Mathematik. 3. Hft. Planimetrie. (2. Aufl.) Tilsit. Dr. u. Verl. v. J. Reyländer. (36 S. gr. 8.)

Engelhardt, F. B., Karte der Provinz Preussen. Maasstab 1 : 600,000. Berlin, Schropp. (Lith. u. color. Imp.-Fol.) In Carton. 1/2 Thlr.

— — Dir. Frid. Guil., De periodorum Platonicarum structura. Dissert. II. Danz., Homann. (Typis Edw. Groeningii.) (27 S. gr. 4.) 2/3 Thlr.

Entwurf. Veranschlagungs-Grundsätze der Ostpreußisch. Landschaft. Kgsbg. Gedr. b. Alb. Rosbach. (150 S. gr. 4.)

Ereignisse, die, in Schleswig-Holstein. Mit 1 Karte vom Kriegsschauplatze (in Holzschn.) Elbing u. Marienburg. Neumann-Hartmannsche Bchhdlg. (16 S. 8.) 2 Sgr.

Erinnerung an das Labiauer Kreis-Missionsfest 1864. (Schultzsche Hofbchdr. in Kgsbg.) (16 S. gr. 8.)

Erläuterung einiger Ausstellungen gegen die Schrift „Aufklärung nach Actenquellen" über den Religionsprozeß zu Königsberg in Preußen von dem Verf. der genannten Schrift. Basel. Balmer & Riehm. (23 S. 8.) 2 Sgr.

[**Falk**, Johannes.]

Baur, W., Geschichts- u. Lebensbilder. Bd. II. Hamburg. Agentur d. Rauhen Hauses.

Fegebeutel, Ad., in Hohenstein, Meine sechsjährigen Erfahrungen über Maulbeerbaumzucht u. Seidenbau unter hiesigen klimatischen Verhältnissen. [Mittheilungen, landwirthschaftl. Danzig. Kafemann. 32. Jahrg. No. 3. S. 79—82.]

Feldpolizei-Ordnung. Vom 1. Nov. 1847. 2. Aufl. Tilsit. Dr. v. J. Reyländer. (24 S. 8.)

Feldzug, der, von 1859 in Italien bearb. von e. preuss. Offizier. 3. Theil. 1. Hälfte. Rückzug der Oesterreicher hinter den Chiese. — Das Treffen von Castenedolo. Mit 1 Plan im 1 : 50,000 Maasstabe. Thorn. Lambeck. (S. 1—174. gr. 8.)

Festfeier am Tage des 25jährigen Bestehens der Ebertschen höheren Töchterschule in Danzig am 3. Jan. 1863. Ein Erinnerungsblatt für Schülerinnen u. Freunde der genannten Schule. Danzig, Druck von Edw. Gröning. (17 S. 4.)

Feuer-Polizei-Ordnung für die Stadt Allenstein. (Gedr. bei A. Harich in Allenstein.) (16 S. 4.)

Firmen-Adreßbuch von Ost- u. Westpreußen [s. Altpr. Monatsschr. I, 281.] Abth. III: Reg.-Bez. Marienwerder. Danzig. Theod. Bertling. (IV u. 76 S. Lex.-8.) 1/3 Thlr. Abth. IV: Reg.-Bez. Gumbinnen. Ebd. (IV u. 60 S.) 1/3 Thlr. Abth. I—IV: 1 Thlr.

Fischel, Dr. Ed., Die Verfassung Englands. 2. verb. Aufl. Berlin, Schneider. (XXIV u. 570 S. gr. 8.) 2 1/2 Thlr.

— — The English Constitution. Translated from the second german edition. By R. J. Shee. London. Bosworth & Harrison. (XII u. 592 S. 8.)

— — La constitution d'Angleterre. Exposé historique et critique des origines, du développement successif et de l'état actuel de la loi et des institutions anglaises. Traduit sur la seconde édition allemande, comparée avec l'édition anglaise de R. Jenery Shee, par Ch. Vogel. T. I. Paris. Reinwald. (XXIII u. 438 S. 8.) T. II. Ibid. (XIV u. 509 S.)

Eduard Fischel, deutscher Publicist. [Unsere Zeit. Jahrbuch zum Conversat.-Lexik. v. Brockhaus. 95. Hft. Bd. VIII. S. 710—713.]

Forster. Ein Brief von **G. Forster**; mitgetheilt von **W. Buchner**. [Blätt. f. liter. Unterh. No. 26.] ♁

Periodische Literatur (1865).

„Schlesische Provinzialblätter. Hrsg. von Th. Oelsner." N. F. 4. Jahrg. Breslau. Juni (S. 325—404.) Juli (S. 405—468): Dr. T., Zur Charakteristik d. Schlesier, insbes. der Landbevölkerung. Dr. Baumgart, Schlesische Musiker in Fétis' „biographie universelle des musiciens." Jul. Neugebauer, Breslau's communale Schießlustbarktn. u. d. Glückstopf- od. Lotteriespiel. Th. Oelsner, 50 schles. Gnadenbilder und Wallfahrtorte (Anhang.) Sander, Die Feuerlösch- u. Rettgs.-Einrichtgn. Breslau's. (Forts.) Lützow, Bresl. Burschenschfts-Jubiläum. Herm. Gumpert, Eine sociale Frage. Beiträge z. Kritik unsr. Hdwerkszustde. u. Vorschlag z. e. Altersversorgungsanstalt f. Handwerk. u. Arbeiter. — Arvin, Der Schlesier Hauswesen. Jul. Neugebauer, Die Partkrämer- od. Partirer-Innung in Breslau. Partirer-Articols-Brieff wegen der Wahren. Ao. 1542. Mitgeth. von Jul. Ulrich. H. Palm, Wünsche u. Hoffnungen e. preuß. Schulmanns. Beitr. zu e. Sammlung schles. Sprüchwörter. Der preuß. u. auch schles. Landwehr Antheil am letzt. Dänisch. Kriege. Von e. schles. Wehrmann. Volko, Schafft ein Industrie-Museum! — Der Erzähler. (Ulfilas, d. Vgrößrg. Schles. durch e. Stück Oberlausitz.) M. R.,

ein klein. Andenk. aus groß. Zeit. (Forts. u. Schl.) Briefe von J. C. F. Manso, aus R. Weigelt's Autographenschatze, m. biogr.-lit. Beigaben von Ulfilas. — F. Zeh, Blumen aus Rübezahl's Garten. Peterwitzer Geschichten u. Urkunden. (Mitgeth. v. B—g.) Blumenlese. Stimmen aus u. für Schlesien. Anregungen, Besprechungen, Mittheilungen. Literatur-Blatt. Kunstblatt. Zur Chronik u. Statistik. Briefkasten.

R. Bergau, die Kunst des Mosaiks im Ordenslande **Preußen**. [**Danz. Dampfb.** No. 87.]

Geschichtl. Entwickelung der **evang. Schullehrer-Seminare Ost- u. Westpreußens**. [Der **Volksschulfreund** hrsg. v. E. Bock. No. 14. 15.]

Frh. **v. d. Goltz**, d. Entwickelung der **landwirtschaftl. Fortbildungsschulen** im Bezirk d. **ostpreuß. landwirthsch. Centralstelle** während d. letzten Winters u. Frühjahrs. [**Land- u. forstwirthsch. Zeitung d. Prov. Preußen**. No. 27. 28.]

Ueber die „**Credit-Vereine der Provinz Westpreußen**" bei Gelegenheit der Zusammenkunft ihrer Vorstände. [**Danz. Ztg.** No. 3102.]

R. Bergau, Charakteristik der kleineren Pfarrkirchen in **Pommerellen**. [Köln. Organ f. christl. Kunst No. 10 f.]

Verein zur Rettung Schiffbrüchiger in Danzig. (Generalversamml. den 17. Juli im Artushofe — Bericht üb. d. bisher. Thätigk. Die Sammlungen ergaben 3400 Thlr. u. 380 Thlr. jährl. Beiträge. — Berathung u. Annahme des von dem provisorisch. Vorstande entworfenen Statuts. — Wahl des definitiven Vorstandes.) [**Danz. Ztg.** No. 3112. **Westpr. Ztg.** No. 165.] (Die Expedition des in Leipz. erscheinend. v. e. Danziger Dr. **Rob. König** red. Familien-Blattes „**Daheim**" hat dem Danz. Verein 1651 Thlr. zu Rettungszwecken übersandt. Das Danz. Comité hat beschloss., davon die Kosten der Station **Leba**, welche den Namen „**Daheim**" tragen wird, zu bestreiten.) [**Danz. Ztg.** No. 3116. **Westpr. Ztg.** No. 167.]

Zur Topographie **Braunsbergs**. [**Braunsberg. Kreisbl.** No. 27. 36. Beil. 45. 49. (Schluß).

Die dritte Säkularfeier des **Gymnas.** zu **Braunsberg** (am 3. 4. u. 5. Juli.) [**Ebd.** No. 54. cf. Danziger **Kathol. Kirchenbl.** No. 28.]

Der **naturwissenschaftl. Verein** in **Braunsberg** (im Jan. 1865 gebildet) **Braunsb. Kreisbl.** No. 30. 36. Beil.]

Die **Danziger** „Pfarrdörfer" (von welchen das sogen. **St. Albrechter Pfarrdorf** von ca. 520 Seelen seit d. 1. Juli mit der Stadt Danzig als 35. Stadtbezirk vereinigt u. zu e. **Vorstadt Danzigs** geworden ist.) [**Westpr. Ztg.** No. 161. cf. No. 158.]

Zur Geschichte des ehemal. **Barmherzigen-Bruder-Klosters** in **Alt-Schottland** (in **Danzig**). [**Danz. Kathol. Kirchenblatt** No. 29.]

Die **Danziger Handelsakademie** (4. Juli der 50. Jahrestag ihrer **Begründung**, welche durch e. Legat des Kaufm. **Joh. Jak. Kabrun** — 1759 geb. 1814 † — erfolgte. Er setzte in sm. Testament 100,000 Danz. Guld. in Stadtobligationen aus, um

v. deren Zinsen in sm. gleichfalls vermachten Wohnhause in der Hundegasse eine „höhere **merkantilische Lehranstalt**" zu errichten. Der durch d. Herabsetzung dieser Obligationen in Folge der Regulirung des Danziger Schuldwesens sehr verminderte Zinsertrag des legirten Kapitals reichte jedoch z. Erhalt. e. solch. Anstalt nicht aus u. so mußte d. Eröffnung derselb. bis 1832, wo d. Kaufmannsch. das Fehlende aus ihr. Kasse zuschoß, verschoben bleiben.) [**Westpr. Ztg.** No. 151.]

Die Stadt **Danzig** u. d. **Lazareth**. [**Danz. Ztg.** No. 3088. Beil. cf. **Westpr. Ztg.** 169. 184.]

Zum **Danziger Rathhausbau.** [**Westpr. Ztg.** No. 159.]

Eine Erinnerung (an d. vor 25 J. am 24. Juli 1840 in **Danzig** im Jäschlenthale gefeierte 4. Säcularfest der Erfindung der Buchdruckerkunst. Rückblick auf den in **Danzig** innerh. des letzten Viertel-Jahrh. genommenen Aufschwung der Typographie u. der mit ihr verwandten Gewerbe, sowie der periodisch. Presse.) [**Westpr. Ztg.** No. 166.]

Ein Dorfgesetz vom Jahre 1745. („Willkür des Dorfes „**Frytte**" genannt," welches ehemals zum **Schlosse Graudenz** gehörte, 1783 der **Stadt Graudenz** einverleibt worden u. jetzt eine Straße derselben „**Trinkestraße**" bildet.) [**Der (Graudenzer) Gesellige.** No. 80, 84 Beil.)

(Die **Graudenzer Gymnasialfrage** in der Stadtverordneten-Versamml. v. 18. Jul.) [Ebd. No. 84.]

Mittheilungen aus dem **Universitäts-Laboratorium zu Königsberg.** XV. Beiträge zur Kenntniß der chemischen Aehnlichkeit von Schwefel u. Selen. Selendithionige Säure. Selenthritionsäure. Von **B. Rathke.** (cf. Universitäts-Chronik. 19. Juli.) [Journal f. prakt. Chemie hrsg. v. Erdmann u **Werther.** 95. Bd. 1. Hft. S. 1—30.]

A. Hagen, die Shakspearfeier des **liter. Kränzchens. Kgsbg.** im April 1864. [Beil. z. No. 2 der **Unterhaltungen des liter. Kränzch.** Kgsbg. 1865.]

R. Bergau, die Kirche zu **Gr. Krebs** (e. Dorfe 1 Meile östl. von **Marienwerder**) [**Danz. Kathol. Kirchenbl.** No. 27.]

Grundsteinlegung zur evang. Kirche in **Lessen.** [**Evang. Gemeindeblatt.** No. 30.]

Neufahrwasser-Eisenbahn. [**Danz. Ztg.** No. 3110.]

Eröffnung der **Tilsit-Insterburger-Eisenbahn** (am 17. Juni) [**Tilsit. Ztg.** No. 70. 71. 73. 74. Illustr. Ztg. No. 1149.]

Versammlung des „**preußisch. botanischen Vereins**" zu **Tilsit** am 5—7. Juni. („Freunde der Flora Preußens," welche behufs gegenseit. Austausches ihrer Entdeckgn. u. Beobachtgn. seit etwa 10 J. am Mittwoch nach Pfingsten an verschied. Orten der Provinz sich versammelt hatten, traten 1862 zu Elbing auf Anregung Prof. Caspary's zur bessern Förderung ihrer Zwecke zu obigem Vereine zusammen, welcher im vorigen Jahre schon 76 Mitgl. zählte.) [**Tilsit. Ztg.** No. 68.]

Erster bis Dritter Tag (24—26. Juli) der **5. Provinzial-Lehrer-Versammlung** (in **Elbing.**) [N. Elb. Anzeiger No. 96—98.]

Das 4. Preußische **Provinzial-Turnfest** (in **Memel** vom 16.—18. Juli.) [(Memeler) **Bürger-Zeitung** No. 83—85.]

(Unser Landsmann **Bergenroth** u.) die Archive von Simancas. [**Westpr. Ztg.** No. 161.]

Johann Jacoby im Kerker. [**Pr. Litt. Ztg.** No. 162.]

Prof. Dr. **E. Hagen, Immanuel Kant.** Vortrag. [**Unterhaltungen** des **liter. Kränzch. in Kgsbg.** hrsg. v. **R. Reusch.** No. 3.]

☐ Ein Bürgermeister Danzigs aus dem 16. Jahrh. (**George Klefelt**, geb. 23. Januar 1522 zu Elbing.) [**Danz. Ztg.** No. 3142.]

(Bericht üb. d. 50jähr. Veteranen-Jubiläum e. fleißigen, wackern Arbeiters, des 74jähr. Zimmergesellen **Rosatis**, welcher als Vaterlandsvertheidiger die Freiheitskriege mitmachte.) **Kgsbg.**, 15. Juli. [**Pr.-Litt.-Ztg.** No. 164.]

C. Rosenkranz, Dr. **Joseph Levin Saalschütz.** Nekrolog. [**Unterhaltungen** d. lit. Kränzch. in Kgsbg. No. 2.]

Oberl. **H. Elditt**, die Seejungfer. Verhandelt **Lapehnen** d. 19. Juli 1863. [Ebd. No. 1.]

Ders., de Strandrieder. [Ebd. No. 4.]

♁

Anzeigen.

Antiquarischer Anzeiger der Theod. Bertling'schen Buch- und Antiquar-Handlung in Danzig. No. 3. Juni 1865. (8 S. 4.) [Inhalt: Belletristik. Theol. u. Philos. Rechts- u. Staatsw. Medic. u. Naturw. Altclass. u. orient. Sprachen. Alterthumsw. u. Mythol. Neuere Sprachen. Gesch. Geogr. Reisen. **Gedanensia.** Haus- u. Landwirthsch. Vermischte Werke.]

Bei **Gräfe & Unzer** in **Königsberg** ist erschienen:

Die IX Bücher Magdeburger Rechtes oder die Distinctionen des Thorner Stadtschreibers Walther Eckhardi von Bunzlau. Eine Abhandlung zur Quellenkunde des deutschen Rechtes als Prolegomenon zu einer neuen Ausgabe von Dr. **Emil Steffenhagen.** (Separat-Abdruck aus der Altpreußischen Monatsschrift **mit einer lithographierten Schriftprobe.** (III u. 33 S. gr. 8.) 1/2 Thlr.

Bei **Wilh. Koch** in **Königsberg** ist erschienen:

Der Kriegsrath Scheffner und die Königin Luise. Ein Vortrag, gehalten in der Königl. Deutschen Gesellschaft zu Königsberg von **Rudolf Reicke.** [Separat-Abdruck aus der Altpreuß. Monatsschrift.] (31 S. gr. 8.) 6 Sgr.

In Commission bei **Ernst Lambeck** in **Thorn** ist erschienen:

Sechs Lieder für Sopran, Alt, Tenor und Bass von **Wilhelm Hirsch.** Op. 7. Eigenthum des Componisten. Pr. 1 Thlr. 5 Sgr. Partitur 15 Sgr. Stimmen 20 Sgr.

Das sogenannte hohe Lied Salomonis

oder vielmehr

„Sulamit,“

ein pathetisches Dramation in 4 Akten,

von einem unbekannten Hebräer des Salomonischen Zeitalters zur theatralischen Aufführung gedichtet um's Jahr 950 vor Chr.

Parallelistisch aus dem Hebräischen in's Deutsche übersetzt

von

Dr. Ernst Ferdinand Friedrich.*)



Leitstern der vorliegenden deutschen Text-Ausgabe ist die Glanzstelle des Dramations „Sulamit“ Akt IV, 4—6, welche für die Krone vom sogenannten hohen Liede Salomonis gelten kann:

„Fest, wie der Todtenschlaf, ist Liebe;
 starr, wie das Leichenreich, ist Inbrunst.
„Ihre Gluten sind Feuers Gluten;
 ihre Flammen sind Gottes Flammen.
„Viele Wasser vermöchten nicht auszulöschen die Liebe
 und Ströme verflutheten sie nicht.“ —

Personen:

1) **„Salomo“**, König der Hebräer; vgl. Akt I, 12. 14. II, 2. 4. 7. IV, 11. 14. Er ist der berühmte Thronfolger David's und sein Lieblingssohn von der Bathseba, ohne deren Verwendung er nicht mit Zurücksetzung des älteren Bruders Adonija zum Thronerben David's gesalbt und „gekrönt“ (II, 7.) worden wäre. Er residirt in Jerusalem. David's Nachfolger in der Regierung ist berühmt wegen seiner Han-

*) Der Uebersetzer hat im Vorbericht den Gegenstand dieser ehrwürdigen Bühnendichtung auf Seite 386 angegeben, den Gang des Schauspiels auf Seite 395 bis 403 erzählt und die mosaische Idee des Dramations auf Seite 411 ausgesprochen.

delspolitik (Handelsvertrag z. B. mit dem phönicischen Könige Hiram zu Tyrus und Erwerbung von Häfen am Rothen Meere), wegen seiner richterlichen Weisheit, Liederpoesie, Spruchweisheit, Hofpracht, wegen seines Reichthums, Tempelbaues, Pallastbaues, Städtebaues, wegen Einführung ägyptischer Pferde in Palästina und wegen Anlegung von Weinbergen, Gärten, Wasserleitungen. Sein Werk sind z. B. ein „Nußpark" bei Jerusalem (III, 35.), sowie daneben, worauf II, 24—27. angespielt wird, ein Balsamhain und verschlossene unterirdische Wasserbehälter, aus denen die Einwohner der Residenzstadt durch Röhren mit Trinkwasser versorgt werden. Er treibt einen bedeutenden Pferdehandel aus Aegypten nach Syrien, hat sich eine 12,000 Mann starke Reiterei hergestellt, hat sich 1400 nach Pharaonischem Muster gearbeitete Kriegswagen nebst Gespannen angeschafft und hat seiner „Streitrosse Schaar an den Pharao-Wagen" (I, 12.) dergestalt über sein ganzes Königreich hin vertheilt, daß er eigens sogen. Wagen-Städte für sie bestimmte d. h. Städte, wo sie in eigens angelegten Kavallerie-Kasernen kantonnirt worden sind. Vor einigen Tagen, ehe der erste Akt des Dramations „Sulamit" spielt, hat Salomo eines seiner Schatullgüter verschenkt, nämlich seinen „Weinberg bei Baalhamon" (IV, 11—14.) an eine Winzerfamilie bei Engedi; beide Städtchen liegen einander benachbart in dem rebenreichen Landstrich von Hebron auf der Westküste des Todten Meeres und gehören zum Kanaansantheil des Hebräerstammes Juda; jenes zum fürstlichen Präsent gewählte Schatullgut ist etwa hunderttausend Silbersedel werth [wenigstens 100,000 preußische Thaler], weil jeder von den [fünf] Pächtern des königlichen Weinbergs als jährlichen Pachtzins [fünf Procent] „tausend Silbersedel" [mindestens 1000 preußische Thaler] zahlen muß und dabei als jährlichen Lohn für seine Winzerarbeit „zweihundert Silbersedel" [mindestens 200 preußische Thaler] übrig behält, wovon er mit Frau und Kindern anständig leben kann. Uebereignet hat der König jenes Schatullgut in voriger Woche an eine Winzerfamilie bei Engedi als Entgelt dafür, daß er ihr eine weibliche Arbeitskraft entzog, nämlich als Freiersentgelt (mohar) für seine Heimführung der Tochter des Hauses zur Ehe in seinen Pallast.

2) **„Freunde"** Salomo's d. h. seine Minister, Kammerherren und Tischgenossen; vgl. Akt II, 31. I, 14.

3) **„Sulamit"**, eine jungfräuliche Winzerin aus dem Städtchen Engedi; vgl. Akt III, 37. 38. I, 9. 15. Obgleich von der Sonne verbrannt (I, 7—9.), ist sie eine bildschöne Maid. Ihr Mutterhaus (I, 30. 50. III, 59.) steht in Engedi und das Winzerhaus, worin sie gewirthschaftet hat (I, 23. III, 56.), in den Weinbergen ihrer Familie bei Engedi (I, 9. 15. 39. III, 53.); dieser Weingarten heißt schlechtweg „Garten" (II, 29. III, 23.), weil auf seinem Erdreich nicht bloß Weinstöcke, sondern auch Balsambeete, sowie Granaten- und Feigenbäume gepflegt werden. Benachbart diesem Besitzthum der Winzerfamilie Sulamit's liegen der Myrrhen-

berg und Weihrauchshügel (II, 16.), sowie Berge mit Balsamsträuchern (IV, 16.). Sulamit hat ältere Brüder, welche habgierig sind (I, 8—9. IV, 8—9.), und ist die „einzige" Tochter (III, 32.) einer Wittwe, welche als Eigenthümerin eines städtischen Grundstücks in Engedi wohnt und als Eigenthümerin von dicht vor den Thoren des Städtchens befindlichen Weinländereien das Winzergeschäft ihren Söhnen überläßt, nämlich: Weingärtnerei, Weinküferei und Weinhandel. Diese Wittwe erkennt Sulamit in dankergebener Anhänglichkeit als ihre „Lehrmeisterin" an (III, 59.); während die Mutter mit ihr schwanger ging, war sie gerade unterwegs auf der sechs Meilen langen Strecke zwischen Engedi und Jerusalem und sah sie sich genöthigt, unter einem Apfelbaume mitten in einer Weidelandschaft ihre Niederkunft abzuwarten (IV, 2.); eben daselbst lernte das dort geborene Kind später einen jungen Heerdenbesitzer kennen, mit welchem es sich verlobt hat. Doch vor einigen Tagen hielt der König um ihre Tochter an; er warb um sie durch Uebereignung seines Weinbergs bei Baalhamon, verschrieb der Winzerfamilie dieses Schatullgut als großartiges Mohar (Freiersentgelt) und fuhr mit der wunderhübschen Hirtenbraut in einer ägyptischen Hofequipage ab.

4) **„Ihr Geliebter, der da weiden läßt unter den Lilien"**, ein mit Sulamit verlobter Heerdenbesitzer aus einer etwa bei Thekoa gelegenen Weidelandschaft; vgl. Akt I, 10. 40. III, 23. 24. IV, 1. Ebenfalls von der Sonne gebräunt, hat er frisches Roth auf dem Antlitz (III, 11.), starken Bartwuchs (III, 14. 15.) und einen Lockenkopf mit rabenschwarzem Haar (III, 2. 12.); als Fußgänger ist er so flink wie ein Reh (I, 29.) und, wenn's zum Kriege geht, macht er den Feldzug mit als Fähnrich (III, 11. I, 23.); er trägt zwei Petschafte bei sich als Umhänge-Petschafte (IV, 3.) hangend an einem um den Hals genommenen und an einem um die Handwurzel gelegten Bande. Unter einem Apfelbaum in seiner Weidelandschaft (IV, 2.) wurde seine Braut geboren und hat er sie später auch kennen gelernt; um von hier aus nach Engedi zu gelangen, muß er zunächst über „Kluft-Berge" (I, 42.) hinweg.

5) **„Gefährten"** dieses Heerdenbesitzers d. h. andere Hirten oder Viehzüchter in derselben Weidelandschaft; vgl. Akt I, 10. IV, 15. Als wildwachsende Wiesenblumen wuchern dort die Lilien in den Viehgärten (III, 23. IV. 15.); mitten in den Viehgärten, durch welche eine Trift (IV, 1.) führt, erhebt sich die Apfelbaum-Anhöhe, auf welcher Sulamit zu leben und zu lieben begann (IV, 1. 2.); unweit von den Viehgärten entfernt befinden sich die Ebenen des Feldes und der Steppe (III, 50. 52. 58.) sowie die Hirtenbuden, Viehhürden und Heerdenlager (III, 38. 50. 53.).

6) **„Sechszig Königinnen"** d. h. Gattinnen ersten Ranges, weil von hoher Geburt.
„Achtzig Kebsfrauen" d. h. Gattinnen zweiten Ranges, weil von niedriger Geburt.
„Unzählige Mädchen" d. h. Fräulein oder jungfräuliche Gesellschafterinnen.

Der weibliche Hofstaat des Königs; vgl. Akt III, 31. 33. Aehnlich dem arabischen

Harem, dem türkischen Serail und jeder orientalischen Damen-Kamarilla hat Salomo vornehmlich zur Glorie seiner Majestät in Palästina die fürstliche Vielweiberei eingeführt, vielleicht nach dem Muster des weiblichen Hofstaats, welchen der befreundete phönicische König Hiram zu Tyrus sich hält.

7) **„Sechszig Starke von den Starken Israel's"** d. h. hebräische Leibgardisten, ausgesuchte kriegstüchtige Soldaten aus Palästina, welche als Ehrenwache und zum persönlichen Schutze des Königs stets in seiner Nähe sind; vgl. Akt II, 2.

8) **„Töchter Jerusalem's"** d. h. aus Jerusalem gebürtige Zofen, welche zur weiblichen Umgebung Sulamit's bestimmt sind; vgl. Akt I, 7. 26. 51. II, 6. III, 9. 21. 61. Diese Zofen gehören sonst freilich als ein Theil der „unzähligen Mädchen" zum weiblichen Hofstaate des Königs, treten hier aber abgesondert von demselben auf als Kammerfräulein der kürzlich bei Hofe erschienenen Winzerin aus Engedi.

9) **„Zion's-Töchter"** d. h. solche Einwohnerinnen der Residenzstadt Jerusalem, welche nicht zum Hofpersonal gehören; vgl. Akt II, 7.

10) Außer den voraufgenannten Personen, welche im Texte des Dramations alle ausdrücklich erwähnt werden, treten im zweiten Akte noch mancherlei nicht ausdrücklich erwähnte Personen auf, nämlich:

Zion's-Söhne d. h. solche Einwohner der Residenzstadt Jerusalem, welche nicht zum Hofpersonal gehören, sowie

Hofdiener d. h. Pagen, Musikanten, Räucherer und Baldachinsträger.

Die drei ersten Akte des Dramations spielen innerhalb Jerusalem's, während der vierte Akt in einer etwa bei Thekoa gelegenen Weidelandschaft spielt, also ungefähr mitten auf der sechs Meilen langen Strecke zwischen Jerusalem und Engedi. Die Zeit der Handlung fällt in die Dauer der Regierung des hebräischen Königs Salomo 1015 bis 975 vor Chr. und zwar auf vier nacheinanderfolgende Tage des Anfangs der warmen Jahreszeit (vgl. Akt I, 17. III, 23. 35. 54. 56.), also etwa auf Mitte April i. J. 1000 vor Chr. —

Akt I.

Frauensaal im königlichen Pallaste zu Jerusalem.

Erste Scene:

Sulamit im Gespräch mit ihren Zofen. Sie hat einen Myrrhenstrauß am Busen und einen Nardenbüschel in der Hand (I, 15.), um den Hals ein Elfenbein-Kollier (I, 13. III, 44.) und auf dem Kopf eine dem Tulbend ähnliche Falbelkappe (III, 46.), welche einen Theil der am Hauptshaar befestigten und ihre Wangen umspielenden blanken Ziergehänge (I, 13.) verdeckt.

Sulamit

sitzt auf einem Divan sich schmerzlich bangend nach dem ihr verlobten Heerdenbesitzer, von welchem sie sich selbstwillig getrennt hat:

1. O, könnte er doch jetzt küssen mich, Küsse geben mit seinem Munde!
Ergötzlich sind ja deine Zärtlichkeiten mehr, als Wein.
2. Durch ihren Dufthauch sind auch die Salböle an dir ergötzlich;
einem Salböl gleich erfüllt dein Name die Luft.
3. So müssen denn Mädchen dich lieb haben.

Sie fühlt sich im Pallaste des Königs so beklommen, als wäre sie seine Gefangene, zumal sie's jetzt bereut, ihm ihre Heimführung nach Jerusalem gestattet zu haben:

4. Ziehe nur fort mich hinter dir her! Weglaufen wollten wir —
hat er mich hier hineingeführt, der König in seine Gemächer —
5. Frohlocken wollten wir und erfreuen wollten wir uns an dir,
rühmen wollten wir deine Zärtlichkeiten mehr, als Wein.
6. Biedere Menschen müssen dich lieb haben.

Sie bemerkt es, daß die Zofen sie befremdet ansehen, und bezieht deren Verwunderung auf ihre von der Sonne verbrannte Haut, während die Zofen darüber verwundert sind, daß Sulamit einen andern Mann außer dem Könige herbeiwünscht:

7. Schwarz bin ich und doch anmuthig,
Töchter Jerusalem's,
wie die Zelte Kedar's — wie die Teppiche Salomo's.
8. Sehet es nicht an mir,
daß ich schwärzlich bin, daß mich verbrannt hat die Sonne;
meiner Mutter Söhne ergrimmten gegen mich.
9. Sie stellten mich an, daß ich hüten mußte die Weinberge;
meinen Weinberg, welcher mir gehört,
habe ich nicht hüten können.

Steht auf vom Divan sehnlichst verlangend nach dem ihr verlobten Heerdenbesitzer und durch's Fenster hinausdeutend in die Ferne:

10. So zeige mir doch an, du, den lieb hat meine Seele,
wo etwa lässest du weiden, wo etwa lässest du lagern
in der Mittagszeit?!
Denn wozu soll ich schamübergossen anlangen bei den Heerden
deiner Gefährten?

Die Zofen

spottend darüber, daß sie nicht den König sondern einen Hirten ersehnt:

11. **Wenn du das nicht weißt, du, schönste unter den Frauen,**
so gehe nur hinaus du nach den Fußtapfen tes Kleinviehs
und lasse nur weiden deine Zicklein
bei Wohnungen von Männern, die da weiden lassen!!

Zweite Scene:

Salomo und die Vorigen. Von einer Mahlzeit kommend (I, 14.) nähert er sich der jungfräulichen Winzerin.

Salomo

huldvoll zur Sulamit:

12. **Meiner Streitrosse Schaar an den Pharao-Wagen**
vergleiche ich dich, meine Freundin!
13. **Anmuthig sind deine Wangen innerhalb der Ziergehänge,**
dein Hals innerhalb der Schmuckreihen;
Ziergehänge von Gold wollen wir dir machen
sammt den Putzknöpfchen von Silber.

Sulamit

abhold ihm entgegnend unter Hinweisung auf Nardenbüschel und Myrrhenstrauß:

14. **Während, daß der König in seinem Tischkreise war,**
hat mein Nardenbüschel seinen Dufthauch gespendet.
15. **Der Myrrhen-Blüthenstrauß ist mein Geliebter mir;**
zwischen meinen Brüsten soll er übernachten.
Der Kofer-Blumenkolben ist mein Geliebter mir,
in den Weinbergen von Engedi.

Salomo

zärtlich, als habe er ihre abholde Entgegnung, worüber die Zofen staunende Gebehrden machen, gar nicht gehört:

16. **Ei, du bist schön, meine Freundin!**
Ei, du bist schön; deine Augen sind Tauben.

Sulamit

wendet sich von ihm weg nach dem Fenster und deutet in die Ferne nach dem ihr verlobten Heerdenbesitzer hinaus:

17. **Ei, du bist schön, mein Geliebter!**
Ja auch angenehm; ja, unser Bette wird auch schon grün.

Salomo

stolz auf die Decke und auf die Wände des Frauensaals hinzeigend:

18. Die Balken unserer Häuser sind von Cedern;
unser Getäfel ist von Berothen!

Sulamit

sich als eine gewöhnliche Wiesenblume, als ein schlichtes Landmädchen bezeichnend, welches nicht wohl zur Gemahlin eines Königs geeignet sei:

19. Ich bin nur eine Herbstzeitlose der Niederung Saron,
nur eine Lilie der Tiefthäler.

Salomo

eifrig einfallend:

20. Wie eine Lilie zwischen den Dornen,
so meine Freundin zwischen den Töchtern!

Sulamit

wendet sich wieder von ihm weg nach dem Fenster und deutet in die Ferne nach dem ihr verlobten Heerdenbesitzer hinaus:

21. Wie ein Apfelbaum unter des Waldes Bäumen,
so mein Geliebter zwischen den Söhnen!

22. In seinem Schatten begehre ich meinen Wohnsitz
und seine Frucht ist süß meinem Gaumen.
23. Er pflegte mich hinzuführen nach dem Weingarten-Hause
und sein Banner über mir — war Liebe —

Sie setzt sich von Wemuth erschöpft auf den Divan nieder und ruft den Zofen zu:

24. Erlabet mich mit Rosinenkuchen, erquicket mich mit Aepfeln!
Krank ja vor Liebe — bin ich.
25. Seine Linke unter's Haupt mir
und seine Rechte umfasse mich!

Sie fällt in Ohnmacht. Von Schmerz überwältigt hat Sulamit während der letzten Worte ihren Oberkörper auf den Divan sinken lassen und ihre Augen geschlossen. Die Zofen nähern sich ihr theilnehmend.

Salomo

den Zofen wehrend:

26. Ich beschwöre euch hier, ihr Töchter von Jerusalem,
bei den Gazellenweibchen oder bei den Hirschkühen des Feldes:

27. Wenn ihr mir wecken werdet und wenn ihr mir wach machen werdet
die Liebliche während, daß sie niedergeneigt ist!!

Die Zofen ziehen sich behutsam in den Hintergrund zurück. Salomo entfernt sich ebenso vorsichtig, um den Schlummer Sulamit's ja nicht zu stören. Einige Zofen, denen er gewinkt hat, verlassen ebenfalls den Frauensaal.

Dritte Scene:

Sulamit im Selbstgespräch; Zofen im Hintergrund.

Sulamit

verharrt in liegender Stellung auf dem Divan, schlägt aber die Augen auf, sobald sie sich allein merkt; sie erinnert sich eines im vorigen Jahre um diese Zeit (Mitte April) früh morgens in ihrem Heimathsstädtchen Engedi und zwar im Hause ihrer Mutter daselbst (vgl. Akt I, 50. III, 59.) erlebten Vorgangs mit dem ihr verlobten Heerdenbesitzer und vergnügt sich an der Vergegenwärtigung dieses Erlebnisses:

28. Der Hall meines Geliebten! Siehe da, wie er ankommt!
Wie er Sprünge macht über die Berge daher!
Wie er Sätze nimmt über die Hügel daher!

29. Gleichet doch mein Geliebter einem Gazellenmännchen oder einem
Wildkalbe von den Hirschen.

30. Siehe da, wie er stehet hinter unserer Hauswand!
Wie er umherguckt an den Gitterlöchern!
Wie er glitzert an den Netzesmaschen!

31. Anhebt mein Geliebter und spricht zu mir:

Seine zärtliche Ansprache nachahmend, welche er damals durch's Fenster that, sie aus dem Morgenschlummer aufzumuntern und nach dem Weingarten-Hause (vgl. Akt I, 23. III, 56.) hinzuführen:

32. „Stehe auf, du, meine Freundin, meine Schöne, und komm spazieren!

33. „Denn siehe nur:
der Winter ist verflossen; der Regen hat abgelassen; er ist vorüber.

34. „Die Blumen lassen sich sehen auf dem Erdreich;
die Zeit der Weinabrankung ist herangerückt
und die Stimme der Turteltaube läßt sich hören auf unserem Erdreich.

35. „Der Feigenbaum würzet seine Fruchtknollchen
und die Weinreben mit Traubenblüthe spenden Dufthauch.

36. „Stehe auf, du, meine Freundin, meine Schöne, und komm spazieren!

37. „Meine Taube
in den Schlupfwinkeln des Felsens!
In dem Versteck der Steilschroffe!

38. „Laß mich sehen dein Aussehen,
laß mich hören deine Stimme!
Denn deine Stimme ist gefällig
und dein Aussehen ist anmuthig."

Ihre damalige Antwort wiedergebend, welche sie von ihrem Bette aus dem Heerdenbesitzer ertheilte, anfangs im neckisch-spröden Tone, hernach im begütigenden und freundlich einladenden Tone:

39. „„Fanget uns Füchse, kleine Füchse,
derweil sie Weinberge verwüsten und unsere Weinberge mit Traubenblüthe! —

40. „„Mein Geliebter gehört zu mir und ich gehöre zu ihm,
der da weiden läßt unter den Lilien.

41. „„Während, daß Abendwind bringen wird dieser Tag
und fliehen werden die Schatten:

42. „„Kehre wieder! Gleiche du, mein Geliebter, einem Gazellenmännchen
oder einem Wildkalbe von den Hirschen über die Kluft-Berge daher!""

Vierte Scene:

Die Vorigen. Einige Zofen, welche vorher den Frauensaal verließen, kehren jetzt zurück. Später kommt auch Salomo wieder herein.

Die zurückkehrenden Zofen schleichen sich leise an Sulamit heran, legen die von ihr gewünschten Stärkungsmittel: Rosinenkuchen, Aepfel u. s. w. in ihrer Nähe nieder und begeben sich ebenso leise zu den übrigen Zofen im Hintergrunde.

Sulamit

verharrt in liegender Stellung mit offenen Augen auf dem Divan, ohne die Herbeibringung jener Erfrischungen bemerkt zu haben; sie erinnert sich jetzt eines beim Beginn einer Sommernacht des vorigen Jahres, aber wieder innerhalb der Mauern Engedi's erlebten Vorgangs mit ihrem geliebten Hirten und vergnügt sich an der Vergegenwärtigung dieses Erlebnisses:

43. Auf meinem Lager in der Nachtzeit suche ich ihn, den lieb hat meine Seele.

44. Ich suche ihn und ich finde ihn nicht.

45. [Ihn zu finden,] will ich doch aufstehen und will ich mich umthuen in
der Stadt.

46. In den Straßen und auf den Märkten will ich suchen ihn, den lieb
hat meine Seele.
47. Ich suche ihn und ich finde ihn nicht.
48. Finden mich die Wächter, die da umhergehen in der Stadt.

49. „Ihn, den lieb hat meine Seele, habt ihr wohl gesehen?“
Ein klein Wenig ist's, was ich weiter gehe von ihnen weg bis, daß ich
finde ihn, den lieb hat meine Seele.
50. Ich fasse ihn fest und loslassen werd' ich ihn nicht
bis, daß ich ihn hineingeführt habe in's Haus meiner Mutter und
in's Gemach meiner Erzeugerin.

Salomo

kommt herein, nähert sich vorsichtig der Sulamit und, da er sie noch im Schlummer glaubt, gebietet er den Zofen:

51. Ich beschwöre euch hier, ihr Töchter von Jerusalem,
bei den Gazellenweibchen oder bei den Hirschkühen des Feldes:
52. Wenn ihr mir wecken werdet und wenn ihr mir wach machen werdet
die Liebliche während, daß sie niedergeneigt ist!!

Die Zofen machen stumme Zeichen ihres Gehorsams und Salomo entfernt sich behutsam.

(Ende des ersten Aktes.)

Akt II.

Erste Scene:

Freier Platz vor dem königlichen Pallaste zu Jerusalem, dessen Eingang festlich geschmückt ist.

Einwohner von Jerusalem, die sogen. Zion's-Söhne, auf dem hochgelegenen Platze; Pagen und Musikanten an der Pforte erwarten Salomo's Heimkehr. Später kommen Einwohnerinnen von Jerusalem, die sogen. Zion's-Töchter, aus den benachbarten Wohnhäusern herbei und treten Freunde des Königs aus dem Pallaste. Zuletzt erscheint Salomo mit Sulamit in einem Baldachin oder Traghimmel, welchen zunächst die ihn tragenden Männer, sodann 60 Leibgardisten und fernerhin viele Räucherer umgeben.

Die Zion's-Söhne

hinabblickend und hinunterdeutend auf die nächste Umgebung der Stadt, wo sie einen sich heranwälzenden und in Rauch eingehüllten Menschenschwarm bemerken:

1. Wer ist — das da?
Es steigt von der Trift herauf, wie Streben von Dunst!
Es qualmet von Myrrhe und Weihrauch mehr, als von allem Räucher-
pulver eines Spezereienhändlers!!
2. Ei da, seine Sänfte! Die des Salomo!
Sechezig Starke, um dieselbe herum, von den Starken Israel's!

Mehrere Pagen

den Zion's-Söhnen genauere Auskunft ertheilend über den sich nähernden Zug:

3. Sie alle sind schwertvertraut, sind kampfgeübt;
ein jeder, sein Schwert auf seiner Hüfte,
ist unerschrocken in den Nächten.
4. Einen Traghimmel hat er sich machen lassen,
der König Salomo, von den Bäumen des Libanon.

Andere Pagen

den Zion's-Söhnen weiteren Aufschluß gebend über das Einzelne, was sie immer mehr und mehr zu Gesichte bekommen:

5. Seine Säulen hat er von Silber machen lassen,
seine Ueberbreitung von Gold,
seine Gefäßumwandung von Purpurrothem.
6. Sein Inneres ist geziert
mit einer, die lieblich ist — mehr noch, als die Töchter Jerusalem's.

Die Zion's-Söhne

den Städterinnen in den benachbarten Wohnhäusern zurufend, da nunmehr der Brautzug bald vor dem Eingange des Pallastes anlangen wird:

7. Kommet heraus und sehet, ihr Zion's-Töchter,
euch an — den König Salomo, euch an — die Krone,
mit welcher ihn bekrönt hat seine Mutter!
8. Sehet euch an — den Tag seiner Vermählung
und euch an — den Tag seiner Herzensfreude!!

Die Musikanten vor der Pforte spielen nun auf; Zion's-Töchter eilen von allen Seiten herbei. Zum Empfange treten auch Freunde des Königs aus dem Pallaste heraus und gruppiren sich die Pagen vor demselben. Endlich erscheint der Brautzug, voran die Männer mit dunstenden Räuchergefäßen; es folgen Leibgardisten; sodann die Baldachinsträger; hinterdrein Leibgardisten wieder und Räucherer. Der Traghimmel wird vor der Pallastpforte niedergesetzt; Salomo und Sulamit steigen auf die Erde, beide im präch-

tigsten Anzug, er mit seiner Königskrone, sie mit Diadem, Brautkranz, Schleier (II, 9. 12.) und Goldtartschen-Kollier (II, 13. 21.); unter schallender Musik und begrüßt vom jubelnden Volke geht das Brautpaar in den Pallast hinein. —

Zweite Scene:

Festsaal im königlichen Pallaste zu Jerusalem; im Hintergrunde eine mit Speisen und Getränken fürstlich besetzte Tafel.

Einige Freunde des Königs sind hier als Hochzeitsgäste versammelt und erwarten den Eintritt des vermeinten Brautpaares; einige Pagen neben der Tafel hinten. Salomo führt nun Sulamit bei der Hand herein; es folgen ihnen die Freunde und Pagen von draußen. Sulamit bleibt verschleiert und besieht sich den Festsaal; sie läßt sich sodann auf einen Sessel nieder, er nicht weit davon. Es halten sich die Hochzeitsgäste in einiger Entfernung und sämmtliche Pagen ganz hinten unweit der Tafel.

Salomo

zur Sulamit im Tone des Entzückens:

9. Ei, du bist schön, meine Freundin! Ei du bist schön;
deine Augen sind Tauben, in der Lücke deines Schleiers!
10. Dein Haar ist wie die Heerde Ziegen,
welche niederliegen an den Seiten des Berges Gilead.
11. Deine Zähne sind, wie die Heerde Schurschafe,
welche emporsteigen aus der Wäsche, welche alle mit Zwillingen gesegnet
so, daß ein unfruchtbares nicht unter ihnen vorzufinden.

12. Wie ein Streif von Scharlachrothem sind deine Lippen
und deine Sprache ist anmuthig;
wie ein Stück vom Granatapfel ist deine Oberbacke in der Lücke deines Schleiers!
13. Wie der David's-Thurm ist dein Hals, gebaut für Aushängewaffen;
tausend Schilde sind ausgehängt an ihm, alle die Tartschen der Starken!
14. Deine zwei Brüste sind wie zwei Wildkälber,
Zwillinge einer Muttergazelle, die da weiden unter den Lilien.

Sulamit

ihr Gesicht nach dem Fenster hinwendend:

15. Während, daß Abendwind bringen wird dieser Tag und fliehen werden die Schatten,

16. Will gehen ich zum Berg der Myrrhe und zum Hügel des Weihrauchs.

Salomo

erhebt sich von seinem Sessel, indem er ihre Unterbrechung seiner Lobrede sich zu Gunsten deutet und ihr aus dem Sinne zu schlagen hofft den von ihr gemeinten Myrrhenberg sowie Weihrauchshügel bei Engedi, wo sie bei einbrechender Dunkelheit auszuschauen pflegte nach dem ihr verlobten Heerdenbesitzer:

17. Ganz bist du schön, meine Freundin, und ein Fehler ist nicht an dir
vorzufinden.
18. Mit mir vom Libanon her, du Braut, mit mir vom Libanon her
sollst du kommen,

19. Sollst schauen vom Gipfel Amana, vom Gipfel Senir und Hermon,
20. Von den Zufluchtsstätten der Löwinnen, von den Berghöhen der Parder!!

Im Tone des Geständnisses, während er sich ihr vertraulich nähert:

21. In's Herz mir dringst du, meine Schwester, du Braut,
in's Herz mir dringst du mit einem deiner Augen nur,
mit einem Schnürlein nur an den Seiten deines Halschens.
22. Wie schön müssen deine Zärtlichkeiten sein, meine Schwester, du Braut,
wie ergötzlich müssen deine Zärtlichkeiten sein vor dem Weine
und der Dufthauch der Salböle an dir vor allerlei Balsampflanzen!
23. Bienenseim werden träufeln deine Lippen, du Braut;
Traubenhonig und Milch — unter deiner Zunge
und der Duft deiner Kleider — wie der Duft des Libanon!!

Zurückfahrend, da sie seine vertrauliche Annäherung abwehrt:

24. Ein verriegelter Garten ist meine Schwester, meine Braut,
ein verriegeltes Wassergerölle, ein versiegelter Quell.
25. Deine Gewächse — ein Paradies:
Granatenbäume sammt Prachtfrüchten,
Kofern sammt Narden,
26. Narde und Safran, Kalmus und Zimmet sammt all den Sträuchern
Weihrauch,
Myrrhe und Aloës sammt all den Kronen von Balsampflanzen —
27. Ein Quell für Gärten, ein Born mit Wassern,
die lebendig sind und strömen vom Libanon.

Sulamit

steht von ihrem Sessel auf, geht auf das Fenster zu und deutet in die Ferne nach dem ihr verlobten Heerdenbesitzer hinaus, welcher sie bei einbrechender Dunkelheit in dem Weingarten bei Engedi zu besuchen pflegte, von dort abholte und nach ihrem Mutterhause in Engedi begleitete:

28. Erwache, du Nordwind,
und komme, du Südwind!
29. Durchwehe meinen Garten,
daß strömen dessen Balsamgerüche,
daß komme mein Geliebter in seinen Garten
und er esse dessen Prachtfrüchte!

Salomo

fällt schnell ein, indem er ihre Worte sich zum Vortheil auslegt, höchsterfreut über die Vorstellung, daß Sulamit ihren „verriegelten Lustgarten" ihm jetzt aufriegeln wolle:

30. Ja, ich komme in meinen Garten, meine Schwester, du Braut!
Ich pflücke meine Myrrhe sammt meinem Balsam.
31. Ja, ich esse meine Bienenwabe sammt meinem Traubenhonig;
ich trinke meinen Wein sammt meiner Milch;
esset, ihr Freunde!
Trinket und berauschet euch, ihr Geliebten!

Es erschallt nun Musik; fröhlich gehen die Hochzeitsgäste zur Tafel, während das Brautpaar den Festsaal verläßt, sie voran, er hintennach.

(Ende des zweiten Aktes.)

Akt III.

Frauensaal im königlichen Pallaste zu Jerusalem, eben das Lokal des ersten Aktes.

Erste Scene:

Sulamit im Selbstgespräch; ihre Zofen ruhig im Hintergrund. Sie trägt wieder ihr Elfenbein-Kollier (I, 13. III, 44.), ihre die Wangen umspielenden blanken Ziergehänge (I, 13.) und ihre dem Tulbend ähnliche Falbelkappe (III, 46.).

Sulamit

befindet sich in sitzender Stellung auf einem Divan; sie erinnert sich eines beim Beginn einer Sommernacht des vorigen Jahres in ihrem Heimathsstädtchen Engedi und zwar im Hause ihrer Mutter daselbst (vgl. Akt I, 30. 50. III, 59.) erlebten Vorgangs mit dem ihr verlobten Heerdenbesitzer und vergnügt sich an der Vergegenwärtigung dieses Erlebnisses:

1. Ich habe mich schlafen gelegt und annoch wacht mein Herz;
der Hall meines Geliebten! Er klopft an:
2. „Mache auf mir, meine Schwester, meine Freundin!
Meine Taube, meine Schuldlose!
Mein Haupt ist ja voll Thau geworden,
meine Locken — voll Nacht-Tropfen.“

Ihre damalige Antwort wiedergebend, welche sie von ihrem Bette aus dem Heerdenbesitzer in neckisch-sprödem Ton ertheilte:

3. „„Abgelegt habe ich bereits meinen Leinwandsrock;
ei, wo doch werde ich ihn jetzt anziehen?
Gewaschen habe ich schon meine Füße;
ei, wo doch werde ich sie nun beschmutzen?““
4. Mein Geliebter streckt seine Hand aus durch die Thürluke
und meine Gefühle — toben zu ihm empor.

5. Aufstehe ich; ich bin dabei, aufzumachen meinem Geliebten,
und meine Hände — träufeln Myrrhe
und meine Finger selbstentquillte Myrrhe auf den Griffen des Riegels.
6. Aufmache ich, ich doch meinem Geliebten,
und mein Geliebter — ist ausgebogen, fortgezogen;
selber trete ich hinaus auf Grund seiner Ansprache.

7. Da suche ich ihn und ich finde ihn nicht;
da rufe ich nach ihm und er antwortet mir nicht.
8. Es finden mich die Wächter, die da umhergehen in der Stadt;
sie schlagen mich, verwunden mich;
sie reißen weg meinen Ueberwurf, fort vom Leibe mir,
Wächter innerhalb der Mauern!!

Zweite Scene:

Die Vorigen; Sulamit im Gespräch mit ihren Zofen.

Sulamit

sieht sich traurig im Frauensaal herum; ihr Blick haftet auf den Zofen; sich schmerzlich bangend nach dem ihr verlobten Heerdenbesitzer, stellt sie sich den möglichen Fall vor, daß er ihretwegen nach Jerusalem gekommen sein könnte und daß somit die Zofen ihm in den Straßen der Residenzstadt begegnen könnten:

9. Ich beschwöre euch hier, ihr Töchter von Jerusalem!:
wenn ihr finden werdet ihn, meinen Geliebten, was sollt ihr an-
zeigen ihm?:
daß krank vor Liebe — ich bin.

Die Zofen

nähern sich ihr theilnehmend, sehen sie aber befremdet an, weil sie mit dem Heerdenbesitzer selbst noch gar keine Bekanntschaft gemacht haben, ihn also auch beim besten Willen nicht wiedererkennen können, wenn sie ihm begegnen:

10. Was ist dein Geliebter von einem andern Geliebten verschieden,
schönste unter den Frauen?
Was ist dein Geliebter von einem andern Geliebten verschieden?
Hast du ja so doch beschworen uns!

Sulamit

mit inbrünstigem Eifer den Zofen ein Bild von ihm entwerfend:

11. Mein Geliebter ist sonnenbeschienen und rothfarbig,
ist bannerbetraut von tausend andern verschieden:

12. Sein Haupt ist Kronengold, Reingold;
seine Locken sind Palmblüthenkolben,
sind schwarz wie der Rabe.
13. Seine Augen sind wie Tauben über Bächen mit Wassern,
baden sich in Milch,
weilen sich über Fülle.

14. Seine Wangen sind wie das Balsambeet, sind bewachsen mit Spezereien.
15. Seine Lippen sind Lilien, träufeln selbstentquillte Myrrhe.

16. Seine Hände — goldene Halter,
die ausgelegt sind mit Tartessus-Stein.
17. Seine Lenden sind eine elfenbeinerne Kapsel,
die besetzt ist mit Sapphiren.
18. Seine Beine — Marmor-Ständer,
die gegründet sind auf Untersätzen von Reingold.

19. Sein Aussehen ist wie der Libanon, ist erwählenswerth wie die Cedern.
20. Seine Gaumen — Süßigkeiten und sein Ganzes — Begehrlichkeiten.

21. Das ist mein Geliebter und das ist mein Freund,
ihr Töchter Jerusalem's!!

Die Zofen

sie zuthulich umgebend, verzweifeln zwar daran, ihn aus ihrer Beschreibung genügend kennen zu lernen, möchten ihn aber gemeinschaftlich mit ihr ausfindig machen:

22. Wohin ging dein Geliebter,
schönste unter den Frauen?
Wohin wandelte dein Geliebter?
Wollen wir ihn doch suchen mit dir!

Sulamit

stockt, weil in Verlegenheit gesetzt durch dieses Anerbieten; da sie seinen jetzigen Aufenthaltsort nicht zu bestimmen weiß (vgl. Akt I, 10.), vermuthet sie, daß er unverrichteter Sache Jerusalem verlassen haben und hinausgewandert sein könne nach dem Weingarten bei Engedi (vgl. Akt II, 20. „mein Garten" = „sein Garten", eben dasselbe Lokal, welches Akt I, 34. „unser Erdreich" heißt) oder auch zunächst wohl nach der Weidelandschaft bei Thekoa:

23. Mein Geliebter — — stieg hinunter — —
zu seinem Weingarten, zu den Balsambeeten — —
weiden zu lassen in den Viehgärten und aufzusammeln — Lilien.

Dritte Scene:

Zu den Vorigen tritt der ganze weibliche Hofstaat des Königs und er selber hinzu. Es versammeln sich nämlich 60 Gattinnen ersten Ranges, 80 Gattinnen zweiten Ranges und unzählige Fräulein; beim Eintritt der sogen. Königinnen verneigen sich die Zofen und steht Sulamit von ihrem Divan auf; Salomo begrüßt freundlich die Sulamit und nöthigt sie zum Sitzen.

Sulamit

setzt sich zwar willfährig nieder, schaut aber grämlich drein, nimmt eine düstere Miene an, zeigt ihm ein mürrisches Antlitz, verschleiert sich (III, 30.), macht Geberden des Verdrusses und ergreift, einer erneuten Bewerbung vorzubeugen, schnell das Wort mit lauter Stimme:

24. Ich gehöre meinem Geliebten an und mein Geliebter gehört mir an,
er, der da weiden läßt unter den Lilien!!

Salomo

huldvoll zur Sulamit, obgleich ihn Grausen anwandelt:

25. Schön bist du, meine Freundin, wie Thirza, anmuthig, wie Jerusalem,
doch furchtbar, wie die bebannerten Schaaren!

Nach einer Pause stottert er zunächst in bittendem Tone und wiederholt er fernerhin, nachdem Sulamit ihm willfährig auf seinen ausdrücklichen Wunsch den Rücken zugedreht hat, vor anhaltender Bestürzung frühere Schmeicheleien mit gedämpfter Stimme:

26. Wende ab deine Augen, fort vom Gesichte mir! Denn sie sind's, die mich beunruhigen.

27. Dein Haar ist wie die Heerde Ziegen,
welche niederliegen an den Seiten des Gilead.
28. Deine Zähne sind wie die Heerde Schurschafe,
welche emporsteigen aus der Wäsche,
29. Welche alle mit Zwillingen gesegnet
so, daß ein unfruchtbares nicht unter ihnen vorzufinden.

30. Wie ein Stück vom Granatapfel ist deine Oberbacke in der Lücke deines Schleiers.

Er hat seine anfängliche Fassung wiedergewonnen und sich vom grausigen Schauer erholt, obgleich Sulamit ihr mürrisches Antlitz beibehält; er rückt jetzt mit neuen Geständnissen seiner aufrichtigen Liebe heraus, wobei er auf die Gruppen seines hier versammelten weiblichen Hofstaates hinzeigt:

31. Sechszig, die sind Königinnen
und achtzig sind Kebsfrauen
und Mädchen sind ohne Zahl.
32. Eine, die ist meine Taube, meine Schuldlose;
eine ist sie ihrer Mutter;
einzig ist sie ihrer Gebärerin.

Bei diesem öffentlichen Geständniß, daß er sie seinem ganzen weiblichen Hofstaat vorziehe und sie zu seiner einzigen Gemahlin erheben wolle (vgl. Akt II, 18—20.), schielt er verstohlen nach ihrem Antlitz hin, erschrickt jedoch wieder vor dem stechenden Blick aus ihren finstern Gesichtszügen:

33. Es sehen sie Töchter und preisen sie,
Königinnen und Kebsfrauen — und loben sie:
34. „Wer ist die bloß, die da herüberlugt gleichwie Morgenröthe,
schön wie die Mondweiße,
einzig wie die Sonnenlohe,
doch furchtbar wie die bebannerten Schaaren!?"

In schwermüthigem Tone gestehend, daß er unwillkürlich sich heftig zu ihr hingezogen fühle:

35. Nach einem Nußpark war ich [vordem] hinuntergestiegen,
zu sehen auf die Grünplätze des Thalgrundes,
zu sehen, ob knospet die Weinrebe, blühen die Granatenbäume.

36. Doch nahm ich keine Kenntniß davon;
meine Seele machte mich wagenschnell;
meine Leidenschaft [für dich] war eigenmächtig.

Sulamit springt verdrießlich vom Divan auf und thut einige Schritte durch den Saal, um sich aus demselben zu entfernen.

Die Königinnen,

welche sie heute soeben zum ersten Male gesehen haben, ihre Augenweide an der bildschönen Maid hatten und sich in's Mittel schlagen wollen, rufen ihr nach:

37. Komme zurück, komme zurück, o Sulamit!
Komme zurück, komme zurück!! Wollen wir doch uns satt schauen an dir.

Die Zofen,

welche den Wunsch ihrer Herrin, allein nach der Weidelandschaft des geliebten Hirten hinauszuwandern, bereits kennen gelernt haben (vgl. Akt I, 10.), erwiedern den Königinnen, Mitleid fühlend mit der jungfräulichen Winzerin:

38. Was wollt ihr euch satt schauen an Sulamit,
nun sie sich davonmacht nach den Heerdenlagern hin?!

Sulamit bleibt an der Thüre des Saals stehen; Königinnen, Kebsfrauen und Fräulein machen inständig bittende Gebehrden, welche Sulamit dahin umstimmen helfen, daß sie noch länger im Saale verweilt; sie kommt zurück und bleibt Salomo gegenüber in stolzer Haltung stehen, in imposanter Attitüde mit emporgedrückter Brust, nackenwärts gezogenem Halse und aufgeworfener Nase über ihn wegsehend.

Salomo

im Tone des Entzückens sie für so gut als ebenbürtig mit sich erklärend, also für würdig, seine einzige Gemahlin (vgl. Akt III, 31—32.) zu werden und nicht bloß eine begünstigte Kebsfrau:

39. Was sind doch schön deine Tritte mit den Sandalen!
Tochter eines Fürsten!!

40. Die Bogen deiner Hüften — gleichwie Schmuckspangen,
die ein Kunstwerk sind aus Händen eines Meisters.

41. Dein Schooß ist ein Becken der Tafelrunde,
das unerschöpflich darbietet den Mischtrank.
42. Dein Leib ist ein Haufe Weizenkörner,
der eingehegt liegt unter den Lilien.
43. Deine zwei Brüste — wie zwei Wildkälber,
die Zwillinge sind einer Muttergazelle.

Sulamit verharrt in stolzer Haltung, sieht mit aufgeworfener Nase (III, 45.) über ihn weg und thut, als überhöre sie, was er, ihre Gegenliebe stürmisch zu erobern, noch weiter spricht:

44. Dein Hals ist wie der Elfenbein-Thurm;
deine Augen sind Wasserbehälter in Hesbon,
am Thore jener volkbelebten Stadt.
45. Deine Nase ist wie der Libanon's-Thurm,
welcher auserspähet das Antlitz von Damaskus.
46. Dein Haupt auf dir ist wie der Karmel
und die Falbelkappe deines Hauptes ist wie das Purpurroth eines Königs,
das umgebunden herunterfällt in rinnenförmigen Falten.

47. Was bist du doch schön und was bist du doch angenehm,
Liebliche mit den Wonnereizen!!

Er naht vertraulich ihrer majestätisch aufrechtstehenden Gestalt, welche er verehrt, weil sie ihm (vgl. III, 39. 46.) zwar nicht den Geblütsadel, wohl aber den Gemüthsadel einer hochsinnigen Fürstin zu bergen scheint:

48. Diese deine Statur gleicht einem Palmbaum
und deine Brüste den Datteltrauben;
bei mir spreche ich:
„ich will den Palmbaum ersteigen, ich will seine Blattwedel erfassen!"

49. Und wären mir nun doch:
deine Brüste wie Fruchttrauben der Weinrebe
und der Dufthauch deiner Nase wie Aepfel
und dein Gaumen wie Wein des Ergötzens!!

Sulamit

weicht seiner Zudringlichkeit aus, tritt einige Schritte zurück und entgegnet Abstand nehmend dem Könige mit so lauter Stimme, daß von ihrem Wiederhall der Saal erdröhnt:

50. Hingehen zu meinem Geliebten, zu den Ebenen!!
    Beschleichen — die Viehhürden mit Schlafenden!
51. Ich gehöre zu meinem Geliebten und auf mich geht sein Verlangen!!

Salomo wird von grausigem Schauder ergriffen und begräbt sein Gesicht in den Händen. Sein weiblicher Hofstaat steht wie versteinert da, weil er es nicht begreifen kann, daß Sulamit die glänzende Gewißheit, Salomo's einzige Gemahlin werden zu können, gering achtet und dem Könige einen Hirten vorzieht. Sulamit geht unruhig im Saale einher; dann tritt sie an's Fenster und deutet in die Ferne nach dem ihr verlobten Heerdenbesitzer hinaus, mit welchem zusammen (vgl. Akt I, 4.) sie sehnlichst begehrt die Residenzstadt zu verlassen:

52. Komme doch, mein Geliebter, daß wir hinausgehen auf's Feld!:
53. Zur Nacht wollten einkehren wir in die Hirtenbuden;
    morgen früh wollten wir aufmachen uns zu den Weinbergen.

Wemüthig schwelgend in der Vorstellung des Heerdenbesitzers sowie des Weingartens und Winzerhauses (vgl. Akt I, 23.) bei Engedi:

54. Sehen wollten wir da, ob nicht schon knospet die Weinrebe,
    aufbricht die Traubenblüthe, blühen die Granatenbäume?
55. Dort möcht' ich erweisen meine Zärtlichkeiten dir!

56. Die Liebesblumen da spenden jetzt Dufthauch
    und über unsern Thürwegen sind allerlei Prachtsachen von Obst,
    frische, auch alte.
57. Mein Geliebter, ich verwahrte sie dir!

Sie setzt sich von Wemuth erschöpft auf den Divan nieder; nach einer Pause giebt sie ihrer Sehnsucht nach dem Heerdenbesitzer und nach ihrem Mutterhause in Engedi (vgl. Akt I, 30. 50.) neuen Ausdruck; auch allein schon möchte sie die Residenzstadt verlassen (vgl. Akt I, 10. III, 37. 50.), wenn sie nur sicher wäre, ihn in seiner Weidelandschaft anzutreffen und von seinen Gefährten nicht verunglimpft zu werden:

58. Wer nur — könnte doch geben dich
    zum Bruder mir, zum Säugling von den Brüsten meiner Mutter,
    geben auch, daß ich fände dich draußen auf der Steppe?!:

59. Ich küßte dich ohne, daß man dabei verachtete mich;
    ich leitete hinweg dich, ich führete hinein dich
    in's Haus meiner Mutter, welche belehret mich.

60. **Ich tränkte dich mit Wein, der Spezerei ist, mit Most von meinem Granatenbaum. —**

Seine Linke unter's Haupt mir
und seine Rechte umfasse mich!

Sie fällt in Ohnmacht. Von Schmerz überwältigt hat Sulamit während der letzten Worte ihren Oberkörper auf den Divan sinken lassen und ihre Augen geschlossen; große Sensation im Frauensaale; der ganze weibliche Hofstaat mit den Zofen umschwärmt sie theilnehmend.

Salomo

wehrt direkt den Zofen und indirekt zugleich seinem weiblichen Hofstaat:

61. **Ich beschwöre euch hier, ihr Töchter von Jerusalem,**
was wollt ihr mir wecken und was wollt ihr mir wach machen
die Liebliche während, daß sie niedergeneigt ist?!

Die Zofen ziehen sich behutsam in den Hintergrund zurück. Der weibliche Hofstaat verläßt leise den Saal. Salomo tritt noch einmal an die schlummernde Winzerin heran, betrachtet sie wemüthig und entfernt sich dann — in frommer Rührung für immer verzichtend auf den Genuß ihrer Gegenliebe.

(Ende des dritten Aktes.)

Akt IV.

Das Lokal der Scene ist die obere Fläche einer Anhöhe, welche sich in einer etwa bei Thekoa gelegenen Weidelandschaft erhebt. Oben auf der Anhöhe steht ein Apfelbaum nebst Gebüsch.

Einige Hirten, nämlich die Gefährten des mit Sulamit verlobten Heerdenbesitzers; später Sulamit mit ihm zusammen.

Die Gefährten,

welche hinabblicken auf die Viehgärten (IV, 15.), wo als wildwachsende Wiesenblumen die Lilien wuchern, sehen ihren Gefährten heraufgestiegen kommen mit einer weiblichen Gestalt, die sie nicht sofort wiedererkennen:

1. **Wer denn — ist die da?**

Sie steigt herauf von der Trift her!
Sie stützt sich auf — auf ihren Geliebten!!

Die Gefährten verständigen sich durch einige Gebehrden, treten alle rasch bei Seite und verstecken sich hinter'm Gebüsch, um das ankommende Brautpaar zu belauschen.

Der Geliebte

kommt heraufgestiegen mit Sulamit, welche sich mit ihrer linken Hand auf seine linke Schulter lehnt, während er sie mit seinem rechten Arm umschlungen hält; er zeigt mit seiner Linken auf den Apfelbaum hin:

2. **Unter diesem Apfelbaum weckte ich dich einst auf.**
Daselbst auch kreißte mit dir deine Mutter;
daselbst kreißte, die dich gebar.

Das wahrhafte Brautpaar nähert sich dem alten Apfelbaum und setzt sich an dessen Stamme auf grünen Rasen nieder.

Sulamit

fühlt sich feierlich gestimmt hier auf ihrer Geburtsstätte und an dem Orte der Anknüpfung ihrer Bekanntschaft mit dem jungen Heerdenbesitzer; hier mag sie jetzt ihren Herzensbund mit ihm feierlich erneuern, nun sie ihn endlich wieder wirklich bei sich hat. Sie ergreift ihres Bräutigams rechte Hand, zeigt auf seine beiden Petschafte hin (welche er althebräischer Sitte gemäß als Umhänge-Petschafte bei sich trägt — hangend an einem um den Hals genommenen und an einem um die Handwurzel gelegten Bande), richtet ihren Blick gen Himmel und spricht im Pathos rechtschaffener Begeisterung für den heiligen Ernst ihres bräutlichen Liebesverhältnisses:

3. **Lege mich, wie dein Umhänge-Petschaft, dir an's Herz!!**
Wie dein Umhänge-Petschaft, dir an den Arm!

4. **Denn fest, wie der Todtenschlaf, ist Liebe;**
starr, wie das Leichenreich, ist Inbrunst.

5. **Ihre Gluten sind Feuers Gluten; [ihre Flammen] sind Gottes Flammen.**

6. **Viele Wasser vermöchten nicht auszulöschen die Liebe**
und Ströme — verflutheten sie nicht.

7. **Thät' hingeben Jemand all die Habe seines Hauses, um Liebe zu erkaufen,**
verachten, — verachten würde man ihn.

Der Heerdenbesitzer zieht seine treue Braut an sich und küßt sie. Frohlockend über ihre Heldenthat, ihm treu geblieben zu sein und sämmtlichen Bewerbungen des Königs um ihre Gegenliebe siegreichen Widerstand geleistet zu haben, schaut Sulamit jetzt mit Selbstzufriedenheit auf ihre Handlungsweise zurück; in triumphirendem Tone fährt sie fort, indem sie zunächst die Stimmen zweier habgierigen Brüder nachahmt, welche an den reichsten Freiersmann sie verschachernd das größtmögliche Mohar erzielen wollten (mohar d. h. Freiersentgelt d. h. übliches Geschenk des althebräischen Freiers an die Familie der Braut für seine Heimführung derselben zur Ehe):

8. **„Eine Schwester haben wir, eine kleine, und Brüste hat sie noch keine;**
was machen wir mit unserer Schwester Tags, da geworben werden wird um sie?"

9. „„Wenn eine Mauer sie sein wird, bauen wir auf sie eine Zinne von Silber
und, wenn eine Thorwand sie sein wird, hämmern wir auf sie eine
Platte von Cedernholz!""
10. Ja, ich war eine Mauer und meine Brüste waren wie Thürme;
da bin ich denn in seinen Augen gewesen wie eine Frieden erreichende
Stadt.

Sie schmiegt sich innig an den Heerdenbesitzer an und küßt ihn. Sodann trotzt sie aus unerschütterlichem Rechtsgefühl dem krämerhaften Ansinnen ihrer habgierigen Brüder; vorausbedenkend nämlich deren zukünftigen Groll, wenn sie das von Salomo empfangene großartige Mohar oder Freiersentgelt, nämlich einen Weinberg bei Baalhamon, ihm werden zurückgeben müssen, da doch nur eine scheinbare Heimführung stattgefunden hat, — gebehrdet sich die Heldin als Eigenthümerin ihres jungfräulichen Leibes, über welchen sie eben allein und unumschränkt zu verfügen berechtigt sei:

11. Ein Weinberg gehörte dem Salomo bei Baalhamon.
12. Er übergab jenen Weinberg mehreren Hütern;
ein jeder mußte ihm einbringen für seine Nutznießung desselben ein
tausend Silber-Seckel.
13. Mein Weinberg, welcher mir gehört, steht mir allein auch zu Gebote!!
14. Das Tausend sei wieder dein, Salomo,
und zweihundert mögen wieder jedem der Hüter übrig bleiben bei
seiner Nutznießung!

Erschrocken fährt Sulamit zusammen, indem sie die hinter'm Gebüsch versteckten Hirten plötzlich bemerkt; sie klammert sich ängstlich an den danebensitzenden an.

Der Geliebte

sie zu beruhigen versuchend:

15. O, du sitzest ja jetzt in den Viehgärten hier!!
Gefährten sind's; die horchen auf deine Stimme.
Laß hier mich dieselbe nur weiter hören!

Sulamit

schämt sich vor seinen Gefährten (vgl. Akt I, 10. III, 59.) und wünscht die gemeinschaftliche Wanderung nach ihrem Heimathsstädtchen Engedi zu beschleunigen:

16. Laß uns entweichen, mein Geliebter!!
Und gleiche du einem Gazellenmännchen oder einem Wildkalbe von
den Hirschen
über die Berge mit Balsamsträuchern dahin!

Das Brautpaar erhebt sich vom grünen Ruheplätzchen und setzt die gemeinschaftliche Wanderung nach Engedi fort, zunächst über die Kluft-Berge (I, 42.), fernerhin über die Berge mit Balsamsträuchern hinweg. Die Gefährten kommen aus dem Dickicht allmählich alle wieder zum Vorschein und sehen den wiedervereinten Liebenden nach, wie dieselben von der Apfelbaum-Anhöhe hinabsteigen. —

(Ende des vierten Aktes.)

Rückblick des Uebersetzers.

Ueberschauen wir jetzt die deutsche Textausgabe, so kann der Grundgedanke unseres althebräischen Dichters nicht zweifelhaft sein. Wäre des Königs Liebe zur Winzerin nicht ebenso echt, wie der Winzerin Liebe zum Heerdenbesitzer, so würde er tugendhafter Verzichtleistung unfähig sein; nun aber entsagt er großmüthig und erscheint Salomo ebenfalls als eine Person von musterhafter Frömmigkeit. Die Glorie dieser Heldenthat von ihm wird nicht verfinstert, sondern nur in dämmerigen oder helldunkelen Schatten gestellt durch die sie überstrahlende Glorie von Sulamit's Heldenthat, nämlich: durch den Sieg der trotzbietenden Partei, durch die Begeisterung für den heiligen Ernst ihrer bestehenden Brautschaft und durch die Verdienstlichkeit dieser Begeisterung bei der natürlichen Schwäche einer schlichten Jungfrau. Ich meine daher unserm unbekannten Volkspoeten aus der Seele zu sprechen, wenn ich seiner Heldin Sulamit die mosaische Lobeserhebung zurufe, welche zwei Verse aus den sogen. Sprüchen Salomonis enthalten:

„Viele Töchter handeln brav
und du thust hervor dich vor ihnen allen.
„Tand — das Hübschsein; Dunst — die Schönheit:
ein gottesfürchtig Weib — sie, die verdient Ruhm!"

(Sprüche Salomonis Kap. 31, V. 29—30.

Johann Friedrich Reiffenstein.

Ein in der Königl. Deutschen Gesellschaft gehaltener Vortrag

von

A. Hagen.

Die Kunstgeschichte Preußens zählt zu ihren Vertretern einen Mann, der in Rom und in Petersburg hohes Ansehen genoß, der für einen Kenner und für einen würdigen Nachfolger Winckelmann's galt, den Rath Reiffenstein. Sein Andenken ist so gut wie erloschen. In Rom suchen wir auf dem protestantischen Kirchhof vergeblich das Marmordenkmal, das ihm gesetzt werden sollte, und in Petersburg ist, wie es scheint, keine Kunde mehr darüber vorhanden, welches Verdienst er sich um die Bereicherung des Kunstschatzes in den kaiserlichen Palästen erwarb. Der Ruhm, den er durch seine Erfindungen in der Glasschmelzkunst und in der Wachsmalerei sich verschaffte, ist verschollen und Niemand will es mehr anerkennen, daß er verlorene Geheimnisse aufgefunden und dadurch zur Aufklärung der antiken Kunst wesentlich beigetragen habe. Dennoch dürfte eine Stunde nicht verloren sein, die wir seinem Gedächtniß widmen.

Anziehend tritt manches aus dem Dunkel hervor, wenn es auch nur durch den Wiederschein Licht und Farbe gewinnt. Die Umgebung entschädigt oft für die Selbständigkeit, die wir am Gegenstande vermissen. Gottsched, Winckelmann und Hackert sind drei Namen, die in drei Lebensabschnitte der Laufbahn Reiffenstein's vorleuchten. Eine Zusammenstellung dessen, was zerstreut in vielen Büchern über ihn angeführt wird, eine Vervollständigung dieser Nachrichten durch schriftliche Mittheilungen aus seiner eigenen Feder und der eines Freundes*) und eines Großneffen**)

*) Rittmeisters J. L. v. Negelein, † 9. Sept. 1838 in Kl. Klingbeck.

**) Prorectors Romeyde † in Königsberg.

dürfte geeignet sein, das Kunstleben im 18. Jahrhundert der Betrachtung in etwas näher zu rücken. Der Vortragende hält sich um so mehr verpflichtet, den Namen des Mannes zur Sprache zu bringen, der der erste Sekretär unserer Gesellschaft war.

In Ragnit, das einem namhaften Mathematiker Christian Otter das Leben gab, ward am 22. Mai*) 1719 Johann Friedrich Reifstein (Reiffstein) geboren, der sich erst in den 60ger Jahren Reiffenstein nannte, wahrscheinlich um der italienischen Zunge das Aussprechen zu erleichtern. Er war der Sohn eines Rathsverwandten und Apothekers und erhielt mit zwei Schwestern einen unzureichenden Unterricht. In Königsberg, in das Löbnichtsche Pauperhaus untergebracht, zeichnete er sich durch Lernbegierde unter seinen Mitschülern aus, so daß er, sechzehn Jahre alt, zur Universität entlassen wurde. Obgleich er die Rechte studirte und sich das Zutrauen seiner Lehrer, namentlich Flottwell's erwarb, so war sein Fleiß doch vorzugsweise der Kunst zugewendet. Merian's biblische Darstellungen (Historiae sacrae) zogen ihn besonders an, als er, wahrscheinlich ohne Anleitung, zeichnete und malte, in Miniatur**), Pastell und Oel, das Aetzen und das Modelliren in Thon und Wachs versuchte. In Littauen haben selbst in niedrigen Kreisen sich spekulative und praktisch anstellige Köpfe hervorgethan und zu ihnen, dessen Kunst sich großentheils auf Kunstfertigkeit und erfinderische Betriebsamkeit begründete, haben wir auch ihn zu zählen. Er befliß sich der Kunst mit um so größerem Eifer, als er mittellos sich dadurch vielleicht kleine Einnahmen verschaffte als Zeichenlehrer oder Verfertiger von Miniatur-Porträts.

Entscheidend für sein Leben war die Stiftung der k. deutschen Gesellschaft, die ihren Mitgliedern die Aufgabe stellte, unter dem Vorsitz des Professors Flottwell sich in der deutschen Redekunst zu üben. Reiffenstein, zum Sekretär gewählt, trat so in ein seine näheren Zwecke förderndes Verhältniß mit Gottsched. Ehrerbietigst nähert er sich dem erleuchteten Wiederhersteller des guten Geschmacks und dieser wird mit Wohlgefallen

---

*) Nicht November, wie häufig geschrieben ist.

**) Baczko hebt seine Miniaturgemälde hervor. „Preußisches Tempe. Königsberg 1781" S. 414.

den günstigen Einfluß, den er auf ihn äußere, in dem steifen Curialstyl der Briefe erkannt haben. Die Theilnahme steigert sich bei Gottsched's Besuch, den dieser 1744 seiner Vaterstadt zu dem Universitäts-Jubelfest abstattet. Reiffenstein's Ausarbeitungen fanden seinen Beifall, von denen eine vom Jahre 1743 gedruckt ist, ein Glückwünschungsschreiben in fünf Bogen zum Geburtstage des Geh. Staats- und Kriegsministers von Lesgewang, welcher „mit der allerreinesten Ehrfurcht gefeyret wurde durch den dazu erwählten ordentlichen Redner Reiffstein." In einem Brief, den Reiffenstein in seinem Todesjahr schrieb, um einem Freunde und Landsmann für eine Anzahl ihm nach Rom gesandter Bücher zu danken, nimmt er mit sichtbarer Freude Gelegenheit, an seine ehemaligen Beziehungen zur deutschen Gesellschaft in Königsberg zu erinnern.

„Die Bücher, so schreibt er Rom 13. Febr. 1793, habe ich bei meiner Zurückkunft gleichsam in einem Athem und zwar mit sehr vielem Vergnügen durchgelesen, weil selbige mir theils einige angenehme vaterländische Scenen und Sachen in Erinnerung brachten, theils auch von dem Flor der Gelehrsamkeit und Fortgang so vieler guter Veranstaltungen mir sehr erfreuliche Nachricht geben. Unter diesen letzteren konnte ich an dem gegenwärtigen blühenden Zustande und Aufnahme der Kön. deutschen Gesellschaft einen besonders vergnüglichen Antheil nehmen, indem ich sogleich bei Stiftung derselben, welche, wo ich mich recht erinnere, 1742*) auf Herrn Prof. Gottsched's Veranlassung durch des Herrn Prof. Flottwell's und Herrn Dr. und Oberhofprediger Quandt's geschahe, unter denen ich mich als Zuhörer und vertrauter Freund vom Prof. Flottwell mit befand und zum ersten Sekretair derselben gewählet und, soviel ich mich erinnere, bloß mit Herrn Gottsched in Gesellschaftssachen zu korrespondiren hatte. Unsere damaligen Versammlungen waren damals noch bloß in dem Hörsaal des Prof. Flottwell und blieb vielleicht bei seinem Leben auch immer eine Privatgesellschaft."

Reiffenstein verließ 1744 in einem Alter von 25 Jahren Königsberg und sah seitdem nicht mehr die Wiege seiner Studien, ja 1745 trennte er sich für immer von seinem Vaterlande. Die Universitätsfeier, die Anwesenheit Gottsched's, das Streben des Jünglings, sich durch künstlerische Arbeiten eine über das gewöhnliche Maaß hinausgehende Bildung anzueignen, mögen zusammen gewirkt haben, um jetzt schon auf ihn, der nachmals soviel als Fremdenführer galt, die Wahl zu leiten, als ein jun-

*) 1741 ist das Stiftungsjahr.

ger Baron aus Danzig unter beaufsichtigender Begleitung nach Berlin reisen sollte.

Reiffenstein's Gönner hatte aber höheres mit ihm im Sinn und so löste sich vor Ablauf eines Jahres in Berlin das angeknüpfte Verhältniß. Durch seinen Bruder, den Steuerrath Gottsched, der zugleich Sekretair eines hessischen Prinzen in Kassel lebte, war es zu bewirken, daß bei Besetzung der Hofmeisterstelle am Pagen-Institut auf den jungen Gelehrten Rücksicht genommen wurde. Das Unerwartete der Anfrage, ob er Berlin mit Kassel vertauschen wolle, macht auf Reiffenstein einen beunruhigenden Eindruck. Seine Bescheidenheit läßt ihn an der Fähigkeit zweifeln, die zu übernehmende Stelle gehörig auszufüllen. Er zögert mit der Antwort und schreibt dann an ihn, dessen Empfehlung ihm den Weg zur unverhofften Würde bahnte, daß er nicht ohne Besorgniß der ehrenvollen Aufforderung folge, da er gestehen müsse, über den Beschäftigungen mit der Kunst und über Erlernung neuer Sprachen das Lateinische vernachläßigt zu haben. Letzteres war wohl der Grund, weßhalb er sich in Königsberg nicht um die Magisterwürde beworben hatte. Reiffenstein geht nach Kassel. Auf dem Wege besucht er Gottsched in Leipzig und zeichnet sein Bildniß. Durch einen Brief wird er von diesem angegangen, als Schriftsteller aufzutreten und Beiträge zur Geschichte der Kunst für den „Bildersaal" zu liefern. Reiffenstein erwidert mit Bedauern, daß er an seinem neuen Wohnort kein gelehrtes Material dazu vorfinde, nichts andres als Sandrart's Teutsche Akademie und Felibien's französisches Werk und

> „daß eine kleine Erfahrung in dem praktischen Theil der Malerei entweder gar nichts oder doch nur sehr weniges beiträgt, um von dieser Kunst etwas tüchtiges schreiben zu können."*)

denn er dürfe, so ungefähr fährt er fort, sich nicht zu den Gelehrten zählen, die im Stande wären, die Kunst in ihrer Allgemeinheit aufzufassen und den Zusammenhang mit den Wissenschaften nachzuweisen.

Indeß wird ein Aufsatz, den er 1746 nach Leipzig sendet, beifällig aufgenommen, in welchem Lob der Verfasser aber nur die Absicht erkennen will, ihn zu verdienstlicheren Leistungen zu ermuthigen.

---

*) Danzel, Gottsched. Leipz. 1848 S. 288.

Gottsched vernahm es gern, daß er sich neue französische und deutsche Kupferstiche angeschafft, darunter „die itzigen neumodischen schiefen Zierrathen," nicht weniger gern, daß er in ein freundschaftliches Verhältniß mit dem Maler Johann Heinrich Tischbein getreten, nach dessen Bildnissen in Pastell ausgezeichnete Kupferstecher gearbeitet haben.

In einer Lebensbeschreibung des genannten Malers*) lesen wir: die „erste Bekanntschaft legte den Grund zur innigsten Herzensvereinigung. Ihre Gedanken, ihre Gefühle floßen in einander und ihr Enthusiasmus für die Kunst machte ihnen wechselseitige Mittheilung zum Bedürfniß."

Reiffenstein, der Gottsched's Bildniß, wahrscheinlich in Pastell, 1753 zum Stich ausführte, war im Stande, an manchem Gemälde Tischbein's mit zu arbeiten. Das gemeinschaftliche Kunstwirken gereichte beiden zu gleichem Vergnügen. Tischbein porträtirte seinen sehr lieben Freund in einem Familienbilde und zwar mit der Baßgeige.**) Derselbe scheint sich also auch mit der Musik beschäftigt zu haben. In Betreff des damals herrschenden Kunstgeschmacks ersehn wir, daß in Kassel so lange die düstere Färbung der Rembrandt'schen Manier geliebt wurde, Tischbein aber für eine hellere die Gemüther zu stimmen wußte. Reiffenstein gab aber das alte Wesen nicht auf und malte hier wie später in Rom Rembrandt'sche Köpfe.

Als Gottschedianer bezeigte er eine lebhafte Theilnahme an dem vermeintlichen Aufschwunge des Theaters. Von Kassel aus berichtete er in Briefen an Gottsched über Vorstellungen, welche daselbst 1751 der alte Franz Schuch gab. Da heißt es von den Schauspielern „sie suchen sich vom Schmutz entfernt zu halten"***) d. h. sie extemporiren nicht, sondern geben nach dem Souffleur regelmäßige Stücke, die aus dem Französischen übersetzt sind, „wohl geeignet das Vorurtheil gegen die fremden Vorzüge allmählig abzulegen." Unter den aufgeführten Trauerspielen wird obenan „Cato" genannt. Wenn der Empfänger des Briefes dabei wohlgefällig lächeln mochte, so noch mehr, wenn es heißt: Schuch „will von Strasburg nach Paris gehen, hier will er es wagen, Cäsars Tod (ein anderes Trauerspiel von Gottsched) französisch aufzuführen. Einer seiner Tänzer,

*) Engelschall, J. H. Tischbein. Nürnberg 1797. S. 42.
**) Schiller, Aus meinem Leben von W. Tischbein, Braunschweig 1861. II, S. 55.
***) Danzel S. 164.

ein Franzose, soll die Hauptrolle spielen. — Die also erregte Spannung wird aber durch die Aeußerung wunderbar plötzlich abgebrochen: „dieser aber (der Tänzer) ist durchgegangen."

Damals gab Reiffenstein in schönem Druck in zwei Quartbänden „Historische Merkwürdigkeiten der Königin Christine von Schweden," die er aus dem Französischen des Arkenholz übersetzt hatte, Leipzig und Amsterdam 1751 heraus. Er widmet sie den deutschen Gesellschaften in Königsberg und in Göttingen, deren Mitglied er war, und hält sich laut der Vorrede, dazu um so mehr verbunden, als er das Verdienstliche der Uebersetzung mit auf die Rechnung der hohen Gönnerschaft in Leipzig zu bringen habe, weil das Buch

„die Bürgschaft eines berühmten Gelehrten vor sich hat, der die Mühe, alles dasjenige, so ein meißnisches Ohr hätte beleidigen können, vor dem Abdruck zu verbessern, gütigst übernehmen wollen."

Der Uebersetzer hat dazu die Vignetten gezeichnet, die mehr von Geschmack und Zierlichkeit, als von Erfindung zeugen. Viele sind Abbildungen von Gedächtnißmünzen, die ihm zur Ansicht aus der Stockholmer Antiquitäten-Sammlung geliefert wurden.

Gottsched war in Folge eines Verdrusses aus der deutschen Gesellschaft in Leipzig ausgetreten und hatte 1752 eine Gesellschaft der freien Künste ins Dasein treten lassen. Eine Tochtergesellschaft, vielleicht auf seinen Wunsch, errichtete Reiffenstein in Kassel. Es wurden regelmäßige Versammlungen gehalten, am Geburtstage des Leipziger Obermeisters Oden vorgetragen, Diplome zur Ehrenmitgliedschaft ausgeschrieben für Ludwig v. Hagedorn, der 1755 eine französische Schrift: „Brief an einen Liebhaber der Malerei" und für Winckelmann, der im selben Jahre seine erste Abhandlung: „Ueber die Nachahmung der griechischen Kunstwerke" herausgegeben hatte. Von den fünfzig Exemplaren derselben, kam eines durch den Verleger in den Besitz Gottsched's und so zur Kenntnißnahme Reiffenstein's. Leicht war es die Zustimmung der Gesellschaft in Kassel zu gewinnen, als Winckelmann zum Mitgliede vorgeschlagen wurde, aber schwierig, die Nachricht in einem Schreiben ihm zugehn zu lassen, der bereits in Rom lebte. Nach trostlosem Hin- und Herfragen wurde man endlich durch Hagedorn belehrt, daß er bei Mengs wohne

und daß durch Freunde des letzteren das ihm Zugedachte richtig befördert werden könne.

Aus dem Erzählten erhellt, daß Reiffenstein als Pagenhofmeister eine geachtete Stellung einnahm. Er erwarb sich Anerkennung und der Verbindung mit hochadlichen und fürstlichen Häusern hatte er es wohl zu danken, daß er mit dem Titel eines herzoglich Sachsen-Gothaischen Hofraths eine Pension empfing. Zum Hessen-Kasselschen Rath erhoben, erhielt er die Anwartschaft auf die Stelle, die der Prof. Raspe als Aufseher der Kunstkammer in Kassel bekleidete. Da dieser wegen Veruntreuung sich zu einer Flucht nach Holland und England genöthigt sah, so hätte schon früher, als es zu erwarten stand, die Anstellung erfolgen können. Reiffenstein hatte aber bei der Veränderung, die das Pagen-Institut während des siebenjährigen Kriegs erfuhr, mit Aufgebung der Lehrerstelle zugleich den Hessen-Kasselschen Staatsdienst verlassen und gern den Antrag übernommen, als Lehrer eines vornehmen jungen Herrn sich auf Reisen durch Deutschland, Frankreich, die Schweiz und Italien zu begeben. Sein Geist und Kunstinteresse wirkte in Kassel fort durch den Galerie-Direktor Böttner, der sein treuer Anhänger war. Reiffenstein verfügte sich nach Bremen, von wo aus er mit dem nachmaligen dänischen Kammerherrn Grafen Friedrich Ulrich zu Lynar die Reise 1760 antrat, die ihn 1762 nach Rom führte.

Bei dem Anblick des ewigen Roms, bei der Wanderung durch die kunstgeheiligten Stätten stieg in ihm der nicht zurückzudrängende Wunsch auf, sich hier für immer niederzulassen. Es war möglich, in passender Weise sich von der übernommenen Verpflichtung loszusagen. In Florenz, wohin Reiffenstein den Grafen zurückbegleitete, trennte er sich von ihm. Für längere Zeit gab er so das ihm schon zweimal zu Theil gewordene Führeramt auf, damit er jetzt selbst von der Hand einsichtsvoller Freunde geführt werde, bis er später in Rom bis zu seinem Tode von den wißbegierigen Fremden als der Antiquar aller Antiquare aufgesucht wurde.

Wie er, der unvermögend war, in Rom bestehen zu können meinte, wissen wir nicht. Vielleicht war es die Bekanntschaft mit dem Maler Christoph Unterberger, der ein erfindsames Talent war und mancherlei mit gutem Gelingen unternommen hatte, ferner die mit einem

geschickten Steinschneider Johann Weber (Webber), die ihn auf den Gedanken brachte, durch Glasabdrücke von Gemmen, die den Originalen, namentlich den Onyxen, genau entsprechen sollten, ferner durch die Wiederauffindung einer vergessenen Malertechnik, von der bei der Betrachtung der pompejanischen Gemälde viel Redens war, in einen Verkehr mit Kunstfreunden und Kunstsammlern zu treten und sich so eine auskömmliche Stellung zu bereiten.

Vor seinem Eintritt in Rom war ihm Gottsched Rathgeber und Beschützer, von jetzt ab sollte es Winckelmann sein. Wenn wir auf das frühere Verhältniß zurückblicken, so ist es auffallend, daß Gottsched, der wenig Sinn für die bildende Kunst bezeigte, weniger als die Gottschedin, gerade hierin Reiffenstein's Neigung bestärkte und ihm zu den ferneren Unternehmungen gleichsam die Weihe gab. Leider wurde auf ihn der selbstgenügliche Pedantismus verpflanzt, der in Ueberschätzung mäßiger Anlagen der rechten Strebsamkeit die Pulsader unterband und die freie Strömung hemmte. Der Geist wurde in spröder Form zurückgehalten und die Kunst erstarrte zu unerbaulicher Mechanik.

Schon lange vorher hatte Winckelmann erfahren, daß der kunstbeflissene Ankommling ein Verehrer seiner Bestrebungen und Forschungen sei. Bei seinem überströmenden Freundschaftsgefühl trug er ihm innige Liebe entgegen. Beide, unter kümmerlichen Umständen aufgewachsen, hatten aus dem gebundenen Schulmeisterleben sich zu einer freien edlen Thätigkeit emporgearbeitet, der sie ihr ganzes Leben zu widmen entschlossen waren. Zubald machte sich ein greller Unterschied bemerkbar. Reiffenstein konnte nie den Pagenhofmeister vergessen, er docirte und kritisirte, ohne selbst im Wissen vorzuschreiten und sich ein unbefangenes Urtheil zu bewahren, während der Conrector in Seehausen nach Goethe's Ausdruck ein anderer Columbus die neue Welt ahndungsvoll im Sinne trug, ehe er sie noch entdeckt hatte, er, der im Forschen immer bestrebt war, das Vereinzelte zum Ganzen zu verbinden und der im Unvollendeten ein zu verwerthendes Kapital hinterließ. Wie anders ist das Denken und Treiben Reiffenstein's! Es war für ihn ein nicht zu verwindendes Mißgeschick, daß der Begriff literarischer Bedeutung ihm unter Gottsched's Allongen-Perrücke aufgegangen war, die man nur gleichsam verstohlen lüftete, um neue Eindrücke auf-

zunehmen. Anstatt Winckelmann's Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke, wenn nicht weiter zu verfolgen, so zu durchprüfen, behielt er das Gefallen bei an den „neumodischen schiefen Zierathen," worunter er ohne Zweifel die ornamentistischen Zerrgestalten und verschnörkelten Erfindungen im Roccaille-Geschmack verstand, die von Augsburg aus durch J. E. Nilson die größte Verbreitung fanden. Was der eine zu weltbürgerlich, das war der andere zu eingeschränkt preußisch. Der eine kam, weil sich immer neue Entdeckungen vordrängten, nicht zum rechten Abschluß, der andere fand vor lauter Geschäftigkeit keine Zeit zum rechten Anfang.

Winckelmann glaubte in ihm den zu umarmen, der nach Rom gekommen, um mit ihm die Mühe gemeinschaftlicher Studien zu theilen. Sie wollten zusammen wohnen und immer neben einander sein. Sie theilten sich Anfangs die Briefe wechselsweise mit, die sie aus Deutschland erhielten. Winckelmann soll bei schriftstellerischen Arbeiten seine Hülfe in Anspruch genommen haben, wohl nur in Verbesserung grammatikalischer Formen, denn das Lebendige und Kernige des Ausdrucks seiner Sprache lag jenem fern. Schon in den ersten sechziger Jahren ist der Umgang kein inniger mehr, wenn Winckelmann ihn auch stets als seinen Freund achtet und ihn den ehrlichen Mann nennt, dessen hohe Tugenden er beneide.*) Mehrere Jahre nachher schreibt er nach Deutschland: „Rath Reiffenstein ist in Rom und scheint seinen beständigen Sitz hier nehmen zu wollen."

Ein Sammler von Alterthümern richtete Reiffenstein sein Augenmerk vorzüglich auf antike Gläser. Er besaß ein Stück einer Trinkschale, die, wie man deutlich erkannte, auf dem Drehstuhl gearbeitet war. Er bot all sein Nachdenken auf und machte kostspielige Versuche, um ein Glas von gleicher Härte darzustellen. Er zweifelte nicht, daß es ihm gelingen werde, ein solches zu Stande zu bringen, das der Diamant nicht anzugreifen vermöge, Glasgemmen zu liefern, die verhältnißmäßig wohlfeil den reellen Werth der geschnittenen antiken Halbedelsteine haben sollten.

---

*) In Heimlichkeiten, in die R. eingeweiht werden sollte, ging er, wie es scheint, nicht ein.

Winckelmann berichtet jetzt über ihn in der Art 1764: „Ich höre, daß er Glaspasten von neuer und eigener Erfindung arbeitet.“ — „Er hat angefangen, auf seine Erfindung, Cammei aus Glas nach der Art der Alten zu machen, von verschiedenen Liebhabern Vorschuß zu erhalten und nährt sich also von der Arbeit seiner Hände.“*) Um den Arbeiter bei seiner mühsamen Hantirung zu erhöhtem Eifer anzuspornen und eine größere Theilnahme an seinem Unternehmen zu verbreiten, rückte Winckelmann in die Anmerkungen über die Geschichte des Alterthums 1767 folgende Stelle ein:

„Der Wunsch, daß besagte eben so schöne als nützliche Glaskunst wieder aufleben möchte, hat einen Liebhaber von Versuchen zur Aufnahme der Künste, den Rath Reiffenstein gereizt, selbst Hand anzulegen. Es ist demselben gelungen, verschiedene Gattungen oberwähnter Künste, sonderlich hochgeschnittener Steine in Glas, in zwo und mehr Farben dergestalt nachzuahmen, daß man sich nicht entsehen würde, dieselben als wirkliche Steine am Finger zu tragen. Er hat seine Versuche bereits bis zu Cammei von einer halben Palme getrieben und da diese Arbeit aller Kenner Beifall erhalten hat, er auch kürzlich durch Fürsten großmüthigst unterstützt ist, so fährt er fort, größere Versuche nach besonders dazu verfertigten Modellen von Cammeen von der Größe eines Palms zu liefern und wird sich nachher an Gefäße selbst wagen. Auf dem bisher eingeschlagenen Wege haben sich bereits manche Erscheinungen von Arten, die den Alten unbekannt gewesen zu sein scheinen, geäußert, unter welchen eine der ersten diese war, Cammeen zwischen zwei Gläser einzuschmelzen und die schönsten Stücke, die auf erhabenen oder hohlgeschliffenen Steinen befindlich sind, wie die Insekten im durchsichtigsten Bernstein erscheinen zu lassen, woselbst sie vor aller ferneren Zerstörung und Beschädigung gewissermaßen gesichert sind und Jahrhunderte hindurch im Wasser und in der Erde fortdauern können.“

Winckelmann folgte hier einer Aufzeichnung aus der Feder des Freundes, die sich erhalten hat, und änderte nur im Ausdruck. In der zweiten Ausgabe ließ er die Stelle weg.

Von Reiffenstein's nachgeahmten Gemmen und gläsernen Gefäßen wissen wir sonst nichts. Er hatte sich wohl in seinen Erwartungen getäuscht und was dem redlichen Manne nicht weniger schmerzlich sein mußte, andere getäuscht, die neben dem Glauben an ein glückliches Gelingen ihm auch Geldmittel geliehen hatten zur Fortsetzung des kunstreichen Betriebes.

*) Eiselein, Winckelmann's Werke XI, S. 348.

Mit einer Summe hatte ihn so der alles Edle fördernde Herzog Leopold Friedrich Franz von Anhalt-Dessau unterstützt, als derselbe 1766 in Rom eine Zeitlang verweilte. Reiffenstein soll die Erfindung der Akademie der Wissenschaften in Berlin gegen eine Prämie angeboten und zuletzt, einer unverbürgten Nachricht zufolge, gegen 100 Pfd. St. den Engländern überlassen haben unter der Bedingung, daß das geheim gehaltene Verfahren erst nach seinem Tode zur Oeffentlichkeit gebracht werden dürfte.*) Das Geheimniß bestand vornämlich in der Weise, wie es zu verhüten sei, daß bei den Glaspasten, welche Onyxe darstellten, nicht die verschiedenfarbigen Schichten in einander verliefen, was durch Anwendung einer weißen Emaille (!) zu ermöglichen sein sollte.

Er sah endlich selbst ein, was Winckelmann früher schon erkannt hatte, daß sich von seiner Glasschmelzkunst kein Gedeihen versprechen lasse. Aus anderweitig ihm erwachsenden Einnahmen konnte er denen gerecht werden, die ihm zu viel Vertrauen geschenkt hatten, und er wird es geworden sein, wie wir annehmen können, um das, was er erstrebt und nach seinen zuversichtlichen Verheißungen bereits errungen zu haben meinte, wieder in Verschwiegenheit zu versenken. Ein Freund und Landsmann, der aus Liebe zur Kunst sich in Rom zwischen 1775—1777 aufhielt, schreibt:

„Es ist sonderbar, daß R. von seiner Glaspasten-Erfindung mir nie etwas gezeigt, auch selbst mit mir nie davon gesprochen hat; auch war bei ihm durchaus nichts davon zu erblicken. Ich habe erst später davon einige Kenntniß erhalten. Wir waren zuweilen einige Tage zusammen mit Hackert auf dessen Villa in Albano und beschäftigten uns oft mit Gypsabdrücken, Schwefelabgüssen und dergl., doch nie dachte er an die Glaspasten."

„Der ehrliche Reiffenstein verliert sich in Kleinigkeiten, unternimmt vieles und bringt nichts zu Ende," so war Winckelmann's Meinung, der sich ein Zusammenleben und Zusammenwirken in wissenschaftlichen Forschungen als schön und fruchtbar gedacht hatte und der ihn so gut wie aufgab, während Reiffenstein ihm eine unveränderte Verehrung bewahrte und sogar glaubte, daß das freundschaftliche Vernehmen immer mehr an Zärtlichkeit gewinne. Dies erfahren wir aus einem Brief, Rom 20. Juni

*) Meusel Misc. St. 17. S. 325.

1768, an den Landrath v. Berg in Liefland, in dem er seinen Schmerz über Winckelmann's Ermordung ausspricht.*)

„Nie habe ich gewünscht, Ihnen eine so traurige Botschaft zu berichten. Es ist mir fast nicht möglich gewesen, Ihnen sogleich in meiner ersten Erstarrung und Betäubung dieses unser gemeinschaftliches Leid zu klagen. Endlich überwindet die Pflicht meinen Unwillen, Ihnen zu sagen, daß wir unsern würdigsten Freund, gleichsam in dem ersten Jahre seines berühmten und bequem gewordenen Lebens und zwar auf eine höchst jämmerliche Weise verloren haben."

„Wir waren je länger je bessere Freunde geworden und nach Sr. Eminenz des Cardinals Alexander Albani Ableben war unsre gemeinschaftliche Wohnung und völlige Vereinigung schon verabredet, um einige gemeinschaftliche Arbeiten unternehmen zu können. Ich weiß gewiß, Sie werden Ihre Thränen mit den meinigen auf die Asche unsres verklärten Freundes mitleidig zusammen fließen lassen und ihn so herzlich beklagen, als er Sie redlich und zärtlich geliebt hat."

Schmerzlich wurde es empfunden, daß der Cardinal Albani, von seinem berühmten, gelehrten Diener in der letzten Schmerzensstunde zum Erben eingesetzt, nicht daran dachte, diesem eine Büste im Pantheon aufzustellen. Als der Cardinal gestorben, hielt es Reiffenstein für eine Ehrenschuld, das versäumte nachzuholen, und beauftragte Döll, die Büste des größten Archäologen und des größten Malers für das Pantheon auszuführen. Winckelmann's und Mengs' Büste, vormals im Pantheon, werden jetzt, neben der Reiffenstein's, im kapitolinischen Museum gefunden.

Allgemein verbreitete sich in Deutschland die Kunde, daß nach Winckelmann's Hinscheiden der preußische Archäolog in päpstliche Dienste treten und ihm im Antiquariat folgen werde.

Das war für seine Verwandten keine Freude, sondern ein großer Schmerz. Winckelmann war katholisch geworden und erschlagen und sie wußten nicht, was ihnen als das Schrecklichere erschien.

Reiffenstein beruhigte sie in einem launigen Brief und hob sie über die Besorgniß hinweg durch die Aeußerung, daß er die Religion zu wechseln durchaus keine Neigung hege.

Daß sein protestantischer Glaube allein seiner Erhebung zum Präsidenten der Alterthümer in Rom im Wege stehe, war die Meinung vieler, aber kaum die seinige. Er konnte auf eine solche Auszeichnung um so

*) Winckelmann's Briefe an einen Freund in Liefland. Coburg 1784. S. 27.

weniger rechnen, als die alte Kunstwissenschaft ihn nicht als solche anzog, sondern nur in soweit, als sie zur Förderung der neuen Kunst dienen könne. Nur einmal wurde er in einer antiquarischen Angelegenheit zu Rath gezogen, er zugleich mit der Angelica Kauffmann, als die farnesischen Antiken restaurirt werden sollten vor ihrer Herüberschaffung nach Neapel. Hier handelte es sich vornehmlich um den Preis, den die Bildhauer zu beanspruchen hatten, und Reiffenstein stand in dem Ruf, daß er mit Künstlern umzugehn wisse.

Seit Winckelmann und Mengs hatten die Deutschen, der italienischen Eifersüchteleien ungeachtet, ein günstiges Urtheil für sich. Durch ihr Auftreten hatte Rom neuen Glanz gewonnen, obgleich ihm Neapel durch die pompejanischen Entdeckungen das Ansehn streitig zu machen schien. Dieses nahm nach beider Tode eine Zeitlang ein überwiegendes Ansehn in Anspruch in der Kunst des Alterthums, deren Schätze in Neapel neben der Erweiterung des herkulanischen Museums durch Hamilton's Vasensammlung und durch die Verpflanzung der farnesischen Antiken einer bedeutsamen Vergrößerung sich zu erfreuen hatten. Das Werk Pitture d'Ercolano wurde fortgesetzt und nicht weniger Aufmerksamkeit als dieses erregten Tischbein's Vasengemälde. Aber auch, wenn von Erhebung der neuen Kunst die Rede war, so lenkte sich der Blick vorzugsweise dahin, wo Tischbein als Director der Akademie seit 1789 und Hackert als königlicher Hofmaler seit 1782 wirkte.

Was für Reiffenstein zuerst Gottsched, darauf Winckelmann gewesen, das wurde für ihn bis zu seinem Lebensende Philipp Hackert, der, sobald er nach Italien gekommen, eine seltene Berühmtheit erlangte. Wenn jener auch als Gönner Anfangs ihm in der Fremde die Wege ebnete, vielleicht bei seinen Beziehungen zum russischen Hof dazu behülflich war, daß ihm die großartige Bestellung zu Theil wurde, den Sieg bei Tschesme zu malen, so lehnte sich bald der Archäolog vertrauungsvoll an den Landschaftsmaler an um so mehr, als er von jeher für den Reiz der schönen Natur viel Sinn hatte und häufig Gegenden aufnahm. Beide waren Preußen und begeisterte Patrioten, beide rühmten sich der Gunst der Kaiserin Katharina und beide geizten nach der Ehre, einen Mittelpunkt für

die Künstlerwelt zu bilden und sie in einer gewissen Abhängigkeit von ihrem Ausspruch zu erhalten. Eine gleiche Liebe erfüllte sie für die, die sie als Lehrer hochgeschätzt, und für ihre Angehörigen. Mit der Pietät, mit welcher Reiffenstein an Gottsched, dachte Hackert an Sulzer. Gern richteten sie den Blick aus der Fremde nach dem Vaterlande zu den Ihrigen und beide wetteiferten gleichsam mit einander, so viel sie erübrigen konnten, nach Berlin und Ragnit zu senden zur Unterstützung bedürftiger Verwandten. Beider Freundschaft erkältete nie ein Mißverständniß, wenn auch in ihrem Wesen sich manches Unterscheidende herausstellte. Dieses, wie sie erkannten, fand durch den Verband eine glückliche Ausgleichung. Was der eine zu wenig praktisch war, das war der andere nur zu viel, welcher dem achtzehn Jahre ältern Freunde in allen Verhältnissen des Lebens sich als zuthätiger, willkommener Rathgeber zeigte. Die Verehrung, die sie gegenseitig für einander hegten, war mehr aufrichtig als begründet, wenn Reiffenstein voller Entzücken über Hackert's unvergleichliche Landschaften sprach und der letztere dagegen in der Art günstig urtheilte:*)

> „Reiffenstein hatte in allem einen sehr gebildeten und sichern Geschmack, eine genaue Kenntniß der Zeichnung nach dem Styl der Griechen, den er in Rom und Florenz an den antiken Statuen und Basreliefs sorgfältig studirt hatte. Er urtheilte sowohl in der Bildhauerei als Malerei sehr richtig über Zeichnung und Styl, aber auch über das Colorit hatte er ein sehr sicheres Auge und beurtheilte mit eben der Richtigkeit Gemälde von allen Arten. Da er an Alles selbst Hand angelegt, da er sogar Lanschaften mit Wasserfarbe gemalt und Vieles nach der Natur gezeichnet hatte, so waren ihm die Schwierigkeiten der Kunst nicht verborgen. Selbst in der Architektur hatte er einen sehr feinen Geschmack. Er ließ keine Verzierung gelten, von deren Dasein man nicht eine befriedigende Ursache angeben konnte."

Wenn Reiffenstein vordem mehr über Klassisches nachgedacht hatte, so befaßte er sich jetzt allein mit Dingen der Malerei. Die Glasschmelzkunst war für immer bei Seite gesetzt und ihn beschäftigten jetzt unablässig Forschungen über die Enkaustik. Ueber jene Erfindung sprach er nicht gern, über diese desto lieber, da er der sichern Ueberzeugung war, das, was viele zu ermitteln versucht, glücklich aufgefunden zu haben. Mit die-

*) Schlichtegroll Nekrolog 1794. S. 14. Hier werden R's. Vorzüge, wie im Supplement 1798 seine Schwächen hervorgehoben.

len Gelehrten theilte er die Meinung, daß die pompejanischen Gemälde Werke der Enkaustik seien. Er strebte das technische Verfahren der Alten zu ergründen, vielleicht schon zu Winckelmann's Zeit, da dieser in einem Briefe seiner erwähnt als eines „Mitforschers der römischen und herkulanischen Arbeiten."

Lanzi*) spricht sich über die Wiederauffindung der enkaustischen Malerei nicht anders aus, als wenn Reiffenstein nur in die Fußtapfen des Abtes Don Vinc. Requeno, eines Exjesuiten in Ferrara, getreten sei, der enkaustisch zu malen gelehrt hatte und dessen Manipulationen in Schriften niedergelegt waren. Reiffenstein, der durchaus wahrheitsliebend war, würde den Namen nicht verschwiegen haben, wenn er von Requeno's Verfahren Kenntniß gehabt hätte. Ueber das des deutschen Gelehrten werden wir in etwas durch den Maler Conrad Geßner aufgeklärt. Als sich derselbe 1787 in Rom aufhielt, war Reiffenstein so gestellt, daß er darauf verzichtete, Gewinn aus seinen künstlerischen Arbeiten zu ziehen und jedem bereitwillig die Sache eröffnete. Geßner meldet seinem Vater:**)"

„Ich konnte der ganzen Operation, aus der er bis auf die Appretur der Farben kein Geheimniß machte, zusehn. Sie ist die. Das farbige Gemälde (auf Holz), das wie ein Gouach-Gemälde trocken und ohne Saft aussieht, wird mit zerlassenem Wachs dicht und inegal überstrichen. Ist das Wachs trocken, so wird das Bild auf eine Staffelei gestellt und nun mit den feurigen Kohlen, die in einer tiefen Schaufel mit kurzem Stiel liegen, an dem Gemälde so nahe als möglich hin- und hergefahren. Das Schmelzen fordert die größte Sorgfalt, da das Wachs bloß fließen, aber ja nicht braten darf und aller Orten egal herumgefahren werden muß. Alsdann wird es mit dem Vertreib-Pinsel verblasen. Reiffenstein glaubt durch alle Proben der Dauer dieser Malerei so sicher zu sein, daß weder Sonne noch Feuchtigkeit ihr schaden soll." — „Es scheint mir, fährt Geßner fort, beim Einbrennen vieles aufs Gerathewohl anzukommen und das kleinste Versehen kann hier in einer Minute die Arbeit von Monaten verderben."

Zur enkaustischen Malerei, wie Reiffenstein in einem Brief auseinandersetzt, „gehörten präparirte Farben, in denen etwas Gummi und Wachs enthalten waren, und ein Gummi-Wachswasser, wie er sie bei den geschicktesten Künstlern zu seinem und anderer Liebhaber Gebrauch verfertigen

*) In seiner Storia pittorica in der letzten Anmerkung zur Scuola Romana.
**) Salomon Geßner's Briefwechsel. Bern 1801 S. 213.

ließ." „Solche mit deckenden hiezu bereiteten Farben verfertigte Gemälde, wie er erklärt, kann man nachhero mit geschmolzenem weißem Wachs überziehen und mit Vorhaltung des Kohlenfeuers einschmelzen, wovon sie den Namen à l'Encaustique (Encaustum) erhalten."*)

Auch durch diese Erfindung gelang es Reiffenstein nicht, sich ein dauerndes, in dankbarer Erinerung fortbestehendes Denkmal zu stiften.

Möglich ist es, daß die Enkaustik, wie zu seiner Zeit, auch noch in diesem Jahrhundert Bekenner gefunden hätte, wenn nicht durch das in Italien neu erwachte Interesse für die Frescomalerei sie wieder in das Dunkel, aus dem sie offenkundig hervorgetreten sein sollte, zurückgedrängt wäre.

Die allein überlebenden Zeugen seiner enkaustischen Bemühungen sind die Logen Raphaels in Petersburg und die Dekoration eines Bades bei Caserta.

Dem Wiedererfinder der alten Malerei konnte nichts beglückender sein, als daß Hackert, der durch seine Oelgemälde den höchsten Ruhm errang, es nicht verschmähte, enkaustisch zu malen, und daß die Kaiserin Katharina ein Werk der Art von mehreren Malern in Rom fertigen ließ zur Zierde des Lustschlosses Eremitage von solchem Umfange, daß zehn Jahre daran gearbeitet wurde. Als Mittel zur Förderung der Enkaustik reiht es in Außerordentlichkeit sich an das Mittel an, welches dem Maler der erwähnten Seeschlacht zum Unterricht dargeboten wurde durch das bekannte Schauspiel der in die Luft gesprengten Fregatte.

In einem Seitengebäude des Winterpalastes wurde auf Befehl der

*) Was Rode in der Uebersetzung des Vitruv über die Enkaustik beibringt, begründet sich wahrscheinlich auf das, was ihm der Baumeister v. Erdmannsdorff, bei dem er sich häufig Raths erholt, aus Gesprächen mit R. mittheilen konnte. Im deutschen Vitruv I: S. 126 heißt es: „Höchst wahrscheinlich bestand sie darin, daß man theils mit Wachs, das gefärbt und am Feuer aufgelöst war, malte und sich dabei des Pinsels bediente; theils die Gemälde, ingleichen die gemalten und ausgetrockenten Wände mit warmem, gebleichtem und mit etwas Oel vermischtem Wachse, wie mit einem Firniß bestrich, hernach mit einem brennenden Lichte oder mit Kohlenfeuer zum schwitzen brachte und sodann abrieb und bohnte." Ein kleines Bildchen von R's. Hand auf Holz befindet sich in Königsberg, das nicht besser ist und nicht haltbarer zu sein scheint, als wenn es mit Oelfarbe gemalt wäre. Indeß darf dieses keinen Maßstab für seine Kunst geben, denn er achtete es nicht des Aufhebens werth. „Wegen einer großen Zerstreutheit, so bemerkt er, so ich diesen Winter hatte, mißrieth mir der Rembrandt'sche Kopf sowohl im Anlegen, als bei dem Einbrennen."

Kaiser'n eine Galerie angelegt, welche in den räumlichen Verhältnissen genau mit den Logen des Vatikans übereinstimmen sollte, um eine Nachbildung der Erfindungen Raphaels, sowohl der Arabesken als der biblischen Darstellungen, aufzunehmen. Die Copien hatte Reiffenstein zu besorgen.

Waagen, der sich in Petersburg aufhielt, um die Original Gemälde der Eremitage zu prüfen, ging an ihnen vorüber, ohne über sie zu berichten. In seinem Buch „die Gemäldesammlung der kaiserlichen Eremitage, München 1864" nennt er sie nur gelegentlich und bezeichnet sie (S. 16 und 48) als getreu und vortrefflich. Auch in Hand's „Kunst und Alterthum in St. Petersburg, Weimar 1827" finden wir in der, mehere Seiten füllenden, Beschreibung kein eingehendes Urtheil und das Verdienstliche der „kunstreichen Copien", die sich „wie Frescobilder" ausnehmen, wird darein gesetzt, daß durch sie erhalten werde, was in Rom in der offnen Halle (die damals längst durch Glaswände geschlossen war) die Ungunst der Witterung zerstöre. Daß die Copien in einer eigenthümlichen Weise ausgeführt seien und wie sich diese von anderer Wandmalerei unterscheide, erfährt man weder hier noch dort. Es wird weder Reiffenstein noch einer der Maler genannt. Hand ist, wie es scheint, geneigt anzunehmen, daß Decorationsmaler, die der Kaiser Paul im Michailow'schen Palast beschäftigte, die Verfertiger seien, Namens Pietro und Carlo Scotti und Vighi, welche (I S. 45) „auch eine Copie der Raphaelischen Logen geliefert hatten." *)

Die Copien sind mit Wachs gemalt und eingebrannt. In welcher Art mit den in Rom gemalten Tafeln das Kreuzgewölbe bekleidet werden konnte, ist räthselhaft und wir sehen uns zur Annahme genöthigt, daß nicht alles auf Holz gemalt war, sondern die Arabesken des Gewölbes auf schmiegsame Pappen, **) was, wie wir wissen, mit der vielseitig anzuwendenden Enkaustik nicht unverträglich war.

Die Arbeit der Copien wurde 1788 unternommen, wozu, wie es scheint, eine eigne Malerschule errichtet wurde. Reiffenstein spricht darüber in mehreren Briefen:

---

*) In Nagler's Lexicon lesen wir dasselbe nicht als Bestätigung, sondern nur als Wiederholung.

**) Doch nicht auf Leinwand? In Goethe's Hackert S. 231 wird freilich von enkaustischer Malerei auf Leinewand gesprochen.

„Diese zur Decoration sonderlich höchst vorzüglich von den Alten erschaffene Kunst wird itzo hier durch die Großmuth der glorwürdigsten Kaiserin Maj. aufs mildeste befördert. Ich lasse so eben auf höchst dero Befehl große Panneaux*) zur Dekoration eines Zimmers in Sarskoiselo**) in dieser Art malen"

„habe im Anfange des Frühjahrs (Juni 1793) mit den ersten nach Rußland abgehenden Schiffen fünf große für J. Kaiserl. Maj. hier verfertigte Gemälde à l'Encaustique sollen spediren lassen" — —

Die Copien der Raphaelischen Logen, die von den Händen meist wenig bekannter Maler herrühren, sind schon in sofern nicht als treu zu erachten, als die Stuckverzierungen auf den Panneaux mitgemalt sind. Christoph Unterberger, Professor an der St. Luca-Akademie, der Mengs bei der Decoration der Camera de' paperi im Vatikan behülflich war, lieferte die Cartons in Tempera in der Originalgröße, in denen das Fehlende und Halbverloschene glücklich ergänzt war. Die Mühe ward ihm mit 45,000 Gulden vergütet. Nach den Cartons mit Zuratheziehung von Kupferstichen malten die Brüder Vincenz und Giovanni Angeloni, von denen der erste etwas als Perspektivmaler galt. Ein gewisser Peter (vielleicht einer der Thiermaler Peters) malte die Tafeln mit den Ranken, auf denen Thiere sitzen. Andreas Nesenthaler, der 1792 nach Salzburg ging, lieferte drei historische Bilder und zehn kleinere „im Geschmack der Cammeen," wahrscheinlich die braun in braun gemalten Lambrisbilder. Ein Mailänder J. B. dell' Era (de Lera, Dellera), von dem Goethe anführt, daß er Reiffenstein's treuster Anhänger gewesen,***) wird neben Arabeskenreihen auf den Pilastern auch historische Bilder gemalt haben. Als Maler werden noch genannt Joseph Cades, von dem wir Altarblätter besitzen, und Campovecchio. Die Arbeiten soll der Abt Garzia della Huerta, der die Forschungen Requeno's weiter verfolgte, noch außer Reiffenstein überwacht haben, wahrscheinlich nach dessen Tode, indem die Vollendung des Ganzen erst 1798 erfolgte, das über 30,000 Scudi kostete.

Der Glaube der Kaiserin an die Vorzüglichkeit der Reiffenstein'schen

*) Tavolazzi, Bildtafeln.

**) Die Benennung des Schlosses beruht auf einem Irrthume.

***) Goethe's Winckelmann S. 362.

Erfindung begründete sich wohl mit auf das günstige Urtheil Hackert's behufs der Decorationsmalerei.

Anfangs war er ungläubig, bis er auf des Freundes „unabläßiges Zureden endlich selbst Hand anzulegen angefangen, was ihm sehr glücklich von Statten ging," wie wir dies aus einem Brief ersehen. Er bezweifelte, daß die Oelmalerei werde durch die Wachsmalerei verdrängt werden, rühmte aber die letztere als vor jeder anderen zur Dekoration vorzüglich geeignet und nannte sie „sehr schön, dauerhaft und nützlich." In Verzierungen komme es nicht so genau auf Uebereinstimmung in den Farben an. Schwierig sei es, ein durchaus harmonisches Bild mit enkaustischen Farben auszuführen, da sie beim Anlegen blaß erscheinen und erst nach dem Einbrennen schön und lebhaft würden. Reiffenstein meinte, daß dem Uebelstande durch ein leicht zu bewerkstelligendes Retouchiren zu begegnen sei, was Hackert nicht ganz zugeben wollte, indem man hier wieder im Dunklen tappe. Es komme, so erklärte er, „mit aller Praktik auf ein gut Glück an, ob es geräth oder nicht."

„Diese kleinen Proben (unter Reiffenstein's Anleitung auf feine Pappendeckel auf Holz und auf getünchter Mauer ausgeführt) geriethen sehr wohl. Ich bat ihn, nicht allein mir die Zubereitung dieser Farben zu lehren, sondern darin zugleich einen Decorationsmaler zu unterweisen, den ich schon einige Jahre für des Königs Dienste beschäftigt hatte. Dieses geschah. Ich ließ gleich in meiner Stube auf der Wand eine Probe machen, die sehr wohl ausfiel. Auch ließ ich zu gleicher Zeit Proben auf großen Ziegeln machen, die mit dem präparirten Mörtel zubereitet waren."*)

Der König von Neapel nahm an den Arbeiten in Hackerts Studium lebendigen Antheil. Er fand sich bei ihm ein, als das Einbrennen der Malerei vor sich gehen sollte, und mit freudiger Verwunderung überzeugte er sich von dem guten Gelingen.

„Ihr müßt mir, rief er da, mein Bad in Belvedere enkaustisch malen lassen"! nämlich in einem Schloß in San Leoncio (Leucio) bei Casarta.

„Ich bin, schreibt Hackert, eben damit beschäftigt. Es ist mit Figuren und mit Verzierungen gemalt. Der Plafond ist völlig fertig und das Wachs ist schon eingebrannt, welches sehr glücklich gerathen

*) Schlichtegroll Nekrolog 1794 S. 20.

ist, so daß der König ein großes Vergnügen darüber bezeigte. Der seel. Reiffenstein würde eine außerordentliche Freude gehabt haben, wenn er es noch erlebt hätte, daß ich den Plafond hätte einbrennen lassen, besonders da es so gut gerathen ist und da man in Rom bis jetzt den Muth noch nicht gehabt hat, etwas all' Encausto auf die Mauer malen zu lassen. Jetzt ist diese alte Malerei wieder gefunden und man ist sicher, daß es gut geräth. Zu Dekorationen in Zimmern finde ich sie sauber und vortrefflich." *)

Als Antiquario — diesen Namen gibt man in Italien den Fremdenführern, welche Lokalkenntniß mit gelehrter Bildung verbinden — war Reiffenstein allgemein bekannt und gesucht.

Zwischen dem Hubertsburger Frieden und der französischen Revolution wurde Rom von Reisenden besucht, wie in keiner Zeit vor- und nachher. Der großen Zahl derselben pflegt es darauf anzukommen, in kürzester Zeit möglichst viel zu sehen. Anweisungen in Büchern reichen nicht aus, wenn eines uns auch lehrt, das ganze Rom in sieben Tagen vollständig kennen zu lernen. So bildete sich das Ciceronethum zu einer nothwendigen Größe aus. Als Kunstkenner und Forscher standen die Deutschen in besonders gutem Ruf und darum wurden Deutsche als Führer und zugleich als Vermittler zwischen Künstler und Kunstsammlern gewählt. Wenn der Abt Fea die Reisenden gewiß zu ihrer Befriedigung führte, so trat er zurück gegen Reiffenstein, Hirt, Maler Müller und Platner. Man müsse, schreibt ein Baumeister, Reiffenstein „zum Adjutanten wählen, weil der alles an den Fingern herzuzählen wisse." Je älter der Mann wurde, je mehr wurde seine Hülfe in Anspruch genommen.

„Ich erinnere mich, schreibt er Rom 1. Aug. 1791, in keinem Jahre mit so vielem Zuspruch und damit verbundener Bedienung so vieler fremder Herrschaften als seit dem Winter und noch bis jetzt fast überhäufet gewesen zu sein."

Die Höchsten erbaten ihn zum Führer und überschütteten ihn mit Huldbezeigungen. Sie ließen sich auch von ihm leiten in Ankäufen und Bestellungen. So wurde er Commissionär für die Höfe von Baden

---

*) Schlichtegroll a. a. O.

und Petersburg und bezog dafür Pensionen. Das unbedingteste Vertrauen in sein Urtheil und in seine Gewissenhaftigkeit setzte **Katharina II**, die auf Vorschlag des bekannten Baron Grimm ihn zum Agenten wählte und in äußerlichen Würden erhöhte. Reiffenstein kaufte für sie von der Wittwe Mengs für 1500 Zechinen einen geschnittenen Stein, den ihr der Gatte als Schmuck eines Armbandes geschenkt hatte, ferner (1780) Mengs' Galerie und alle von ihm hinterlassenen Kunstsachen.*) Die Kaiserin ließ von Reiffenstein ein Institut für russische Kunstjünger einrichten und es unter seine Aufsicht stellen. Von Künstlern, die aus demselben hervorgegangen sind, findet sich keine Kunde vor. Welche Würden dem Antiquar ertheilt wurden, ist aus seinem Titel zu entnehmen, der also lautet: Russisch kaiserlicher und sächsisch-gothaischer Hofrath, ansbachischer geheimer Legationsrath, Ehrenmitglied der Akademie der Wissenschaft zu St. Petersburg und Direktor des Erziehungs-Institut für russische Künstler in Rom.

Er war außerordentlich gastfrei gegen Fremde und die Vornehmsten unter ihnen nahmen gern seine Einladung an. Der höchste Adel war in seinen Gesellschaften vertreten.

Reiffenstein, der Fremdenführer, hat viele Protestanten zum Ziel der Lebensreise geleitet, zu ihrer Gruft an der Cestius-Pyramide. Er hielt hier für beständig eine Rede am Grabe und gab dem, in nächtlicher Stille zu vollziehenden, Trauerakt eine so feierliche Haltung, daß der sonst gewöhnliche höhnische Ausruf des römischen Pöbels: Al fiume! nicht mehr gehört wurde.**)

Reiffenstein stand in einem lebhaften Verkehr mit Künstlern, Kunstfreunden und Gelehrten. Das Verhältniß zu Gelehrten und Kunstfreunden war anders als das zu den Künstlern. Wenn er sich auch gern den italienischen Archäologen gefällig zeigte, einem Fea und Visconti, und dem einen bei der Uebersetzung Winckelmanns behülflich war, den andern über Lessing's erste archäologische Schrift belehrte, so fühlte er sich doch vorzugsweise unter den Deutschen wohl, die ein gleiches Studium mit ihm

*) Meusel, Miscell. 1781 Heft IX S. 187.
**) Meyer, Darstellungen aus Italien, Berlin 1792 S. 159.

verband. Von den deutschen Künstlern hielt er sich möglichst fern, mit den italienischen verständigte er sich ungleich leichter und kehrte gegen jene ein vornehmes Wesen heraus, das ihm sonst fern lag.

Einen Freund besaß er in dem wissenschaftlich gebildeten Baumeister v. Erdmannsdorff aus Anhalt Dessau, der zweimal nach Rom kam 1771 und 1785 und seiner Leitung großentheils den Nutzen zuschrieb, der ihm aus der Wanderung durch die geweihten Stätten erwuchs. Vier Stunden pflegte er täglich mit ihm umherzugehn. Nach ernsten Unterhaltungen überließ man sich der ungebundensten Lustigkeit. Davon zeugt ein zunftgemäßer Geleitsbrief, der am Lucastage 1771 ihm, dem fleißigen Gesellen, von Reiffenstein, Hackert und andern Künstlern überreicht wurde.

„Wir Altmeister und Gesellen der löblichen Malerkunst urkunden und bekennen mit diesem Brief, daß Vorzeiger dieses Herr Friedrich Wilhelm Freiherr v. Erdmannsdorff allhier in unsrer guten Stadt Rom Jahr und Tag bei verschiedenen Altmeistern, sowohl Malern, als Bildhauern und Baumeistern treu und fleißig gearbeitet hat." — —

In einem Schreiben Erdmannsdorff's heißt es:

„Der Rath ist noch in seinem siebenzigsten Jahre so ein frischer, lustiger Mann, als man gern einen sehen mag, und versagt keinen Spaß. Er steigt mit uns den ganzen Tag herum, ohne zu ermüden. Das macht einem Lust, alt zu werden."*)

Goethe, der sich unter Roms Alterthümern ein unabhängiges Urtheil wahren wollte und sich in der Gesellschaft Wilhelm Tischbein's wohl berathen sah, hielt sich von Reiffenstein möglichst fern. Er gab sich einen fremden Namen, um sich vor dienstbeflißenen Rathgebern sicher zu stellen. Der Glasschmelzkunst gedenkt er gar nicht, wo er in seiner „Italienischen Reise" von Einschnitten (Intaglio's) spricht. Von der Enkaustik meint er, sie könne nur dazu dienen, durch die Neuheit des Unternehmens manchem geringen Kunstwerk Reiz zu geben. Sonst lautet daß Urtheil über ihn mild, der sich als Zuhörer einfand, als der Dichter seine Iphigenia vortrug, dazu von den Deutschen aufgefordert, die dem rauschenden Beifall von Monti's Aristodemo ein Gegengewicht aufgestellt sehn wollten. Dankbar empfing Goethe als Geschenk von Reiffenstein eine Anzahl Original-Ra-

*) Rode, Leben Erdmannsdorff's. Dessau 1801. S. 20. 128.

dirungen von Claude Lorrain und den Gypsabguß des Schädels, der in St. Luca lange als der Raphaels vorgewiesen wurde.

Als Herder im Gefolge der gefeierten Principessa di Sassonia nach Rom kam, spielte Reiffenstein, wie es scheint, eine nicht geringe Rolle. In Tiefsurt auf einem Gemälde, das die fürstliche Reisegesellschaft im Freien auf klassischen Boden gelagert, darstellt, wird er als Erklärer im scharlachrothen Rock wahrgenommen. Die Herzogin Mutter Amalia, nach Hause gekehrt, bestellt Grüße an ihn. Als seinen Landsmann achtete Reiffenstein Herder wohl ungleich höher als Goethe. Einer Sendung deutscher Bücher entgegensehend schreibt er, Rom 16. Dez. 1790, an einen Freund in Königsberg:

„Wenn darunter ein beliebtes Werk unsers Herrn Kant, den Sie mit Deutschland den Fürsten der Tiefdenker und den König der Philosophen nennen, sich befindet, so soll es mich freuen, um diesen berühmten Landsmann aus seinen Schriften einigermaßen (soviel ein Untiefdenkender davon begreifen kann) kennen zu lernen, nachdem ich vor zwei Jahren unsern theuern Landsmann Herrn Herder aus persönlichem Umgange und aus seinen Schriften kennen zu lernen, das Glück gehabt. Ist Herr Kant also König, so wird Herder doch wohl auch zu den Fürsten der Philosophen gehören. Sie hatten ja sonst noch einen tiefdenkenden Philosophen in Königsberg, der, wenn mir recht ist, Lizentrath war, dessen Name mir nicht beifällt.*) Lebt derselbe noch und wodurch ist derselbe eigentlich berühmt geworden?"

Auch die Verbindung mit der k. deutschen Gesellschaft hörte in so fern nicht auf, als ihn noch in der letzten Zeit Ernst Hennig in einem langen Brief mit Nachrichten versorgte. Wegen Mangels an Zeit schien es ihm aber angemessen, kurz zu antworten, anstatt sich neue zu erbitten.

Als ein Vielvermögender wird er von der Kunstwelt geachtet und gefürchtet, gelobt und getadelt. Außer der Angelica Kauffmann und Hackert, deren Ruhm des Schutzes und der Fürsprache nicht bedurfte, trat er mit anderen Künstlern in kein näheres Verhältniß, um bei Bestellungen den Verdacht parteiischer Bevorzugung zu vermeiden. Wilhelm Tischbein, der Neffe und Schüler seines Freundes Tischbein, brachte ihm einen Empfehlungsbrief, fand aber darum keine entgegenkommende Aufnahme. Er glaubte in ihm den alten Pagenhofmeister kennen zu lernen, dem man

*) J. G. Hamann, der Packhofverwalter.

nicht widersprechen dürfe.*) Zwei andere deutsche Maler urtheilten günstiger über ihn und dankten ihm für Rath und Anleitung, Wilhelm Böttner und Friedrich Naumann, von denen der eine Johann Heinrich Tischbein's, der andere Mengs' Schüler gewesen.**) Reiffenstein war einseitig und konnte sich nicht in Ansichten finden, die der alten Schule entgegen waren. Er folgte einem Sacchi, Maratti und Mengs. In einer systematischen Herausbildung von dem Naturschönen zum Kunstschönen sollte nach seinem Dafürhalten alles Streben und Lernen der Künstler bestehn, beim Copiren, auf das man damals soviel gab, in Rom eine Stufenleiter beobachtet werden. Daher wollte Reiffenstein, daß man mit den Bildern des Carracci im Palast Farnese beginne, alsdann bei Raphaels Werken im Vatikan verweile, um zum Höchsten überzugehn, zu dem ruhenden Herkules, borghesischen Fechter, dem Laokoon, dem Torso und endlich zum belvederischen Apoll.***) Die Gestalt des letzteren sollte sich nicht allein überall als bestimmend dem Gedächtniß einprägen, sondern auch der Hand durchaus gefügig werden. Auffallend war es, daß er bei seinen künstlerischen Arbeiten selbst von seinen Lehren abwich, daß er lieber Landschaftliches als Figuratives zeichnete, daß er anstatt eines Raphaels einen Correggio kopirte, anstatt Idealgestalten Rembrandt'sche Köpfe malte und man kann sagen, ohne daß er es wußte, sie auf kleine Stückchen Papier in charakteristischer Weise entwarf.

Wenn die Künstler gegen Ablauf des 18. Jahrhunderts ihm nicht das Wort redeten und oft eine leidenschaftliche Erbitterung gegen ihn nährten, so konnte keiner von ihnen ihm eine eigennützige Absicht oder gar eine Unredlichkeit nachweisen. Bei Vermittlungen und Empfehlungen leitete ihn nie ein unedles Motiv. Bei seiner ungeregelten Buchführung kam es nicht selten vor, daß die Commissionsgeschäfte ihm nicht nur keinen Vortheil, sondern Schaden brachten. Hackert machte ihm einst scherzweise den Antrag, seine jährlichen Verluste mit 100 Zechinen in Pacht zu nehmen. Die durch die Versendungen bewirkte Verbreitung der Kunst rech-

*) Meusel, Neue Miscell. S. 295 und Meusel, Miscell. Stück 29 S. 263.
**) Schiller, Aus meinem Leben von W. Tischbein. II, 55.
***) Goethe Winckelmann S. 361.

nete sich Reiffenstein als ein lohnendes Verdienst an. Liebenswürdig ist sein Eifer, mit dem er die Gelegenheit wahrnimmt, seinem Vaterlande Preußen zu nützen und Samen des Schönen in das unempfängliche Erdreich zu streuen.

„Wäre ich jung, so schreibt er Rom 24. April 1790, so würde ich trachten, wieder nach Königsberg zu kommen und die dasige Kunstliebe anfeuern und befördern helfen." In einem anderen Brief vom 2. Nov. 1776 erinnert er sich an eine Villeggiatura, die er in Albano in heiterster Lust mit einem Landsmann theilte, denn sie war „lauter Musik, Malerei, Zeichnen, Spaziergänge und Fahrten." Und er spricht seine Bereitwilligkeit aus, in Sachen der Kunst gern zu Diensten zu stehn und dies um so lieber, als er es als eine dankbar abzutragende Schuld ansieht, „die Kenntniß und Liebe der Kunst in der Gegend, wo ich selbst durch Uebungen im Zeichnen und Malen den ersten Grund zu meiner bis ins Alter mich beglückenden Liebe zur Kunst gelegt, einigermaßen befördert zu sehn." Er macht es dem Freunde zur Pflicht, den neugeborenen Sohn möglichst frühe für die Künste zu erziehen, „welche das Vaterland nicht allein zieren, sondern auch demselben auf mehr als eine Art nützen können."

In Frascati in seiner Wohnung setzte Reiffenstein die beliebten Hackertschen Abendzeichenstunden fort, an der sich viele betheiligten. Goethe berichtet aus Frascati folgendes:*) „Sobald die stattliche Wirthin die messingene, dreiarmige Lampe auf den großen runden Tisch gesetzt und felicissima notte! gesagt, versammelt sich Alles im Kreise und legt die Blätter vor, welche den Tag über gezeichnet und skizzirt werden. Hofrath Reiffenstein weiß diese Sitzungen durch seine Einsicht und Auctorität zu ordnen und zu leiten: Diese löbliche Anstalt schreibt sich von Philipp Hackert her. Künstler und Liebhaber, Männer und Frauen, Alte uud Junge ließ er nicht ruhen, er munterte jeden auf, nach seinen Gaben und Kräften sich zu versuchen. Er weckte den thätigen Antheil des Einzelnen. Will das Gespräch ausgehen, so wird, gleichfalls nach Hackert's Vermächtniß, in Sulzer's Theorie gelesen."

Wenn Reiffenstein von den Dilettanten zu den Künstlern blickte, so

*) Band 23 S. 243.

rühmte er vor andern eine Angelica Kauffmann, deren Bildniß nach Winckelmann er zu ätzen unternahm, doch noch mehr seinen Hackert, dessen Probeblätter mit Baumschlag er unermüdet in Crayon und Biester kopirte. Höchst erfreulich war es ihm, Arbeiten von dem Meister nach Preußen an die Grafen von Dönhoff und v. d. Gröben zu befördern. Mit den Brüdern Hackert, dem Maler und dem Kupferstecher, machte er längere Fußreisen, vermochte es aber nicht über sich, neben ihnen zu zeichnen, sondern genoß als ruhiger Beschauer die Herrlichkeit der Natur. In des Freundes Wohnung saß er mit im Halbkreise der Bewunderer, die schweigend den Blick dahin lenkten, wo die Nachtlampe eine transparente Mondscheinlandschaft erhellte, indem sie durch einen kleinen ausgeschnittenen Kreis — die Mondscheibe — und durch die im Papier ausradirten Wolkenränder schien, eine solche Vorstellung, zur Erleuchtung der Schlafstube angewandt, sollte, wie der Erfinder meinte, angenehme Träume hervorrufen. Reiffenstein erhielt die Aufforderung, die Zeichnung und die Maschine zum Mondeffekt nach Preußen zu schicken.

Manche Künstler ehrten Reiffenstein als Künstler und widmeten ihm in aufrichtiger Liebe einzelne Arbeiten, so P. Hackert und F. P. Lund. Von der von ihm selbst gemalten Ansicht des Ponte Lucano lieferte Hössel ein Aquatinta-Blatt in vier Platten. Bernigeroth stach nach ihm das Bildniß Gottsched's.*) Blätter, von ihm selbst nicht ohne Geschick geätzt, stellen einen Kopf nach Mieris, Baumpartien und Gemäuer dar.

Wenn seine künstlerischen Leistungen nicht bedeutend sind, so noch geringer die, welche er als Gelehrter und Schriftsteller zeigte. Im Schreiben schwerfällig, gemächlich und zaghaft setzte er sich manches abzufassen vor, konnte aber vor lauter Bedenklichkeit nicht zur Ausführung kommen. Er versprach eine Lebensbeschreibung Winckelmann's, Abhandlungen über Malerei und Mischung der Farben,**) ohne Wort zu halten, obwohl Goldbeck in Königsberg und Meusel in Erlangen es nicht an Aufforde-

*) Titelkupfer in Gottsched's Sprachkunst. Leipzig 1762.

**) Eine Bemerkung von ihm über Sepia in Schlichtegroll a. a. O. Seite 12. Goldbeck, v. Baczko's Tempe, S. 527 spricht wohl mit Unrecht von herausgegebenen Aufsätzen und Abhandlungen.

rungen fehlen ließen, durch Mittheilungen aus dem reichen Schatz seiner Erfahrungen der gelehrten Welt sich verpflichten zu wollen. Abweichende Meinungen von dem, was vordem als das Richtige gegolten, verleideten ihm die Schriftstellerei. Oft sprach er sein aufrichtiges Bedauern darüber aus: „daß seit Winckelmann's Tode kein deutscher Gelehrter mehr in Rom lebe, der in seine Fußtapfen trete," doch that er nichts dazu, um den Verlust weniger fühlbar zu machen. Nur dadurch glaubte er das Ansehn der alten Schule aufrecht zu erhalten, daß er, ohne zu prüfen, verwarf, was jüngere Archäologen zur Sprache brachten. Um sein Urtheil über Hirt befragt, schrieb er:

„Er machte sich mit jungen deutschen Künstlern bekannt, denen er die Geschichte und diese ihm etwas von der Kunstkenntniß lehrten. Seit einiger Zeit dient er hier Fremden als Antiquarius und, da er die historischen Kenntnisse inne hat, so empfehle ich ihn öfters selbst an einige Fremde, denen ich nicht zur Hand gehen kann. Er soll vieles über die Kunst nach Deutschland geschrieben haben, wovon mir nichts zu Gesicht gekommen und dieses Vergnügen auch gern entbehre. Er hat kürzlich eine kleine Dissertation über das Pantheon geschrieben, worin er alle Stellen der Alten anführt, die dieses Gebäude ursprünglich für einen Tempel hielten. Der Advocat Fea hat bereits eine andere Dissertation angekündigt, worin er das Gegentheil beweisen will. Ueber antiquarische Grillen kann sehr viel geschrieben werden. Der Kunst selbst ist mit Schwätzen sehr wenig gedient. Diese fordert Thäter und Handlanger."

Reiffenstein war höchstens Handlanger, kein Thäter. Im Auctoritäts-Glauben aufgewachsen blieb er diesem getreu und war bemüht, bei sich und seinen Bekannten, die Befangenheit veralteter Urtheile festzuhalten. Die Achtung, die er als Gelehrter genoß, bezog sich zum Theil auf Größen, die es allein für ihre Zeit gewesen. Aber wie neben dem Constantin-Bogen die allerunerheblichste Ruine des Forums, die der Meta sudans, ungern vermißt werden würde, so galt er bis zu seinem Tode für ein unentbehrliches Besatzstück Roms, als eine Quelle, aus der man zu schöpfen kam, wiewohl sie längst eingegangen war.

Reiffenstein war ein Mann von ansehnlicher Gestalt, kräftig und wohlgenährt, frisch und rüstig, der, bevor ihn das Podagra heimsuchte, seines Vaters Alter, eines Greises von 93 Jahren, zu erreichen hoffte. Döll, später Hofbildhauer in Gotha, der die Büsten von Lessing, Mengs und

Winckelmann fertigte, führte auch die seinige in Marmor aus. Friedrich Möglich, ein Wachsbossirer in Rom, modellirte sein Medaillon als ein Seitenstück zu dem von der Angelica Kauffmann und von Mengs. Guttenbrunn, der zu der Zahl der enkaustischen Maler gehörte, malte ihn.*) Reiffenstein war Patriot durch und durch nnd wegen seiner Verehrung für Friedrich den Großen nannte man ihn scherzweise Fridericus Rex, da auf seinem Petschaft F. R. unter einer Krone zu sehen war. Chodowiecki's Stich mit der Wachparade Friedrichs nahm er mit Enthusiasmus auf und veranlaßte, daß in Rom mehrere Exemplare bestellt wurden. Ganz Preuße erging er sich gern in Jugenderinnerungen und kam auf sie bei manchem, was gut und böse war, zu sprechen. Die Improvisationen des Corilla verglich er mit Lauson's Gedichten. „Möge uns Apollo, schreibt er, für fernere Lauson's und künftige Corilla's und mehr solchem Marktschreier-Gezücht in Gnaden bewahren wollen."**) Eben so wenig als Winckelmann hätte er sich deßungeachtet anderswo als in Italien wohl fühlen können, jedoch richtete er sich mehr und mehr ganz auf preußischen Fuß ein. Für seinen Garten in Frascati, wo er ein Landhaus bewohnte, verschrieb er aus Königsberg Saamen von Treppviolen, Engelthür und von Rosen, „deren grüne Blätter einen starken aromatischen Geruch haben." Es ging ihm das Herz auf, wenn es ihm vergönnt war, im engeren Kreise ganz nach königsbergischer Sitte zu leben. Es fehlte dann nicht an Schwadengrütze, grauen Erbsen und Klops, der genau nach dem ihm zugesendeten Recept bereitet war, an Milch-Biersuppe und lippitzer Honig. Die frohsten Tage, bekennen er und Hackert, 1770 und 1771 zusammen mit dem Herzog Friedrich von Holstein-Beck und dessen Begleiter verlebt zu haben. Alles erhält da einen echt königsbergischen Zuschnitt und eine Sendung von Artikeln für die Küche läßt die durch Kunstinteresse Verbundenen in „Nektar und Ambrosia" schwelgen.

Reiffenstein, der nach einer überstandenen Krankheit für lange ganz und gar vergessen hatte, was Kranksein heißt, wurde plötzlich von poda-

---

*) Das Bildniß von Möglich ist in Meusel's N. Museum und von C. G. Schultze, das von Guttenbrunn als ein größeres Blatt von A. Morghen gestochen.

**) Zeitschrift: „Gesellschafter. Berlin 1839." No. 32.

graischen Uebeln ergriffen. Dies war als das erste Mal ihm um so verdrießlicher als gerade damals der Großfürst und die Großfürstin von Rußland anwesend waren. Da das Podagra zum zweiten Mal dem vier und siebenzigjährigen Rath mitleidslos zugesetzt hatte, so forderte der Arzt, daß er diesmal seine Genesung in Neapel abwarte. Hackert fuhr ihm auf halbem Wege entgegen und führte ihn nach Caserta.

„Seit dem 7. Mai (1792) befinde ich mich ganz wohl in der guten Gesellschaft und Pflege unseres lieben Freundes Hackert. Am erwähnten Tage fand ich mich laut genommener Abrede in Terracina ein, woselbst dieser Freund mich schon mit seinem bequemen vierspännigen Reisewagen und eigenen Pferden entgegengekommen war. Von hier wurden noch fünf Tage verwendet, ehe wir in langsamen Tagereisen hier in Caserta ankamen. Hier hielt ich mich bei ihm vierzehn Tage auf, ehe wir auf sechs Tage nach Neapel gingen, von wo ich aber mit Vergnügen mit ihm zurückeilete, weil ich meine Wiedergenesung in hiesiger balsamischen Landluft geschwinder als in der Stadt befördert sehe. Hackert malet mir, während ich ihm Wieland's Lucian oder ein anderes gutes Buch vorlese, so viele Scenen paradisischer Gegenden vor, daß ich mich nun schon stark genug fühle, selbst Hand anlegen zu können."

Da er sich kaum erholt hatte, trübten die politischen Unruhen seine sonst gleichbleibend heitere Laune. Er schrieb in den Jahren 1792 und 1793:

„Gott segne nunmehro die vereinigten Waffen gegen die itzt so unmenschlich handelnden Franzosen, welche ehemals unserm ganzen Europa ein Muster der Höflichkeit und menschlichen Gesinnungen waren."

„In welcher Gefahr hat unser gutes Rom, welches sonst seit geraumer Zeit ein wahrer Sitz und Mittelpunkt des Friedens war, seit dem 13. Januar geschwebet! Die grausamen Bedrohungen der gegen Gott und Menschen sich empörenden französischen Nation waren dem Volk so verhaßt geworden, daß, als man mit Gewalt das französische neue Wappen an dem Palast der Akademie und dem Hause ihres Consuls aufstellen wollte, es tumuluirte, ein Theil des Pöbels die Akademie in Brand steckte" u. s. w.

Durch weise Vermittlung, so wähnte er, wären in Rom die blutigen Scenen beendigt und „da die englischen und spanischen Flotten schon im mittelländischen Meer kreuzen sollen, so haben weder wir hier, noch auch ganz Italien so bald wieder etwas zu befürchten."

Reiffenstein erlebte nicht den Schmerz getäuschter Erwartungen.

Unter der sorgsamsten Pflege von Seiten des Bildhauers Fraccini, der seit 20 Jahren zugleich sein Freund, Kammerdiener und ganzer Haus-

stand war — denn er hatte nicht Weib, nicht Kind — erlag er dem Uebel, das nicht mehr zu beseitigen war.

Von Neapel aus schreibt Hackert am 12. October 1793:

„Zu meinem größten Leidwesen muß ich Ihnen berichten, daß unser lieber alter Freund am 6ten dieses um 12 Uhr des Morgens verschieden ist. Er ist bei der Pyramide mit aller gebührender Ehre am 7ten begraben worden. Sein Gefolge soll sehr zahlreich gewesen sein. Er ist am Podagra gestorben, welches ihm schon seit einiger Zeit außerordentliche Schmerzen verursachte. Er verschied in den Armen des Herrn dell 'Era, eines jungen Malers, der sein Freund war.*) Weil der selige Herr in russischen Diensten war, so hat Herr Caspar Santini, der General-Consul der Kaiserin von Rußland, gleich Alles versiegeln lassen, wie Gold, goldene Dosen, Ringe und alle Pretiosen. Der Rath hat kein Testament gemacht, so viel ich weiß. Wäre der selige Mann bei mir geblieben hier in der gesunden Luft, so würde er noch lange gelebt haben.**) Seine zu große Dienstfertigkeit hat ihn verwichenen Dezember von mir gerissen und sobald er aus hiesiger Luft und Ruhe war, so fing er gleich wieder an, krank zu werden. Als er sich entschlossen hatte, wieder zu mir zu kommen, da war es zu spät. Dieser rechtschaffene Freund, der ein Modell der Freundschaft und Tugend war! Die Teutschen haben in Rom an dem sel. Reiffenstein den besten Führer und Belehrer in Künsten verloren. Ein so großer Mann wird vielleicht in vielen hundert Jahren nicht wieder ersetzt."

„Sie wissen, Theuerster, mit wie viel Commissionen er beladen war, und daß er manchmal ein wenig unordentlich war im Aufschreiben. Ich fürchte, daß es sehr schwer sein wird, alles zu debrouilliren."

Die Schwierigkeit ward dadurch bedeutend erhöht, daß Santini zwei Jahre nachher starb, ehe der Nachlaß geordnet war.

Reiffenstein erlebte ungeachtet der Ungemächlichkeiten des Alters einen heitern Lebensabend. Er durfte nicht später sterben, als er starb. Er hoffte, nachdem die Gefahren für immer abgewandt zu sein schienen, noch manches Jahr sich ungestörter Ruhe zu erfreuen. Er hatte keine Ahnung von den Schrecknissen, denen bald darauf die Deutschen, namentlich Hackert und Tischbein ausgesetzt waren. So lang er lebte, erfuhr der Glaube an seine Leistungsfähigkeit keine Schwankungen. So spät, wie früher glaubte

---

*) Von ihm war früher schon die Rede.

**) „Wenn man alt ist, so muß man in dem Klima leben, wo die Natur jung ist," dies war des Schreibers Ansicht.

er nur solche Künstler und Gelehrten, die es sich zu sein einbildeten, gegen sich und seine Kunstansichten zu haben. Reiffenstein, wenn er noch ein Jahr länger gelebt, hätte nicht mehr Rom und die Zeit verstehn können, als Fernow den Künstlern Kant's Philosophie vortrug und diese ihre Erfindungen ihr anzupassen suchten, als Carstens eine Ausstellung von eigenen Werken veranstaltete, die Monate lang fleißig besucht wurde, als Zoëga sein Buch über die Obelisken schrieb und dieses Werk der gründlichsten Gelehrsamkeit sein Kenotaphium nannte.

Aus Altpreussens Rechtsgeschichte.

Von

Dr. Emil Steffenhagen,

Privatdocenten an der Universität Königsberg.

Seit Hartknoch, Hanow, Schweikart hat die Rechtsgeschichte unserer Provinz keine zusammenhängende Darstellung erfahren.*) Dagegen sind, besonders in jüngster Zeit, in rascher Folge mehrfache Publicationen ans Licht getreten, die für die Kenntniß Altpreußischer Rechtsgeschichte im Einzelnen vielfältig förderlich geworden sind. Als solche wären hervorzuheben die Quellen-Ausgaben von Laband (Das Magdeburg-Breslauer systematische Schöffenrecht Berlin 1863) und Behrend (Die Magdeburger Fragen Berlin 1865), ferner von Stobbe: Geschichte der deutschen Rechtsquellen Abth. 1, 2 Braunschw. 1860, 64 und Beiträge zur Geschichte des deutschen Rechts ebendas. 1865, sodann Gengler's Codex Juris Municipalis (bis jetzt 2 Lieferungen) Erlangen 1863, 64, zu welchen Schriften noch die eigenen Arbeiten des Verf. De inedito iuris Germanici monumento etc. Regim. Boruss. 1863 und über die IX Bücher Magdeburger Rechtes (im ersten Hefte dieses Bandes, auch besonders abgedruckt) hinzutreten.**)

Bei dieser neu erwachten regen Theilnahme für unsere vaterländische

---

*) Hartknoch Diss. de Juris Prussici origine Regiom. 1677. 4⁰ und in neuer Bearbeitung als Diss. XVII hinter Dusburg's Chronik Francof. et Lips. 1679, sowie Deutsch im Alt- u. Neuen Preußen Th. II Kap. VII — Hanow Kurz gefaßte Gesch. des Culmisch. R. (vor dem Jus Culmense ex ultima revisione) — Schweikart Ueber die in Ost- u. Westpreußen geltenden Rechte (Kamptz' Jahrbüch. Bd. XXVI, 239 mit Nachträgen Bd. XXXI, 225).

**) Ueber die genannten Werke vgl. die Recensionen in der Monatsschr. I, 74, 159, 454, 640 u. II, 142, 432.

Rechtsgeschichte wird es keiner Rechtfertigung bedürfen, wenn der Verf. eine Reihe von Mittheilungen zu veröffentlichen beginnt, die sich auf die Geschichte des Deutschen Rechtes im alten Preußen beziehen. Es sind die Ergebniße mit Lust und Liebe betriebener Studien, die nach und nach hier vorgelegt werden sollen. Die benutzten Quellen bestehen in dem gesammten rechtshistorischen Urkunden- und Handschriften-Vorrath, der in den Bibliotheken und Archiven der Provinz oder auswärts zerstreut ist.*) Es kam darauf an, die reichen Quellen des Ordenslandes, dessen politische Geschichte von jeher der Gegenstand verdienter Aufmerksamkeit gewesen ist, auch für die Rechtsgeschichte mit möglicher Vollständigkeit bereitzulegen und nutzbarzumachen.

Eine Schilderung des Entwickelungsganges, den das Deutsche Recht im Ordenslande genommen hat, mag an dieser Stelle unterbleiben, da sie bereits anderwärts versucht worden ist (Deutsche Gerichts-Zeitung 1863 No. 39). Wohl aber wird es nicht überflüßig sein, eine Uebersicht über die Rechtsquellen vorauszuschicken, in denen das Deutsche Recht in Preußen zur Erscheinung gelangte. Dieselben sondern sich in drei Gruppen:

I. Schöffenurtheile und Weisthümer, insbesondere solche für und aus Preußen,

II. außerpreußische Rechtsbücher,

III. einheimische Rechtsbücher, die entweder in Preußen selbst verfaßt wurden, oder wenigstens für Preußen bestimmt waren (Lübische Rechtsmittheilungen).

I. In der ersten Gruppe treten uns zunächst entgegen die Rechtssprüche des Kulmer Schöffenstuhles, der als Oberhof zu Magdeburger Recht für die Preußischen Städte schon in der Kulmer Handfeste eingesetzt war und bis in die Mitte des XV. Jahrh. thätig blieb. Ueber ihm steht der Schöffenstuhl zu Magdeburg, dessen Urtheile für Preußen verbindlich waren, bis nach dem Gnadenprivileg v. 1540 an seine Stelle das Sächsische Oberhofgericht trat. Die zahlreichen Entscheidungen der Magdeburger Schöffen kommen theils einzeln vor, theils in geschloßenen Sammlungen zu praktischem Gebrauche. Die Sammlungen entstanden

*) Ein Verzeichniß, ungefähr 150 Nummern umfassend, hoffe ich später zu bringen.

theils im Ordenslande selbst, theils gelangten sie von auswärts nach Preußen. Ihre kritische Sichtung und Vergleichung verdanken wir der oben erwähnten Ausgabe der sog. „Magdeburger Fragen" von Behrend.

Wie Magdeburg für die Städte mit Magdeburger Recht, war Lübeck für die Orte des Lübischen Rechtes die Appellations-Instanz, nachdem das ursprüngliche Verbot der Appellation dorthin aufgehoben war. Wir kennen verschiedene Lübische Rechtsweisungen für Elbing, dessen Schöffen ähnlich wie die Kulmer die Verbindung mit dem Mutterrechte vermittelten (bis zum J. 1512).

Nebenher gehen Urtheilssprüche der Leipziger Schöffen und des Wittenberger Hofgerichtes. Beide entschieden z. B. in Prozeßen zugleich mit dem Magdeburger Schöffenstuhle.

II. Außer der Rechtsprechung der Schöffenstühle bildeten eine Entscheidungsquelle die Privat-Aufzeichnungen des geltenden Rechtsstoffes, welche in Deutschland seit dem Anfange des XIII. Jahrh. unternommen wurden, und die man in vorzüglichem Sinne Rechtsbücher zu nennen pflegt. Mit Rücksicht auf die vorzugsweise Geltung des Sächsisch-Magdeburgischen Rechtes waren es hauptsächlich die Sächsischen Rechtsbücher, welche in Preußen gebraucht wurden. So obenan der Sachsenspiegel, dessen praktische Anwendung verschiedentlich bezeugt wird, das Rechtsbuch nach Distinctionen oder der vermehrte Sachsenspiegel (in bezeichnender Weise „Kulmisches" Recht genannt), der Richtsteig Landrechts, die Sippzahlregeln, namentlich aber verschiedene Formen des Magdeburger Weichbildrechtes. Von den außersächsischen Rechtsbüchern galt der Schwabenspiegel.*)

III. Auf dem Grunde jener außerpreußischen Rechtsbücher entstand in Preußen selbst eine Reihe neuer Kompilationen und Bearbeitungen. Solche einheimische Rechtsbücher sind: das Elbinger Rechtsbuch vornehmlich aus dem Schwabenspiegel, das Lehnrecht in Distinctionen, in gleichem Plane für das Sächsische Lehnrecht, wie das Rechts-

*) Das Vorkommen des kleinen Kaiserrechtes ist eine irrthümliche Angabe von Leman Kulm. R. p. XVIII (Endemann Keyserr. p. XXXVIII, LI Stobbe Gesch. der D. RQ. I, 442 Ztschr. f. RG. IV, 182); cf. Homeyer Rechtsbüch. No. 138.

buch nach Dist. für das Landrecht, die umfangreiche Kompilation der IX Bücher Magdeburger Rechtes in ihren drei Formen, der alphabetische Rechtscodex von Ambrosius Adler 1539, vor Allem endlich der aus dem Nachbarlande Schlesien herübergebrachte Alte Kulm, der seit 1394 die übrigen Rechtsbücher mehr und mehr aus den Gerichten verdrängte und, zu ausschließlicher Giltigkeit gelangt, die ganze spätere Rechtsentwickelung beherrscht. Im Anschluße an ihn und zu seiner Ergänzung wird eine Anzahl kleinerer Arbeiten abgefaßt: die anonyme Glosse, mehrere Sammlungen von Erbrechtsregeln besonders auf Grundlage der Sippzahlregeln, die „gemeinen laufenden Urtheile, welche den Schöffen zu wißen nöthig sind", die merkwürdige Kompilation der „landläufigen Kulmischen Rechte" u. A.

Zuletzt kommen in Betracht die Mittheilungen des Lübischen Stadtrechtes an die Preußischen Küstenstädte, deren Abschriften bis in's XVI. Jahrh. hinaufreichen. —

Nach dieser Uebersicht über die Erscheinungsformen des Deutschen Rechtes im Allgemeinen schreiten wir zu einzelnen besonders bemerkenswerthen Rechtsdenkmälern.

I.

Das Elbinger Rechtsbuch aus dem Schwabenspiegel.

[cf. Steffenhagen De inedito iuris Germanici monumento etc. Regimonti Boruss. 1863. 8°]*)

Unter dem Namen „Elbinger Rechtsbuch" hat Homeyer (Die deutsch. Rechtsbüch. des Mittelalt. u. ihre HH. 1856 S 171 ff) ein kleines Rechtsdenkmal in die Literatur eingeführt, welches in einer einzigen Handschrift der Elbinger Gymnasial-Bibliothek (Homeyer No. 181) erhalten ist. Homeyer (S. 34 f.) stellt das Werkchen zum Rechtsbuche nach Distinctionen, indem er es als eine „eigenthümliche Bearbeitung" desselben charakterisiert.¹) Es könnte hienach den Anschein haben, als beruhte das Elbinger Rechtsbuch vorwiegend auf dem Rechtsbuche nach Distin-

*) Diese Schrift erscheint hier in neuer Bearbeitung und mit einigen Zusätzen.

¹) Vgl. auch Stobbe Gesch. der dtsch. RQ. I, 413 N. 2.

ctionen. Dem ist jedoch nicht so. Allerdings ist seine Quelle das Rechtsbuch nach Dist., aber es ist weder die alleinige, noch die hauptsächlichste Quelle. Vielmehr ist die Hauptquelle das Landrecht des Schwabenspiegels, neben dem, außer dem Rechtsbuche nach Dist., noch andere Quellen benutzt sind.[b])

1. Der Elbinger Codex, von dem Hofapotheker Dewitz 1757 der Gymnasial-Bibliothek geschenkt, trägt jetzt die Bibliotheks-Nummer 5 und ist auf Papier über die ganze Blattbreite in kleinem Quart-Format (8¼ Zoll hoch und 5⅞ Zoll breit) geschrieben. Er gehört, den Schriftzügen nach, in das XV. Jahrhundert, genauer nicht nach 1470, da er in diesem Jahre, zufolge einer Notiz auf dem ersten Blatte, sich im Besitze eines gewißen Hans von Wilten zu Bartenstein befand.[c]) Ein späterer Besitzer hat seinen Namen Merten Wullff 1519 auf der zweiten Seite unten eingezeichnet.[d]) Sonst war über die früheren Schicksale des Codex nichts zu ermitteln; jedenfalls aber ist er in Preußen geschrieben. Die Blätterzahl beträgt nach neuerer Bezifferung 76, jedoch fehlen innerhalb derselben vier volle Blätter (ein Doppelblatt zwischen Bl. 4 u. 5 resp. 6 u. 7, ein drittes zwischen Bl. 68 u. 69, ein viertes zwischen Bl. 71 u. 72), auch ist von Bl. 61 oben ein großes Stück ausgerißen; außerdem ist am Ende, nach den übrig gebliebenen Fetzen zu urtheilen, eine ganze Lage und die zweite Hälfte der vorletzten verloren gegangen. Außer unserem Rechtsbuche, welches mit Bl. 1[b] beginnt und auf Bl. 76[a] schließt, begreift der Codex in seiner gegenwärtigen Gestalt auf der Vorderseite des ersten Blattes ein Lateinisches gereimtes Gebet an die Mutter Maria und auf der Kehrseite des letzten Blattes eine Verschreibung des Hochmeisters Michael Küchmeister von Sternberg (1414 . . . 22), worin er Bartusch von Wilten für seine treuen Dienste neun Hufen in dem Dorfe Preußisch Wilten[e]) zu Magdeburgischem Rechte verleiht.[f])

---

[b]) Solches erhellte schon aus der vorgängigen ausführlicheren Beschreibung von Neumann im Elbinger Gymnasial-Progr. 1847 Note nn (wieder abgedruckt bei Steffenhagen De ined. iur. Germ. mon. p. 6, 7).

[c]) Steffenhagen l. c. pg. 9.

[d]) Steffenhagen ibid.

[e]) Im Kammeramt Domnau belegen, Voigt Geschichte Preuß. VI, 547 mit N. 3, 5.

[f]) Ueber dergleichen Verleihungen zu Magdeb. Rechte (Jus Magdeburgicum

2. Das Rechtsbuch besteht aus einer Vorrede und 67 (nicht 66) rubricierten und fortlaufend gezählten Kapiteln, von denen sieben (capp. 2, 3, 59, 61, 62, 66, 67) durch die oben angegebenen Defecte lückenhaft sind. Dem letzten Kapitel fehlt Ueberschrift und Anfang, weshalb bei Homeyer ein Kapitel zu wenig gezählt wird; demnach ist es nicht das „letzte" Kapitel, welches „mit den Friedetagen in der Woche beginnt", sondern das vorletzte. Wenn ferner Homeyer (S. 35) sagt: „Das Ende von C. 58, der Anf. von 59, und C. 62 fehlen", so bedarf das theils der Berichtigung, theils der Vervollständigung. Denn einerseits ist cap. 58 vollständig, andererseits cap. 59 nicht bloß zu Anfang, sondern auch weiterhin defect, und cap. 62 fehlt nicht ganz.

Die Vorrede auf fünf und einer halben Seite (Bl. 1ᵇ ... 4ᵃ) beginnt ohne Ueberschrift, aber durch einen größeren gemalten Anfangsbuchstaben ausgezeichnet, mit den ersten Worten der Vorrede des Schwabenspiegels:

> HEre got, himmelisschir vatir, durch dyne milde gute geschuffest du den menesschen yn driualdigir wirdekeit u. s. w.

und giebt sie sehr verkürzt wieder bis:

> dornoch den got di gewalt ouch vorlegen hat, das ist der bobest vnd der keisir, di sullen an gotis stat vortan richten bis an den Jungisten tag (Wackernagel Zeile 64, 65).

Alsdann folgt mit den Worten:

> Dorumme sint gemacht eyn richtsteik vnd dis buch des rechten, als Meideburg gebrucht vnde di von[g]) halle u. s. w.

der Prolog des Rechtsbuches nach Distinctionen, nicht nur vollständig bis zum Schluße, sondern noch mit ein paar Einschaltungen, die für den Entstehungsort des Werkes bemerkenswerth sind:

> Nu haben [di von Meideburg][h]) vnd von sachsen, mit der weissesten rate Im lande, lantrecht, wicbilde recht, leen recht,

---

simplex), die vorzüglich durch den genannten HM. in Gebrauch kamen, Voigt Rechtsverf. Preuß. p. 22 ff. (Zeitschr. f. Theorie u. Prax. des Preuß. R. p. 98 ff.) u. Gesch. Preuß. VI, 596 ff.

g) Die H. hat fehlerhaft: voit.

h) Die eingeklammerten Worte hat der Schreiber ausgelaßen.

Colmisch recht dor us entsprossen ist, mit der keisir kore vnd willen gesaczt, das wir alhir Im lande tzu prussen vnd von polen u. s. w.

Mit dem Prologe verbindet die Vorrede noch drei Kapitel des Rechtsbuches nach Dist., die bei Ortloff die drei ersten sind, während sie in zwei HH. (Ortloff S. 341 zu I. 1) ebenso, wie hier, mit dem Prologe zusammenhängen.

Hierauf werden die Kapitel von 1 an gezählt. Ihr Inhalt ergiebt sich aus den nachstehenden Ueberschriften, von denen fünf (zu capp. 2, 3, 59, 62, 67) mit den verlorenen Blättern ausgefallen sind:

1) Bl. 4ᵃ Item Is ist not tzu wissen, wi man di Sippe irkennen mag, vnd wo si begynnen, adir wo si ende nemen, wer mit der Sippe Innestit mit dem rechte vnd gnode Bobistlichir wirdekeit, wi das hirnoch beser[iben] stet etc. Capitulum primum.

2) 3) fehlen.

4) Bl. 7ᵇ Item erbe ist das, das vnder deme manne irstirbet varnde adir legende, was kuntlich tzu dem erbe gehort. Item was eyn eigen ist. Item was tzinsgut ist. Item was warnde habe ist adir keyme geegent adir vorlegen. Item wer leen geuolgen mag. Item wi monche noch nonnen widder leen adir eigen geuolgen mag. virde capittel etc.

5) Bl. 8ᵇ Item is ist not, das man wisse, waz tzu hergewete gehort. Ouch wer is von rechtes wegen nemen sulle. Item ab eyn son were stum, cropel adir blint etc. adir mesilsuchtig geboren. Item wo ouch keyn son nicht ist, wer is denne nymmet. vumfte capittel.

6) Bl. 9ᵃ [I]tem was gerade ist, vnd was tzu gerade hort. [I]tem was gerade yn lenrecht si. Item wer di rade von rechte nemen sal, Tochtir, swestir, niftele adir pfaffe. Item was man nicht geben darf vnd doch gerade ist. Item wo man hergewete noch gerade nicht vorgeben mag. Sechste capittil.

7) Bl. 11ᵃ Item is ist not tzu irkennen, was houffespise ist,

was man der[1]) vrowen dar us tzu musteil gibt, ab si sich von eren kindern sundert. Item was di vrawe nymmet tzu houffespise in wicbilde. Capittulum vij.

8) Bl. 12ª Item nu sulle wir irkennen, was lipgedinge ist. Item wi man lipgedinge scheidet in lantrechte vnd in wicbilde rechte. Item was morgengabe ist. Item wi morgengabe us wirt gescheidet in lantrechte vnd in wicbilde rechte. Item was ouch des in wicb[ilde] nicht en ist, do man dritteneil von gibt. Item do man morgengabe gibt. Item was brutschacz ist. Item was brutschatz in vsscheiden ist. Capittulum viij.

9) Bl. 15ᵇ Item nv zulle wir wissen vnd irkennen, wi is noch der neisten sippe an di widder sippe irsterben mag. Item von dem kinde, das vnelich geboren wirt yn deme lantrechte. Item wi sich tzweit lantrecht vnd wicbilde recht. Item wen sich erbe vorbrudert adir vorswistert. Ca. ix.

10) Bl. 16ª Item wir zullen irkennen, wi man keyn halb phert czu hergewete geben sal. Item uf weme hergewete adir gerade irsterben mag. Item wer do weigert erbe ader hergewete tzu geben. Item was erbe, hergewete adir gerade irstirbet, daz bekummert ist mit rechte. Item wi gerade vnd hergewete irstirbit vnwissens. Item bekummert eyner hergewete ader gerade bi gesundem libe. Item abir was hergewete adir gerade irstirbit. Item wi man keyne scholt gelden sal von morgengabe, hergewete adir gerade. Item irstirbet eyn erbe uf eynen vsgesessen man etc. Capittulum x.

11) Bl. 17ª Item nv zulle wir vorbas wissen, ab eyn man eyn teil kindere hat vnbestat. Item wo man den vrowen dritten teil gibt. Item von der tochter, di ym huze ist vmbestat. Item wi eyn phaffe an der muter gerade nymmet glich teil mit der swestir. Ca. xj.

---

[1]) In der H.: den.

12) Bl. 18ᵃ Item von kinden, di erbe teilen. Cap. xij.
13) Bl. 18ᵇ Item von burgeschaft. Capittulum xiij.
14) Bl. 19ᵃ Item wer nicht gelden mag. Ca. xiiii.
15) Bl. 19ᵇ Item ab eyner vreuelt an gerichte. Ca. xv.
16) Bl. 20ᵃ Item wer ouch nicht getzug mag gesin. Capittulum xvj.
17) Bl. 20ᵃ Item wi eyn vater erbit uf seyn kint. Cap. xvij.
18) Bl. 20ᵇ Item wi eyn kint vater vnd muter erbe vorwirkit. Ca. xviij etc.
19) Bl. 22ᵃ Item von morgengobe. Ca. xix. Dis ist ouch vor berurt etc.
20) Bl. 22ᵃ Item von erbeteil. Ca. xx.
21) Bl. 23ᵃ Item ab sich eyn son monchet vndir seben Joren. Capitulum xxj.
22) Bl. 23ᵇ Item von totlibe. Capitulum xxij.
23) Bl. 24ᵇ Item wo der man recht nemen sal. Capitulum xxiii.
24) Bl. 24ᵇ Item wi eyn man sin gut vorkoufen sal. Capitulum xxiiij.
25) Bl. 25ᵃ Item von vntzitigen kindern. Cap. xxv.
26) Bl. 25ᵇ Item was recht strossen roub si. Cap. xxvj.
27) Bl. 26ᵇ Item von vreuel vnd von vngerichtes busse. Cap. xxvij.
28) Bl. 27ᵃ Item wer den andern anspricht vmme syne truwe. Ca. xxviij.
29) Bl. 27ᵇ Item von vorladen. Cap. xxix etc.
30) Bl. 29ᵃ Item von vorbotunge des vroneboten. Capittulum xxx.
31) Bl. 29ᵇ Item wi man echter echten sal. Capitulum xxxj etc.
32) Bl. 29ᵇ Item wi man itzlichem manne tac tzu kampe geben sal. Capitulum xxxij etc.
33) Bl. 30ᵇ Item wi man sich us der achte tzin mag. Capit. xxxiij.
34) Bl. 31ᵇ Item von guter gewonheit. Capit. xxxiiij.
35) Bl. 32ᵇ Item ior vnd tag wer in des landes achte ist. Capi. xxxv etc.

36) Bl. 32[b] Item von dinstmannes eigen. Capi. xxxvj.

37) Bl. 33[a] Item wi man vnelich wol elichen mag machen. Ca. xxxvij.

38) Bl. 33[a] Item von witwen vnd meide vormunde. Cap. xxxviij etc.

39) Bl. 34[a] Item wi lange eyn gut ane ansproche mag sin. Ca. xxxix etc.

40) Bl. 35[b] Item wer vormunt mag gesin adir nicht. Capit. xl.

41) Bl. 39[a] Item hat eyne vrawe eynen vngeraten man. Capit. xlj etc.

42) Bl. 39[b] Item von rechtlossen vnd vnelichen luten. Ca. xlij etc.

43) Bl. 40[a] Item von notwere. Ca. xliij.

44) Bl. 40[b] Item von manchirhande busse. Ca. xliiij.

45) Bl. 41[b] Item wi man tzins geben sal etc. Cap. xlv.

46) Bl. 42[a] Item wi man Richter settzen sal. Ca. xlvj.

47) Bl. 43[a] Item von vorsprechen. Ca. xlvij.

48) Bl. 45[b] Item was elich ding ist. Ca. xlviij.

49) Bl. 46[b] Item von vorsprechen. Cap. xlix etc.

50) Bl. 48[b] Item von besunderlicher vssetczunge Meideburgisch vnd Colmichs [!] Rechtis. Capitulum l.

51) Bl. 50[b] Item wi man geistliche lute beclagen sal. Ca. lj.

52) Bl. 50[b] Item von Scheppen. Ca. lij etc.

53) Bl. 51[a] Item ab eyn man von synem wibe gescheiden wirt. Ca. liij.

54) Bl. 52[b] Item von erbe teil. Ca. liiij.

55) Bl. 54[b] Item was varnde gut ist. Capitulum lv.

56) Bl. 54[b] Item wi man eide sweren sal. Capitulum lvj.

57) Bl. 56[a] Item wi eyn orteil vorwurfen wirt. Ca. lvij.

58) Bl. 56[a] Item wi manchirhande tot eyn mensche vordinet. Cap. lviij.

59) fehlt bis auf wenige Buchstaben.

60) Bl. 64[b] Item wer syn eigen gut stilt. Ca. lx.

61) Bl. 66[b] Item von den Juden. Ca. lxj.

62) fehlt.

63) Bl. 69[a] Item der eynen man vor gerichte us borgit. Cap. lxiij.
64) Bl. 70[a] Item wi eyn man us der ochte komen sal. Cap. lxiiij.
65) Bl. 71[a] Item wi man dem keiser vrede swert. Cap. lxv.
66) Bl. 71[b] Item wi man obir Echter Richten sal. Ca. lxvj.
67) fehlt.

3. Kapitel 1 ... 11 sind, in ununterbrochener Fortsetzung des letzten Theiles der Vorrede (= Rechtsb. nach Dist. I. 3), ebenfalls dem Rechtsbuche nach Distinctionen (I. 4 ... 18) entnommen, jedoch nicht „unter gleichnamiger Bezifferung" (wie es bei Neumann l. c. heißt), sondern in folgender Vergleichung mit Ortloff's Ausgabe:

cap. 1 = Ortl. I cap. 4.
[Es fehlt ein Blatt.]
cap. 2, zu Anfang und am Ende mangelhaft, von Gote vnd von Bobistlichir satczunge geeet bis wen si sterben, so erben si is uf ere neisten = cap. 5 dist. 4 vers. 45 bis dist. 10 vers. 148, 149.
[Wieder fehlt ein Blatt.]
cap. 3, am Anfang unvollständig, von Wo abir tochtir vnd son nicht ensint = cap. 6 dist. 1 vers. 6, 7 bis zum Schluße des Kapitels.
capp. 4 ... 6 = capp. 7 ... 9.
cap. 7 = capp. 10 & 11; cf. Ortloff S. 352 zu cap. 11.
cap. 8 = capp. 12 ... 15; cf. Ortloff S. 353 zu cap. 12.
cap. 9 = cap. 16.
cap. 10 = cap. 17 von dist. 2 bis zu Ende.[k])
cap. 11 = cap. 18.

Kapitel 6 = Rb. nach Dist. cap. 9 hat zwischen dist. 1 und 2 eine Einschaltung aus unbekannter Quelle über die Gerade (Bl. 9[b] ... 10[b]):
Czu gerade in lenrechte gehoret allis getregede, ane erweis, habir, mon, vnd man sal lossen dem wirte syne notdorft tzu brote vnd tzu bir, ab is do ist, vnd somen tzu gerste, vnd ist do eyn houffeman, dem sal man sin teil lossen.

[k]) dist. 1 ist übergangen.

Sint ouch do knechte adir meide, den sal man ir lon [Bl. 10a] geben von der gerade, vnd dem wirte, also sin hus vor gehalden ist mit brote vnd mit bire. alle beczelte pherde vnd allis vie mit gespalden huffen vnd alle veltgende pherde vnd des vies gehoren tzu der gerade, ane rossir, di in synen satil gehoren, vnd do her seyn gut uf vordinet hat. alle geröchirte fleisch gehoret in das museteil, Is en were denne obir sine notdurft. Allis gebuwte gehoret tzu der rade, ane das di czo gebrucke beslussit adir mure, phlanken adir tzune, di vmme synen houf gen, adir vmme sin bergfrede, daz her besundern gefestent hat. vnd di daz gebuwde sullen brechen, haben si is nicht tzu lozene geboten tzu gebene tzu rechter tzit mit der wissen, daz ist in deme drisigisten, so vorbussen si also ofte, also si di buwstete erbbrochen machen. Abir der Rostal gehoret nicht do tzu. Bette, phol, kussen vnd allis gefedir gewant,[kk]) is si wullen adir lynen, vnd kasten mit irhaben leden gehoret allis tzu gerade, kessel vnd phannen, ane mannes cledere vnd was tzu wopen gehoret. Sundir man sal dem wirte sin bette, synen stul, sin tisch vnd syne bank becleden, also recht ist, syne twele vnd sin becken. Ouch alle gesmyde gehoret tzu gerade, Geuen vnd gersten tzins. abir den tzins mag man nicht mer, wenne tzu eynem mole geben, vnd wer gerade gewynnet adir nymmet von eyme iore, der mag nicht mit rechte me gerade gewynnen uf dem velde, noch uf [Bl. 10b] dem houffe, vnd eynen ochsen vnd eynen beer, ab si do sint, di sal man dem wirte lossen.

4. Mit cap. 12 (nicht 13, wie Neumann sagt) kehrt der Compilator zum Schwabenspiegel zurück, aus dem fast alle übrigen Kapitel, bis auf drei (49, 50, 67), hergeholt werden. Es sind nach Wackernagel's Ausgabe im Ganzen 108 (nicht 107, Neumann) von den ersten 228 Kapiteln und meist in gleicher Reihenfolge, wie beigeschloßene Tabelle zeigt,

kk) Federgewand, Bettgewand (Heydemann Elemente der Joachim. Constitution p. 81).

die zugleich von den 59 Schwabenspiegel-Stellen des Alten Kulm V. 14...72[l]) die entsprechenden 32 (Neumann zählt nur 29) angiebt:

capp.	Wackern. artt.	Kulm
12...14 . . .	8...10	
15	11...13	
16	14	47
17	15	
18	16	49 §§. 1...14
19	{ 24 28 bis an Swelich (vers. 6)	51
20	26	
21	27	50
22	28 Swelich (v. 6)[m]) bis 30	
23	32 & 33	
24	36	
25	37 & 38	
26	39	
27	80	
28	81 & 82	
29...31 . . .	83...85	
32	86...89	
33	90...92	
34	40	
35	41 bis an Dienstmannes (v. 9)	
36	41 Dienstmannes (vers. 9)[n]) bis Ende	
37	42 & 43	
38	{ 44 & 46 47 & 48 45	52

l) Schweikart in Kampß' Jahrbüch. Bd. XXVI, 266 Stobbe Zeitschr. für D. R. XVII, 429.

m) cf. Wackernagel not. 13.

n) cf. Wackernagel not. 22 ff.

capp.	Wackern. artt.	Kulm
39	49, 50	53, 54
	51	
	52	
	53	55 & 56 §. 1
40	54	56 §§. 1 bis Ende
	55 bis si (vers. 21)	
	56	
	59	57
41	60	58
42	61 & 62	
43	63	59
44	64 . . . 67	
45	69 & 70	
46	71 bis missetan (vers. 32) und Da (v. 56) bis Ende	
	72	61
47	73	60
	74	62
	75	
48	76	
49, 50 siehe §§. 5, 6		
51[o])	77	
52	125	
53	126 . . . 128	
54	142 . . . 144 & 145 bis daz dritte a. l. (vers. 10)	
55	145 waz (vers. 11)[p]) bis Ende	
56, 57	147, 148	
	149 . . . 152	
58	153	18
	154 . . . 157	14 . . . 17

o) Dieselbe Stelle wird im letzten cap. wiederholt (siehe §. 7, f).

p) cf. Wackernagel not. 27.

capp.	Wackern. artt.	Kulm
	172 mit not. 117 bis gereit ist (vers. 3 p. 165) .	23 §§. 1 . . . 26
59, am Anfang u. weiterhin defect	186, 187	29, 30
	188	31 & 32
	1-9 . . . 191	33
60	192, 193	35, 36
	194 & 195	37
	207 Swer (v. 4)[9] bis lezet (v. 12)	41 & 42 §. 1
	209	40
61, am Ende unvollständig, bis Di Juden suln .	214 bis vers. 66	
[Ein Blatt fehlt]		
62, am Anfang defect, von so mustu werden vssetczig	215 von vers. 22	
63	217 mit not. 15 & 221	
64	228	
65	205	
66, am Ende defect, bis allis das her	206 bis vers. 8, 9	
[Ein Blatt fehlt.]		
67 siehe §. 7		

. 5. Die beiden zwischenliegenden capp. 49 und 50 stammen aus anderen Quellen. — cap. 49 stimmt theils mit den Zusätzen zum Magdeburg-Breslauer Recht v. 1261, theils mit dem Magdeburg-Görlitzer Recht v. 1304:

a) Magdeburg-Breslauer Recht §. 74.

b) Magdeburg-Görlitzer Recht art. 9 (wiederholt im letzten cap.,

[9] cf. Wackernagel not. 9.

capp.	Wackern. artt.	Kulm
39	49, 50	53, 54
	51	
40	52	
	53	55 & 56 §. 1
	54	56 §§. 1 bis Ende
	55 bis si (vers. 21)	
	56	
	59	57
41	60	58
42	61 & 62	
43	63	59
44	64 . . . 67	
45	69 & 70	
46	71 bis missetan (vers. 32) und Da (v. 56) bis Ende	
47	72	61
	73	60
	74	62
	75	
48	76	
49, 50 siehe §§. 5, 6		
51[o])	77	
52	125	
53	126 128	
54	142 . . . 144 & 145 bis daz dritte a. l. (vers. 10)	
55	145 waz (vers. 11)[p]) bis Ende	
56, 57	147, 148	
58	149 . . . 152	
	158	18
	154 . . . 157	14 . . . 17

o) Dieselbe Stelle wird im letzten cap. wiederholt (siehe §. 7, f).

p) cf. Wackernagel not. 27.

capp.	Wackern. artt.	Kulm
	172 mit not. 117 bis gereit ist (vers. 3 p. 165) .	23 §§. 1 ... 26
59, am Anfang u. weiterhin defect	186, 187	29, 30
	188	31 & 32
	1-9 ... 191	33
	192, 193	35, 36
	194 & 195	37
60	207 Swer (v. 4)[q] bis lezet (v. 12)	41 & 42 §. 1
	209	40
61, am Ende unvollständig, bis Di Juden suln . [Ein Blatt fehlt]	214 bis vers. 66	
62, am Anfang defect, von so mustu werden vssetczig	215 von vers. 22	
63	217 mit not. 15 & 221	
64	228	
65	205	
66, am Ende defect, bis allis das her [Ein Blatt fehlt.]	206 bis vers. 8, 9	
67 siehe §. 7		

5. Die beiden zwischenliegenden capp. 49 und 50 stammen aus anderen Quellen. — cap. 49 stimmt theils mit den Zusätzen zum Magdeburg-Breslauer Recht v. 1261, theils mit dem Magdeburg-Görlitzer Recht v. 1304:

a) Magdeburg-Breslauer Recht §. 74.

b) Magdeburg-Görlitzer Recht art. 9 (wiederholt im letzten cap.,

q) cf. Wackernagel not. 9.

siehe §. 7, b), jedoch am Anfang in ähnlicher Weise abweichend,[r]) wie das Magdeburger Schöffenrecht der Uffenbach'schen Handschrift cap. 73 (Wilda Rhein. Mus. für Jurispr. VII, 365) und der Danziger Hds. H. S. B. XVIII. C. 16. 4[to] cap. 65 (Altpr. Monatsschr. I, 455 Zeitschr. für RG. IV, 181).

c) Magdeburg-Görlitzer Recht art. 18.

Die Quelle des ersten Stückes (lit. a) sucht Neumann in dem gleichlautenden art. 41 (resp. 42) des Sächsischen Weichbildes. Dieses indessen ist wahrscheinlich gar nicht benutzt, da keine Stelle vorkommt, die ihm vor dem Magdeburger Rechte für Breslau und Görlitz eigenthümlich wäre, wogegen auf der anderen Seite aus jenen beiden Quellen des Weichbildes, außer lit. b, noch mehrere Stellen herrühren, die das Weichbild nicht hat (siehe §. 7 lit. a . . . d). Ob freilich die betreffenden Stellen gerade aus dem Magdeburg-Breslauer und Magdeburg-Görlitzer Rechte selbst entlehnt sind, scheint nicht gewiß. Vielleicht ist eine besondere Form des Magdeburger Schöffenrechtes benutzt, worauf wenigstens die Faßung von lit. b hinweist.

6. Das zweite den Schwabenspiegel-Stellen eingeschaltete cap. 50 enthält einen Magdeburger Schöffenbrief,[s]) in welchem sieben Rechtsfragen des Kulmer Rathes beantwortet werden. Der Brief ist ohne Datum, erweist sich aber als identisch mit dem v. 1338, welchen Gaupp (Schles. Landr. S. 272) bekannt gemacht hat. Ueber seine handschriftliche Verbreitung s. Stobbe Beiträge zur Gesch. des D. R. p. 93 (in die „Magdeburger Fragen", Stobbe Zeitschr. für D. R. XVII, 420, ist er nicht übergegangen, Behrend Magd. Fr. p. XLIV not. 65).

7. Das letzte cap. 67 endlich, dem zu Anfang etwa zehn Zeilen fehlen, ist aus verschiedenen und zum Theile unbestimmten Quellen zusammengesetzt:

a) Magdeburg-Görlitzer Recht v. 1304 artt. 27 (von wirt

---

[r]) Die Stelle ist abgedruckt bei Steffenhagen De ined. iur. Germ. mon. p. 20.

[s]) Auch an einer anderen Stelle gedenkt der Compilator der Magdeburger Schöffen: in cap. 27 = Schwabensp. 80 legt er die letzten Worte den Magd. Schöffen in den Mund, indem er statt Wir sprechen (Wackern. vers. 12) schreibt: Ouch spreche wir von Meideburg.

getan), 68, 29 (= 70)...31, 103. — Auch hier nennt Neumann als Quelle das Weichbild, dem aber die beiden artt. 31, 103 ganz abgehen (vgl. §. 5).

b) Magdeburg-Görlitzer R. art. 9 in derselben abweichenden Faßung wie oben cap. 49 (§. 5, b), wenn auch im Einzelnen mit Varianten.

c) Zusätze zum Magdeburg-Breslauer R. v. 1261 §. 76.

d) Magdeburg-Breslauer R §§. 51, 52. — Beide Stellen will Neumann auf den Alten Kulm lib. III zurückführen. Dagegen spricht, daß sie in unserer Sammlung auf gleiche Weise zusammenstehen, wie im Magd.-Breslauer R., während im Alten Kulm die erstere Stelle, §. 51, von der anderen weit entfernt ist (III. 77 Leman) die zweite Stelle aber, §. 52, in zwei Artikel gespalten wird (III. 112 und 113). Ueberhaupt scheint unser Compilator den Kulm gar nicht gekannt zu haben (§. 8, i).

e) Bl. 73[b] ... 74[b] unbestimmte Quelle: Item wen eyner sit, das eyn dib stelen wil, vnd swiget, vnd das mochte hindern mit worten, her ist doran schuldig. Item wer stolen gut weis vnd nicht noch wiset, der ist dor ane schuldig. Desse vorgenanten zullen busse entphan do vor, abir si sint nicht phlichtig zcu gelden. Item wer dibe adir dube[t]) helit yn syme huse vnd hindert, das daz gut nicht wedir kummet, her ist schuldig das gut mit rechte. Is gee vmme den helir als vmme stelir.[u]) Item hat eyner eyn ding vor- [Bl. 74[a]] stolen vnd welde is gerne wedir geben, vnd ist erger vndir ym gewurden, her mus den schaden vfrichten.[v]) Item hat eyner eyn ding gestolen vnd nutczet, daz allis, daz do von gekomen ist, mus her wedirgeben. Stele eyner eyn korn vnd seite, das allis, daz do von kummet, das muste her wedir geben, dortzu hette her alle kost vorlorn,

---

[t]) Diebe oder Diebesgut.

[u]) Hillebrand Rechtssprichwörter No. 296 Graf & Dietherr desgl. p. 307 No. 181 ff.

[v]) ersetzen (Magd. Fragen II. 6. 1a Behrend).

di mochte her nicht abeslan. Stele cyner eynen phennig vnde gewunne do mete tusent mark, her muste is wedir geben mit rechte.[v]) Wer vorstolen gut koufte vnd wuste nicht, das is vorstolen were, vnd wurde is ym zcu wissin, her sulde is zcu hant wedir geben, vnd ab ym der houpt stam mochte wedir werden, her sal is doch mit rechte nicht wedir nemen. also obirtrit geistlich recht das wer[l]tliche. hette her abir koste dorumme getan, e is ym zcu wissin were wurden, das is vor tolen was, di mus man ym wedirkeren.[w]) Were abir, das her das ding vorkoufte, e hers wuste, her durfte is nicht gelden, vorkoufte her is abir dornoch, her sal is gelden, des glichen mus her ouch thun, [Bl. 74[b]] ab hers denne vorlore.

f) Schwabenspiegel art. 77 (wie schon in cap. 51, s. bei Note o).

g) Bl. 74[b] bis zum Schluße, aus unbekannter Quelle: Item mus ich wol das gut nemen, das schifbrochtig wirt yn der Se vnd slet zcu mynem lande? du machst is nicht nemen mit rechte, vnd alle das recht, das y gewart, mag dortzu nicht gehelfen.[x]) Hostu des gutis icht genossen, du salt is wedir geben ane sumen, is geberet wuchir, Is enwere denne, das roubir adir andir bose lute, di der cristenheit schaden, wer das gut vindet adir robet, das ist [Bl. 75[a]] eyn andir recht. Item allis, das gerobit vnd gestolen, adir mit wuchir gewonnen ist, du salt is nicht nemen, ab dirs ymant geben welde; nymmestu is boben das, daz mustu wedir gelden, wen si mogen nicht vorgeben, is ist nicht ir. Des gelichen mag ouch nicht eyn pfaffe adir eyn geistlich man vorgeben der kirchen rente adir der gelich. Nymant sal her domete rich machen, wedir brudir, vrunt, noch mog, sunder almosen mag her wol geben armen frunden adir armen luten.

---

v) Stobbe Beiträge zur Gesch. des D. R. p. 78.

w) Stobbe Beiträge p. 80 not. 37.

x) Ueber das Strandrecht in Preußen Schubert Beiträge zur Kunde Preußens V, 245.

Item mag ich ouch wol behalden, was ich mit spele gewynne? Neyn, gib is durch got armen luten, du host nicht recht dortzu. du salt is dem nicht wedir geben, der is vorlorn hat, Is ensi, dastu eyme kinde angewunnest, adir eyme torn, adir toben, stummen vnd der gelich etc, du must is wedir geben, adir gotis recht sie dir vorboten. Item ich tette eyme xij mark, her sulde mir des Jores geben eyne mark, vnd das gelt hot her wol xv Jore vndir yn gehat, vnd hat mir ierlich j mark geg[ebin] do von, noch ist [Bl. 75[b]] her mir tzwelf mark scholdig. her ist nicht scholdig, her hat dir vir mark oberig geg[ebin], vnd di hostu mit sunden, gib si ym wedir. Item ich habe meyn gut vorborget eynem becker, vf das her male yn myner molen, ist das wuchir? Jo, deyne hoffenunge macht dich zcu eyme wucherer.[7]) Hut dich vor vnrechtem gute, alle sunde mag eyn prister wol vorgeben, di sunde von vnrechtem gute mag her nicht vorgeben, man mus is wedir geben. Is was eyn grouffe, der scheyn tzumole eyn fromer man, der starb. Nu was do eyn heilig man, dem wart geoffenbart eyn tzeichen, wi das her irsach eynne lange leiter yn eyner tiffen gruben sten, di grube was vol fures, vnd sach den grofen sten uf der leiter mitten uff dem fure, vnd vndir ym stunden andir lute noch tiffer in dem fure. do vrogete her, was der Groffe getan hatte, das her so yn dem fure zesse. Do antwerte der engel: Seyn elder vatir nam eynem manne sin gut mit vnrechte, vnd der [Bl. 76[a]] vur yn di helle vnd sitczet allir vnderst uf der leiter, dornoch sin Son, dornoch kindes kint, di das lant wissintlich besittzen. Item is was eyn koning, der wolde cristen werden. do her eynen fus yn der touffe hatte, do vrogete her, wo her di groste Conponie funde. do wart im geantwert: yn der helle. do

---

7) Sachsenspiegel-Glosse I. 54. 2 (Gärtner p. 118 * * ff.) Gengler De codice saec. XV. Erlangensi inedito p. 9 Neumann Gesch. des Wuchers p. 5, 69, 85.

tzoug her den fus weder us vnd sprach: ich wil varn zcu der Conponie, vnd quam also yn di helle. also das leben, also volget das ende. nicht los dich vorwundern, dastu wuchir must wedir geben, ich wil dir mer sagen, ouch al den vromen, der do von gekomen ist, vnd hettestu mit eynem phennige wuchers gewunnen tusent mark, du must is alle wedir geben, vnd suldestu vmme brot gen. Dis selbe mus man ouch vornemen von robe, von dube, von vnrechtir kouffenschatz, von allirley gute. dastu mit vnrechte gewynnest, vnd thut her ouch ienerley sunde von des gutis wegen, di stet uf den. Hirumme so sal man vormyden desse vorgenclichen, vntruwlichen ding, vnd sal suchen di ding, di tzukunftig sint. Amen. —

8. Nach dem Bisherigen gruppieren sich die Quellen in folgender Weise:

a) Schwabenspiegel-Landrecht in prooem. und capp. 12 . . . 48, 51 . . . 66, 67 f.

b) Rechtsbuch nach Distinctionen in prooem. u. capp. 1...11.

c) Magdeburger Schöffenbrief nach Kulm v. 1338 (cap. 50). — Ueber eine andere Bezugnahme auf die Magdeburger Schöffen vgl. Note s.

d) Magdeburg-Breslauer Recht v. 1261 §§. 51, 52 (cap. 67 d) und Zusätze §§. 74, 76 (capp. 49a, 67c).

e) Magdeburg-Görlitzer Recht v. 1304 artt. 9 (zweimal), 18, 27, 29 (= 70) . . . 31, 68, 103 (capp. 49 b, c; 67 a, b).

Statt der Quellen unter d und e kann aber auch eine besondere Form des Magdeburger Schöffenrechtes benutzt sein (s. §. 5 fi.).

f) Unbestimmte Quellen an drei Stellen (in cap. 6 oben p. 547, ferner cap. 67 e und g).

g) Bekanntschaft mit den Decretalen verräth der Verfaßer in der Vorrede, wo er den Prolog des Rechtsbuches nach Dist. also ändert (Bl. 2ª fi.):

Eyn iczlichir wiser man wisse, das dis buch ist geczogen vnd gesichert us keisirlichen buchern, us dem

lantrechte des decretalis geistlichir satczunge vnde [Bl. 2b] rechtis u. s. w.

Ferner erwähnt er das geistliche Recht in cap. 67 e:

also obirtrit geistlich recht das wer[l]tliche (oben p. 554).

Auch beruht der Schluß (cap. 67 g) augenscheinlich im Canonischen Rechte.

h) Auf den Richtsteig bezieht sich der Compilator an zwei Stellen, einmal in der Vorrede:

Dorumme sint gemacht eyn richtsteik u. s. w. (cf. §. 2 p. 542)

und dann cap. 27 ff. (Bl. 27a), wo er den Worten des Schwabenspiegels hinzusetzt:

vnd ouch czu anderm rechte, alz durch den Richtesteik sich wol vswisit, di sich des vorsten.

i) Das Weichbild dagegen und den Alten Kulm dürfen wir nicht zu den Quellen zählen (§§. 5 und 7, a, d). Wenn die Vorrede von dem Kulmischen Rechte spricht:

Colmisch recht dor us entsprossen ist (cf. §. 2 p. 543),

so ist damit nicht der Alte Kulm gemeint, sondern das Kulmische Recht, welches sich auf Grund der Kulmer Handfeste entwickelte.[1])

9. Die Heimath des Rechtsbuches ist unzweifelhaft Preußen. Darauf deutet die Erwähnung des Kulmischen Rechtes (§. 8, i) und die Aufnahme des Magdeburger Schöffenbriefes für Kulm (§. 6). Völlig zweifellos wird es durch die Vorrede, wo es heißt:

wir alhir Im lande tzu prussen (cf. §. 2 p. 543).

Die Zeit der Abfassung läßt sich mit Sicherheit nicht bestimmter begrenzen, als durch die Jahre 1338 und 1470. Die Anfangs-Grenze ergiebt der gedachte Schöffenbrief, und 1470 ist (nach §. 1) die Zeit-Grenze der Handschrift. Vielleicht fällt die Abfassung nicht nach 1402, in welchem Jahre die IX Bücher Magdeburger Rechtes vollendet wurden, oder nicht

---

[1]) Schweikart in Kampß' Jahrbüch. Bd. XXXI, 227 ff. Voigt Rechtsverf. Preuß. §. 1.

nach 1394, dem Receptions-Jahre des Alten Kulm. — Die Persönlichkeit des Verfassers ist unbekannt.

Von praktischer Bedeutsamkeit (Neumann) ist das Rechtsbuch schwerlich jemals gewesen, auch lernen wir aus ihm für das Deutsche Recht kaum etwas Neues, da es, außer drei Stellen (§. 8, f), auf lauter bereits bekannten Quellen beruht. Dennoch bleibt es von Wichtigkeit als Zeugniß für die Bekanntschaft und Verbreitung Deutscher Rechtsbücher in Preußen, besonders des Schwabenspiegels, für dessen Text-Gestaltung es überdieß eine gewisse Brauchbarkeit hat. „Ist die Beschaffenheit des Textes auch sehr ungleichförmig, vielfach im Einzelnen fehlerhaft, durch Weglaßungen verstümmelt,[22]) so ist der Text gleichwohl im Ganzen brauchbar, wie er denn an einigen Stellen ausschließlich die richtige Lesart darbietet" (Neumann). Jedenfalls wird der künftige Bearbeiter des Schwabenspiegels auch das Elbinger Rechtsbuch nicht vernachläßigen dürfen.

---

[22]) Beispiele hiefür Not. g, h, i.

Kritiken und Referate.

Jesus der Christ. Ein Stück für die Volksbühne in neun Handlungen mit einem Nachspiel von A. B. Dulk. — Stuttgart 1865. Verlag von Emil Ebner.

Es sind nicht religiöse Bedenken, die uns hindern, überhaupt eine dramatische Dichtung anzuerkennen, in welcher der Stifter unserer Religion auf die Bühne tritt. Unser neueres Drama hat seinen Ursprung in den kirchlichen Mysterien, und diese waren theatralische Darstellungen aus der Heiligengeschichte oder dem neuen Testament, bei welchen Christus eine wichtige Rolle spielte. Auch das alte Volkstheater, das seinen Zusammenhang mit der Kirche nicht verleugnete und deshalb auch in seinen schwachen Resten bis auf heutigen Tag von derselben in Schutz genommen wird, brachte und bringt dieselben Stoffe zur Aufführung, ohne der Profanation angeklagt zu werden. Zwar widerstrebt dem protestantischen Gefühl im Allgemeinen die zu reale Versinnlichung von Verhältnissen und Gegenständen, die sich nur durch die im Glauben wurzelnde geistige Anschauung rein erfassen lassen, andererseits aber könnte sich gerade der Protestant eher mit einem Drama versöhnen, das nicht mittelbar oder unmittelbar kirchlichen Zwecken zu dienen bestimmt sein will, sondern seine Berechtigung lediglich aus ästhetischen Gründen herleitet. Ja, gerade in der Beschränkung auf das ästhetische Gebiet würde der Protestantismus eine schuldige Rücksicht gegen die Kirche sehn und sich vor Uebergriffen gesichert halten dürfen. Nur ein Drama, das weder bestimmt ist das christliche Dogma durch sinnliche Darstellung zu verherrlichen, noch auch dem Dogma ganz fern bleibt, sondern seine Aufgabe darin setzt den dogmatischen Theil der christlichen Lehre zu negiren oder zu widerlegen, könnte

auf keiner Seite Anerkennung finden, und damit ist in dieser Beziehung die Stellung des Dulkschen Dramas bezeichnet.

Nur werden freilich Dramen weder für Katholiken, noch für Protestanten oder irgend eine andere Glaubensgenossenschaft geschrieben, und das Gefallen oder Mißfallen einer solchen kann nicht über deren Werth entscheiden. Sollen wir aber bei der Beurtheilung eines der biblischen Geschichte entlehnten Dramas unseren kirchlichen Standpunkt ganz vergessen, so darf dieses Drama nicht polemisiren, es muß sich lediglich als Drama vorstellen und zur Besprechung anbieten, wie irgend ein anderes, dessen Stoff der Geschichte oder Sage entlehnt ist. Es muß eine Prüfung des dramatischen Gehalts vertragen. Ganz abgesehen von der Auffassung des der Handlung zum Grunde liegenden historischen Faktums oder der Ueberlieferung darf der in der Abstraktion von allen dogmatischen Fragen vorurtheilsfreie Aesthetiker diejenige Befriedigung verlangen, welche eine Schöpfung der dramatischen Kunst zu gewähren im Stande ist.

Wir meinen, das Dulksche Drama könne in dieser Hinsicht noch viel weniger genügen, als in der früheren. Es ist zwar gewöhnlich, daß der Dramatiker eine Begebenheit der Geschichte, eine Sage, eine Novelle oder einen Roman dramatisirt; daß aber Jemand eine philosophisch-philologische Abhandlung oder eine theologische Streitschrift in ein Drama umschreibt, ist jedenfalls neu und in dieser Neuheit leider mehr närrisch als genial. Nun ist aber dieses Volksstück „Jesus der Christ" in der That nichts als eine dramatische Bearbeitung der Leben Jesu von Strauß oder Renan. Und zwar keineswegs nur in der Weise, daß der Verfasser die historische Auffassung dieser Kritiker zur Unterlage wählt, auf der sich unabhängig der eigentliche dramatische Bau erhebt, sondern so, daß von Anfang bis zu Ende der Zweck durchleuchtet, die kritischen Erkenntnisse dieser Forscher dramatisch zu gestalten und so dem großen Publikum faßlich näher zu bringen. Es würde nicht schwierig sein, dies Scene nach Scene speciell nachzuweisen, jedoch genügt der Hinweis auf eine einzelne Stelle, um die ganze Tendenz zu charakterisiren. Die neunte Handlung ist übertitelt: „die Himmelfahrt." Natürlich kann der Dichter, der seinen Helden gar nicht am Kreuz sterben, sondern scheintodt in das Grabgewölbe bringen und durch Essäer mit medizinischen Mitteln wieder in's Leben zurückbringen

läßt, denselben auch nicht dem Dogma der Kirche gemäß gen Himmel fahren lassen. Andererseits will er aber auch zeigen, wie wohl die Jünger darauf kommen konnten, hier ein Wunder zu sehen, während doch Alles mit natürlichen Dingen zuging. Er läßt deshalb den allerdings todtkranken, aber doch noch lebendigen Jesus, von weißgekleideten Essäern geführt, auf der von Wolken umlagerten nach Westen gelegenen Kuppe des Oelberges durch den Nebel am frühen Morgen (alle diese Bestimmungen sind für den Decorateur und Machinisten angegeben) den Jüngern erscheinen. Weiter ist vorgeschrieben: „die Wolken hüllen durch den ganzen Auftritt die Kuppe des Berges ein, zuweilen bis zu den Jüngern herabsteigend, zuweilen sich über den Berg erhebend, und werden gegen den Schluß hin stärker und dichter." Nachdem Jesus zu den Jüngern gesprochen, geht er wieder die Kuppe hinauf durch den Nebel zurück. Dann heißt es: „Von links aus dem Vordergrunde durchbricht Sonnenschein die Wolken, während dieselben im Hintergrunde bleiben. Augenblicklich erscheint auf dem letzteren rechts der vollkommene Schatten von Jesu Gestalt, umgeben in einigem Abstande von einem farbigen Strahlenbogen bis zu den Füßen" — und gleich darauf: „er sinkt nieder; das Bild verschwindet." Was sollen diese Parenthesen? Etwa dem Machinisten einen praktischen Fingerzeig geben, wie sich eine Geistererscheinung darstellen läßt? Gewiß nicht. Jesus fährt ja eben nicht leiblich gen Himmel und was diesen Schein annimmt, ist nur der Schatten seiner Gestalt auf den von der Sonne erleuchteten Wolken. Die Absicht ist aber, dem Publikum begreiflich zu machen, wie sich's erklären läßt, daß die Jünger eine Himmelfahrt sehen, wo doch nur ein Schatten aufstieg. Auf der Bühne wiederholt sich das Experiment vor aller Augen. „Jesus wird fortgetragen, indeß zwei Essäerjünger gegen die Jünger Jesu vortreten." Einer davon beendet das Drama mit folgenden Worten: „Dieser Jesus ꝛc. wird kommen wie Ihr ihn gesehen habt gen Himmel fahren!" den Jüngern wird also noch gar eingeredet, daß die Himmelfahrt wirklich stattgefunden habe; sie dürfen wohl an das Wiederkommen glauben. Aber wir Zuschauer, die wir sehr gut wissen, daß es sich um eine optische Täuschung handelt, wie sie jede Laterna magica zeigt, wir können dieser Verkündung keinen Werth beilegen und möchten beinahe glauben, daß der

Essäer uns zum Besten hat, wie die Jünger. Gehört dergleichen in ein Drama?

Wir sind also genöthigt, von ästhetischem Standpunkt aus die Tendenz anzugreifen, auch wenn wir uns auf kirchlichem Gebiet völlig neutral halten. Die Richtung auf diesen bestimmten Zweck der religiösen Aufklärung hin mag an sich löblich oder verwerflich sein, für das Drama, das sich als ein Kunstprodukt einer gewissen Gattung darzustellen hat, ist sie jedenfalls ungehörig und schon deshalb zu rügen. Aber mag man sich auch daran nicht stoßen, oder das Tendenziöse unbeachtet lassen, so ist das Stück deshalb doch sehr wenig gebessert. Es fragt sich doch immer: was ist durch die Auffassung, die der Dichter der dem Drama zu Grunde liegenden Begebenheit giebt, für das Drama gewonnen? Nicht das Mindeste; der Stoff bleibt nach wie vor episch. Was Christus thut, ist von geringer Wichtigkeit gegen das was er lehrt. Aber lehrreiche Vorträge, und wären sie noch so inhaltsschwer, kann das Drama gar nicht brauchen, und deshalb zeugt es von der äußersten Verkennung dieser Kunstform, wenn Dulk seinen Jesus und mehrere andere Personen seitenlange Reden und Predigten halten und ihre Ansichten über Religion, Ethik u. s. w. weitläufig und wiederholt entwickeln läßt. Es ist ferner zwar richtig, daß nur der leidende Mensch im Drama Verwendung finden kann, aber nicht jeder leidende Mensch ist ein tragischer Charakter. Es läßt sich keine Tragödie denken ohne tragische Schuld und Sühne; beide Erfordernisse müssen hier aber nothwendig fehlen. Christus, mag man ihn sich als Gott oder als Mensch denken, ist immer schuldlos und auch Dulk stellt ihn so dar. Nimmt man aber seinem Tode und seiner Auferstehung das Mysterium, so bleibt ein versuchter und glücklich abgewendeter Justizmord übrig, der kein tragisches Interesse beanspruchen darf. Man könnte bei oberflächlicher Betrachtung eine tragische Schuld vielleicht darin erkennen, daß Christus seinen Feinden deshalb erliegt, weil er sich nicht bestimmen läßt, die Herrschaft mit Waffengewalt zu gewinnen, wie Judas Ischarioth, der Vertreter dieser praktischen Richtung, verlangt. Aber dieser politische Fehler, falls er ein solcher war, ist eben gerade das, was ihn von aller Schuld befreit, zu einem unschuldig Angeklagten und Verurtheilten macht. Christus hat daher auch nicht seine eigene, sondern die fremde Schuld zu sühnen,

eine Idee, die der theologisch-philosophischen Speculation, nicht aber der dramatischen Conception zu dienen vermag. Christus ist seines Weges von Anfang an so sicher; er ist so fest überzeugt von seiner Mission, daß ein seelischer Konflikt bei ihm gar nicht aufkommen kann; gerade deshalb ist seine Persönlichkeit aber auch ohne jedes dramatische Interesse und daher für das Drama unverwendbar. Eine Tragödie, welche das historische Material des neuen Testaments in sich aufnehmen wollte, könnte nur Judas Ischarioth zum Helden und Träger der Handlung haben, weil in seinem Charakter und in seinem Schicksal alle die Requisite zutreffen, die bei Jesus fehlen. Diese Ansicht bestätigt Dulk selbst, ohne es zu wollen, indem sein Judas die einzige wirklich dramatisch-lebensfähige Figur des ganzen Stückes ist.

Wo spricht denn aber der Verfasser mit einem Worte davon, daß er habe eine Tragödie schreiben wollen? Er nennt sein Drama „ein Stück für die Volksbühne" und kann sich beschweren, daß wir ihm etwas unterlegen, was er gar nicht beabsichtigt. Gut, es soll keine Tragödie sein. Aber was ist es denn? Ein Schauspiel oder Lustspiel ebenso wenig; also ein Ding, was sich allen bisher anerkannten Regeln für irgend eine Gattung der Poesie entzieht. Warum nicht? Es könnte ja eine ganz neue Gattung von Drama geschaffen sein — ein Stück für die Volksbühne. Wäre nur der Begriff etwas klarer! Wir verstünden vielleicht das Stück besser, wenn wir wüßten, was unter der Volksbühne gemeint ist. Zunächst ist soviel aus der Vorrede gewiß, daß Dulk sich das Stück wirklich auf einer Bühne aufgeführt denkt, und daß das Volk Publikum sein soll. Ob das Volk nun ein ganz besonderer von jedem anderen Theaterpublikum verschiedener Zuhörerkreis ist, mag dahingestellt bleiben, jedenfalls besteht auch dieses Publikum aus einer Anzahl einzelner menschlichen Individuen, die veranlaßt werden sollen neun Handlungen (Akte) und ein Nachspiel, die einen Druckraum von nicht weniger als 275 Seiten einnehmen, anzusehen und anzuhören, um sich „jenen uns mythisch überlieferten Jesus von Nazareth als wahrhaften, von dem in uns Allen nunmehr erschlossenen Gottesgeiste zuerst heilig und feurig ergriffenen Menschensohn" aufzeigen und „den Glauben mit dem sich selbst bezeugenden Lebenslichte der Vernunft versöhnen" zu lassen. Dazu dürften denn doch ganz besonders organi-

firte Nerven gehören. Es ist keineswegs eine willkürliche Beschränkung, wenn man von einem Theaterstück verlangt, daß es die Aufmerksamkeit des Zuschauers nicht über drei Stunden in Anspruch nehme. Die hält in der That nicht viel länger vor. Nun mag freilich Dulk irgend eine künftige Zeit im Auge haben, in welcher unsere jetzigen stehenden Theater sämmtlich abgeschafft sind, und, wie es bei den Griechen Sitte war, bei besonderen religiös-festlichen Gelegenheiten theatralische Aufführungen veranstaltet wurden, die den ganzen Tag über dauerten und dauern konnten, da die Zuschauer sich diesen seltenen Genuß nach Möglichkeit verlängerten. Aber abgesehn davon, daß eine solche Rückkehr undenkbar scheint, also jede Speculation darauf müßig genannt werden muß, ist in Rechnung zu stellen, daß es sich damals selbst bei Trilogien um mehrere selbstständig abgeschlossene Dramen handelte, denen ein heiteres Nachspiel folgte, und daß es ein Unterschied ist, ob die Leidenschaften mächtig erregt und die Erwartungen immer neu gespannt werden, oder ob der Fortgang der Handlung selbst nur sehr geringes Interesse einflößt, die Phantasie so ziemlich ohne Beschäftigung bleibt und vorwiegend der kritische Verstand in Anspruch genommen wird. Möglich — obgleich unwahrscheinlich — daß ein gebildeter, mit den hier einschlagenden theologischen und philosophischen Streitfragen vertrauter Mann durch solche Vorstellung für acht oder neun Stunden hinreichende Anregung erhält, der Mann aus dem Volke, und mögen wir uns denselben noch so ideal denken, wird die tödtlichste Langeweile nicht bemeistern können und den Platz räumen, ehe ihm das Verständniß für die Dichtung aufgegangen ist. Die Volksbühne, für die Dulk sein Stück geschrieben hat, existirt nicht und wird nie existiren; er muß sich bescheiden, ein Leben Jesu in dialogischer Form als didaktisches Lesedrama geschrieben zu haben.

Wenn wir sonach mit dem Verfasser in allen Hauptpunkten nicht einverstanden sind, so hindert uns dies doch keineswegs, im Einzelnen eine Fülle von Schönheiten anzuerkennen und zu bedauern, daß derselbe für eine unfruchtbare Aufgabe so bedeutende Kräfte in Bewegung gesetzt hat. Das historische Kolorit ist von kräftiger Frische und zugleich der biblische Ton gut gewahrt. Die Person Christi entbehrt keineswegs derjenigen Würde und Erhabenheit, die man sich von dem Stifter einer Religion, wie die christ-

liche, unzertrennlich denkt, auch wenn man das supernaturalistische Element aus seinem Leben ausscheidet. Maria, seine Mutter, ist trotz schwärmerischer Ueberspanntheit in ihrem der Mutterliebe entspringenden unwandelbaren Glauben an die göttliche Sendung ihres Sohnes eine große Natur, und Maria Magdalena erscheint in einer Verklärung, die durch ihr Gefühl für Christus gerechtfertigt ist. Dagegen sind die Jünger zu realistisch gehalten; man begreift nicht, wie Menschen dieser Art geeignet sein sollen, die neue Lehre siegreich weiter zu verbreiten, besonders da die ganze Anlage des Stückes nicht die Annahme zuläßt, daß von außen her der heilige Geist über sie kommen könne. ⊙

Auswahl aus Lobeck's akademischen Reden. Hrsg. von Albert Lehnerdt, Director des Königl. Gymnasiums zu Thorn. Berlin. Weidmannsche Buchhdlg. 1865. (VIII u. 230 S. gr. 8.) 1⅓ Thlr.

Allen Philologen und allen Freunden der Alterthumswissenschaften empfehlen wir das oben genannte Buch auf das Angelegentlichste. Denn, was der Herausgeber in dem einleitenden Aufsatze als den Zweck des Buches angiebt, ein Bild zu geben von der Persönlichkeit, von der Individualität des großen Mannes, das erfüllt es im vollsten Maaße: „Es ist das Bild des Weisen, das hier in reinen, schönen Zügen unsern Blicken sich darstellt", den Schülern und Verehrern Lobeck's eine lebhafte und unmittelbare Erinnerung an die verehrte Gestalt, denen, die nicht das Glück hatten ihn zu kennen, ein großes und erhabenes Vorbild.

Der Herausgeber hat aus den akademischen Reden Lobecks eine Auswahl zusammengestellt; (von den 89 vorhandenen sind 40 abgedruckt). Wenn wir nun, den Titeln nach zu urtheilen, welche p. 36 ff. aufgeführt sind, manche Rede wohl ungern vermissen, so werden wir in dem einleitend vorangeschickten Aufsatze „Lobeck als akademischer Redner" dafür entschädigt. Vorzugsweise aus den in der Auswahl fehlenden Reden giebt der Herausgeber uns hier eine reiche Blumenlese, die, nach bestimmten Gesichtspunkten zur Charakteristik des Redners geordnet, zu einer vortrefflichen Grundlage für die Auffassung der mitgetheilten Reden wird.

Gleichen Dank wie für diese Mittheilungen schulden wir dem Herausgeber für die Nachrichten „über Lobeck's literarischen Nachlaß."*) Die riesengroße Gelehrsamkeit, die gewaltige Arbeitskraft, „die wir in diesen Zeugen seines unermüdlichen Schaffens staunend bewundern, kaum ermessen und begreifen können, sie lassen uns erst jene Reden in

*) Zuerst abgedruckt in dem Programm des Königl. Friedr.-Colleg. v. Jahre 1863.

der richtigen Weise verstehen. Sie lassen uns die weiten fruchttragenden Gefilde überblicken, deren kräftigem, dem Nutzen geweihten Boden auch jene Blüthen entsproßten, die der Ergötzung, dem Genusse bestimmt sind. Aber welchem Genusse! Sprechen wir hier nicht von der unübertrefflichen Anmuth und Schönheit des Ausdruckes, der nothwendigen Form des schönen Gedankens, die er aus sich selbst erzeugt, der steten Verkörperung des griechischen Maaßes, ob nun die Rede in edlem Unwillen gegen die Feinde der Wahrheit sich erhebt oder gegen sie ihre feingeschliffenen, spiegelblanken Waffen aus dem Arsenale der Ironie und des Spottes holt. Wir wollen auch nicht verweilen bei der Fülle der mannichfachsten, antiquarischen Kenntnisse, die überall aus dem ganzen Gebiete des Alterthums zusammengestellt uns zu dem interessantesten Ueberblick entgegentreten; wir wollen hier nur etwas näher darauf hinweisen, wie in so höchst fruchtbarer Weise überall das Alterthum in Beziehung gesetzt ist zur Gegenwart und umgekehrt. „Die Gegenwart im Lichte des Alterthums oder das Alterthum im Lichte der Gegenwart zu betrachten, das ist im Wesentlichen der Zweck dieser akademischen Reden.*) So bezeichnet sehr treffend der Herausgeber dieses Verhältniß. Wie trefflich eine solche Wechselbeziehung wirkt, wenn sie, wie das bei Lobeck nicht anders möglich ist, in der richtigen Weise gemacht wird, wie sehr die sich darbietenden Parallelen geeignet sind nach beiden Seiten Licht zu werfen, das zeigt sich fast in jeder der mitgetheilten Reden. „Der Geist der Griechen und Römer war kein anderer als der unsere, unlauter in seinem Urquell, veredelt durch Bildung, vollendet in — Einzelnen. Und von diesen fließt der Glanz aus, in welchem wir, unbekannt mit den Erscheinungen des gemeinen Lebens, das Ganze zu erblicken gewohnt sind. Eine fortgesetzte Beobachtung entdeckt dieselben Abstufungen der Volksthümlichkeit, denselben Widerstreit der ungleichartigen Elemente, welcher unser Zeitalter nach entgegengesetzten Richtungen hintreibt."**)

So weist Lobeck selbst darauf hin, wie die Quellen, aus deren die Fluth der mannichfachen Erscheinungen entspringt, schließlich dieselben sind in alter und neuer Zeit. Und so sucht er in häufigem Anschlusse an die Zeitverhältnisse bei Betrachtung auffallender, erfreulicher oder beunruhigender Ereignisse oder Zeitströmungen immer die analogen Verhältnisse aus dem Leben der alten Völker hervor; und selbst wenn er diese dann ganz objectiv darzustellen scheint, so leuchtet aus der Wahl der Ausdrücke, aus den hinzugefügten, verallgemeinernden Bemerkungen deutlich genug die vielfache Beziehung auf die Gegenwart hervor. Nur einige dieser Art wollen wir hervorheben: so die 3te: „Ueber den Glauben des Alterthums an eine über den Geschicken der Völker waltende Nemesis" (1815), die 7te: „Ueber den Hang der Völker d. Altth. zur religiösen Mystik" (1821),

---

*) p. 43;

**) VII. Ueber den Hang der Völker des Alterthums zur religiösen Mystik. (18. Jan. 1821). p. 102.

die 13te: „De politia secreta veterum" (1832), die 31te: „Verfolgung des freien Wortes im Alterthum" (1848), die 33te: und 35te: „Ueber politische und kirchliche Restaurationsversuche" (1850) und „Restaurationsversuche auf dem Gebiete der Wissenschaften" (1851).

Was aber vor Allem in den sämmtlichen Reden so unwiderstehlich anziehend wirkt, das ist der frische Hauch des vollen warmen Lebens, den man überall fühlt. Es ist dieser beständige Hinweis auf die Zeitverhältnisse eben kein Kunstgriff, um die Sache piquant und interessant zu machen, sondern man fühlt, es ist die wahre und ächte Liebe zum Vaterlande, die nie sinkende Begeisterung für Freiheit und Wahrheit, die ihn ganz erfüllen, sobald er nur das Feld seiner eigentlichen, exacten Forschungen einmal verläßt und an einen größeren Kreis sich wendet, die ihm zugleich den fast poetischen Schwung leihen, der uns in allen seinen Reden fortreißt. Wen ergriffe nicht die begeisterte Hoffnungsfreudigkeit, mit der er im Jahr 1816 die Verheißung einer freien Verfassung begrüßt!*) Wie Polykrates, um die Nemesis zu versöhnen sein köstlichstes Kleinod, den königlichen Siegelring in die Fluthen warf, so wollen die Fürsten, die der Arm des Höchsten aus der Knechtschaft errettet und hoch vor aller Welt erhoben hat, dankbar dem Schicksal ein Opfer bringen; sie wollen ihren Thron in der Mitte ihrer Völker aufschlagen und mit ihnen die Rechte ihrer Hoheit theilen. Und wieder in das Alterthum zurückgreifend, weist er um die Segnungen der Freiheit zu zeigen auf das Leben des hellenischen Volkes hin, in dessen Mitte die Volksvertretung am frühesten sich entwickelte. „Zuerst ist es jene weltbürgerliche Theilnahme an den gemeinsamen Angelegenheiten der Menschen, die nur da stattfinden kann, wo die Volkskraft sich selbst verwaltet und frei und rücksichtslos den Regungen der Menschlichkeit folgen darf." — „Zweitens jener Gemeinsinn der alten Völker, begründet in dem lebendigen Gefühl, daß der Staat, ein Gesammteigenthum Aller, nur in den Einzelnen und durch dieselben bestehe, die heiße Liebe zum Vaterlande, welche Verbannung aus der Heimath dem Tode gleich achtete, der Bürgerstolz, der Wetteifer des Verdienstes und alle die anderen Blüthen des öffentlichen Lebens. Mit dem Untergange der Volksvertretung sind diese starken Triebfedern großer Thaten und Entsagungen erschlafft." — Und wer möchte sagen, daß Lobeck der Autorität der Kirche feindlich gewesen sei, wenn er in derselben Rede kurz zuvor liest, wie derselbe sich über sie und ihr Verhältniß zum Staat ausspricht. Ueber den ganzen Verlauf der Geschichte läßt er sein Auge schweifen. Schon im Leben der Alten waren Kirche und Staat die festen Stützpunkte für die Idee des Rechts und der Heiligkeit. Lange standen im Alterthume beide Vereine in engem Bunde, einer vertrat den andern, überall aber stand der geistige Bund an Reife und Ausbildung weit hinter dem anderen zurück. Bis „einem Königssohne gleich, der früh verloren unter Hirten auferzogen ward" die Kirche

*) Ueber die Hoffnungen, welche sich an die königliche Verheißung einer freien Verfassuug knüpfen. (1816).

sichtbar in das Leben eintrat und Recht und Macht aus den Händen des Staats zurück nahm. „Während nun die Kirche im Laufe weniger Jahrhunderte für die Ewigkeit gegründet ward, hat die bürgerliche Verfassung stets zwischen entgegengesetzten Formen geschwankt, selten die Nothdurft befriedigt, nie den Wunsch erschöpft. Doch hat es den Anschein, als gehe jetzt die Bahn aufwärts zum Licht, als schwüngen wir uns der Sonnennähe entgegen. Oder warum sollte man sich nicht der Hoffnung hingeben, auch der bürgerlichen Verfassung stehe eine feste und allgemeine Begründung bevor, wie sie der kirchlichen schon vor Jahrhunderten zu Theil ward? Etwa darum nicht, weil es der Speculation noch nicht gelungen, den Riß des neuen Gebäudes zu entwerfen? Aber wer erkannte in früherer Zeit auch nur die äußeren Umrisse jener Gemeinschaft, die mit dem Namen des höchsten Sterblichen bezeichnet ist? Wessen Geist durchdrang je die Ahnung des gottgeweihten Bundes, der das Siegespanier seines Glaubens in allen Welttheilen aufgerichtet hat? Wie dort, so bedarf es auch hier vielleicht nur des zündenden Funkens, der die lebensschwangeren Stoffe beseele; vielleicht ist es unserem Zeitalter aufbehalten, Zeuge der neuen Schöpfung zu sein, deren Bild schon längst in den Träumen der Menschheit gespielt hat." Und weiter unten, nachdem er von den Völkern gesprochen, denen bisweilen „die Wunderblume" der Freiheit sich geöffnet, fährt er fort: „Aber die Völker berauschten sich in ihrem Duft zum Wahnsinn und zertrümmerten freveltrunken die zarte Stütze, an der sie sich emporrankte. Denn überall hat es noch dem Freiheitsbaume an der sorgsamen Pflege gefehlt, die seinen Riesenwuchs mäßigte und beschränkte."

„Darf uns aber eine erfahrungsreiche Vergangenheit zeugen, so wird er an dem treuen, frommen deutschen Volke einen Pfleger finden, unter dessen Hand er sich schöner, als je, am milden Sonnenstrahl der Königshuld entfalten kann."

Freilich müssen diese freudigen Hoffnungen vor der Wirklichkeit nur allzubald schwinden; sie müssen vor der Hand der Resignation mehr und mehr Platz machen. Anders erscheint ihm im Jahr 1847 das Bild des Deutschen als damals im Jahre 1816: „Auf dem Haupte erblickt man das Abzeichen nächtlicher Ruhe, auf dem stillen Antlitze spiegeln sich die Hoffnungen, welche die freundliche Fee Mab dem Träumenden vorgaukelt. Die Unterschrift ist Michael Taut, Urenkel des großen Tuisko, von dem Tacitus berichtet, daß er in den germanischen Urwäldern aus dem Schooße der Erde hervorgegangen sei. Taut ist der Erstgeborene eines zahlreichen Geschlechts; seine jüngeren Brüder sind längst in die Fremde gezogen und haben sich — freilich nicht ohne Schweiß und Blut einen großen Namen und selbstständigen Haushalt erworben, er aber ist auf seinem Erbgute zurückgeblieben, wo er Ackerbau treibt und Heerdenzucht, Kleinhandel und Philosophie, vorzüglich Theosophie und was damit zusammenhängt."*) Aber auch jetzt hat ihn die Hoffnung auf Verbesserung nicht verlassen und über der traurigen Gegenwart zeigt er in der Zukunft uns die Aussicht auf eine glorreiche Palingenesie.

*) XXVIII. Characteristische Darstellungen alter und neuer Völker in Bild und Schrift. (1847.) p. 180.

Dieselbe Stärke und Größe des Idealismus zeigt sich in allen Fragen, die dem wissenschaftlichen Gebiet angehören. Mit immer neu erhobener Waffe bekämpft er hier den Obscurantismus, der in vielfacher Gestalt ihm von allen Seiten hereinzubrechen scheint. Oft mit erbitterter Schärfe aber immer siegesgewiß, im Vertrauen „auf die Kraft der Wahrheit" führt er diesen Kampf, da unverrückt immer dasselbe erhabene Ziel ihm vorschwebt. Nirgends spricht dieser Geist, der alle seine Reden durchzieht, sich mächtiger und erhabener aus, als in der unvergänglichen Festrede zur dritten Säcularfeier der Universität zu Königsberg.*) Dort schließt er im Hinblick auf die späteren Geschlechter, die in dem neuen Albertinum sich versammeln werden:

„Vielleicht, daß auch dieses neue Propyläon der akademischen Akropole sein drittes Jubeljahr erreicht, und daß dann der Genius der Reformation sein Panier in weiteren Kreisen über reifere Völker siegreich entfaltet hat. Doch wie lange Dauer auch seinem Alter hier beschieden sein mag,

„Einst wird kommen der Tag, wo die heilige Ilion sinket"

sei es durch die Allgewalt des Schicksals, welches die irdischen Formen des Geisteslebens ewig wandelt und wechselt, oder weil die Stunde naht, in welcher die Scheidewand zwischen Schule und Leben fällt, wo alle Lehrvereine wie in einem Akkorde aufgehen in der wahren universitas, in der Einen, unsichtbaren, unvergänglichen Gemeinde aller edlen Geister. Denn die Kunst ist lang, aber das Leben ist ewig."

H. B.

---

*) XXIV. (30. August 1844). p. 14.

Mittheilungen und Anhang.

Provinzial-Geschichts-Kalender.

1. Oct. 1797. Die vom Könige Fr. Wilh. II. etablirte **Artillerie-Schule** zu **Kgsbg.** wird eröffnet und Prof. **v. Baczko**, Dr. u. Prof. **Hagen** und Prof. **Kraus** werden **als Lehrer** derselben bestätigt.

2. Oct. 1821. Prof. **Joh. Friedr. Gottl. Lehmann**, vorher Rector der Domschule zu **Kgsbg.** (j. Kneiphöfsch. Gymnas.) †.

3. Oct. 1798. Consist.-R., Dr. und Prof. der Theol., Prediger auf dem Sackheim ꝛc., **Gotthilf Christian Reccard** (geb. zu Wernigerode 13. März 1735) † zu **Kgsbg.**

6. Oct. 1793. Der Ruff. Kais. u. Sachsen-Goth. Hofrath, Anspachsche Geh. Legat.-R., Ehrenmitgl. der Petersburg. Acad. und der **Kgl. Deutsch. Gesellsch. zu Kgsbg.**, Direct. des Ruff. Erziehungs-Instituts für Künstler in Rom ꝛc., **Joh. Friedr. Reiffenstein** (geb. zu Ragnit den 22. Mai 1719) † zu Rom. (s. v. ihm: Pr. Archiv 1793. S. 915. Schlichtegrolls Nekrol. 1794. Das Pr. Tempe Kgsbg. 1781. 2. Quartal. S. 413 ff. und A. Hagen, in der Altpr. Mtsschr. II, S. 506 ff.)

7. Oct. 1232. Gregor IX. ermuntert das Heer der Kreuzfahrer in **Preußen** zum muthigen Kampf, zur Einigkeit und zur Folgsamkeit gegen die Ordensritter. (Cod. dipl. Pr. I, 32. Watterich.)

8. Oct. 1243. Innocenz IV. übersendet dem Hochmeist. **Gerhard von Malberg** die **Theilungsurkunde Preußens** mit der päpstl. Bestätigung. (Watterich.)

9. Oct. 1743. **Friedr. Ernst Jester** zu **Königsberg** geb. (1805 Oberforstmeister, † 14. April 1822.) (Beitr. z. Kde. Pr. V. S. 500 ff.)

10. Oct. 1827. Einweihung des **kneiphöfschen Gymnasialgebäudes** zu **Kgsbg.** (Faber.)

11. Oct. 1245. Innocenz IV. giebt dem Abt Opizo von Massano den Auftrag, als Ap. Legat nach **Preußen** zu reisen und daselbst dem Orden, dem Herzog und den Neophiten Preußens zu gebieten, daß sie Waffenruhe zu beobachten hätten, bis üb. ihren Streit die Verfügung des Papstes an sie gelangt wäre. (Watterich.)

12. Oct. 1861. Einweihung der **Thorn-Bromberger** Eisenbahn durch Minister v. d. Heydt. (Thorn. Wochenbl.)

15. Oct. 1815. Der Landhofmeister **v. Auerswald** nimmt im Auftrage des **Königs** Fr. Wilh. III. in **Thorn** die Huldigung der Bewohner des **Culmer** Landes entgegen. (Thorn. Wchbl.)

16. Oct. 1817. Die **erste Provinzial-Synodal-Versammlung** unter Leitung des Bischofs **Borowski** zu **Kgsbg**.

17. Oct. 1641. Der große Kurfürst erhält zu Warschau die Belehnung mit dem Herzogthum **Preußen**. (Stenzel.)

19. Oct. 1235. Wilh. v. Modena, der erste päpstliche Legat in Preußen, vermittelt zwischen Herzog Konrad v. Masowien und dem **Deutsch. Orden** über das Besitzthum des (ehemalig.) Ordens von Dobrin. (Cod. dipl. Pr. I, 45. Watterich.)

20. Oct. 1719. **Gottfr. Achenwall**, Prof. des Naturrechts in Göttingen, Schöpfer u. Begründer der Statistik († 1. Mai 1772) in **Elbing** geb.

24. Oct. 1807. Aufhebung des **Zunftzwanges** in den Städten der Provinzen **Ost-, Westpreußen** und **Littauen**.

25. Oct. 1246. Fulko, Erzbischof von Gnesen und **Heidenrich**, Bischof von **Kulm**, bestimmen als Schiedsrichter (in insula fabri bei Ziegenort) **zwischen** Swantopolk u. dem **Deutsch. Orden** die Punkte der Einigung. (Cod. dipl. Pr. I, 71. Watterich.)

26. Oct. 1743. General-Feld-Marschal **Erhard Ernst v. Röder**, Ritter des schwarz. Adler-Ordens †. Er liegt in **Juditten** bei **Kgsbg**. begraben.

28. Oct. 1804. Der aus **Herder's** Leben bekannte Diaconus **Trescho**, Verfasser vieler theol. Erbauungsschriften, † zu **Mohrungen** in Ostpr., 72 J. alt u. 45 J. im Amte.

30. Oct. 1864. Feierliche Einweihung der restaurirten Pfarrkirche zu **Marienwerder**. (Graudenz. Gesellige 1864. No. 131.)

31. Oct. 1793 datirt das Reglement für das **Tapiausche Corrections-Institut**. (Hennig.)

3.—5. Nov. 1753. Die Stadt **Tilsit** feiert das zweite Jubiläum ihrer Fundation.

4. Nov. 1632. (a. St. 24. Oct.) 20. Sonnt. nach Trin. Einweihung der **ersten Kirche** auf dem **Tragheim** in **Kgsbg**. durch den löbenichtschen Pfarrer M. **Stiemer**. Diese erste Kirche, welche nur 76 Jahre stand und dann abgetragen wurde, war allmähl. aus der Begräbnißkapelle entstanden, welche auf den Mauern der alten, mitten auf dem Platz befindlichen Schloß-Ziegelscheune aufgebaut worden. (**Weiß**, Gesch. der tragheim. Kirche. 1832.)

5. Nov. 1765. D. **Melch. Phil. Hartmann**, Prof. d. Med. u. der ganzen Akademie Senior † zu **Kgsbg**. im 80. Lebensjahre.

6. Nov. 1864. Enthüllung der Statuen der Bischöfe **Adalbert** u. **Polentz** an der Kirche zu **Fischhausen**. (Kirchenbl. f. d. evangel. Gemeinde 1864. No. 48.)

10. Nov. 1795. Kommerz.-Rath **Grammatzki**, bekannt durch eine milde Stiftung, † zu **Kgsbg**.

11. Nov. 1359. Der Comthur zu Balga **Johannes Schindenkopf** überläßt den Einwohnern und Bürgern der Stadt zu **Bartenstein** a) 18 Huben „zu einem Hegewalde **Talowo** genannt, erblichen und ewiglichen zu besitzen zu Cöllmischen Rechte."

. . . b) den durch Erweiterung der Stadtmauern entstandenen leeren Bodenraum (die „Weitunge") zur Anlegung von Hofstätten in der Breite jener der Altstadt rc. (Behnisch. Gengler.)

Universitäts-Chronik 1865.

22. Aug. Medic. Habilitationsschrift von **M. Dr. Path. et Ther. P. P. O. D. Ern. Leyden**: De paraplegiis urinariis. (25 S. 4.)

„Acad. Alb. Regim. 1865. V." Index lectionum . . . per hiemem a. 1865 a. d. 16. Octobor. . . . [Prorector Dr. **Lud. Friedlaender.**] (15 S. 4.) Praemissum est L. Friedlaenderi epimetrum de pretiis Statuarum. (S. 3—4.)

Verzeichniss der . . . im Winter-Halbjahre vom 16. Oct. 1865 an zu haltenden Vorlesungen u. der öffentl. academ. Anstalten. (4 Bl. 4.)

7. Sept. Histor. Doctordiss. von **Henr. Reichau** (aus Marienburg): De fontium delectu, quem in Tiberii vita moribusque describendis Velleius, Tacitus, Suetonius, Dio habuerunt. (40 S. 8.)

Bibliographie 1864.

(Fortsetzung.)

Fortschritt. Der deutsche **Fortschritt** ein Zopfthum. Ein vor politischen Freunden gehaltener populärer Vortrag. Motto. Der Liberalismus ist antiquirt u. nur noch als pathologische Erscheinung wirksam. Const. Frantz in der Kritik aller Parteien. Der Ertrag ist für die Düppel-Verwundeten bestimmt. Kgsbg. Dr. u. Verl. von Emil Rautenberg. (43 S. gr. 8.) 3 Sgr.

Foss, Gymn.-Lehr. Dr. L. († 28. Febr. 1864.) Zur Geschichte des Pericles. Elbing. Druck der Neumann-Hartmann'schen Buchdruckerei. (Osterprogramm d. Gymn.) (9 S. 4.)

Foß, Prof. Dr. R. (aus Danzig gebürtig). **Zeitschrift** für Preußische Geschichte und Landeskunde unt. Mitwirkung v. Droysen, L. v. Ledebur, Preuß, L. Ranke u. Riedel, hrsg. von Prof. Dr. R. Foß. 1. Jahrg. (3 Hfte.) Berlin. A. Barth. (207 S. gr. 8.) 1 Thlr.

Freitag. Die Existenzfrage des Kunstbaues des ehemal. Franziskanerklosters zu Danzig. [s. Altpr. Mtsschr. I, 283.] Ein Vortrag, gehalten im Refectorium des benannten Klosters am Geburtstage Sr. Majest. des jetzt regierend. Königs v. Preußen, den 22. März 1864. 2. Hft. Danzig. In Comm. bei Th. Anhuth. Dr. v. A. Schroth. (20 S. gr. 8.)

Freystadt, Dr. M., Immanuel Kant. Ein Denkmal seiner unsterblichen Philosophie am Enthüllungstage der Kant-Statue dem deutschen Volke geweihet. Königsberg i. Pr. Dr. u. Verl. von Gruber & Longrien. (16 S. gr. 8.) 1/12 Thlr. 2. Aufl. Ebd. 1/12 Thlr.

Friedländer, Prof. Ldw., Darstellung aus der Sittengeschichte Roms in der Zeit von August bis zum Ausgang der Antonine. II. Theil. Lpz. Hirzel. (XI u. 408 S. gr. 8.) $2^1/_4$ Thlr. (I. II.: $4^1/_{12}$ Thlr.)

— — über den Sinn für Naturschönheiten bei den Römern. [Das Ausland. No. 38.]

Friedrich. Beiträge zur Förderung der Logik, Noetik u. Wissenschaftslehre gespendet von Dr. **Ernst Ferdinand Friedrich**, Privatdocent für Philos. an der Kgsberg. Universität. Dubbio: „Ist denn Vernunft in der Welt?" Parole: „Nicht los u. doch frei!" I. Bd.: der Prospekt ganz u. die Introduktion zur größeren Hälfte. Orthoslogos. Logismos. Koinoslogos. Leipzig: In Kommission bei F. A. Brockhaus. (4 Bl. u. 481 S. gr. 8.) $2^2/_3$ Thlr.

— — Die sogen. reale, formale und inductive Logik, eine encyklop. Betrachtung. [Der Gedanke. Bd. V. Hft. 4. S. 223—230.]

Frischbier, H., Preußische Sprichwörter u. volksthümliche Redensarten gesammelt. Kgsbg. E. Th. Nürmberger. (Gedr. bei Gruber & Longrien.) (103 S. 8.) $^1/_4$ Thlr.

Fritsche, Prolog zur Aufführurg von „Viel Lärmen um Nichts," an Shakespear's 300jähriger Jubelfeier in Thorn, 23. April 1864. Druck der Rathsbchdr. zu Thorn. Flugblatt.

[**Fröhlich**.] Vorlesung des Herrn **Fröhlich** über Hexenprozesse. [Beil. zur No. 123 des Graudenzer Geselligen. cf. N. Preuß. Prov.-Blätt. 3. F. Bd. X. Hft. 1. S. 104—124.] Vortrag am 22. Nov. über den Handel im alten Graudenz. [Beil. zu No. 143 des Geselligen.]

Fuuge, Dr., De l'emploi de l'article. Braunsberg. Gedr. bei C. A. Heyne. (Progr. d. Kgl. Kathol. Gymnas. S. 3—28. 4.)

Gebauer, Superint. Dr., Dinter u. die preußische Schul-Regulative. Ein vergleichender Versuch, vorgetragen in der Kreislehrer-Versammlung zu Kumehnen, am 25. November 1863. [Der Volksschulfreud hrsg. v. Pred. Dr. Voigdt. N. F. 18. Jahrg. 4. Hft. S. 193—202.]

Gegenseitigkeit, Die, im Kampfe mit dem System der festen Prämien. Eine Beleuchtung der Brochüre: „Betrachtungen über das Rechtsverhältniß der Feuer-Versicherungs-Anstalten zu ihren Versicherten." Kgsbg. E. Th. Nürmberger. (Gedruckt bei H. Hartung.) (23 S. 8.) $^1/_8$ Thlr.

Gelegenheitsgedichte, enthaltend Glückwünsche zu Weihnachten, Geburtstagen u. Neujahr, Gesänge beim Jahreswechsel, sowie Polterabend-Scenen, Gesänge bei der Hochzeitstafel, Glückwünsche u. Tafellieder zur silbernen u. goldenen Hochzeit, Gesänge beim Abschiede fortziehender Freunde, Gesänge bei besonderer Veranlassung. 5. verm. u. verb. Aufl. Thorn. Dr. u. Verl. v. E. Lambeck. (VIII u. 240 S. 8.) $^1/_3$ Thlr.

Genthe, Herm. (in Memel), Zu Lucanus. I. Literaturlese. II. Zur Suetonischen vita Lucani. [Neue Jahrbüch. f. Philol. u. Paedag. 89. Bd. 8. Hft. S. 534—550.]

3

Periodische Literatur (1865).

„**Schlesische Provinzialblätter. Hrsg. von Th. Oelsner.**" N. F. 4. Jahrg. Breslau. August. (S. 469—532.): Arvin, Der Schlesier Hauswes. (Schl.) Stimmung. Als Beitrag z. officiell. sog. „Zeitungsberichte" für. d. Octob. 1817. Von e. unbesold. Magstrtsmitgl. Fritsche, Volkliederliches. 1) Verarbeitg. uns. Volkslieder. Chi., Sind volksth. Gebräuche z. beseit. od. z. conservir.? Mittelschule, Bürgersch., Präparandensch. Auch von e. Pestalozzianer. Bolko, Was uns d. Kiefernwald erzählt. Kiefernadeln u. Waldwolle. Sander, Die Feuer-Lösch- u. Rettgs.-Einrichtgn. (Schl) Der Erzähler, Bilder u. Züge der Vrggh. u. Ggw. (Kn., Das Jüngstenläuten zu Goldberg. A. T., Musikalisch. Treiben zu Oels vor 30 J. Dbbl., D. ehem. Franciskaner-Kloster, später evang. Schullehr.-Seminar z. Breslau.) Stimmen aus u. für Schlesien. (Anregungen, Besprechungen, Mittheilungen.) Literatur-Blatt. Kunstblatt. Zur Chronik u. Statistik.

„**Schriften der Königl. physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg.**" 6. Jahrgang. 1865. 1. Abth. Kgsbg. In Comm. bei W. Koch. (VII, 78 u. 29 S. 4. m. Tab. I.—III.): Verzeichniss der Mitglieder am 1. Juli 1865. S. I.—VII. Das menschl. Gehörorgan in comprimirter Luft v. Dr. A. Magnus. S. 1—16. Zur Geschichte u. Statistik des Kreises Allenstein. Von Conrector F. Seydler in Braunsberg. S. 17—24. Zur Kenntniss des Bodens von Königsberg. Mitgetheilt von J. Schumann. (m. Taf. I.) S. 25—32. Das Wachsthum der Wurzel. Von Otto Nicolai. (m. Taf. II. III.) S. 33—78. (cf. Botan. Doctordissert. v. 1. Aug. Univers.-Chronik. Altpr. Mtsschr. II. 471.) Sitzungsberichte pro 1865. S. 1—29.

Die Landes-Meliorationen in d. Provinz **Preußen**. [(Kgsbg.) **Amts-Blatt** 33. 34.]

Die äußeren Verhältnisse unserer Landschulen. [Ebd. 35.]

Culmer u. **Pommerellische** Diöcesansynoden. [(**Danziger**) **Kath. Kirchenbl.** 33—35. 37.]

Die Kongregation der Katharinerinnen in d. Diöcese **Ermland**. Ein Blick auf d. Ordensleben der Kirche seit d. XVI. Jahrh. Artik. I—IV. [Ebd. 31. 33—36.]

Hildebrandt, eine Bauernhochzeit im ostpr. **Oberlande**. [Familien-Journal 601.]

Heidnischer Aberglaube in **Littauen** noch 1657. [**Preuß.-Litt. Ztg.** 189.]

Die Eisenbahn-Unternehmungen in d. Prov. **Preußen** [Danz. Ztg. 3172. 3182.]

Die Eisenbahnbauten der Engländer in **Ostpreußen** u. Holstein. [**D. (Graudenzer) Gesellige.** 100.]

Die Eisenbahnlinie **Danzig-Marienburg**-Mlawa-Warschau. [**Danz. Ztg.** 3184.]

Das Projekt einer sekundären Eisenbahn v. **Marienburg** nach **Thorn**. [**D. (Graudenzer) Gesellige**. 94.]

± Das Eisenbahnproject **Thorn-Insterburg**. Thorn, 12. Aug. [**Danz. Ztg.** 3159. cf. **D. Gesellige** 95. * Briesen.]

Das Eisenbahnprojekt **Korschen-Thorn** u. d. Vorschläge des **Thorner** Comités. [**D. Gesellige**. 104.]

Fünfte Provinzial-Lehrerversammlung in **Elbing** am 24., 25. u. 26. Juli. [**Schulbl.** f. d. Volksschull. d. Prov. Preußen. 34—38.]

Das Rettungsboot „Daheim" (welches demnächst in **Leba** aufgestellt werden soll). [**Danz. Ztg**. 3219.]

Eine Seminar-Idylle (betr. d. Disciplin im **Angerburger** Seminar.) [**Schulbl**. 32. 33.]

Ein Städte-Jubiläum. (Im Sept. fd. es 500 J., daß d. kl. ostpr. Stdt. **Barten** (im Rastenburg. Kreise) auf Anordnung des Hochm. Winrich v. Kniprode gegründet wurde, gleichzeit. mit dem noch stehend. alt. Schlosse.) [**Westpr. Ztg**. 189.]

Das Wiebe'sche Entwässerungs-Projekt (für **Danzig**.) [**Danz. Ztg**. 3144. 3147. 3148. 3152. 3154. 3156—58. 3161.]

Zur Frage der Canalisation der Stadt **Danzig**. [Ebd. 3180. Beil.]

R. Bergau, Ueb. d. Alter der Beischläge in **Danzig**. [Ebd. 3212. 3214.]

A. v. Z., Ein Gang durch das Franziskaner Kloster (in **Danzig**.) [**Westpr. Ztg**. 208.]

Naturforschende Gesellsch. zu **Danzig**. (kurz. Bericht v. Dr. S. üb. d. ord. Versamml. vom 23. Aug. u. d. Vortr. des Oberl. **Menge** „üb. Arachnoiden oder spinnenartige Thiere.) [**Danz. Ztg**. 3194.]

Minden, Vortrag üb. „Grundrisse u. Prospecte von **Königsbg.**" [**Schriften** d. k. physik.-ökon. Gesellsch. z. Kgsbg. 6. Jahrg. 1. Abth. Sitzgsber. S. 22—26.]

Die städtische Wasserleitung in **Kgsbg**. I. Der gegenwärtige Zustand. II. Die Projekte des Stadtbaumeisters **Cartellieri**. III. Das **Moore**'sche Projekt u. seine großen Vorzüge vor d. beiden Cartellieri'schen. [**Ostpr. Ztg**. 182 Beil. 183. 185.]

△ Kgsbg., 11. Sept. Wasserleitung. [**Pr. Litt. Ztg**. 214.]

Die Consecration der kathol. Kirche zu **Memel**. [**Kath. Kirchenbl**. 37.]

R. B(ergau). **Neuenburg** (betr. d. Restauration der dort. Kirche im goth. Styl. [**Der Gesellige**. 96]

R. Bergau, Die Ordensburg **Schwetz**. [Ebd., 102. 103.]

J. P. Frentzel-Norutschatschen bei Gumbinnen, früher Perkallen, Die **Trakehner** Zucht. Aus Dr. Frühling's „Neue landwirthsch. Ztg." [**Georgine**. 1. Hft. S. 1—28 (m. 16 S. Tabellen).]

Die Königl. landwirthsch. Academie zu **Waldau** in Ostpr. [**Pr. Litt. Ztg**. 1864. **Land- u. forstwirthschaftl. Ztg**. d. Prov. Preuß. 33.]

Eine geschichtl. Erinnerung (an den vor 230 J. d. 9. Sept. 1635 geschloss. Vertrag zu **Stuhmsdorf** im Reg.-Bez. Marienwerder. [**Westpr. Ztg**. 210.]

Der 19. September (Jahrestag des Vertr. v. **Wehlau**.) [Ebd. 219.]

= **Kgsbg**. 27. Aug. (Am 31. März d. J. † zu Costa-Rika in Centralamerika d. letzte Kgsbg. Auswanderer, d. ehem. Referendar, Landw.-Lieut. **Gerkowsky**, welcher mit

112 Bewohnern Kgsbgs. resp. Altpreuß. sich der von Rechtsanwalt **Keber** 1846 in Gang gebrachten Moskito-Auswandrgs-Expedit. anschloß. Mittheilungen üb. diese Don Quixotartige Unternehmung.) [**Pr. Litt. Ztg.** 201]

Eine Künstlerfahrt von Berlin nach Danzig vor 100 J. (betr. **Dan. Chodowiecki's** Reise von Berlin nach **Danzig** im J. 1773 u. sein künstlerisches Reisetagebuch, das jetzt v. d. letzten Erbin u. Trägerin seines Namens der Berl. Akademie überwiesen worden ist.) [**Danz. Ztg.** 3162 nach der Voss. Ztg.]

Danzig, d. 19. Aug. (25 jähr. Jubiläum d. Polizei-Präsid. **v. Clausewitz** in Danzig.) [Ebd. 3168.]

(Graf **Egloffstein**-Arklitten), Vor 50 Jahren. Erinnerungen eines preußischen Veteranen in Ostpreußen. [**Ostpr. Ztg.** 148.]

Fasbender in Thorn, Zur Erinnerung an **W. A. Passow.** [Ztschr. f. d. Gymnasialwesen hrsg. v. Hollenberg, Jacobs, Rühle. 1865. No. 1.]

Arth. Schopenhauer's Briefe an Dr. David Asher in den Jahren 1855—1860. [Deutsches Mus. 34—36.]

Petzholdt, Dr. J., Nachtrag zur Litteratur über **Friedrich v. d. Trenck.** [N. Anzeiger f. Bibliogr. u. Bibliothekwissensch. Hft. 8. (585.) S. 233—237. (Enth. u. a. e. ausführl. Nachr. üb. d. aus d. Besitz des Buchhdlrs O. A. Schulz in Lpzg. für 200 Thlr. an d. Kg. Johann v. Sachsen übergegangene u. der Prinzlichen Secundogenitur-Bibliothek in Dresden einverleibte Trenckbibel. cf. „Die Gartenlaube" No. 1. S. 6. 7.)]

Minden, Vortrag üb. „**Hans Weynreich**, den ersten Typographen in **Kgsbg.**, u. üb. die aus seiner Presse hervorgegangenen Drucke." [**Schriften** der Kgl. physik.-ökon. Gesellsch. z. Kgsbg. 6 Jahrg. 1. Abth. Sitzgsber. S. 7—11.]

S.

Anzeigen.

Zur altpreussischen Mythologie und Sittengeschichte.

Von
Professor Dr. Joseph Bender.

I.

Bei der Berechtigung, welche sich auf dem Gebiete der kulturhistorischen Wissenschaften in der neuern Zeit auch die Mythologie derjenigen europäischen Völker erworben hat, welche nicht zu den klassischen gerechnet werden, dürfte jeder Versuch, auch die Mythologie der alten Preußen einer nähern Betrachtung zu unterziehen, nicht unwillkommen und in diesen Blättern nicht am unrechten Orte sein.

Es kommt uns weniger darauf an, das schon vorhandene Material zu vermehren, als es zu verwerthen, kritisch zu sichten und ihm eine allgemeine, vergleichende Unterlage zu geben.

Die Nachrichten, welche über preußische Mythologie auf uns gekommen sind, möchten wir, abgesehen von einer vereinzelten Notiz bei Tacitus über die Aestier, doppelt gruppiren, nach Ort und Zeit. Wenn wir auch die Preußen zwischen Weichsel, Ostsee, Litauen und Polen im Großen und Ganzen als ein ursprünglich einheitliches Volk auffassen, welchem sich östlich und nordöstlich in weiten Räumen das Gebiet der sprachlich den Preußen nächst verwandten Litauer und Letten (letztere in Kurland und dem größten Theile von Livland) anschließt, um so einen einzigen (gewöhnlich lettisch mit Gesammtnamen benannten) Volksstamm darzustellen, dessen Sprache, den ursprünglichen indogermanischen Typus unter allen Europäern am treuesten bewahrend, in dieser großen Familie wieder den Slaven und Germanen am meisten verschwistert ist, ohne weder zu den Einen, noch zu den Andern zu zählen: so sind doch innerhalb Preu-

ßens wieder so manche volksthümliche Verschiedenheiten, daß es mißlich ist, die im Einzelnen gewonnenen Resultate gleich auf das ganze Land anzuwenden. Das Flußsystem des Pregel, bis zu welchem einst die Gothen sich von Deutschland aus mögen erstreckt haben, scheint uns im Allgemeinen Preußen in zwei Hauptheile zu zerlegen, welche in kulturhistorischer Beziehung nicht ganz und gar denselben Entwickelungsgang gehabt haben. Samland, sowie die übrigen östlichen Landschaften, sich näher an Litauen anschließend, bieten Ueberlieferungen auch in mythologischer Hinsicht, worauf es uns hier ankommt, dar, welche in den westlichern, dem deutschen Einflusse offener liegenden, Gegenden nicht heimisch zu sein scheinen. Die aus den zuletzt bezeichneten Theilen Preußens (namentlich aus Pomesanien und Warmien) stammenden Nachrichten glauben wir von den aus Samland und den übrigen entferntern Landschaften bis nach Litauen hin herrührenden wenigstens so lange scheiden zu müssen, bis wir nicht schließlich ein gemeinschaftliches Vereinigungsband der religiösen Vorstellungen gefunden haben.

Für wichtiger noch aber halten wir eine Scheidung der auf Mythologie bezüglichen Ueberlieferungen nach den Zeiten, aus denen sie herrühren. In dieser Hinsicht dürfte sich folgende Gruppirung herausstellen: Zuerst alte, zuverläßige Nachrichten, wie sie uns in Bezug auf die ersten Zeiten nach Occupation des Landes durch den deutschen Orden einige Urkunden und vor Allem die Chronik Peter's von Dusburg darbieten. Dann kann als Mittelpunkt derjenigen Nachrichten, die aus der Zeit der Kirchentrennung herrühren, der Mönch Simon Grunau angesehen werden. Diese Quellen können örtlich in sofern unterschieden werden, daß Dusburg's Ueberlieferungen sich nicht auf gewisse Gegenden beschränken lassen, während Grunau sich mehr auf den westlichen Theil des Preußenlandes zu beziehen scheint. Wenigstens bietet uns die dritte Hauptgruppe, als deren Vertreter wir den Bischof Georg von Polenz ansehen, eine Götterreihe dar, welche von Grunau nicht gekannt, in dem Glauben der östlichern Stämme einen Anhalt findet.

Was die Glaubwürdigkeit dieser Quellen in Bezug auf die Nachrichten von dem religiösen Glauben der Preußen betrifft, so tragen die Dusburgschen Ueberlieferungen so den Stempel der aufrichtigen Erzählung

an sich und werden durch andere Momente so gestützt, daß wir sie als Grundlage unserer Kenntnisse von der altpreußischen Religion betrachten können. Viel bedenklicher müssen wir in Bezug auf Simon Grunau sein, dessen Renommée als Historiker anrüchig genug ist. Ueber seine Zuverlässigkeit im Allgemeinen wollen wir an dieser Stelle kein Urtheil fällen. In wiefern seine Ueberlieferungen über die altpreußische Mythologie ins Besondere Glauben verdienen, muß in jedem einzelnen Falle, unter Nachweisung seiner und unter Hinzuziehung anderer Quellen oder mit Vergleichung ähnlicher Erscheinungen auf dem Gebiete der allgemeinen Mythologie, oder aber nach innern und äußern Wahrscheinlichkeitsgründen geprüft werden. — Die Nachrichten endlich, die in des Bischofs Georg von Polenz Vorrede zur Kirchenagende von 1530 aufbehalten und von da in viele andere Werke übergegangen sind, und zu deren Kritik besonders ein etymologischer Maaßstab anzulegen sein wird, müssen, als ganz unabhängig von Dusburg und Grunau, schließlich einer besondern Betrachtung vorbehalten werden.

II.

Zunächst werden uns die Dusburgschen Nachrichten beschäftigen und uns zu einer völkervergleichenden kultur-historischen Zusammenstellung Anlaß geben.

Aus Dusburg's Abschnitt über den Götterdienst der Preußen (III, 5.) treten vorzüglich drei Grundgedanken klar hervor. Erstens: die Götterverehrung bei den Preußen ist eine Verehrung der geschaffenen Natur. Zweitens: das Volk der Preußen stand unter einer Priesterhierarchie, die sich im Criwe concentrirt, dessen Stellung Dusburg mit der des Papstes in der christlichen Kirche vergleicht. Drittens: die Preußen hatten einen (von jener Hierarchie gepflegten) Glauben an ein künftiges Leben (an eine Auferstehung des Fleisches, wie sich Dusburg ausdrückt).

Es ist heut zu Tage die verbreitetste Ansicht unter den Mythologen, daß bei allen Völkern der religiöse Glauben von der Naturbetrachtung ausgeht und von da auf das geistige und sittliche Gebiet hinüberschreitet, ein Gedanke, von dem besonders Simrock in seiner deutschen Mythologie ausgeht. Wir wollen den Werth dieser Ansicht dahin gestellt sein lassen,

indem wir die Meinung für ebenso (wenn nicht in höherm Grade) berechtigt halten, daß die dem Menschen ursprünglich inne wohnenden religiösen Ideen erst auf die äußere Natur übertragen worden sind. Jedenfalls aber finden wir überall eine innige Wechselbeziehung zwischen religiösen Grundanschauungen und einer Verehrung der Natur und ihrer Erscheinungen. Die Uebereinstimmung der verschiedenen Völker in dieser Hinsicht unter einander, namentlich auch unter Germanen und Preußen, ist eine so allgemeine, daß wir spezielle Folgerungen für unsern Zweck zunächst wenigstens nicht daraus ableiten.

Dusburg sagt: Die Preußen hatten keine Kenntniß von Gott; daher kam es, daß sie in ihrem Irrthume jegliche Creatur als Gott verehrten, nämlich Sonne, Mond, Sterne, den Donner, Vögel und auch vierfüßige Thiere bis zur Kröte hinab. Sie hatten auch heilige Hayne, die sie nicht zu fällen, Felder, die sie nicht zu bebauen, Gewässer, in denen sie nicht zu fischen wagten. So bezeugt Dusburg nichts weiter, als die auf dem Gebiete der vergleichenden Mythologie so allgemeine und natürliche Thatsache, daß auch bei den Preußen das religiöse Gefühl in der Naturbetrachtung und in der Verehrung der Dinge in der Natur seinen Ausdruck gefunden habe. Götternamen überliefert er nicht.

Dem Gesagten nach kann uns denn auch die Uebereinstimmung der mit der Natur verwachsenen religiösen Grundanschauung bei Germanen und Preußen nicht Wunder nehmen und nicht zu weitern Schlüssen veranlassen, so ähnlich auch die Vorstellung ist, welche uns die älteste Nachricht (bei Caesar) über den religiösen Glauben der Germanen giebt. Caesar (B. G. 6, 21) berichtet, daß dieselben nur diejenigen unter die Götter rechnen, welche sie mit Augen sehen und deren Beistandes sie sich zu erfreuen haben, Sonne, Vulkan (Feuer?) und Mond; die übrigen kennen sie nicht einmal durch Hörensagen. (Das Feuer erwähnt Dusburg zwar nicht ausdrücklich, er erzählt aber von dem vom Oberpriester unterhaltenen immerwährenden Feuer.)

Tacitus (G. 9.) scheint schon Kunde von mehr persönlichen Göttergestalten bei den Deutschen gehabt zu haben, die er mit römischen Götternamen belegt. Nachdem die Kenntniß von einheimischen Quellen des germanischen Volkes hinzugetreten ist, hat sich die deutsche Mythologie zu

einem Systeme von Götterideen und damit zusammenhängender religiöser und sittlicher Vorstellungen erweitert. Aehnlich treten auch in spätern Quellen in der preußischen Mythologie statt der namenlosen Naturkräfte persönliche Götter mit kennzeichnenden Namen uns entgegen. Aber eine Entwickelung von einer sogenannten Naturreligion zu sittlichen Ideen, nach der Simrock'schen Ansicht, nachzuweisen, sind wir, so weit unsere Quellen es erlauben, bei den Preußen nicht im Stande. Spätere Nachrichten, so wie die Ergebnisse aus Namen und mündlichen noch nicht ganz erstorbenen Ueberlieferungen, bieten allerdings wieder einzelne Uebereinstimmungen mit dem Glauben der Germanen und anderer Völker dar, auf die wir, wo es nöthig ist, gelegentlich zurückzukommen gedenken. Welchen Einwirkungen von Außen, ob Völkerwanderungen oder Völkermischungen wir diese Uebereinstimmungen zuzuschreiben haben, ob sie ein aus dunkler Urzeit gerettetes gemeinschaftliches Erbstück seien: darüber werden sich meistens wohl nur Vermuthungen aufstellen lassen.

Dusburg stellt nach dem Berichte über des Volkes Naturdienst unvermittelt eine Hierarchie hin, welche dann wieder erst die Trägerin der sittlichen Idee von einem künftigen Leben nach dem Tode bei den Preußen ist. Es gab, sagt Dusburg, in der Mitte dieses verkehrten Volkes, nämlich in Nadrauen, einen Ort, Romow genannt, wo der Oberpriester, Criwe, wohnte, welcher, ähnlich dem Papste in der allgemeinen Kirche, nicht allein die Völker Preußens, sondern auch Litauens und Livlands durch seine Befehle regierte. Sein Ansehn war so groß, daß nicht nur er selbst oder einer seines Geblütes, sondern auch ein Bote mit seinem Stabe oder einem andern bekannten Zeichen bei den Königen, dem Adel und dem gemeinen Volke in der größten Verehrung stand. Er pflegte das heilige Feuer. Die Preußen, schließt Dusburg unmittelbar daran, glaubten eine Auferstehung des Fleisches, aber nicht eine richtige. Sie glaubten nämlich, daß, wie Jemand in diesem Leben gewesen, vornehm oder gering, reich oder arm, mächtig oder unmächtig, er auch so im künftigen Leben sein werde. Folgerecht wurden mit den Vornehmen, wenn sie gestorben, Waffen, Pferde, Sklaven und Sklavinnen, Kleider, Jagdhunde und Jagdvögel und andere zur Ritterlichkeit gehörende Gegenstände verbrannt. Mit den Leichen der geringen Leute wurde dasjenige

verbrannt, was zu ihrem Stande gehörte. Sie glaubten, daß die verbrannten Dinge mit ihnen auferständen und ihnen dienten, wie zuvor u. s. w. So erscheint der Criwe als das eigentliche Volkshaupt, als der obriste ewarte (d. i. Gesetzeswart), wie ihn Jeroschin nennt, dessen Einfluß auch in allen weltlichen Angelegenheiten ein großer ist. Dusburg nennt zwar nur den Criwe; daß dieser aber das Haupt einer großen ausgebildeten Priesterschaft war, wissen wir nicht nur aus den spätern Nachrichten, sondern sogar aus ältern. Die berühmte Friedensurkunde von 1249*) kennt schon mit Namen zwei Priesterklassen, die Tulissonen und Ligaschonen, welche sie als höchst lügenhafte Gaukler bezeichnet, die das Volk irre leiten und betrügen. — Der Grundgedanke des Unsterblichkeitsglaubens war der, daß sich das Leben und die Lebensart des Diesseits im Jenseits, natürlich in gehobener Weise, fortsetze. Deshalb auch die Sorgfalt, dem Verstorbenen alles Nöthige dorthin mitzugeben. Der Criwe aber und die Priester waren im Besitze der Wissenschaft über den Zustand der Verstorbenen nach diesem Leben. Die Hierarchie und die Lehre von der Unsterblichkeit hangen enge zusammen. Nach Art der Nekromanten wußten die Priester den Angehörigen der Verstorbenen über deren Zustand Auskunft zu geben. Die obengenannten Tulissonen oder Ligaschonen trieben bei den Leichenbegängnissen, bei denen auch nach diesem urkundlichen Zeugnisse Pferde, Menschen, Waffen, Kleider, Kostbarkeiten mitverbrannt wurden, ihr Spiel also: Gleichsam um die Angehörigen wegen der Aussicht auf Höllenstrafen zu trösten, nannten sie das Böse gut und lobten die Gestorbenen wegen ihrer Diebereien, Räubereien und anderer Sünden und Laster, die sie im Leben begangen; und mit zum Himmel erhobenen Augen rufen sie lügenhafter Weise laut aus, sie sehen den Verstorbenen vor Augen, wie er mitten am Himmel zu Rosse hinfliegend, angethan mit glänzenden Waffen, einen Falken auf der Hand tragend, von einem großen Geleite umgeben, in die andere Welt hinübergeht. Ebenso sieht der Criwe Dusburg's die Verstorbenen, was profane Augen nicht vermögen. Die Hinterbliebenen wenden sich also an ihn um Auskunft. Dusburg nennt das eine Täuschung des Teufels. Er erzählt, daß die Verwandten des

*) In Cod. diplom. Warm. von Wölky und Saage I, No. 19.

Todten zum Criwe kommen mit der Frage, ob er zu einer gewissen Zeit Jemanden an seiner Wohnung habe vorüberwandern gesehen; der Criwe aber zeigt ohne irgend ein Bedenken den Zustand des Todten mit seinen Kleidern, Waffen, Pferden und Gefolge an, und fügt zu größerer Bestätigung hinzu, daß er an der Oberschwelle seines Hauses die Spuren des Einschlagens seiner Lanze oder eines andern Werkzeuges zurückgelassen habe. So gaben also die Priester vor, mit Augen den Uebergang der Todten in eine andere Welt zu schauen.

Spätere Quellen (so Grunau) zeigen uns die Priesterherrschaft in noch ausgeprägterer Gestalt und auch hier wieder in mannigfacher Beziehung zur Unsterblichkeitslehre. Sie schreiben dem ersten Criwen eine förmliche Gesetzgebung zu, worin unter andern auch die Bestrafung und Belohnung im Jenseits näher bezeichnet wird. Die Belehrungen, welche die Priester dem Volke darüber gaben, sind nach Grunau ganz sinnlicher Natur. Die Götter geben den Guten nach diesem Leben schöne Weiber, viele Kinder, süße Getränke, gute Speisen, im Sommer weiße Kleider, im Winter warme Röcke; sie werden schlafen auf großen weichen Betten und werden vor Gesundheit sehr lachen und springen; den Bösen werden die Götter nehmen, was sie haben, und sie dort sehr quälen. Schon in der Urkunde von 1249 sahen wir die Priester das Volk belehren oder vielmehr irre leiten über die sittlichen Ideen von Gut und Böse, und deren Folgen für das Jenseits. Die Priester der Preußen sind also die Bewahrer und Lehrer des religiösen und sittlichen Glaubens, so roh er auch bei dem niedrigen Culturzustande dieses Volkes erscheinen mag. Der Unsterblichkeitsglaube bei den Priestern hat sich demnach nicht als eine sittliche Idee aus der Naturvergötterung entwickelt, sondern er ist eine von der Priesterherrschaft bewahrte und genährte Disciplin; nicht ganz unähnlich der Mysterienlehre bei den Alten, welche, besonders dem Culte chthonischer Gottheiten huldigend, vornehmlich über die dunkeln Punkte des Jenseits Aufschluß und Beruhigung geben sollte, und zwar, nach einer verbreiteten Meinung, als Inhaberin einer Urreligion oder Uroffenbarung; während draußen bei dem Volke der Griechen jener Glauben ungebunden sich verflüchtigt hat. Bei den Germanen, bei denen ein aristokratisch herrschendes Priesterthum nicht vorhanden oder vielleicht schon gebrochen war, lebte

der Unsterblichkeitsglaube, wenigstens in den Zeiten, von denen wir Kunde haben, im Volke, ohne als System von Priestern gelehrt zu werden, aber desto freier und bunter in Poesie und Sage gestaltet. Dem Glauben der Preußen würden wir demnach eine ältere Stufe der Entwickelung zuzuschreiben haben, welche bei andern Völkern der freien Ausbildung durch das Volk selbst vorausgegangen zu sein scheint. Der erste Theil der Dusburgschen Nachrichten, der sich auf die Naturverehrung bezieht, steht mit dem Criwenthum und der Criwenlehre nicht in erkennbarer Verbindung, mag uns aber einen neben jener Disciplin sich bildenden Volksglauben, vielleicht in seinen Anfängen, veranschaulichen.

Die in der altpreußischen Mythologie so ausgebildete Hierarchie ist es gerade, was ihr einen so eigenthümlichen Charakter und einen höchst merkwürdigen, alterthümlichen, an patriarchalische Zustände erinnernden, Hintergrund verleiht und deshalb besonders die Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Durch diese Hierarchie trennt sich die preußische Mythologie ganz entschieden von der germanischen, in demselben Maße, wie beide Völker auch in der Entwickelung der staatlichen und bürgerlichen Verhältnisse auseinander gehen. Unter allen europäischen Völkern ist eine so entschieden ausgeprägte Priesterherrschaft allein nur noch bei den Celten heimisch. So treten sich zwei durch weite Räume auseinander stehende Stämme in einer uralten, wie es scheint in einer asiatischen Urheimath wurzelnden, Einrichtung nahe. Die Uebereinstimmung besteht aber nicht bloß überhaupt in der Thatsache des Vorhandenseins eines mächtigen, die religiösen, socialen und politischen Verhältnisse leitenden und durchdringenden Priesterthums — nicht erblicher Priesterkaste, — sondern sie zeigt sich auch in der Aehnlichkeit der Einrichtungen und Ideen bis ins Einzelne, wie eine Parallele zwischen celtischem Druidenthum und preußischem Criwenthum augenfällig zeigt.

Ueber die Celten ist uns Hauptquelle Caesar, dem sich dann viele andere Nachrichten bei Griechen und Römern anschließen. Schon Caesar beschränkt das Druidensystem auf die Celten, indem er ausdrücklich sagt, das Druidenwesen sei bei den Germanen unbekannt (B. G. 6, 21.). Ob das Druidenthum bei allen Celten gewesen, läßt sich nicht nachweisen. Ausdrücklich bezeugen es die Alten nur bei den Galliern und Briten.

Von Britannien läßt Caesar (13) die Druidenlehre ausgehen; für Britannien bezeugt sie Tacitus (H. 4, 54; Ann. 14, 30). Wollte Jemand des letztern Nachricht (G. 45), daß die Sprache der Aestier der britannischen Sprache nahe stehe, betonen, so hätte er einen bemerkenswerthen Anknüpfungspunkt zwischen Preußen und Celten, speziell den Briten.*)

Allen Druiden, sagt Caesar (6, 13), steht Einer vor, der das höchste Ansehn unter ihnen hat.**) Die geheiligte Stätte für die Druiden-Versammlungen lag im Gebiete der Carnuten, in der Mitte von ganz Gallien; dieselbe Bedeutung hat nach Dusburg das preußische Romow in Nadrauen, in der Mitte des Landes. Die Druiden stehen den gottesdienstlichen Handlungen vor, sie besorgen die öffentlichen und Privatopfer und deuten die Religionssatzungen (Caesar). Das paßt genau auf die preußische Priesterschaft. — Bei den Germanen war es anders; sie hatten keine Druiden, um dem Gottesdienste vorzustehen und kümmerten sich wenig um Opfer (Caes. 6, 21). — Die Hauptglaubenssatzung der Druiden war, daß die Seelen nicht untergehen, sondern von den Einen nach dem Tode immer in Andere übergehn (Caes. 14). Die Druiden lehrten also Unsterblichkeit und Seelenwanderung.***)

*) Wir wagen es nicht, diese Notiz zu unserm Zwecke weiter zu verwerthen; ohne also ein großes Gewicht darauf legen zu wollen, stellen wir ein Paar celtische und preußische Worte zur Vergleichung zusammen: merch celt. Tochter; mërgu pr., mergà lit. Mädchen; mam celt. Mutter cf. lit. mamka Amme; tad breton. Vater, taht liv. Vater; pil celt. Bergspitze, pillis lit. Burg; byda wal. Bienenstock cf. l. bittė Biene. Glastum celt. (Plin. H. N. 22, 2) ist Waid, vitrum, womit sich die Briten bemalten (Caes. 5, 14, Mela 3, 6; nach Herodian 3, 14 tätowirten sie sich sogar); wegen des Glanzes ist vitrum auch unser Glas, welcher Name (glessum) nach Plinius (H. N. 37, 11. 2) von den Germanen, nach Tacitus (G. 45), glesum, von den Aestiern auf den Bernstein übertragen wurde. Die Farbe des Waid ist nach Caesar (a. a. O.) caeruleus; glas oder glaz heißt noch heute bret. blau.

**) Nach spätern und einheimischen Quellen hieß der Hohepriester der Druiden, der Oberdruide, Coibhi oder Coibhi Druidh. Vgl. Eckermann's Rel.-Gesch. 4. S. 10. Er wurde von den Druiden gewählt (Caes. a. a. O.), wie der preußische Criwe oder Criwe Criweite von den Waidelotten. Es gab ebensowohl weibliche Druiden, als weibliche Waidelotten.

***) S. außer Caes. Diodor 5, 28, welcher ihnen die Meinung des Pythagoras zuschreibt; ebenso wie Ammian. Marc. in Constant. 15 und Valer. Max. 2, 10. Clemens von Alex. Stromm. I, 70, 15 läßt Pythagoras seine Lehre auch bei den Galliern lernen. Er stellt (I, 71, 10) die Druiden zusammen mit den Propheten der Aegyptier, den Chaldäern der Assyrier, den Magiern der Perser. Vgl. Diogenes Laert. I, 1. Proöm., der

Im Allgemeinen war die Disciplin der Druiden eine Geheimlehre, worin nur Auserwählte aus den Vornehmsten des Volkes (ähnlich wie die Schüler des Pythagoras oder die in die griechischen Mysterien Eingeweihten) unterrichtet wurden (Caes. 6, 14; Mela 3, 2); aber daß die Seele unsterblich sei und daß es ein anderes Leben in der Unterwelt („bei den Manen") gebe, diesen Lehrsatz machten sie zum Gemeingut des ganzen Volkes, um dasselbe zur Tapferkeit im Kriege anzuspornen, wie Mela (a. a. O.) ausdrücklich sagt. Vgl. Caes. a. a. O. Lucan. Phars. I, 452.

Die aus Dusburg mitgetheilte Stelle bietet uns die Lehre der preußischen Priester zur Vergleichung dar. Natürlich kann er Auferstehung des Fleisches nicht im christlichen Sinne gemeint haben, sondern nur eine Fortsetzung des diesseitigen Lebens im Jenseits. Daß aber die Preußen, wie die Celten, eine eigenthümliche Seelenwanderung geglaubt haben, dafür liegt ein älteres Zeugniß, als Dusburg's, in dem Chronisten der Polen, Wincenty Kadlubko († 1223), vor, der (4, 19*)) ausdrücklich sagt: Es ist ein gemeinsamer Irrwahn aller Gethen (so nennt er und die andern ältesten polnischen Chronisten bekanntlich die Preußen), daß die aus dem Körper geschiedenen Seelen wieder in neugeborne Körper ergossen werden, daß manche Seelen auch nach Annahme von thierischen Körpern zu Thieren werden.**)

Mit dem celtischen sowohl, als dem preußischen Unsterblichkeitsglauben hangen unmittelbar einige eigenthümliche Erscheinungen zusammen. Wir rechnen dahin den Glauben an eine Seelenüberfahrt, die Weise der Leichenbegängnisse und eine Art von Nekromantie.

---

auch die Gymnosophisten der Indier hinzufügt. Strabo (4. p. 797) spricht von einer Läuterung der Seele durch Feuer und Wasser; der Seelenwanderung erwähnt er nicht; ebenso Mela nicht.

*) Auch mitgetheilt in Scr. R. Pr. von Hirsch, Töppen, Strehlke. I, 755.

**) Die Thierverehrung (wie sie bei den Preußen war und schon im Alterthume bei Aegyptern und Indiern herrschte) und die Mythen von Verwandelungen (wie sie bei den Preußen unter andern die Sage von dem in eine Kröte verwandelten Unterirdschchen darthut; s. Reusch, Sagen des Samlandes S. 17) könnte man vielleicht ebenso gut mit der Seelenwanderung in Verbindung bringen, als sie zu der auf Naturanschauung gegründeten, neben der priesterlichen Glaubensnorm sich gestaltenden, volksthümlichen Mythologie zu rechnen, wie sie sich bei civilisirten Völkern mit poetischer Richtung entwickelt haben mag.

Die Meinung der Griechen von einer Ueberfahrt der Seelen in das Gebiet der Unterwelt durch ein Wasser, welches das Reich der lebenden Menschen von dem der Todten trennt, ist bekannt genug; auch in germanischen Mythen aus späterer Zeit kommt sie vor.*) Von den Celten bezeugt diesen Glauben ausdrücklich Claudian (am Ende des vierten und Anfange des fünften Jahrhunderts) und Procop (im sechsten Jahrhundert).**) Daß er den Preußen nicht fremd gewesen, folgern wir aus der Kauken (der Kleinen) Ueberfahrt (Kukun brasta), wofür wir das sprechende Zeugniß eines Ortsnamen haben.***) Dieser Glaube an das Volk der Kleinen (welcher bei Germanen, Celten, Iraniern und Indiern nachweisbar ist)†) hat jedoch mehr einen volksthümlichen Charakter und scheint nicht unmittelbar mit der priesterlichen Disciplin von der Seelenwanderung zusammen zu hangen. Auf die Bedeutung dieser Kleinen, als Seelen der Gestorbenen, gedenken wir später zurückzukommen. Die ältesten Nachrichten über die Celten kennen die Seelenüberfahrt nicht; als Claudian schrieb, war das Druidenthum zu Grabe gegangen. Auch in Preußen findet sie sich wieder wie ein zu einem andern frembartigen Ganzen gehörendes Stück.

Die verschiedenen Leichengebräuche beruhen schließlich auf den Vorstellungen vom Wesen der Seele und ihrem Schicksale nach dem Tode. Die Leichenfeiern bei den Celten führen wieder so mit den Preußen zusammen, daß man auf eine ursprüngliche Uebereinstimmung der denselben zu Grunde liegenden Ideen geführt wird. Die Leichenbegängnisse waren bei den Celten, nach dem Maaßstabe ihrer Cultur, prächtig und kostbar. Alles, was den Verstorbenen bei Lebzeiten lieb gewesen, wurde mit den Leichen verbrannt; auch Thiere und kurz vor Caesar's Zeit auch Sklaven und Klienten (Caes. 6, 19). Gerade so machten es nach unsern ältesten Nachrichten die Preußen.††) Die Germanen bilden auch hier wieder

*) Grimm's Mythologie S. 790 ffg.

**) S. Grimm a. a. O. Eckermann, Rel.-Gesch. 3, S. 29 ffg.

***) S. Bender, de veterum Prutenorum diis p. 11.

†) S. Mannhardt, Deutsche Myth. S. 356, 723 u. and.

††) Die eigenthümliche Art der bei Preußen, Liven und Letten gebräuchlichen Todtenfeste (worüber Eckermann a. a. O. 4, S. 69 u. 73) beruhten auf der Vorstellung, daß die Todten hervorgestiegen ans Licht, um Theil zu nehmen an den Werken

einen Gegensatz, von denen Tacitus (G. 27) berichtet, daß ihre Leichenbegängnisse ohne Gepränge gewesen. Daß man die Waffen Jedem mit ins Feuer gab, ist bei dem kriegerischen Sinne dieses Volkes ganz natürlich.

Durch die Mitgabe des in diesem Leben Gebrauchten drückten Celten und Preußen klar aus, daß sie das jenseitige Leben für eine Fortsetzung*) des diesseitigen hielten, womit die Vorstellung der Seelenwanderung im Einklange steht, wenn wir sie als einen dem künftigen Leben vorhergehenden Läuterungsproceß ansehn.

Zu den Leichengebräuchen gehört auch die Wittwenverbrennung, die auch bei den Celten unter gewissen Umständen vorkam. Wenn nämlich der Tod des Mannes zu Verdacht Anlaß gab, und sie überführt wurden, wurden die Wittwen bei den Celten auf eine qualvolle Weise durch Feuer getödtet (C. 6, 19). Nach Strabo (15, S. 699) und Diodor (17, 91; 19, 33) hatte die Witwenverbrennung bei den Indiern keinen andern Ursprung. Letzterer sagt, es sei dieselbe deshalb zum Gesetz gemacht, weil ein Weib ihren Mann mit Gift umgebracht hatte. Wenn bei den Preußen auch nicht gerade von Wittwenverbrennung die Rede ist, so erlauben die angeblich von Bruteno gegebenen Satzungen doch dem Manne selbst das Verbrennen der Frauen, wenn diese krank oder untreu sind, ja aus noch geringern Ursachen,**) und das Alles hat einen religiösen Anstrich. Etwas dem Aehnliches kennen die Germanen nicht. Die Ehre der Wittwen ist, den Tod des Gatten zu betrauern. (Tac. G. 27.)

Die Druiden waren auch Nekromanten. Sie citirten durch Zauber die Todten, daß sie ihnen auf ihre Frage Antwort geben.***) Das war althergebracht bei ihnen und nach Tertullian schon von Nikander (im

---

und Schicksalen der Lebendigen, ja sogar an ihren Gastmählern, was immerhin wieder in dem Glauben an den Zusammenhang des diesseitigen mit dem im Jenseits fortgesetzten Leben zu beruhen scheint.

*) Dieser Glaube findet einen höchst naiven Ausdruck in dem Umstande, den Valer. Max. 2, 10 erzählt, daß die Celten ihren Freunden Geld geborgt hätten, unter der Bedingung, es im andern Leben wieder zu geben. Vgl. Mela 3, 2. Fast ebenso naiv ist, was Diodor 5, 28 berichtet, daß Manche Briefe auf den Scheiterhaufen werfen, die sie an ihre verstorbenen Verwandten geschrieben haben, in der Hoffnung, die Todten werden dieselben lesen.

**) S. Luc. David I, S. 21 und 22.

***) Eckermann, a. a. O. S. 79.

zweiten Jahrhundert vor Chr.) bezeugt. Tertullian erwähnt (de anima 57), wo er über dämonische und dergleichen Geistererscheinungen und nächtliche Bilder spricht, daß die Nasamonen*) eigenthümliche Orakel schöpften, „indem sie bei den Gräbern ihrer Angehörigen verweilten, wie Heraklides oder Nymphodorus oder Herodot schreibt, und daß die Celten bei den Leichenbrandstätten tapferer Männer (d. i. ihrer Heroen) aus derselben Ursache die Nächte zubringen, wie Nikander**) versichert."

Damit vergleichen wir den Brauch, welchen die Urkunde von 1249 und Dusburg von den Preußen bezeugen, daß dieselben sich durch die Priester Auskunft über die Verstorbenen geben ließen.

Was die Gegenstände der göttlichen Verehrung bei Celten und Preußen betrifft, so wird auf eine Vergleichung derselben an einer andern Stelle einzugehen sein. So werden uns spätere Nachrichten über die preußische Mythologie auf wichtige Uebereinstimmungen in Bezug auf die Trias der Hauptgötter führen. Auch der eigenthümliche celtische Feenkult (bonae deae) dürfte Vergleichungspunkte darbieten. Der oben erwähnte Thierdienst, der uns später bei den Preußen in einer Alles vergöttlichenden Personification entgegen tritt, giebt Veranlassung zu einigen speziellen Vergleichungen.***) Von den Vorvätern der Preußen, den Aestiern, bezeugt Tacitus (G. 45), daß sie als Zeichen der Verehrung der Göttermutter (welche dieselbe ist mit der Erdmutter, der großen Mutter) Eberbilder getragen haben. In der Mythologie der britischen Celten spielt Ceridwen eine Hauptrolle.†) Sie ist die große Mutter, die Erdmutter, die große Mutter der Natur; deshalb die Göttin des Kornes, die Ceres der

---

*) Volk im innern Afrika, von dem Herodot 4, 172 berichtet, daß sie auf den Gräbern ihrer Vorfahren schliefen, um Weissagungen zu erhalten (das ist die Incubation). — Dieses rohe Volk lebte in Polygamie, ja in einer Art von Weibergemeinschaft, wie die Massageten (a. a. O.), an der nordöstlichen Küste des kaspischen Meeres, welche so roh waren, daß sie die alten Leute schlachteten und verzehrten. Ebend. 1, 216. Strabo 9 S. 513.

**) Ohne Zweifel in seinem von Suidas erwähnten, von Neuern bezweifelten, Werke über alle Orakel, für welches unsre Stelle aus Tertullian spricht. Nikander war griechischer Grammatiker, Arzt und Dichter.

***) Ueber die Thier-Mythologie der Celten und die Verwandlung der Götter und Druidinnen spricht Eckermann, Rel.-Gesch., 3. Bd., an verschiedenen Stellen.

†) Ueber sie Eckermann a. a. O. an vielen Stellen.

Römer. Sie stand auch an der Spitze der celtischen Mysterien. Unter den uralten britischen Sagen sind die berühmtesten die von den drei Schweinhirten Britanniens und Pwyll's Hetzjagd.*) Ceridwen selbst nimmt bei den Cymren den Charakter einer Sau (Hwch) an, und giebt ihren Kindern oder Andächtigen den Namen Porchellan, kleine Ferkel, wie ihre Versammlung Môch (Schweine), der Hauptpriester Turch (Eber) oder Gwydd Hwch (Eber des Holzes oder der Schlucht), ihr Hierarch Meichiad (Schweinhirt) heißt. Diese eigenthümliche Poesie wollen wir nicht weiter verfolgen und verweisen deshalb auf Eckermann. Außer Roß und Vogel ist die Sau das Lieblingssymbol der gigantischen Ceridwen.**) Münzen mit diesem Zeichen dienten als Talisman, genau wie bei den Preußen die Eberfiguren. Der gewöhnlichste Typus der gallischen Münzen ist Roß oder Eber.***) Das scheint Alles auf den Kult der Erdmutter hinzudeuten. Der Kult der chthonischen Götter, wozu die Erdmutter gehört, war so recht Sache der priesterlichen Orden, so in den griechischen Mysterien, so bei den Druiden.†) Sollten wir nun nicht auch aus dem Kult der Göttermutter bei den Aestiern, deren Ebersymbol als Talisman getragen wurde, dem preußischen Criwenthum eine ähnliche Lehre von der Erdmutter zuschreiben dürfen, wie dem Druidenthum? — Wir wollen einige Gedanken hinsetzen, die eine Verbindung vermitteln könnten. Das weibliche Schwein ist wegen seiner Fruchtbarkeit in der Mythologie überhaupt der Mutter Erde, der geburtreichen Erde geweiht. Die Griechen opferten es der Demeter. — Eine religiöse Schweinsweihe, ein allen preußischen Stämmen gemeinsames Fest, war noch am Ende des 16. Jahrhunderts in Samland üblich.††) Da ein fettes Schwein gewählt wurde,

*) Eckermann a. a. O. B. II. S. 95 flg.

**) Eckermann a. a. O. S. 223.

***) Eckhel, Doctr. Numor. Veter. I. p. 62. Eckhel will in dem Eberzeichen ein militairisches Symbol erkennen.

†) Der der Freyja heilige Eber und die im alten Schweden und England vorkommenden Eberbilder (Bender, de vet. Pruten. diis p. 6) sind dem Gesagten gegenüber nur als vereinzelte Erscheinungen zu betrachten.

††) Hartknoch, Dissert. S. 178; Alt- und Neu-Pr. S. 174. Eckermann S. 71. Ueber den Vorfall im Pobetischen Kirchspiele 1531 s. Hennenberger, kurtze und wahrhafftige Beschreibung des Landes zu Preußen Bl. 15.

so fiel das Fest wohl in den Herbst und dürfte mit den feierlichen heidnischen Erntefesten in Zusammenhang gestanden haben. Ein erwählter Waidelotte heiligte ein fettes Schwein, weil die Kinder der Bauern durch Martern und Plagen der Fische die Götter erzürnt hatten, wodurch der Fischfang verdorben war.*) Auffallend ist diese Beziehung zwischen Schwein und Fisch. Der großen Naturgöttin, deren Kult in Asien blühte, waren die Fische als ein Hauptsinnbild geweiht.**) Bei den Aegyptern ist Isis die große Mutter, die Erdmutter, in deren Kulte, so wie in dem des Osiris (Dionysos) das Schweinopfer ebenfalls vorkommt.***) Auch Fische wurden bei den Aegyptern verehrt (Strabo 17, 812, und Andere); vom Fischkult ist aber in der Isis- und Osiris-Sage die Rede.†)

Die Preußen hatten eine hervorragende Erntegottheit an Curche, wie bei den Germanen eine solche sich nicht findet. Noch jetzt erinnern manche Ortsnamen in Preußen an die einstige Verehrung dieser Gottheit.††) Ihr wurden aber auf heiligen Steinen Fischopfer gebracht.†††)

In der Mystik der Celten spielt das Schlangenei eine große Rolle.*†) Man hat dasselbe für das Symbol der Welt und Sinnbild des Lebens gehalten. Den bekannten Schlangenkult bei den Preußen wollen wir hier bloß andeuten.

Hasen, Hühner, Gänse zu genießen, hielten die Briten für einen

*) Eckermann a. a. O., welcher auch der Fischopfer und des jährlichen großen Fischerfestes Erwähnung thut. S. 63. 71.

**) S. Schwenck, Myth., 3. Bd. S. 224, der dies aus der Beziehung des Wassers zu den Hervorbringungen der Natur erklärt.

***) Schwenck a. a. O. 151 und 152.

†) Schwenck, a. a. O. S. 224. Wir fügen aus Eckhel, doctr. num. vet. I. p. 229, hinzu, daß auf den punischen Münzen als ganz gewöhnlicher Typus das Haupt der Ceres von kleinen Fischen umgeben erscheint.

††) Voigt, Gesch. Pr. I. 589. 590. Diese Namen führen auf die Form Kurko. Schwenck, Myth., 7. Bd. S. 111, wirft, ohne etwas darauf zu geben, den Gedanken hin, ob nicht Curcho (näher läge Kurko) mit Krukis (so hieß der Gott der Schweine bei den Litauern, ebend. S. 110) durch Metathese zusammen zu bringen sei. Wir wagen den Gedanken, ehe das Wesen dieser Gottheit näher erforscht ist, nicht aufzunehmen, fügen aber hinzu, daß krokiu, kruksu lit. heißt: grunzen, wie ein Schwein, und erinnern daran, daß Ceridwen mit dem Namen Hwch (Sau) belegt wurde.

†††) Luc. David I, 82.

*†) Eckermann, a. a. O. S. 72.

Frevel gegen das göttliche Recht (Cäs. 5, 12); sie hegten diese Thiere aus Liebhaberei.*) Der Lauf der Hasen, der auch sonst im Aberglauben seine Rolle hat,**) wurde in der celtischen Divination beobachtet.***) Gänse und Hühner aber waren auch bei den Preußen heilige Thiere, die sich ihrer eigenen Schutzgötter erfreuten.†)

Manche andere Vergleichungspunkte zwischen Celten und Preußen sind so allgemeiner und natürlicher Art, und finden sich bei so verschiedenen Völkern, daß wir sie hier nicht urgiren dürfen, so in Bezug auf die Stätten des Kultes. Heilige Hayne, Bäume, besonders Eichen, hatten Briten, (Tacitus, Ann. 14, 30), Germanen (Tac. G. 9) und Preußen. Dahin gehört auch unter den Arten der Zukunftserforschung, das Loosewerfen.††)

Das Wesen des Gottesdienstes bei Celten und Preußen bestand in den Opfern. Die Druiden besorgten den Gottesdienst, die öffentlichen und die privaten Opfer (Cäs. 6, 13); das Volk brauchte zur Vollziehung der Opfer die Druiden (ebendſ. 6, 16); kein Opfer wurde ohne dieselben gebracht; „denn sie sind mit dem Wesen der Götter vertraut und verstehen, so zu sagen, ihre Sprache; sie erbitten, was die Leute wünschen" (Diodor 5, 31.) Darauf beruhte ihr großer Einfluß beim Volke und die Abhängigkeit desselben von ihnen. Aehnlich war es bei den Preußen. Cäsar hebt im Gegensatze zu den Galliern hervor, daß die Germanen das Opferwesen nicht sehr betrieben (6, 21). Wo aber von Opfern die Rede ist (wie Tac. G. 9), da geschieht der Mitwirkung der Priester durchaus keine Erwähnung.

Ganz charakteristisch bei den Celten ist die fanatische Grausamkeit ihrer blutigen Menschenopfer, welche Griechen und Römer mit dem Aus-

---

*) Die Germanen hielten die Gänse (gantae) ganz prosaisch der Federn wegen. Plin. H. N. 10. 27.

**) So bei den Preußen und Letten. S. Schwenck, a. a. O. 7. B. S. 42; 313. Die Begegnung eines Hasen galt als üble Vorbedeutung.

***) Pauly, Real-Encyclop. III. B. S. 626. (1. Ausg.)

†) Luc. Dav. 1. 82 cf. Bender, de vet. Prut. diis, p. 19. cf. p. 8. Nach Schwenck a. a. O. 6. B. S. 354 war die Gans bei Griechen und Römern Sinnbild der Liebe.

††) Tac. G. 10. Dusburg. 3, 5.

drucke des größten Abscheues schildern,*) und welche letztere endlich ausrotteten.**) Derartige Opfer waren auch bei den Preußen im Schwange.***) Bei den Germanen kommen allerdings zu gewissen Festzeiten auch Menschenopfer vor (Tac. G. 9), wie einst selbst bei Griechen und Römern und schließlich bei allen Völkern des Alterthums; derartige vereinzelte und später umgewandelte Sühnopfer lassen sich aber mit den Ausbrüchen des rohen und blutgierigen Fanatismus der celtischen Opfer durchaus nicht vergleichen. Besonders grausam und barbarisch waren die zur Erforschung der Zukunft angestellten Menschenopfer. Diodor (5, 31) nennt ihre Menschenopfer bei wichtigen Berathungen eine seltsame Sitte, die allen Glauben übersteigt. Sie weihen einen Menschen zum Opfer und stoßen ihm das Messer in die Brust, über dem Zwerchfell; wenn nun der Verwundete niedersinkt, so nehmen sie aus der Art des Fallens, aus den Zuckungen der Glieder und auch aus dem Laufe des Blutes das Zukünftige wahr. (Aehnlich Strabo 4, 198 über die Weissagungen aus den Zuckungen der Geopferten.)

Von den Preußen wird uns berichtet, daß sie nicht nur überhaupt ihren Göttern Menschen opferten, daß sie sich selbst und die Ihrigen verbrannten,†) sondern daß sie auch zur Erforschung der Zukunft, wenn sie in den Krieg ziehen wollten, einen gefangenen Feind schlachteten. Der Criwe durchbohrte die Brust des Unglücklichen und prophezeite aus dem aufspritzenden Blutstrahle.††)

Auch ohne diesen Zweck wurden die Kriegsgefangenen erbar-

*) Cäsar 6, 16. Diodor 5, 32 sagt, „mit ihrer sonstigen Rohheit stimmt die unerhörte Gottlosigkeit überein, wovon ihre Opfergebräuche zeugen." Aehnliche Schilderungen bei Andern bis auf die spätern Kirchenväter. Vgl. Einzelnheiten Pauly a. a. O. S. 625, 626.

**) Strabo, 14. S. 198 und Andere.

***) Nähere Nachweise bei Hartknoch A. u. N. P. 157. Dissert. p. 159.

†) So opferte sich nach der Stammsage der erste Criwe seinen Göttern. Mit der religiösen Selbstopferung bei den Preußen mag ihre Neigung zum Selbsttödten überhaupt, beim unvermutheten Eintreffen schlimmer Lagen zusammenzuhangen, welche Dusburg 3, 5 ausdrücklich bezeugt. Das Leben war ja nicht verloren; es wurde jenseits fortgesetzt. Töppen führt spezielle Beispiele dieser Art zu der Stelle Dusburgs an. Daß auch bei den celtischen Großen als äußerste Rettung Selbstmord vorkam, sehen wir aus Cäsar 1, 4; 6, 31.

††) Hennenberger a. a. O. Bl. 20, nach S. Grunau.

mungslos den Göttern geopfert. Die Gefangenen, bezeugt Diodor (5, 32), schlachten sie als Opfer den Göttern zu Ehren. Als die Römer im ersten Jahrhundert nach Chr. die Briten bekriegten, rotteten sie die „dem unmenschlichen Aberglauben" geweihten Hayne aus. Denn sie hielten für Recht, sagt Tacitus (Ann. 14, 30), mit dem Blute der Gefangenen die Altäre zu besprengen, und aus den Eingeweiden der Menschen den Willen der Götter zu erforschen.*)

Zu dem von den Celten Angeführten haben wir die entsprechenden Analogien bei den Preußen. Wir haben ein wichtiges Zeugniß in einer Bulle von Papst Honorius III. vom Jahre 1218,**) worin er sagt, daß die Preußen die Gefangenen ihren Göttern opfern, indem sie ihre Schwerter und Lanzen in das Blut derselben eintauchen, um glücklichen Erfolg zu haben. Noch während der Kämpfe des D. Ordens gegen die Preußen wurden gefangene Ritter, auf ihr Roß gesetzt, den Göttern verbrannt; so 1261 ein vornehmer Mann aus Magdeburg, Namens Hirtzhals, nachdem ihn dreimal das über ihn geworfene Loos getroffen (Dusburg 3, 91); so 1320 der Bruder des Ordens Gerard, genannt Rude (a. a. O. 338). Andere Beispiele führt Hartknoch (Diss. 160; A. u. N. Pr. S. 158) an.***)

Bei den Germanen kommt Aehnliches nur bei Gelegenheit einer besondern Erbitterung vor, wie nach der Varusschlacht (Tac. Ann. 1. 61. Vgl. 13, 57.).

Gallier und Preußen bringen die **Kriegsbeute** ganz oder zum Theil an geheiligten Oertern als Opfer dar. Während Cäsar (6, 17) von gefangenen Thieren spricht, nennt Dusburg (3, 5) speziell die Pferde.

Wie bei den Celten das Druidenthum, so durchdrang bei den Preußen das Criwenthum alle **staatlichen und socialen Verhältnisse** und

*) Wenn das wahr ist, was Strabo 7. S. 294 von den Cimbern erzählt (er sagt nämlich selbst, daß von ihnen viele offenbare Mährchen umgingen S. 292), daß nämlich greise Wahrsagerinnen mit gezückten Schwertern den Gefangenen entgegengingen, sie zu einem kupfernen Kessel führten, ihnen die Kehle abschnitten und aus dem in den Kessel fließenden Blute prophezeiten u. s. w., so würde sie dies immer mehr als Celten documentiren. Bei Diodor 5, 32 sind sie offenbar Celten.

**) Abgedruckt bei Voigt Cod. dipl. Pruss. 1 S. 13.

***) Nach S. Grunau bei Hennenberger a. a. O. Bl. 20 war es Sitte, den ersten Herrn ihrer Feinde, den sie fingen, auf ein Pferd in voller Rüstung zu setzen und so den Göttern zu verbrennen.

beherrschte sie völlig, wie es nur bei einem Volke, das bei dem Drucke einer selbstisch herrschenden Klasse nicht die individuelle Freiheit ausgebildet hat, geschehen kann. Solche Verhältnisse wurzeln in einer Ausartung uralter patriarchalischer Zustände, die die asiatische Despotie entwickelt haben.*)

Cäsar untergrub die Macht der Druiden, indem er eine weltliche Herrschaft der Häuptlinge zu gründen suchte, und bewirkte so Spaltung und die endliche Unterwerfung der Celten. Nach seiner Zeit zogen sich die Druiden in ihre Schulen zurück und hörten auf, ein vom Staate anerkannter Stand zu sein, bis Kaiser Claudius die Uebungen der druidischen Religion durch ein förmliches Verbot aufhob (Sueton. Claud. 25). Aber noch lange behauptete die druidische Superstition ihr zähes Leben, bis tief in die christlichen Zeiten hinein.**) In Britannien haben die Sachsen das Druidenthum vernichtet. In Preußen mußte das heidnische Priester- und Religionswesen dem Christenthume und den deutschen Waffen weichen, aber noch Jahrhunderte lebten heimlich im Volke heidnische Vorstellungen und heidnische Gebräuche, kommen noch Waidler vor.

Ueber den entscheidenden Einfluß, den die Druiden auf den Gang der Volksangelegenheiten im Ganzen, wie auf das Leben der Einzelnen ausübten, sprechen sich die Alten genugsam aus. Sie leiteten die Beschlüsse, schlichteten die Rechtsstreitigkeiten, übten das Strafrecht gegen Vergehungen aller Art, belohnten Verdienste, und züchtigten die Widerspenstigen mit dem Schrecken des Bannes (Cäsar 6, 13, Strabo 4, 197 u. Andere).***) Neben den Druiden gab es in Gallien allerdings auch bürgerliche Obrigkeiten; sie waren aber von den erstern abhängig.

Es gab bei den Celten, sowohl auf dem Festlande, als auf den britischen Inseln kleine Könige in den einzeln Volksgemeinden. In Britannien gab es in dem einzigen Kent schon vier Könige.†) Ueber den Königen

*) In einigen Ländern Asiens hat die weltliche Macht die Oberhand bekommen, in andern ist die weltliche und geistliche Macht zwischen zwei Herrscher getheilt; bei Celten und Preußen behielt die priesterliche Gewalt das Uebergewicht.

**) Pauly R. Encykl. 2, 1270; Eckermann 3, 2, 270.

***) Vgl. Pauly a. a. O. 1269 u. 1270.

†) Ueber die Könige und Königlein Cäsar an verschiedenen Stellen. Vgl. Pauly, a. a. O. 3, 617. Eckhel, doct. Vet. num. p. 76 ffg. Ueber Britannien Cäs. 5, 22. Diodor 5, 21 und Andere.

aber stand eine jährlich von den Priestern gewählte (und also von ihnen abhängige) Obrigkeit (Cäs. 7, 33), die, wie Cäsar von den Aeduern bezeugt, Vergobretus hieß (Cäs. 1, 16).*) Fergobrether bedeutet noch heute im Irischen einen Richter.**)

Ein solches Bild erhalten wir auch aus der altpreußischen Stammsage. Neben den Criwen Bruteno-Wurskait, den Oberpriester, stellt sie als obersten Richter den von jenem abhängigen Waidewut-Szwaibrat. Waidewut ist der auf der Versammlung vom Volke gewählte Gesammt-König.***)

Daß es daneben in Preußen Volkskönige oder Königlein gab, wissen wir nicht nur aus Dusburg, sondern auch aus Urkunden. Diese Könige waren den Criwen so unterthänig, daß sie selbst die Boten desselben mit seinem Stabe mit der größten Ehrfurcht behandelten. (Dusb. 3, 5).†) —

Eine solche Bevormundung in religiöser und bürgerlicher Hinsicht mußte alle freie Entwickelung der Kultur des Volkes, von welchem die Priester alle höheren Kenntnisse fernhielten, nothwendig hemmen.

Die sittliche Bildung des Volkes steht daher bei Celten und Preußen auf einer sehr niedrigen Stufe, unendlich tiefer als bei den Germanen. Das Familienleben, speziell die ehelichen Verhältnisse und

*) Ein solcher Mann war Convictolitanus, Cäs. 7, 33 ffg.; ein solcher muß auch Celtillus gewesen sein, der die Oberherrschaft über ganz Gallien hatte, ohne das Königthum inne zu haben Cäs. 7, 4.

**) Adelung, Mithridates 2, 76 u. 49, der es von breith, irisch, brawdwr, wall., Richter, ableitet. Nach Eckermann 3, 10 von ver, Mann und freath, Frieden. (Noch die angelsächsischen Könige hatten ein gemeinsames Oberhaupt, Bretwalda.)

***) Bender, de vet. Prut. diis p. 13, 18, 19, Wurskait bedeutet Priester, Waidewut Richter. Sollte es vielleicht nicht erlaubt sein, den letzten Theil der Wörter Vergobret, Fergobrether und Szwaibrat zu vergleichen?! brato ist pr. Bruder; braithair irisch, brawd wallis., breer breton. heißt auch Bruder, nach Adelung. Für Criwe sind schon die verschiedenartigsten Etymologien aufgestellt; wir fügen hinzu, daß das lettische gribbeht heißt befehlen. S. Adel. Mithr. 2, 712.

†) Vgl. Töppen zu dieser Stelle. 1286 wurden 70 samaitische Königlein (reguli) in einer Burg erschlagen (Dusb. 3, 228). 1207 kommt ein preuß. König Sodrech vor bei Alberic. in Scr. Rer. Pruss. 1, 241. Die Privilegien von Bartenstein 1332 und von Schippenbeil 1351 kennen noch reges prutenicales und kunge. Voigt, Cod. d. Pr. II. S. 184. III. S. 89. Vgl. Voigt, Gesch. Pr. 3, 444. — Rikys altpr. ist Herr, verwandt mit dem goth. reiks, lat. rex. So mögen die preuß. Könige geheißen haben; das Wort steckt vielleicht in Sodrech; rix aber ist häufige Endung in gallischen Namen, als Ambiorix, Dumnorix, Orgetorix u. s. w.

was damit zusammenhängt, sind uns dafür der beste Maaßstab. Wir möchten es wieder als eine Entartung uralter patriarchalischer Zustände bezeichnen, daß der Mann Herr über Leben und Tod in der Familie ist (Cäs. 6, 19), daß die Frauen Sklavinnen sind. Der Patriarchalismus hat die Polygamie erzeugt und alle die Unsitten, die damit zusammenhangen. Deshalb finden wir bei Celten und bei Preußen das ganze ekelhafte Gefolge solcher socialen Zustände. Ueber die zum Theil bestialische Wildheit und Rohheit*) der Celten, namentlich der Briten, die sich bei den Iren bis zum Canibalismus,**) bei andern bis zur viehischen Fröhnung der sinnlichen Lust***) steigerte, liegen Zeugnisse genug vor.

Bei den Celten herrschte Polygamie, wenigstens sicher in Britannien und hier zwar in der eigenthümlichen Form der Weibergemeinschaft, was Vielweiberei und Vielmännerei zugleich ist. Cäsar (5, 14) bezeugt

---

*) Ganz unmenschliche und unerhörte Grausamkeiten erzählen die Alten; so Pausanias von den Schaaren des Brennus in Aetolien, die erbarmungslos alles Männliche, Greise und Kinder an der Mutterbrust nicht ausgenommen, hinschlachteten (10, 22, 2. Vgl. Strabo 4, S. 206; Dio. Cass. 54, 22; Florus 3, 4).

**) Sie waren nach den Schilderungen der Alten Menschenfresser. Strabo 4. S. 201 bezeichnet sie als solche und fügt hinzu, daß sie es für anständig halten, die Leichname ihrer verstorbenen Eltern zu verzehren. S. auch Diodor 5, 32. Plinius N. H. 30, 4. Das Verzehren der eignen Eltern erzählt Herod. 4, 26 von der Issedonen in Scythien; von ihren Nachbarn, den Massageten, haben wir schon Aehnliches angeführt. Nach Tertull. Apol. 9. wurden bei den Celten die Greise den Göttern geopfert.

***) Was in dieser Hinsicht geschah, läßt sich kaum andeutungsweise wiedergeben. Was Strabo 4, 201 von den Iren erzählt, findet eine Analogie darin, was die Alten von den rohesten Völkern berichten, so von den Mossynern oder Mosynöken in Kleinasien, welche von ehelicher Verbindung nichts wußten. S. Apoll. Rhod. 2, 1024; Mela 1, 19, 100; Diod. 14, 30; Xenoph. Anab. 5, 4, 33. Vgl. die schon genannten Nasamonen und Massageten, und was Strabo 15. S. 710 von den Bewohnern des Kaukasus und Diodor 5, 18 von denen der Balearen erzählt. Die Verbindung mit Mutter, Schwestern und Töchtern kommt auch in Nautaka in Sogdiana vor, Curtius 8, 2, 19; dann bei den Magiern der Perser, was Catullus 89, Sotion (bei Diog. Laert. Vorred. 6, 7) Xanthus der Lyder (bei Clem. Alex. Strom. 3, 2, 11, welcher das als Weibergemeinschaft bezeichnet) als in der magischen Lehre begründet darstellen. Sonst werden die Magier als ehrwürdig und untadelhaft geschildert (So Strabo 15. S. 727). (Bei den Persern war übrigens auch Polygamie. Herod. 1, 135, Strabo 15, 733). Jene schreckliche Sitte war nach Euripides, Andromach. 173, allen Barbaren gemein. Aehnliches fand nun allerdings auch bei den alten Preußen statt, nach der Urk. von 1249. — Von einer andern nicht minder schrecklichen sittlichen Entartung der Celten auf diesem Gebiete weiß Diodor am Ende des 32. Kapitels B. 5 zu erzählen.

das von den Briten und Dio Cassius (76, 12) von den Kaledoniern. Sollen wir hierin eine demokratisch-communistische Einrichtung, wie sie im platonischen Staate gedacht ist, mit einem patriarchalischen Anstrich erkennen, oder es überhaupt nur der übergroßen Rohheit dieser nördlichen Celten zuschreiben? Es läßt sich Beides wohl vereinigen; diese Erscheinung mag eben als eine der schlimmsten Entartungen des Patriarchalimus gelten. Und hierin gerade kommen die Briten den Preußen wieder nahe. (Urk. v. 1249).

So tief in sittlicher Hinsicht stehend wie die Celten (von denen zu den Griechen und Römern auch übertriebene Gerüchte gedrungen sein mögen,*) werden uns allerdings die Preußen nicht vorgeführt. Aber das bezeichnete Grundübel nagte tief genug am preußischen Volksthume.

Papst Honorius III. sagt in der schon citirten Bulle von 1218, daß die Preußen ein „mehr als bestialischer Wildheit ergebenes Volk“ seien. Was spätere Quellen von den Preußen erzählen, daß sie unbrauchbare, schwache und alte Sklaven, Weiber, selbst Eltern tödteten,**) findet in älteren Nachrichten seine Bestätigung.***) Die Polygamie war bei den Preußen herrschend;†) ebenso die Sklaverei in der Familie.††) Bei den Preußen finden wir Kauf und Verkauf der Weiber und Töchter, Vererbung der auf gemeinsame Kosten erworbenen Frau, wie jedes anderen Erbstückes, von Vater auf Sohn,†††) Kinderaussetzung und Kindertödtung, Tödtung aller Töchter bis auf eine, Prostitution der Töchter und Frauen.*†)

*) Strabo 4, 201 sagt selbst in Bezug auf die Iren, daß er nur von Hörensagen berichte und keine glaubwürdigen Zeugen beibringen könne; jedoch halte er die Nachrichten nicht für unwahrscheinlich.

**) Hartknoch, Dissert. S. 276 u. 188. A. u. N. Pr. 181, 208.

***) Friedensurk. v. 1249. Der zu den Bewohnern Polens und der Nachbarländer gesendete Albertus Magnus sah solche Gräuel mit Augen. S. Albertus Magnus von Sighart S. 92. Vgl. auch Luc. Dav. 1, 21. Daß die Celten die Greise opferten, sagt Tertull. Apol. 9.

†) Urk. v. 1249. S. 32. Luc. David. 1, 21 u. A.

††) Dusburg 3, 5 S. 54.

†††) Urk. von 1249. Sie bezeichnet dies als eine Gewohnheit, wie sie sich nicht einmal unter Heiden finde, daß nämlich Jemand das Weib seines Vaters habe. Man dachte eben nicht an die Iren, Mossynier und andere genannte sehr rohe Völker.

*†) Urkk. von 1218 und 1249. Als Zweck der Tödtung der Töchter giebt unsre Bulle die Beschränkung der Nachkommenschaft an. Wie anders war es bei den Germa-

So wie bei den Celten, welche, wie Diodor (5, 32) sagt, ihre Weiber sehr wenig achten, war bei den Preußen die Frau Sklavin (Dusb. a. a. O.) Bei den Germanen war die Frau ihres Gatten Gefährtin bei Mühen und Gefahren; sie begnügten sich mit einem Weibe; bei ihnen galten Reinheit, Keuschheit und Treue in der wirklichen Ehe (Tac. Germ. 18).

Wir könnten noch manche andere Vergleichungspunkte aus dem bürgerlichen und häuslichen Leben der Celten und Preußen anführen, die zum Theil als zufällige erscheinen, theils für unsere Zwecke untergeordnet sind.

Zur Beurtheilung des Kulturgrades dürfte etwa noch Folgendes dienen. Bei den Celten (Cäs. 5, 16) und Preußen (Dusburg 3, 5 S. 55) galt Blutrache; bei den Germanen Compositio (Tac. G. 21). Die Nahrungsmittel charakterisiren ebenfalls die Preußen als roh. „Das Fleisch der Pferde dient ihnen zur Nahrung; auch trinken sie deren Milch und Blut, so daß sie sich selbst darin berauschen sollen."*) Auch die Briten im Innern des Landes bauten meist kein Getreide, sondern lebten von Milch und Fleisch (Cäs. 5. 14).**) Näher lassen sich unter den übrigen Völkern die Scythen vergleichen, welche, wie noch heute die Kalmücken, Pferdefleisch aßen (Strabo 7. 306) und Pferdemilch tranken (Herod. 4, 2 u. A.) Die Kalmücken haben ihr Lieblingsgetränk in einer aus gegohrener Pferdemilch verfertigten Art von Branntwein, welchen sie Kumiß nennen. Das haben also auch die Preußen verstanden; aus Pferdemilch (und Blut) bereiteten sie ein berauschendes Getränke, dessen Wirkungen auf Mann, Weib und Kinder Dusburg (a. a. O.) erwähnt. Ein anderes den Preußen eigenthümliches Getränke ist der aus Honig bereitete Meth (lit. Middus von Medus Honig, nach Dusburg mellicratum oder medo). Ein ähnliches Getränk hatten die Briten.***) Die Germanen unterscheiden sich

---

nen! „Der Zahl der Kinder Schranken setzen, oder eins der Nachgebornen tödten, wird für Schandthat gehalten; und so bewirken dort gute Sitten mehr, als anderswo gute Gesetze," sagt Tac. G. 19. Vgl. 20.

*) Adam v. Bremen 4, 18. Helmold 1, 1. S. Scc. Rer. Pruss. 1, 239. Den Genuß des Pferdefleisches und der Pferdemilch bezeugt auch Dusburg 3, 5.

**) Die Schaaren des Brennus, die Aetolien verheerten, tranken selbst das Blut der gemordeten Kinder und aßen deren Fleisch. Pausan. 10, 22.

***) Posidonius bei Athenäus 4, 36 u. 40. Von den Bewohnern von Thule bezeugt es Strabo 4, 201.

auch in Bezug auf die Nahrungsmittel von den Preußen. Ihr Getränk war aus Gerste oder Korn bereitet; die Uferbewohner erhandelten auch Wein; ihre Speise war wildes Obst, frisches Wild oder geronnene Milch. (Tac. G. 23).

Das alte Scholion 118 zu Adam v. Bremen 4, 18*) bezieht auf die Preußen eine Stelle aus Horaz (Od. 3, 24, 9—11), worin von dem starrenden Getenvolke die Rede ist. Damit ist das Scholion 129 zu Kapit. 23 (ebendas. S. 377) zu vergleichen. Es heißt darin: „die Gothen werden von den Römern Geten genannt, von denen Virgil zu singen scheint (Georg. 3. 461 ff.): und der wilde Gelone, wann er flieht zum Rhodope und in die Wüste der Geten, und geronnene Milch mit dem Blute der Rosse zum Getränke sich mischt; wie es noch jetzt die Gothen und Semben (d. i. Samländer) thun, die sich in der Milch der Stuten berauschen." Hier sind die Geten und Gothen identificirt; dem Scholiasten haben aber die Gethen vorgeschwebt, wie alte Chronisten die Preußen benennen. Sie haben diese Benennung offenbar umgebildet aus Gudden, welches der einheimische Name für die Preußen und von dem Namen der dacischen Geten und Gothen zu unterscheiden ist. Gelonen sind ein sarmatisch-scythisches Volk, das sich nach Virgil (Georg. 2, 115) bemalte. Der Name Gelonen wird aber auch auf Völker in Nordschottland angewandt,**) jetzt Gael (die sich bemalenden und tätowirenden Caledonier, an deren Stelle wir später die Pikten und Skoten finden). So scheint dem Scholiasten zu Adam v. Br. eine Beziehung zwischen scythischen, preußischen und britischen Völker vorgeschwebt zu haben.

Adam von Bremen ist es auch (4, 18), welcher (und nach ihm Helmold 1, 1) uns auch freundlichere Seiten von den Preußen (Semben oder Pruzzen), viel Lobenswerthes, was die Sitten anlangt, wie er sagt, zu berichten weiß. Sie sind ihm sehr menschenfreundliche Menschen, die denen, welche auf dem Meere Gefahr leiden, oder von Seeräubern angefallen werden, zur Hülfe entgegen fahren. Gold und Silber achten sie

*) Pertz, Mon. Germ. Script. 7, S. 374.

**) Zeuß, die Deutschen und die Nachbarstämme S. 198. Beda (Kirch.-Gesch. 1, 1) leitet die Pikten von den Scythen ab.

sehr gering.*) Helmold sagt, daß die Pruzen viele natürliche Vorzüge besitzen; sie sind sehr menschenfreundlich gegen Nothleidende u. s. w. (Wie Adam v. Br.)

„In Betreff der Sitten könnte man noch viel Lobenswerthes sagen, wenn sie nur den Christenglauben hätten, dessen Verkündiger sie voll Wildheit verfolgen. Die Menschen haben blaue Augen, ihr Gesicht ist roth, das Haar lang.“**) Zum Lobe der Preußen gehört auch, was Dusburg (3, 5) über ihre Gastfreundschaft berichtet. Den Gastfreunden beweisen sie ihre Menschenfreundlichkeit, wie sie nur können; was das Haus an Speise und Trank darbietet, theilen sie ihnen mit, und sie glauben ihren Gästen nicht genug gethan zu haben, wenn diese nicht bis zur Trunkenheit ihren Trank genießen.***) Kriegerischen Sinn, Tapferkeit, Freiheits- und Vaterlandsliebe, von Celten (Cäs. 6, 15) und Germanen durch manche Stelle der Alten bezeugt und durch ihre Geschichte bewiesen, haben auch die Preußen durch ihren mehr als fünfzigjährigen Widerstand gegen die Deutschen bewährt.

Wir finden also immerhin im Volke der Preußen noch einen guten Kern, welchen die eigenthümlichen Verhältnisse, unter deren Drucke es lebte, nicht zu vertilgen vermochten. Wir erkennen auch aus dem zuletzt Mitgetheilten, daß gemeinsame körperliche Merkmale und gewisse Grundzüge einer natürlichen Humanität die Preußen mit Celten, Germanen und Slaven zu einer großen Völkergruppe einigten, deren letzte Stammwurzeln (vielleicht durch scythische Völker vermittelt) in Asien haften. In den Indiern nämlich treten gerade die an Celten und Preußen nachgewiesenen religiösen und sittlichen Vorstellungen und Einrichtungen wieder recht

---

*) Dasselbe gilt von den Germanen (Tac. G. 5) und von den Scythen (Justin. 2, 2).

**) Fast dasselbe sagen die Alten von den Celten (Tac. Agr. 11; Diod. 5, 28), von den Germanen (Tac. G. 4. und viele Andere) und von den Slaven (Wenden, Procop. Goth. Krieg. 3, 14. Vgl. Zeuß a. a. O. S. 52). Einen nähern Vergleich der Slaven und Preußen überhaupt behalten wir uns vor.

***) Gastfrei waren in gleichem Maaße die Celten (Diod. 5, 28), die Germanen (Cäs. 6, 23 Tac. G. 21; Mela 3, 3), die Slaven (Helmold, 82). Von Germanen und Celten wird auch die Trunksucht berichtet. Am meisten berüchtigt aber in dieser Hinsicht waren die Scythen. (Herod. 4, 66, 84).

erkennbar hervor. Wir wollen nur einiges Hauptsächliche andeuten; Manches ist schon gelegentlich erwähnt.

Die Priesterherrschaft der Brahmanen, welche, im Besitze aller höhern und gelehrten Bildung, allein befähigt sind zur Anbetung der Götter, zur Verrichtung der Opfer und Vermittelung der Gunst der Götter. Die Priester (ursprünglich keine geschlossene Kaste, wie überhaupt ursprünglich kein Kastenwesen in Indien) haben überall die sociale Herrschaft. In der indischen Religion, die mit der ägyptischen verwandt ist, finden wir Seelenwanderung, Thierdienst, Schlangenkult, Wittwenverbrennung und Selbstopferung (wie bei den preußischen Criwen). Es gab viele Könige (Radschas) der einzelnen Stämme mit dem Titel viçpati,*) d. i. Herr der Volksgemeinde, was auf ein patriarchalisches Stammleben schließen läßt. Die Könige wurden durch den Einfluß der Priester beherrscht. Ueber diesen Königen standen Gesammtkönige (Samradschas). Bei den Indiern war Polygamie. Ihre Gastfreiheit wird gerühmt. Bei einzelnen Stämmen, namentlich im Norden, stand die sittliche Bildung sehr niedrig. Es wird uns von viehischer Unsittlichkeit, von Menschenopfern, Verzehren der Greise, überhaupt von Menschenfresserei berichtet. Von den herrschenden, cultivirten Stämmen gilt dies nicht.

Wir schließen unsere vergleichende kulturhistorische Skizze mit der Bemerkung, daß wir nicht fürchten, so verstanden zu werden, als ob wir schließlich die Preußen zu den Celten selbst rechnen wollten. Es gehen gewisse Grundzüge der Verwandtschaft von Vorstellungen und Einrichtungen durch die Völker Europa's hindurch, in denen die Preußen allerdings den Celten näher stehen, als allen übrigen Europäern. Jene aus einer gemeinschaftlichen Urquelle entstammenden Grundzüge haben sich nach Zeit und Ort und andern Verhältnissen verschieden gestaltet, so daß daraus

*) Vgl. preuß. waispattin acc. Hausfrau, Frau; lit. wiesspatis Herr, von Gott und König gebräuchlich. Zu wiess (preuß. wais), jetzt im Lit. verschollen, ist zu vergleichen das lat. vicus (οἶκος), das auch für eine Landgemeinde (so neben pagus bei Tac. G. 12) gebraucht wird. Vgl. auch wich in deutschen Ortsnamen und das poln. wieś, Dorf. Wiesskélis heißt lit. Landstraße. Weyskyn 1258 und das altpr. Feld Weiscaynis oder Vaiskaynis 1302 (Cod. d. Warm. I, S. 218. Reg. S. 24, 70) dürfte die rechte altpr. Form (wais) enthalten. Es giebt noch andere ähnliche Namen, als Weysike, die Weske.

die ungleichen Kulturstufen der nach ihren physischen und geistigen Anlagen sich ursprünglich nahe stehenden Völker erklärbar werden.

Es ist anerkannt, daß die litauische Sprache auf einer sehr alten Lautstufe steht; daß sie unter allen lebenden indogermanischen Sprachen in ihren Lauten die bei weitem größte Alterthümlichkeit zeigt.*) Obgleich dieser Volksstamm erst spät in der Geschichte bekannt wird, obgleich seine östlichen Wohnsitze eine verhältnißmäßig jüngere Einwanderung aus der gemeinsamen Urheimath sollten vermuthen lassen, so dürfte er eben wegen seiner Sprache zu den ältesten Völkern Europa's zu zählen, und gerade deshalb in Denk- und Sinnesart und in Gesittung den gleichfalls auf einer sehr ursprünglichen Kulturstufe uns entgegentretenden alten Celten nahe verwandt und — vielleicht einstens benachbart gewesen sein. Nachströmende Völkerwogen, welche die Celten nach Westen drängten, mögen um die an die Ecke der Ostsee angeklammerten lettischen Völker sich herumergossen und sie von den Celten getrennt haben.**) In dieser Abgeschiedenheit von keinen Kulturvölkern begrenzt, haben die Preußen und die verwandten Stämme sich auf einer alterthümlichern, rohern Stufe erhalten, als diejenigen Völker, welche in einem frischeren und selbstbewußteren Leben sich zu einer höhern Bildung und zu einer freiern Entwickelung emporgehoben haben, nachdem diese vielleicht alle ebenfalls eine frühere Periode am Gängelbande einer, in Urverhältnissen wurzelnden, herrschenden Priesterschaft durchgemacht und diesen Standpunkt unter günstigern Verhältnissen, wie die der Preußen waren, überwunden hatten.

*) S. Schleicher, litauische Grammatik S. 1 u. 2.

**) Die in spätern Jahrhunderten vorkommenden Galindier und Sudiner kennt schon Ptolemäus in den Ostseegegenden, ein Beweis, daß auch die große mittelaltriege Völkerwanderung unsere Gegenden nicht berührt hat.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Altpreussens Rechtsgeschichte.

(Vgl. II, 537.)

Von

Dr. Emil Steffenhagen,

Privatdocenten an der Universität Königsberg.

II.

Der Sachsenspiegel in Preußen und ein noch unbekannter Auszug.

(Mit einer urkundlichen Beilage.)

Wenn in der vorhergehenden Mittheilung (S. 540ff.) ein Rechtsbuch vorgeführt wurde, welches die Bekanntschaft des süddeutschen Schwabenspiegels in Preußen darthut,*) so soll jetzt die Verbreitung und Anwendung des norddeutschen Rechtsspiegels nachgewiesen werden.

1. Der Sachsenspiegel, welcher im ganzen Deutschen Norden von Holland bis Livland Geltung hatte (Stobbe Gesch. d. D. RQ. I, 360 ff.), besaß auch im Ordenslande praktisches Ansehn. In einem Prozesse in Betreff der Frage, ob uneheliche Personen, welche eine gültige Ehe abgeschlossen und Kinder gewonnen haben, von ihren Kindern beerbt werden, oder ob ihr Nachlaß als erbloses Gut an den Landesherrn fällt, berief sich der Vorspreche der einen Partei auf verschiedene Sätze des Sachsenspiegels (I. 51. 1, 38. 3, 16. 2), die er wörtlich anführt (Stobbe Bei-

*) Außerdem ist derselbe benutzt in den IX Büchern Magd. Rechtes (Steffenhagen p. 19 Altpr. Monatsschr. II, 29); auch entlehnte man aus ihm die Zusätze zum Alten Kulm, die nicht in Schlesien, sondern in Preußen beigefügt wurden (Laband Schöffenr. p. XL. N. 54). In Altpreußischen HH. kommt der Schwsp. zweimal vor, und zwar das Landrecht allein: Homeyer Rechtsbüch. No. 138 mit S. 175, Land- und Lehnrecht: Steffenhagen Catalog. No. CLVI. — Das „alte Landrecht," aus welchem Kotzebue Preußens ältere Gesch. I, 446 Proben mittheilt, ist der Schwsp. in der letztgedachten H. (cf. Lassb. artt. 120, ?, 319, 322, 27 init., 121[b]).

träge zur Gesch. d. D. R. p. 119 f., cf. Gesch. d. D. RQ. I, 364 N. 31). Auch wird in einer Anfrage der Kulmer Schöffen nach Magdeburg wegen der verschiedenen Summen des richterlichen Gewebdes auf den Sachsenspiegel, wie es scheint, Bezug genommen (Stobbe Beiträge S. 103 N. 18). In dem Lehnfalle v. 1440, den Paul von Russdorf dem Erzbischof Günther von Magdeburg zur Entscheidung vorlegte, verweist der Erzbischof den Hochmeister auf das Lehnrecht des Sachsenspiegels und beantwortet verschiedene Fragen, unter ausdrücklicher Berufung auf das Sächsische Land- und Lehnrecht (I. 24. 3, 1, 2; II. 58. 1, 2, 3; I. 25. 1, 3; I. 3. 3 u. Lehnr. 6. 2), mit dessen Worten.[a])

2. Von der Anwendung ausgeschlossen waren jedoch die reprobierten Artikel, wie sie durch Gregor's XI. Bulle (1374) auf Betreiben des Augustiners Johann Klenkok für verdammlich erklärt waren.[b]) Wie gewissenhaft in Preussen die Verdammungsbulle beobachtet wurde, zeigen theils die öfteren Abschriften derselben,[c]) theils wiederholentliche Zeugnisse über den Nichtgebrauch der verdammten Artikel.[d]) Außerdem entstand vielleicht in Preussen eine kleine Streitschrift, worin die mißliebige Lehre des Sachsenspiegels, daß der Mönch nicht erbe (I. 25. 1), ausführlich bekämpft wird.[e]) — Andere unpraktische Artikel, dy in etczlichin landin vnd

---

a) Die Urkunde ist nach dem Originale (Steffenhagen Catal. p. 74 not. 67 ß.) fehlerhaft gedruckt bei Kotzebue Preussens ält. Gesch. I, 441 ff. und auszugsweise bei Voigt Darstellung der Rechtsverf. Preuss. p. 30 ff. (Zeitschr. für Theorie u. Praxis des Preuss. R. p. 106 ff.) Abschriften: Steffenhagen Catal. No. CLXVI, 3 i; CLXIX, 2 Elbinger Gymn.-Bibl. Ms. No. 9 fol. Bl. 211 ff. und Königl. Bibl. zu Königsberg Ms. No. 1575 Bl. 68 ff. — Einen diplomatisch getreuen Abdruck der Original-Urkunde bietet die angehängte Beilage.

b) Homeyer Joh. Klenkok wider den Sachsenspiegel (Abhandl. der Berlin. Akad. 1855) Stobbe Gesch. der D. RQ. I, 372 ff. — Die Abwehr der Magdeburger wider Klenkok ist nach einer Königsberger H., der einzigen bekannten, abgedruckt Steffenhagen Catal. p. 73.

c) Steffenhagen Catal. No. CLVII, 4 Ders. IX Bücher Magd. R. p. 7 (Monatsschr. II, 17) und Frauenburger Archiv Foliant C. III. p. 39 (nach freundlicher Mittheilung des Herrn Dr. Hipler).

d) Stobbe Gesch. I, 374 N. 72 Steffenhagen Zeitschr. für RG. IV, 202. Dazu Joh. Lose, der in seiner Bearbeitung der IX Bücher Magd. R. die reprobierten Artikel als abegelegit vnde vorthumith hervorhebt.

e) Steffenhagen Ztschr. f. RG. IV, 202 f. (nach einer unvollständigen H.; vollständig steht der Tractat im Codex No. 9 fol. der Elbinger Gymn.-Bibl.).

sunderlich in prusin nicht notdorft sint noch gehaldin werdin, bemerkt Johannes Lose in der Bearbeitung der IX Bücher Magdeb. Rechtes (Steffenhagen p. 23 Monatsschr. II, 33).

3. In Altpreuss. Rechtsbüchern wurde der Sachsenspiegel mehrfach verarbeitet, sowohl das Landrecht, als auch das Lehnrecht. Das Landrecht mit der Glosse ist Hauptquelle der IX Bücher Magdeburger Rechtes (Steffenhagen p. 18 Monatsschr. II, 28); excerpiert wurde es noch 1539 von Ambrosius Adler;[f]) auch benutzten dasselbe die „Landläufigen Kulmischen Rechte",[g]) die gleich im Eingange den Satz des Ssp. I. 5. 2 voranstellen (Faber's Preuss. Archiv I, 71), und „ein Büchlein gemeiner Regeln" über Erbrecht, worin die Grundsätze des Sächsischen und Kulmischen Rechtes verglichen werden, unter Benutzung des Sachsenspiegels, Weichbildes, der Magd. Fragen einerseits, des Alten Kulm andererseits, (aber auch des Corpus iuris Romani, Bartolus und des richterlichen Klagspiegels).[h]) — Das Sächs. Lehnrecht liegt dem „Lehnrechte in Distinctionen" zum Grunde, welches man in Preussen dem Rechtsbuche nach Dist. als VI. Buch anhängte. Das Werk verfolgt für das Lehnrecht denselben Plan, wie das Rechtsbuch nach Dist. für das Landrecht, und

Ueber die wiederholten Angriffe gegen obigen Satz des Ssp. vgl. noch die Tafel bei Homeyer Klenkok p. 415. — Eine Besprechung derselben Frage findet sich auch in der (bei N. a) erwähnten Urkunde, wo aber im Sinne des Sachsensp. entschieden wird, Kotzebue l. c. S. 445 und unten Beilage bei N. kk.

[f]) Steffenhagen Catal. No. CLXVI, 3a Stobbe Gesch. II, 151. — Doch klagt schon die Vorrede zur Glosse des Kulm (cca. 1539), daß man da, wo im Kulm eine Lücke vorhanden sei, nicht das Weichbild oder den Sachsenspiegel subsidiär eintreten lasse, sondern spreche: „was willst du uns für ein neues und fremdes Recht aufbringen!" (Stobbe Gesch. I, 364 N. 31.)

[g]) Dieses interessante Rechtsbuch begegnet in vielen Handschriften. Mit Bestimmtheit kennen wir acht: 1) 2) zu Königsberg Steffenhagen Catal. No. CLXV u. CLXXII 3) Danzig Steffenhagen Zeitschr. für RG. IV, 180 4) Leipzig, vorher Biener Wasserschleben Successionsordn. S. 153 5) Lübeck Pauli Abh. aus d. Lüb. R. III, 353 6) Osterode Töppen Monatsschr. II, 419 7) Thorn Gymn.-Bibl. R. IV[to] No. 4 8) ein Bruchstück, dem Deckel von No. 1 beigeklebt. — Außerdem vgl. über unbestimmte HH. Hanow Gesch. des Culm. R. §§. 31, 51 h (Ztschr. f. RG. IV, 183).

[h]) Wasserschleben Succ. O. p. 142 ff. Steffenhagen Catal. No. CLXVI, 3 g Stobbe Gesch. II, 149.

bearbeitet, abgesehen von wenigen Stücken anderen Inhaltes, das Lehnrecht des Ssp. mit der Glosse.[1])

4. Altpreussische Handschriften des Sachsenspiegels giebt es vier, in denen das Landrecht vollständig enthalten ist, einmal mit der Glosse.[k]) Eine fünfte aus dem XVI/XVII. Jahrh. (Homeyer Rechtsbüch. No. 139 Behrend Magd. Fragen p. II) hat am Schlusse die drei Artikel 13, 14, 16 von Buch I und ausserdem, mit anderen, namentlich Magdeburgischen Rechtssätzen untermischt, einen noch unbekannten Auszug, der die H. näherer Beschreibung werth macht.

Ihr Inhalt ist im Allgemeinen folgender: Bl. 1ª Weltchronik zum Weichbilde bis auf König Wilhelm v. Holland und Bischof Rudolf v. Dingelstete; Bl. 5ᵇ erneuerte Kulmer Handfeste; Bl. 13ᵇ Landesordnung des HM. Konrad v. Jungingen von Vorsprechen (Hanow Jus Culmense p. 268 ff); Bl. 15ª Alter Kulm mit abweichender Kapitel-Zählung; unmittelbar hieran schliesst sich unter fortlaufenden Kapitel-Zahlen Bl. 135ᵇ der erwähnte Auszug aus dem Sachsenspiegel und Magdeburger Rechte; Bl. 156ª zwei Sammlungen von Magdeburger Schöffenurtheilen (bei Behrend l. c. S. II, XL näher beschrieben); endlich Bl. 234 die bereits genannten drei Artikel des Ssp.

Der Auszug, welcher augenscheinlich zur Ergänzung des Kulm ab-

---

[1]) Homeyer Sachsensp. II. 1 S. 101 ff. mit S. 367 f. Stobbe Gesch. I, 416. — Wir besitzen es in zwei resp. drei HH. (Steffenhagen Ztschr. f. RG. IV, 179), eine vierte (Homeyer Rechtsbüch. No. 739 u. Sachsensp. II. 1 S. 102 f.) ist verschollen. Als Zeitgrenze für die Abfassung ergiebt sich das J. 1400, da es in den IX Büchern Magd. R., 1400 … 1402, benutzt ist (Steffenhagen p. 20 Monatsschr. II, 30).

[k]) Steffenhagen Catal. No. CLV Ztschr. f. RG. IV, 181 Homeyer Rechtsb. No. 143 u. No. 60 (früher Duisburg, Prediger bei Preuss. Holland). Auch die Vorrede der Glosse des Kulm bezeugt das Vorkommen des Ssp. in Preussischen HH. — Nach einem geschriebenen Verzeichnisse des Königsberger Provinzial-Archives soll das Elbinger Archiv bewahren „Register von der Raths-Willkühr nebst Auszug aus dem Sächsischen Land-Recht." Die fragliche H. findet sich dort Schrank F No. 135, enthält aber keinen Auszug aus dem Ssp., sondern den bekannten Tractat des Caspar Schütz von Erbfällen mit der üblichen Bezeichnung „Extract aus dem Sächs. Landrecht" ꝛc. (gefällige Auskunft des Elbinger Magistrates auf Grund einer Mittheilung von Stadtrath Neumann).

gefasst wurde, beginnt capp. 71, 72 mit zwei Kulmischen Rechtssachen v. 1326 und 1321, und wiederholt in cap. 73 III. 119 des Alten Kulm. Cap. 74 entspricht den Erbrechtsregeln B. III art. 21 resp. C. IV[b] cap. 30 bei Wasserschleben Successionsordn. p. 141, 160 (= Magd. Frag. I. 7. 14). Cap. 75 aus unbestimmter Quelle lautet:

Ein kindt ist gestorben, vnd lest zwu elder mutter, die eine von dem vater, die annder von der mutter. vnnd liesz seins vater halb bruder. die zwu elder mutter nehmen gleiche teile an des kindes gutte, vnnd geben seines vater halb bruder von dem gutte nicht, dorumme das seine eldern beide auff die zeitt lebettenn; wenne den kindern kein gutt nicht anersterben magk, die weile die eldern beide lebenn.

Mit cap. 76 beginnen die Excerpte aus dem Sachsenspiegel, die sich bis cap. 118 fortsetzen, in einer Auswahl, daß das Bestreben ersichtlich ist, zusammengehörige Materien nebeneinander zu stellen:

capp.	Sachsenspiegel	capp.	Sachsenspiegel
76	I. 27. 1, 2 bis svert mach	90	I. 70. 3; I. 71
77	I. 31. 1, 2; I. 32	91	II. 5. 2
78	I. 36. 1, 2	92	I. 65. 4 bis wirt; II. 6. 1
79	II. 21. 1, 3, 5	93	II. 6. 2 . . . 4
80	II. 22. 1, 2; III. 88. 1	94	II. 4. 3
81	I. 51. 1 (bis an se), 2	95	II. 8
82	I. 51. 3	96	II. 9. 1
83	I. 52. 1 . . . 4; I. 53. 1, 2, 3 Nicht, 4	97	II. 9. 2, 3
		98	II. 10. 2, 3 bis sveren
84	I. 54. 1 . . . 5	99	II. 11. 1, 2
85	I. 50. 1, 2	100	II. 12. 7
86	I. 62. 9, 10	101	II. 12. 11[1])
87	I. 68. 5	102	II. 34. 1
83	I. 69	103	II. 39. 2; II. 68; II. 37. 1 bis düvech
89	I. 70. 1, 2		

[1]) Mit dem Zusatze: So teilet man im zu denn wirdiegenn Cölmenern auff das Rothhausz zum Colmenn.

capp.	Sachsenspiegel	capp.	Sachsenspiegel
104	II. 41. 1, 2	112	III. 22. 1...3 (cf. unt. c. 133)
105	II. 60. 1, 2	113	III. 23; III. 24. 1, 2; III. 25. 1
106	III. 48. 4		
107	II. 64. 1	114	III. 43. 1
108	II. 64. 2	115	III. 43. 2
109	II. 67 (cf. unten cap. 132)	116	III. 85. 1, 2
110	II. 69	117	III. 90. 3
111	III. 4. 1, 2	118	III. 91. 1

Capp. 119 bis 130 enthalten Auszüge aus dem Magdeburger Rechte, die theils an das Sächs. Weichbild (W.), theils an das Magdeburg-Breslauer Recht v. 1261 (B.) oder an das Görlitzer Recht v. 1304 (G.) sich anlehnen. Es ist wahrscheinlich, daß hier eine besondere Form des Magdeburger Weichbildrechtes benutzt ist, die in gewissen Eigenthümlichkeiten mit dem Naumburger Codex (N.) (Mühler Deutsche Rechtshandschr. S. 38 ff.) oder der Uffenbach'schen H. (U.) (Wilda Rhein. Mus. für Jurispr. VII, 355 ff.) zusammentrifft. Aus derselben Form mag die Weltchronik am Anfange unseres Codex entlehnt sein.

cap. 119 = W. 12. §§. 1, 2
120 = B. 18
121 = B. 20
122 = B. 11
123 = G. 71
124 = B. 53
125 = G. 31 mit derselben Einschaltung wie N. 43 (cf. U. 45); G. 104, 103 bis an Vnde
126 = G. 32
127 = G. 33, jedoch wie N. 45 und U. 45
128 = G. 72 mit derselben Einschaltung aus G. 11, wie U. 38
129 = B. 47
130 = G. 25 Sprichet (cf. W. 68 N. 58)

Capp. 131 bis 161, womit der Auszug schließt, bieten in bunter Mischung Stellen des Sachsenspiegels (S.), des Magdeburger Rechtes, des Alten Kulm (K.) und aus unbestimmten, zum Theile specifisch Preußischen Quellen:

cap. 131 = S. II. 38
132 = II. 67 (cf. oben cap. 109); II. 70; II. 71. 3...5
133 = II. 72. 1, 2; III. 22. 1 (cf. oben c. 112)
134 = B. 9
135 = G. 30
136 = S. I. 17. 1 Doch bis dar is
137 = I. 20. 6, 7 bis dode
138 = W. 97 (N. 53 U. 31)
139 = S. II. 27. 4
140 = II. 47. 1...3
141 = III. 5. 4, 5
142 = III. 9. 1, 2 bis hals
143 = III. 9. 3
144 = III. 9. 4
145 = III. 46. 2
146 = M. Fr. II. 10. unic.
147 = S. III. 74; III. 75. 2, 3
148 = III. 76. 1, 2
149 = III. 76. 3...5
150 = W. 11. §§. 1...3
151 = K. IV. 78
152 Von Deutzenn unnd von Preuſſenn[m])
153 Vonn wundenn
154 Vonn lemdenn
155 Ittem lemde
156 Von erſchlagenen manne
157 (156β) Ittem douon
158 (157) Von mannes Sterbenn
159 (158), 160 (159) = K. III. 61, 62
161 (160) = K. IV. 74.

---

m) Bei Behrend Magd. Fr. p. II. N. 1 abgedruckt. Die Stelle steht jedoch nicht Bl. 257[b], sondern 154[b]; ebenso verlegt Behrend die oben bezeichneten Sätze des Sachsensp. und Magd. R. irrthümlich hinter Bl. 254, während die H. mit Bl. 234 endet.

Beilage.

(Vgl. Note a.)

Des Erzbischofs Günther von Magdeburg Lehnsbericht[n]) v. 1440 auf Anfrage des HM. Paul von Rußdorf.

(Original auf Pergament und mit daran hängendem Siegel im Königsberger Provinzial-Archive Schieblade VII. No. 2. — Der besseren Uebersicht wegen theilen wir die Urkunde in Paragraphen.)

Wir Gunther, von gots gnaden erczbifchoff zcu Magdeburg vnd primas jn Duczfchen landen, haben vff frage vnd anebrengunge, als die von den hochwerdigen bruder Pauwele von Rufdorff hoemeifter vnd der ganczen sampnunge Dutczfches ordens, vnfer funderlichen lieben hern vnd gute frunde, an vns komen fin, diefelben fragen obirfehen vnd mit vnfren getruwen gemerket vnd obirwagen, vnd zcu gemache vnd fredefamickeit der gnanten vnfer hern nach vnfren vermogen dar jnne mit fulchen anewifungen, der wir vns jn vnfers gotefhufis lande vnderwifet fin vnd erfahren haben, schriben wir daruff, als hirnach volget.

[§. 1] Czum erftenmale, das alle fachen vmbe lehengut, wann darub zcwifertigkeit wert, es fie vor vnfren lieben getruwen, den scheppen vnfer alden statt Magdeburg ader andern richtern jn vnferm lande, vor die lehenhern gewifet werden.[o]) Wir wiffen ouch zcu lehenrechte kein funderlich Magdeburgifch recht, funderli bie dem priuilegien der Sachffen, das man den Sachfenfpigel nennet, js nit anbracht eyn teill, das lehenrecht heifet vnd jn fine funderliche artikile vnd titule geteilet ift, darnach vff lehenrecht zcum dickerftenmal gefunden vnd geteilet wirt. [§. 2] vnd alfdann daruff gefraget wert, ab[p]) des vorftorbenn lehenmannes lehengut an die

---

n) Dieser Titel findet sich bei Ambrosius Adler: Steffenhagen Catal. No. CLXVI, 3 i.

o) Irrig interpretiert Schweikart in Kamptz' Jahrbüch. Bd. XXXI, 228 N. 3: „insofern über das Lehngut selbst Zwiefertigkeit stattfinde, würden die Antwort auch die Schöffen (statt des Erzbischofs) an den Lehnherrn weisen."

p) „wenn, falls", nicht „ob". Der Heimfall an den Lehnsherrn ist hier unbestrittene Voraussetzung, nicht (wie Voigt Rechtsverf. p. 30 f. annimmt) Gegenstand der Streitfrage.

hirſchafft verſterbe, ab dann alle gerade ader varende habe, ader eczliche vnd eczliche nicht erben ſulle an die frunde, vnd was gerade ſie ader varende habe mit namen: darczu antwerten wir alſo, als wir vnderwieſet vnd erfaren ſien. wan der lehenman verſtirbt, ſo nympt ſien erbe zcu lantrechte alle varende habe, eigen vnd erben, das der tode gelaſſen hat, ane gerade, morgengabe vnd muſteil. vnd varende habe iſt, das da veret von dem toden an den erben.[q]) Sundern zcu der gerade gehoren nach Sechſſiſchem lantrechte[r]) alle schaff, genſe, vnd kaſten mit vffgehoben loeden, garn, betthe, kuſſen, pfoel, lienlachen, badelachen, tiſchlachen, twelen, becken, luchter, lien vnd wipliche cleder, vingerlin, armgolt, schappeln, selter vnd alle bucher, die die frauwen pflegen zcu leſen, vnd die zcu gotes dinſte gehoren, sedeln, laden, teppte, vmmehenge, rugkelaken vnd alle gebende. vnd alle laken vngeſnytten zcu frauwen cleidern, golt vnd silber vngewercket gehoret darczu nicht. Et quid ſit paraferna, videndum eſt C. ti. de pactis conuentis tam ſuper dote quam donacione et parafernis.[s]) Czu der morgengabe gehoren alle veltpfert, rinder, czegen vnd swin, die vor den hertten gehen, czuhne vnd czymmer.[t]) Czu dem muſteile gehoren die gemeſteden ſwin vnd alle gehoſete ſpieſe jn iglichem des mannes hofe.[u]) Dis iſt zcu Magdeburgiſchem lantrechte jn dem viervnczwenczigiſten artikile des erſten buchis;[v]) was is aber ſie nach Magdeburgiſchem wichbilde, das vindet man jn demſelben wichbilde articulo viceſimoſexto.[w]) [§. 3] vnd des verſtorbenn lehenmannes erbe nach lantrechte der nympt das verſtorbenn verdienett gut jn dem lehen.[x]) vnd wann das verdienet ſij, das volget hirnach.[y])

---

q) Sachſenſpiegel-Gloſſe I. 6. 2 (Gärtner p. 32 ** init.), cf. Bölman'ſche Diſtinct. IX. 8. 3 ff.
r) Sachſenſpiegel I. 24. 3.
s) Cod. Just. V. 14.
t) Sachſenſp. I. 24. 1.
u) Sachſenſp. I. 24. 2.
v) Vgl. N. r, t, u.
w) Weichb. 26. §§. 1, 2.
x) Sachſenſp. II. 58. 1.
y) Sachſenſp. II. 58. 2.

In ſancti Bartholomeitage ſin allerley czinſze vnd pflege verdienet. In ſancte Walburgen tage lemmerczehende. In vnſer frauwen tage aſſumpcionis genſeczehende. In ſanti Johannistage allerley fleiſchczehende, den man mit beſcheidenn gelde geloſen mag; wor man on abir darmitt nicht enloſet, dar iſt er vordinet, als das vihe geboren iſt. In ſancte Margarethe tage kornczehende, wur das korn geſchocket iſt. In ſancti Vrbani tage wingarthen vnd boumgarthenczehende. Des mannes ſath, die er mit ſienem pfluge werket, die iſt vordienet, wan er mit ſienem pfluge darober vehret, des garthen, als er geſaed vnd geharket iſt. Gelt von molen, von czollen, von muntczen vnd von abiſgarthen iſt vordinet, wan der czinſtag kompt. Hec in ſpeculo Saxonum libro ſecundo articulo quinquageſimo octauo.[z]) vnd was des vnmundigen lehenmannes vormunder, es ſij der herre ader eyn ander man, vſz ſulchen gutern nemen ſal ader nicht, das vindet man doſelbiſt.[aa])

[§. 4] Item vff den andern artikel, ab die lehengnter blos an die hirſchafft kommen ſulle, das iſt geloſit jn diſſen obingeſchriben antwerten. Sundern die hern dorffen nicht ſchult beczalen von den gutern, die on verlediget ſin; wan der lehenman ſal der guter, die er von ſienem hern had, nicht beſweren, vt jn uſu pheudorum de noua fidelitatis forma,[bb]) collacione decima,[cc]) et viceſima ſecunda queſtione quinta de forma.[dd]) wan lehen iſt ſulche gulde, die von des richs ader von der hern eigen gefellet, das durch manheit willen der ritterſchafft vor or dinſt gelihen wirt,[ee]) vt in libro pheudorum articulo ſexageſimo in glo[ſa] et in autentica de mandatis principum, collacione tercia, §.

---

z) Vgl. N. x, y.

aa) Sachſenſp. II. 58. 3.

bb) Feud. II. 7.

cc) Ueber die Bezeichnung der Libri feudorum als decima collatio Novellarum vgl. Savigny Geſch. des Röm. R. im Mittelalt. III, 520 ff. Laspeyres Libri feudor. S. 326 ff.

dd) Decret. Gratian. C. 22 qu. 5 cap. 18.

ee) Sachſenſpiegel-Gloſſe II. 59. 1 (Gärtner p. 293 f. * alin. 1).

hirſchafft verſterbe, ab dann alle gerade ader varende habe, ader eczliche vnd eczliche nicht erben ſulle an die frunde, vnd was gerade ſie ader varende habe mit namen: darczu antwerten wir alſo, als wir vnderwieſet vnd erfaren ſien. wan der lehenman verſtirbt, ſo nympt ſien erbe zcu lantrechte alle varende habe, eigen vnd erben, das der tode gelaſſen hat, ane gerade, morgengabe vnd muſteil. vnd varende habe iſt, das da veret von dem toden an den erben.[q]) Sundern zcu der gerade gehoren nach Sechſſiſchem lantrechte[r]) alle schaff, genſe, vnd kaſten mit vffgehoben loeden, garn, betthe, kuſſen, pfoel, lienlachen, badelachen, tiſchlachen, twelen, becken, luchter, lien vnd wipliche cleder, vingerlin, armgolt, schappeln, selter vnd alle bucher, die die frauwen pflegen zcu leſen, vnd die zcu gotes dinſte gehoren, sedeln, laden, teppte, vmmehenge, rugkelaken vnd alle gebende. vnd alle laken vngeſnytten zcu frauwen cleidern, golt vnd silber vngewercket gehoret darczu nicht. Et quid ſit paraferna, videndum eſt C. ti. de pactis conuentis tam ſuper dote quam donacione et parafernis.[s]) Czu der morgengabe gehoren alle veltpfert, rinder, czegen vnd swin, die vor den hertten gehen, czuhne vnd czymmer.[t]) Czu dem muſteile gehoren die gemeſteden ſwin vnd alle gehoſete ſpieſe jn iglichem des mannes hofe.[u]) Dis iſt zcu Magdeburgiſchem lantrechte jn dem viervnczwenczigiſten artikile des erſten buchis;[v]) was is aber ſie nach Magdeburgiſchem wichbilde, das vindet man jn demſelben wichbilde articulo viceſimoſexto.[w]) [§. 3] vnd des verſtorbenn lehenmannes erbe nach lantrechte der nympt das verſtorbenn verdienett gut jn dem lehen.[x]) vnd wann das verdienet ſij, das volget hirnach.[y])

---

q) Sachſenſpiegel-Gloſſe I. 6. 2 (Gärtner p. 32 ** init.), cf. Pölman'ſche Diſtinct. IX. 8. 3 ff.
r) Sachſenſpiegel I. 24. 3.
s) Cod. Just. V. 14.
t) Sachſenſp. I. 24. 1.
u) Sachſenſp. I. 24. 2.
v) Vgl. N. r, t, u.
w) Weichb. 26. §§. 1, 2.
x) Sachſenſp. II. 58. 1.
y) Sachſenſp. II. 58. 2.

In ſancti Bartholomeitage ſin allerley czinſze vnd pflege verdienet. In ſancte Walburgen tage lemmerczehende. In vnſer frauwen tage aſſumpcionis genſeczehende. In ſanti Johannistage allerley fleiſchczehende, den man mit beſcheidenn gelde geloſen mag; wor man on abir darmitt nicht enloſet, dar iſt er vordinet, als das vihe geboren iſt. In ſancte Margarethe tage kornczehende, wur das korn geſchocket iſt. In ſancti Vrbani tage wingarthen vnd boumgarthenczehende. Des mannes ſath, die er mit ſienem pfluge werket, die iſt vordienet, wan er mit ſienem pfluge darober vehret, des garthen, als er geſaed vnd geharket iſt. Gelt von molen, von czollen, von muntczen vnd von abiſgarthen iſt vordinet, wan der czinſtag kompt. Hec in ſpeculo Saxonum libro ſecundo articulo quinquageſimo octauo.[z]) vnd was des vnmundigen lehenmannes vormunder, es ſij der herre ader eyn ander man, vſz ſulchen gutern nemen ſal ader nicht, das vindet man doſelbiſt.[aa])

[§. 4] Item vff den andern artikel, ab die lehenguter blos an die hirſchafft kommen ſulle, das iſt geloſit jn diſſen obingeſchriben antwerten. Sundern die hern dorffen nicht ſchult beczalen von den gutern, die on verlediget ſin; wan der lehenman ſal der guter, die er von ſienem hern had, nicht beſweren, vt jn uſu pheudorum de noua fidelitatis forma,[bb]) collacione decima,[cc]) et viceſima ſecunda queſtione quinta de forma.[dd]) wan lehen iſt ſulche gulde, die von des richs ader von der hern eigen gefellet, das durch manheit willen der ritterſchafft vor or dinſt gelihen wirt,[ee]) vt in libro pheudorum articulo ſexageſimo in glo[ſa] et in auteutica de mandatis principum, collacione tercia, §.

---

z) Vgl. N. x, y.

aa) Sachſenſp. II. 58. 3.

bb) Feud. II. 7.

cc) Ueber die Bezeichnung der Libri feudorum als decima collatio Novellarum vgl. Savigny Geſch. des Röm. R. im Mittelalt. III, 520 ff. Laspeyres Libri feudor. S. 326 ff.

dd) Decret. Gratian. C. 22 qu. 5 cap. 18.

ee) Sachſenſpiegel-Gloſſe II. 59. 1 (Gärtner p. 293 f. * alin. 1).

oportet.[ff]) Et eſt regulare, quod vaſallus non p[oſſi]t facere deteriorem condicionem dominii ſui.

[§. 5] Item zcum dritten, ap eyn lehenman, der kein rechte erbe lieſſe, vnd ſo alt vnd ſo ſwach wer etc., ab derſelbe lehenman die guter vorkouffen adir ſuſt abehendig brengen mag mit vffeſaſſe adir mit hinderliſt ane der hirſchafft wille vnd wiſſe: iſt nehiſt hiruor genug bewieſit, das der lehenman des nicht thuen mag ane wiſſe vnd volbord ſiener hern, vnd is wer widder die pflicht ſiener truwe, vnd iſt ouch durch keiſerliche geſettze pinlich verbotten, vt de prohibita pheudi alienacione per Fridericum de vſu pheudorum,[gg]) collacione decima, circa finem.

[§. 6] Item vff die frage von lipgedinge, ap der lehenman ane die herſchafft an den lehenguttern ſienem wibe lipgedinge vorſchriben moge: so iſt jn vnſren landen eyne gewonheit, das die lehnherren nicht gerne vorſaghen den frauwen an den lehengutern lipczucht zcu norſchriben, doch nach der wieſe, das die lehen erben, ap die qwemen, nicht jrre gingen. vnd welche frauwe das vorſumpt, das ſie von dem lehenhern mit dem lipgedinge nicht belihen wirt, der volget daruon nicht, wan was or der herr mit willen vnd von gnade wil volgen laſſen, vnd ores mannes gifft, ap er or die gethan hette ane des hern wille, had nicht macht, wol das is anders vſz keiſerlichen geſettzen mochte geſien, das die frauwe, die mit lipczucht nicht beſorget were, widderſtatunge orer medegift an ores mannes gutern wartten mochte, vt C. quibus modis pignus tacite contrahitur.[hh]) vnd ab ouch die frauwe mit lipgedinge von orem hern belihen wurde, ſo weret is doch nicht lenger. wan zcu orem libe, vnd ſie mag is nicht furder erben, das vindet man jn Magdeburgiſchem wikbilde articulo viceſimo tercio.

[§. 7] Item vf die frage, wann eyner frauwen eyn lipgedinge jn lehengutern ane adir mit der hirſchafft wiſſen vorſchreibin wirt vff tage vnd czijt zcu nehmen vſz den guttern nach des mannes tode:

ff) Nov. 17 cap. 1.
gg) Feud. II. 55.
hh) Cod. Just. VIII. 14.

ist zcu merken, das der lehenman der frauwen an sienen lehengutern nicht meher rechtis mochte gegebin, wann als er selber darane hatte. Stirbet dann die frauwe ehr, wan sie das lipgedinge vsz genympt, so mogen ore erben das nach blebenn gelobte lipgedinge als betagete schult vordern ane beswerunge des lehns, als anders des lehenmannes erben zcu lantrechte, ap er ane lehenserbin vorstorbe, mochten thun; wan ez mag nymand mehir rechtis erbin an eynen andern, wan als er selbist had, vt in regulis jur. non potest quis plus iuris transferre in alium, quam sibi ipsi competit.[ii])

[§. 8] Item vff den letzsten artikel, der freget, ab monche ader nonnen, begebene frauwen ader juncfrauwen erbeteil vordern mogen ader nehmen jn Magdeburgisschem rechte: daruf ist zcu sehen, was ordens die sin, vnd ab sie von beger ader von getwange gemonchet sien, vnd ab sie zcu erbfolge mit priuilegien begnadet sien. Sundern nach Sechssisschem lantrechte so vinden wir jn dem texte des ersten buchis vnd jn siener glosen articulo vicesimo quinto, das der pfaffe teilet mit den brudern vnd nicht der monch;[kk]) vnd wer sich begibt, der zcu sienen jaren komen sij, der had sich geleghet von lehenrechte vnd von lantrechte.[ll]) vnd was dar gesecczit ist von den monchen, das mag man ouch vernemen von den nonnen nach gelegenheit ores ordens. [§. 9] Abir vnbegebene juncfrauwen vnd frauwen nemen jm lande zcu Sachssen erbe, wan sie darczu gesibbet sien, vt lantrecht articulo tercio[mm]) et Institut. de gradibus cognacionis.[nn])

[§. 10] Item nüh die vorgeschribenn fragen dann gehen vff volge des lehenmannes an den hern vnd des hern an das gut, wann der man ane lehen erben verstirbet: so ist zcu merkenn, das des mannes lehengut, der ane lehenerbin, das ist ane sohne vorstirbit, gefellit widder an den hern, er hette denn das gedinge, anders eyn ange-

---

ii) fr. 54 Dig. L. 17.

kk) Sachsenspiegel I. 25. 1. Vgl. oben N. e.

ll) Sachsensp. I. 25. 3.

mm) Sachsensp. I. 3. 3.

nn) Inst. III. 6.

felle, articulo ſexto jn lehenrecht,[oo]) vnd die gewere des gutes erbit ouch der man vff den hern, vt ibidem.[pp])

Gegebin zcu Magdeburg vff vnſrem hofe nach gotes gebort vierczehen hundirt jar darnach jn dem vierczigiſten jare am sonnabinde nehiſt nach sancti Mauricij tage vnder vnſerm anhangenden jngeſigil. [24. September 1440.]

[oo]) [pp]) Sächſ. Lehnrecht 6. 2.

Die Wasserversorgung grosser Städte und die neue Wasserleitung für Königsberg.

Ein Vortrag gehalten in der Königl. physikalisch-ökonomischen Gesellschaft am 6. October 1865

von

Dr. W. Schiefferdecker.

Meine Herren!

Wir sind gewöhnt das organische Leben, das vegetabile wie das animale, als unmittelbar abhängig von atmosphärischer Luft und Wasser zu denken. Wir sprechen einem Weltkörper die Bewohnbarkeit ab, wenn wir keine Atmosphäre, also auch kein Wasser, an ihm nachweisen können. — Auf unserm Planeten giebt es keine Stelle, welche ganz ohne Wasser wäre, weil auch in den trockensten Gegenden die atmosphärische Luft immer noch ein Minimum von Wasserdämpfen enthält, welches einige niedere Organismen zu ernähren im Stande ist. Für große Pflanzen und Thiere aber und namentlich für den Menschen sind große Strecken der Erde wegen Wassermangels unbewohnbar.

Der größte Theil unseres Körpers besteht aus Wasser, welches einem ununterbrochenen Zersetzungs- und Ausscheidungsproceß unterworfen ist und daher ununterbrochen erneuert werden muß. Das Wasser bildet das Medium, durch welches alle organisch-chemischen Processe ermöglicht werden, alle unsere Nahrungsmittel enthalten Wasser in überwiegender Menge und bedürfen außerdem desselben zu ihrer Zubereitung. Eine vorschreitende Civilisation steigert das Bedürfniß nach Wasser, welches zur Reinigung des Körpers, der Bekleidungsstücke und zu den mannigfachsten industriellen Zwecken gebraucht wird. Schon vor längerer Zeit hat ein geistreicher

Naturforscher den Ausspruch gethan, daß man die Civilisation eines Volkes nach dem jeweiligen Verbrauch der Seife beurtheilen könne. Mit dem Verbrauch der Seife steigt aber auch der Verbrauch des Wassers!

So war die Existenz des Menschen in der frühsten Zeit an die Nachbarschaft von Quellen, Flüssen oder Seen gebunden und später hing die Bewohnbarkeit einer Gegend von der Möglichkeit ab, durch das Graben von Brunnen genießbares Wasser zu erhalten oder dasselbe durch Fortleitung für größere Districte nutzbar zu machen. Schon die ältesten Ueberlieferungen berichten von umfangreichen Wasserleitungen, welche zum Theil jetzt noch in riesigen Ueberresten uns erhalten sind. In den ebenen Landstrichen waren es weit verzweigte Canalsysteme, in den gebirgigen gewaltige Aquäducte, welche das Wasser von Quellen und Flüssen nach den Städten leiteten. Rom ist noch jetzt diejenige Stadt der Welt, welche am reichlichsten mit Wasser versorgt wird. Bei der Auswahl der Wasserquellen leitete einfach der Instinkt die Menschen; wo die Verhältnisse es erlaubten, wurden reichlich strömende Quellen benutzt, andern Falls Seen und Flüsse, über deren Brauchbarkeit sich früher schon ein richtiges Urtheil bildete, wie z. B. das Wasser des Nil im Alterthum und auch noch jetzt als ein besonders gesundes und wohlthuendes gerühmt wird. — Auch in späterer Zeit sorgte man in Städten und Dörfern für die nöthige Wasserzufuhr und finden wir namentlich in Gebirgsstädten, auch in den kleinsten, Leitungen, welche das Wasser mitunter weit führen, um eine besonders reine oder reichliche Quelle benutzen zu können. Allerdings sind diese Einrichtungen meist sehr einfach und in keiner Weise mit den riesigen Bauwerken des Alterthums zu vergleichen. —

Die an größeren Flüssen liegenden Städte, welche niemals Noth an Wasser leiden konnten, richteten zur Bequemlichkeit der Bewohner, welche ferner vom Flußufer wohnten, schon frühe Röhrensysteme ein, welche das Wasser des Flusses durch die ganze Stadt führten und die Brunnen speisten. Von einer Reinigung oder Präparation des Wassers war dabei wenig die Rede, erst in der neuesten Zeit hat man dahin gehörige Vorrichtungen als nothwendig erachtet. Bei denjenigen Leitungen, welche von Quellen gespeist wurden, war dergleichen auch gar nicht nöthig und selbst die Flüsse waren in früherer Zeit nicht in der Art verunreinigt, als jetzt,

wo die gesteigerte Industrie ihnen ein so großes Quantum wahrhaft vergiftender Abgänge zuführt. Man legte übrigens auch in den düstersten Zeiten des Mittelalters an einzelnen Orten schon einen großen Werth auf gutes Wasser; so theilt Anderson in seiner Geschichte des Handels einen Schenkungsbrief vom Jahre 1237 mit, durch welchen der Besitzer des damaligen Dorfes Tyburn der Stadt London einige Quellen überläßt, aus welchen das Wasser in sechszölligen ledernen Röhren nach der Stadt geleitet wurde. Im Jahre 1606 und 1607 begann man das Flüßchen Chadwell und später damit verbunden den Leafluß in einen Canal (New River) nach London zu führen, eine Leitung, welche noch besteht. 1724 wurden die Chelsea-Water-Works unterhalb London eingerichtet. Auch unsere Vaterstadt erfreute sich schon frühe mannigfacher Einrichtungen zur Wasserversorgung. In der ersten Zeit mag das Wasser des Pregelstromes, so wie gegrabene Brunnen, dem Bedürfniß genügt haben, aber schon unter die Herrschaft des Deutschen Ordens fällt die erste Anlage der in ihrer Art äußerst merkwürdigen Wasserleitung, welche noch jetzt die nördlich vom Pregel gelegene Hälfte von Königsberg zu ihrem größten Theile mit Wasser versorgte. Das Hauptbassin dieser Leitung bildet der 300 Morgen große Oberteich, welcher von dem 24 Fuß niedriger liegenden 47 Morgen großen Schloßteich durch einen hohen Damm geschieden ist. Sein Wasser enthält derselbe durch einen directen Zufluß, welcher in der Nähe von Samitten aus mehreren Armen entspringt, sodann durch den Landgraben und den Wirrgraben, welche beide künstlich angelegte Canäle sind zur Verbindung vieler oberhalb liegender Teiche, welche zum Theil durch künstliche Stauung natürlicher Wasserläufe entstanden sind. Die Landgrabenleitung beginnt mit dem Wiegantschen Teich, geht durch den mit dem Pojerstitschen und Karpfenteich verbundenen Pilzenteich, den Wargenschen Mühlen- und Kirchenteich, den Trankwitzschen und Philippsteich, an dem als Nothreservoir angelegten Neu- oder Fürstenteich vorbei nach dem Oberteich. Der Wirrgraben bezog seinen Zufluß ursprünglich aus dem Pluttwinnenschen Porschteich, dem Engerteich, dem blinden Teich und dem neuen Waldteich, später soll durch einen Proceß dieses Terrain verloren sein, so daß jetzt der Wirrgraben erst mit dem Stobbenteich beginnt und durch den Dammteich und Brandtteich nach dem Oberteich geht. Das Gebiet, dessen Wasser der Oberteich empfängt,

ist ungefähr 2 Quadratmeilen groß. Die Höhe, bis zu welcher das Wasser in den einzelnen Teichen, welche durch Schleusen und Mühlenwerke getrennt sind, angestaut werden darf, ist nach den Jahreszeiten verschieden, genau normirt, so daß die Mühlenverwaltung genöthigt ist, in der Zeit des reichlichen Niederschlages sehr viel Wasser durch die Freischleuse ungenutzt abfließen zu lassen. Der Zweck der ganzen Wasserleitung ist, einmal eine Reihe von Mühlen innerhalb der Stadt zu treiben und zweitens eine große Zahl von Pumpen mit Wasser zu versehen.

Um die Mühlen zu speisen, findet eine doppelte Leitung statt; erstens geht ein Canal, das sog. Fließ, vom Oberteich über den Tragheim bis zum Schloßplatz und treibt die Walk-, Tragheimer und Obermühle, zweitens geht das Wasser über eine Mühle, die neue Mühle, in den Schloßteich, verläßt diesen durch einen Canal, die Katzbach oder Löbe genannt, welcher sich gleich nach seinem Austritt mit dem Fließ vereinigt und nun die Mittel- und Malzmühle treibt, um schließlich in den Pregel zu münden.

Behufs der Pumpenspeisung geht eine Rohrleitung in der Nähe des Roßgärter Thors aus dem Oberteich über den Roßgarten und Anger bis zum neuen Markt und speist auf diesem Wege 12 Pumpen, eine andere geht durch die Judenkirchhofs-, Mühlen- und Tragheimer Kirchengasse, indem sie 12 Pumpen speist, eine dritte verfolgt anfangs denselben Weg, führt dann durch die Wallsche Gasse nach dem Steindamm, Drummstraße, lange Reihe und versorgt 6 Pumpen, viertens zieht sich die sog. Schloßrohrleitung über den hintern Tragheim, die Modesten-, Burg- und Münzstraße nach dem Königl. Schlosse, in ihrem Verlaufe 6 Pumpen versorgend. So erhalten im Ganzen 36 Pumpen vom Oberteich ihr Wasser.

Außer diesen directen Oberteichleitungen beziehen noch 2 Pumpen ihr Wasser aus dem Fließ und 2 aus der Katzbach, 13 aus dem Pregel, sodaß 52 der Königsberger Pumpen weiches Wasser liefern. —

Hartes Wasser wird der Stadt zugeführt durch die sog. Sprindleitung, welche aus einem in der Nähe der Sternwarte angelegten Brunnen über die Laak und Stallgasse nach der Altstadt geht und sich hier mit einem Zweige der Oberteichleitung verbindet, um schließlich unter der Schmiedebrücke in den Pregel zu fließen. Sie versieht 12 Pumpen mit Wasser. Außerdem befinden sich in der Stadt 56 öffentliche Grundbrunnen. —

Auffallend erscheint es, daß die Zahl der Brunnen und Pumpen sich gegen früher bedeutend vermindert hat. Goldbek giebt in seiner Topographie an, daß es in Königsberg im Jahre 1781 136 öffentliche und 1383 Privatbrunnen gegeben habe, während wir gegenwärtig nur 121 öffentliche Brunnen zählen.

Wenn man erwägt, daß einzelne Stadttheile, wie Königsstraße, Sackheim und Haberberg gar kein weiches Wasser haben, daß die Oberteichleitung wegen der viel zu engen Röhren, in welchen sie fließt, mitunter den Dienst versagt, daß die beiden Katzbachpumpen, sowie auch mehrere Grundbrunnen unbrauchbares Wasser liefern, andere aber bei starkem Begehr sich rasch erschöpfen, so wird man die allgemeine Klage über Wassermangel wohl als begründet erachten müssen. Wir bedürfen entschieden einer Wasserleitung, welche uns Wasser zum Trinken, zum Kochen und zu gewerblicher Verwendung liefert, einer Wasserleitung, die reichlich genug fließt, um auch Wasser zum Besprengen der Straßen, zum Ausspülen der Rinnsteine und zu Feuerlöschzwecken abgeben zu können. —

Wasserleitungen im modernen Sinn, d. h. Anstalten welche Wasser, das zum Trinken, Kochen, Waschen und zu gewerblichen Zwecken brauchbar ist, den Einwohnern einer großen Stadt derart zuführen, daß dasselbe bis in die obern Stockwerke der Wohnhäuser geleitet wird, gehören der neuesten Zeit an. Sie waren erst ausführbar, nachdem man die Dampfmaschinen bis zu einem gewissen Grade vervollkommt hatte. Die ersten und umfangreichsten Anstalten der Art wurden in England und namentlich in London errichtet und haben lange die staunende Bewunderung des übrigen Europa erregt, bis man besonders bei Gelegenheit der Choleraepidemien dahinter kam, daß den Bewohnern von London und anderen Städten in England, statt eines die Gesundheit erhaltenden Wassers, oft eine direkt vergiftende Flüssigkeit zugeführt wird. Jetzt hat sich der Enthusiasmus für englische Wasserwerke ziemlich gelegt. —

Nach dem Muster englischer Anstalten, jedoch mit mehr oder weniger großen, durch die lokalen Verhältnisse bedingten oder durch eine genauere Kenntniß des Gegenstandes ermöglichten Veränderungen, resp. Verbesserungen, sind auch in Frankreich und Deutschland in mehren großen Städten derartige Wasserwerke eingerichtet worden. So hat man Gelegenheit ge-

habt Erfahrungen zu sammeln, diese sind veröffentlicht und zum Theil kritisch bearbeitet worden, so daß sich allmälig eine freilich noch sehr lückenhafte Literatur über den fraglichen Gegenstand gebildet hat. Ein großer Theil dieser Arbeiten, namentlich die französischen und englischen, sind mir nicht im Original zugänglich gewesen, ich habe nur Hagen's Werk über die Wasserbaukunst, die Berichte über die Wasserwerke von Hamburg und Magdeburg, die kritische Arbeit von Pappenheim, das Buch von Ludwig über die natürlichen Wasser und den in mancher Beziehung ausgezeichneten Bericht über die in Wien anzulegende Wasserleitung benutzen können. Bei dem Studium der zum Theil sehr anerkennungswerthen Arbeiten wird man überrascht durch die Unsicherheit, welche noch über die Hauptpunkte der Lehre von der Wasserversorgung herrscht und durch die vielfachen ganz entgegengesetzten Ansichten, welche von bewährten Fachmännern ausgesprochen werden. Nicht weniger auffallend ist die Leichtfertigkeit, mit welcher man oft bei der Anlage so wichtiger und kostbarer Anstalten zu Werke gegangen ist. —

Ehe wir zur Betrachtung derjenigen Momente übergehen, welche man bei der Anlage einer Wasserversorgung großer Städte zu berücksichtigen hat, wird es nöthig sein in der Kürze die Entstehung der terrestrischen Wasser zu verfolgen. Man ist jetzt im Allgemeinen darüber einig, daß alles Wasser, welches sich auf der Erde in Gestalt von Quellen, Flüssen, Seen und Meeren vorfindet, aus der Atmosphäre stammt, durch Verdunstung wiederum in dieselbe zurückkehrt und auf diese Weise einen ununterbrochenen Kreislauf bildet. Das Wasser der Atmosphäre, welches in der Form von Thau, Regen und Schnee auf die Erde fällt, macht verschiedene Wege durch, um in den Ocean zu gelangen, in dessen warmen Regionen hauptsächlich die Verdunstung stattfindet. Beiläufig beträgt die Verdunstung des Meeres bei Calcutta nach Laidly jährlich 15 Fuß, in den Passatregionen des Oceans nach Maury 16 Fuß, während sie nach den Polen zu allmälig abnimmt. Bei größeren Landseen, welche keinen Abfluß nach dem Meere haben, muß die Verdunstung dem Zufluß gleich sein.

Fällt der atmosphärische Niederschlag auf gänzlich undurchlässige geneigte Flächen, so fließt er unmittelbar nach der Tiefe ab, sammelt sich dort an und sucht sich nach der Neigung des Terrains seinen Weg nach

dem Meere. Unter Umständen ergießt er sich auch in Spalten und kommt dann an mehr oder weniger entfernten Orten wieder zum Vorschein. In den bei weitem meisten Fällen aber trifft der Niederschlag auf poröses Gestein oder auf lockere Erdarten und wird dann von diesen aufgenommen. Die meisten Gesteine imbibiren sich mit Wasser, doch ist die Quantität, welche sie aufzunehmen im Stande sind, sehr verschieden. Nach den Versuchen von Pappenheim nahm ein feinkörniger Sandstein, in Berlin unter dem Namen „Magdeburger" bekannt, 8 %, Kreidefels dagegen 17 % seines Gewichtes auf. Auch bei den Erdarten ist die Quantität des Wassers, welche zu ihrer Sättigung erforderlich ist, sehr verschieden, ebenso die Zeit, welche nöthig ist, um eine vollständige Sättigung zu Stande zu bringen. Ist diese Sättigung erreicht, so giebt das Gestein oder Erdreich bei fortdauerndem Zufluß, das imbibirte Wasser an den niedrigsten Stellen wieder ab, ist dort kein Raum dazu, so ersäuft es, d. h. das Wasser sammelt sich über ihm an. Wenn der Zufluß aufhört, so bleibt ein Theil der imbibirten Wasser noch kürzere oder längere Zeit in dem betreffenden Gestein zurück und ist diese Retentionsfähigkeit nach der Natur des Gesteins eine verschiedene. Das durchgedrungene Wasser geht so lange nach der Tiefe bis es auf eine undurchlässige Schicht trifft; auf dieser sammelt es sich an und sucht sich auf irgend eine Weise einen Ausweg, um als Quelle an das Tageslicht zu kommen. Mitunter entstehen unterirdische Strömungen, welche erst nach längerem Laufe durchbrechen oder zufällig angebohrt ergiebige Brunnen geben. —

Die zu Tage gekommenen Quellen vereinigen sich zu Bächen und Flüssen und liefern ihre Wasser entweder in Landseen oder in den Ocean. Auch das Wasser der Flüsse und Seen dringt seitlich wieder in durchlässiges Erdreich ein, bis dasselbe vollständig gesättigt ist und darüber hinaus, wenn z. B. durch Grabung eines Brunnenschachtes ein Ausweg eröffnet wird. Wie weit eine solche seitliche Durchdringung des Bodens gehen kann, beweist ein Rheinbrunnen, von welchem Bischof berichtet. Derselbe ist 1670 Fuß vom Ufer entfernt, trotzdem korrespondirte sein Wasserstand mit dem des Flusses, doch dauerte die Strömungszeit 2 Monate, so daß die Wasserhöhe des Brunnens vom 15. August bis 15. October korrespondirte mit der Höhe des Flußes vom 15. Juni bis 15. August. Auch in Kö-

nigsberg besitzen wir derartige Brunnen, von welchen noch bei einer andern Gelegenheit die Rede sein wird. —

Alles Wasser also, welches aus der Atmosphäre auf die Erde gelangt, fließt entweder sofort auf abschüssigen undurchlässigen Flächen wieder dem Meere zu oder es wird vom porösen Gestein und lockeren Erdreich aufgenommen und kehrt erst nach kürzerer oder längerer Zeit an die Oberfläche zurück, um dann ebenfalls seinen Weg zum Meere zu nehmen. Ein Theil des Wassers verdampst natürlich auch von der Oberfläche des Landes und diese Verdampfung ist namentlich in heißen Ländern und in der warmen Jahreszeit der gemäßigten Zone bedeutend.

Bei diesem Kreislauf wirkt das Wasser mannigfach verändernd auf die Erdoberfläche, indem es dieselbe theils mechanisch theils chemisch umgestaltet. Das Wasser entzieht dem Erdreich Stoffe, um sie an andern Stellen wieder abzusetzen, es nimmt schließlich Nichts von der Erde mit, sondern verdunstet als reines Wasser. Für den uns beschäftigenden Gegenstand hat es ein ganz besonderes Interesse zu wissen, welche Stoffe die verschiedenen terrestrischen Wasser enthalten, doch können hier natürlich nur einige Hauptpunkte angeführt werden, während das betreffende Material, wie es in Zeitschriften zerstreut und ziemlich vollständig von Bischoff und Ludwig zusammengestellt ist, ein überreiches genannt werden kann. —

Das atmosphärische Wasser, welches auf die Erde niederfält, ist niemals rein, sondern enthält die Hauptbestandtheile der atmosphärischen Luft, so wie ihre zufälligen Beimischungen; seine Beschaffenheit ist daher an jedem Orte und zu verschiedenen Zeiten eine verschiedene. Wir besitzen jetzt sehr sorgfältige Analysen von dem Wasser, welches an verschiedenen Orten in der Gestalt von Nebel, Thau, Reif, Regen, Schnee und Hagel niedergefallen ist. Vor allem sind die Hauptbestandtheile der atmosphärischen Luft Stickgas und Sauerstoffgas darin enthalten, dann Kohlensäuregas, Ammoniak, Salpetersäure, Spuren von Schwefelwasserstoffgas, Erdstaub, organische Substanzen u. s. w. In der Nähe des Meeres findet sich Kochsalz darin, über großen Industrieplätzen Phosphorsäure und Arsenik, Schwefelsäure u. s. w. Ob das atmosphärische Wasser und auch die Luft constant oder auch nur mitunter Jod enthält, wie Chatin behauptet hatte, ist trotz des langdauerndes Streites darüber noch nicht entschieden. —

Die Quantitäten der angeführten Bestandtheile sind außerordentlich gering, das Regenwasser z. B. enthält auf einen Cubikmetre (1 Million grammes) zwischen 10 bis 60 Gramm fremde Bestandtheile, von Ammoniak allein fand man 1/2 Milligramm auf 1 Litre (1000 Gramm) Wasser. Dabei variiren die Quantitäten sehr nach den Jahreszeiten und andern Verhältnissen; so z. B. enthält das Wasser des Thaus oder kleiner Regen verhältnißmäßig mehr fremde Bestandtheile, als das sehr großer, auch das zuerst gefallene Wasser ist reicher daran, als das zuletzt niederfallende. —

Für unsern gegenwärtigen Zweck ist es hinreichend zu constatiren, daß alles Wasser des atmosphärischen Niederschlages Sauerstoff, Kohlensäure und Ammoniak enthält. Wird ein solches Wasser von porösem Gestein oder lockerem Erdreich aufgenommen, und durchgelassen, so löst es einen Theil der durchlassenden Schichten auf und wird dieser Proceß besonders durch den Gehalt von Sauerstoff, Kohlensäure und Ammoniak gefördert. Wir ersehen daraus, daß terrestrische Wasser, noch weniger als atmosphärische, völlig rein sein können. Bischof führt als Curiosum die Quelle von Dossenheim bei Heidelberg an, sie liefert so reines Wasser, daß kein Reagens eine Wirkung hervorbrachte.

Je nach der Zusammensetzung der durchlassenden Schichten sind natürlich die Bestandtheile des abfließenden Quell- und Flußwassers verschieden nach Qualität und Quantität. Schon Plinius sagt tales sunt aquae, quales terrae, per quas fluunt, qualesque herbarum, quas lavant, succi. Durch die jetzt schon unzähligen Analysen sind die verschiedenen unorganischen Säuren, in ihren Verbindungen mit Erden und einzelnen Metalloxyden in den wechselndsten Verhältnissen nachgewiesen worden. In dieses Detail näher einzugehen, hat für uns kein Interesse, einzelne für die Praxis wichtige Momente werden später noch erörtert werden. —

Dagegen ist es nicht unwichtig, schon hier zu erforschen, wie groß der Inhalt an festen Bestandtheilen überhaupt in verschiedenen terrestrischen Wässern sich herausgestellt hat, weil man bis in die neueste Zeit gerade auf diesen Punkt bei der Trinkwasserfrage einen großen Werth gelegt hat. Natürlich können hier nur Quellen, Brunnen und Flüsse in Betracht kommen, welche instinktmäßig als Trink- oder Kochwasser benutzt werden, während alle eigentlichen Mineralquellen, Soolen und dergl. ausgeschlossen bleiben. —

Ludwig führt in seinem oft citirten Buche die Analysen von 25 Quellen oder gegrabenen Brunnen auf, deren Wasser in Bezug auf den Gehalt fester Bestandtheile sehr variiren. Die meisten enthält ein Brunnen in Leuwarden (Niederlande), nämlich auf 100000 Th. 260,1, die wenigsten ein Brunnen in Amerongen (Niederlande), nämlich nur 12,4. Die Mittelzahl aus den 25 Brunnenanalysen, welche sich beiläufig auf Deutschland, Frankreich und Nordamerika vertheilen, ist 93,3. Wie wenig indessen diese Zahlen für ein allgemeines Urtheil maßgebend sind, beweisen einige Analysen von Magdeburger Brunnen. Ich erhielt dort eine ungedruckte Analyse eines Brunnens in der Nähe des breiten Weges, welche den Gehalt an festen Bestandtheilen auf 360,1 ergiebt und der Apotheker Dankworth hat gefunden, daß die Magdeburger Brunnen zwischen 225 und 358 variiren. Noch abweichender verhalten sich die Brunnen in Dorpat. C. Schmidt machte als Vorarbeit für die künftige Wasserleitung der Stadt 125 Brunnenanalysen und fand den Salzgehalt schwankend zwischen 15 und 407. — Für Quellen gilt übrigens im Allgemeinen das Gesetz, daß ihr Wasser um so reicher an festen Bestandtheilen ist, je weiter vom Ursprunge es geschöpft wird. Auch die Jahreszeiten influiren auf die Beschaffenheit der Quellen. Nach Fehling schwankte der feste Rückstand eines Stuttgarter Brunnens in 19 Monaten zwischen 22 und 55 Theilen.

Von artesischen Brunnen führt Ludwig 12 Analysen an, welche sich auf Deutschland, Frankreich und England vertheilen. Die meisten festen Bestandtheile zeigt ein Brunnen in Southampton, nämlich 131, die wenigsten der Brunnen von Grenelle, nämlich 14,9. Das Mittel aus allen 12 ist 72,0, wir sehen also, daß die artesischen Brunnen weniger variiren, als die Quellen und durchschnittlich weniger feste Bestandtheile führen. Im allgemeinen gilt das Gesetz, daß die artesischen Brunnen einer Gegend um so reicher an festen Bestandtheilen sind, je größer ihre Tiefe ist.

Was nun schließlich das Wasser der Flüsse anbetrifft, so ist dasselbe viel variabler, als das der Quellen und Brunnen. Einmal zeigen die verschiedenen Flüsse einen sehr verschiedenen Gehalt an festen Bestandtheilen und dann nehmen diese im Allgemeinen zu, je weiter der Fluß sich von seiner Quelle entfernt, oder je größer derselbe ist. Am reinsten sind die kleinen Gletscherflüsse in der Nähe ihres Ursprunges, so enthält das Wasser der Möll

bei Heiligenblut, 3844 Fuß über dem Meere, nur 2,61, das der Oetz bei Vent, 5791 Fuß über dem Meere, 3,52, das der Lütschine im Herbst beim Grindelwald geschöpft 9,98, während die Aar bei Bern im Herbst bereits 21,63 enthielt. Sodann wirken die verschiedenen Jahreszeiten bedeutend auf die Flüsse, nach der Schneeschmelze, nach jedem bedeutenden Regenfall, welcher ein Anschwellen des Flusses erzeugt, ist der Gehalt des Wassers an suspendirten und an aufgelösten Substanzen ein verschiedener. Die Weichsel enthielt bei Culm am 4. März 1853 20,35, bei Schwetz am 1. April desselben Jahres 13,52, die Elbe bei Mageburg am 21. April 1859 17,16, und am 30. desselben Monats 23,68, bei Hamburg am 1. Juni 1852 bei Westwind eine halbe Secunde nach dem Eintritt der Ebbe 12,69, der Rhein bei Basel im Herbst 16,94, bei Straßburg 23,17, bei Bonn im März 1851 bei Hochwasser 11,23, ebendaselbst im März 1852 bei niedrigem Wasserstande 17,08. Das Wasser der Seine bei Paris schwankte nach Poggiale im Jahre zwischen 19,0 und 27,7, dagegen fand Peligot im Frühjahr 1855 ein Maximum von 36,3. Der Mississippi enthielt bei Carrolton einige Meilen oberhalb New-Orleans im August 26,5.

Diese Beispiele mögen vorläufig genügen, sie zeigen, daß das Wasser der Flüsse viel weniger feste Bestandtheile enthält, als das der Quellen und Brunnen, daß aber die Schwankungen in demselben Flusse nach den Jahreszeiten sehr bedeutend sind und daß daher eine einzelne Wasseranalyse von einem Fluße durchaus ungenügend ist, um die Beschaffenheit des betreffenden Wassers zu beurtheilen.

Ein ganz besonderes Verhältniß zeigen diejenigen Flüsse, in welche die Ebbe und Fluth des Meeres tief eindringt. Es liegen derartige Untersuchungen nur für London vor und sind dieselben von Thomson ausgeführt. Dieser Chemiker fand folgende Schwankungen in 100,000 Theilen:

in Vauxhall:	zur Zeit der Fluth	146,37
	" " " Ebbe	38,78
in Hungerford:	zur Zeit der Fluth	165,25
	" " " Ebbe	69,77
bei Londonbridge:	zur Zeit der Fluth	161,77
	" " " Ebbe	45,82
bei Greenwich:	zur Zeit der Ebbe	136,68

Von diesen festen Bestandtheilen war mitunter die Hälfte mechanische Beimengungen und unter den gelösten unorganischen Bestandtheilen der größte Theil Kochsalz. —

Es geht aus diesen Analysen von Thomson hervor, daß alle Untersuchungen des Themsewassers ohne Angabe, ob sie zur Zeit der Fluth oder der Ebbe gemacht sind, gar nicht verwerthet werden können und doch giebt der sonst so vortreffliche Wiener Bericht eine ganze Reihe solcher Analysen ohne jene Angaben. —

Die festen Bestandtheile, welche die verschiedenen Wasser enthalten, sind, wie schon oben angeführt wurde, ihrer chemischen Beschaffenheit nach außerordentlich verschieden und man hat danach eigene Gruppen von Quellen und Brunnen aufgestellt. Den größten Theil jener Bestandtheile bilden gewöhnlich die Kalksalze, kohlensaurer und schwefelsaurer Kalk, dann die Chlorverbindungen, namentlich Chlornatrium und Chlormagnesium und die salpetersauren Salze, salpetetersaures Natron, Kali und Magnesia. Auch kohlensaures Natron kommt mitunter in großen Quantitäten vor. — Wie wir aber später sehen werden, sind für die praktische Brauchbarkeit des Wassers gerade einige in sehr kleinen Quantitäten vorkommende Beimischungen von besonderer Bedeutung. —

Ehe wir nun zu dem praktischen Theile unserer Betrachtung übergehen, müssen wir noch einen Gegenstand besprechen, welcher sich hier unmittelbar anreiht und nicht übergangen werden kann, weil ihm im Allgemeinen eine große Wichtigkeit beigelegt wird. Im praktischen Leben, wie in wissenschaftlichen Untersuchungen hört man von der Härte und Weiche des Wassers sprechen und versteht man im Allgemeinen unter hartem Wasser ein solches, das einen großen Gehalt an alkalischen Erden, Thonerde und Eisenoxyd hat. Diese Bezeichnung ist ursprünglich eine instinktive gewesen. Schon Plinius verwirft ein Wasser, welches eine Kruste an dem Kochgeschirr absetzt und die Hülsenfrüchte langsam weich kocht, als unbrauchbar zum häuslichen Gebrauch. Diesem Satz des alten Naturforschers hat man bis in die neueste Zeit eine große Wichtigkeit beigelegt und haben namentlich die Wasserkompagnien in ihren Ankündigungen immer einen besondern Nachdruck darauf gelegt, daß sie weiches Wasser liefern. Im Jahre 1841 machte der Chemiker Clark ein Verfah-

ren bekannt, durch eine Seifenlösung die Härte des Wassers nach bestimmten Graden zu bestimmen. Dieses Verfahren ist später von Campbell, Maumené und Fehling vielfach geprüft und die Grenzen seiner Genauigkeit festgestellt worden. Man findet deshalb in vielen Wasseranalysen den Härtegrad nach Clark'schen Graden angegeben, da derartige Bestimmungen einen praktischen Werth haben. Im Jahre 1855 kündigten ein Paar Franzosen Boutron und Boudet das Clark'sche Verfahren als eine neue Methode zur Untersuchung des Quell- und Flußwassers unter dem Namen Hydrometrie an und erhielten auf einen von Thenard, Dumas und Pelouze der französischen Academie erstatteten Bericht einen Preis von 2000 Fr. für ihre neue Erfindung! —

Uebrigens bestimmt man die Härtegrade des Clark'schen Scala in England in folgender Weise. Man rechnet jeden Grain Kalk oder die einem Grain Kalk äquivalente Menge Magnesia oder Eisen, die in einer Gallone Wasser, also in 70,000 Grain enthalten ist, als einen Härtegrad. In Deutschland hat man statt der 70,000 Gewichtstheile 100,000 angenommen, so daß sich also 1 deutscher Härtegrad zu einem englischen, wie 0,7 zu 1 verhält. Diese Art zu rechnen hat, wie wir später bei der Anwendung des Wassers zu industriellen Zwecken sehen werden, einen gewissen Werth, wegen der Leichtigkeit der Bestimmung und der Kürze des Ausdrucks. Wenn z. B. gesagt wird, der Härtegrad eines Wassers sei 50, so heißt das soviel, als das betreffende Wasser enthält $^{1}/_{20}$ pCt. alcalischer Erden. —

Eine bestimmte Grenze zwischen weichem und hartem Wasser giebt es indeß nicht, denn jedes natürlich vorkommende Wasser enthält eine, wenn auch noch so kleine Quantität Erdsalze, hat daher auch einen bestimmten Härtegrad. Im allgemeinen bezeichnet man aber Wasser von einem geringen Härtegrad als weiches, einige Schriftsteller nennen Wasser, welches 0,5 pCt. feste Bestandtheile, andere erst solches, welches 1,0 pCt. enthält, hartes Wasser, während im industriellen Sprachgebrauche, wie wir später erfahren werden, schon viel reinere Wasser als harte angesehen werden. —

Uebrigens unterscheidet man eine permanente Härte des Wassers von einer temporären. Jedes Wasser nämlich verliert beim längeren Stehen oder durch Kochen seine Kohlensäure und setzt kohlensaure Verbindungen ab,

sein Härtegrad ist also vorher ein größerer, als nach der Ausscheidung. Die zuerst bestimmte Härte nennt man eine temporäre, die spätere unveränderliche die permanente. —

Wenn wir uns nun zu dem eigentlichen Gegenstande unserer Betrachtung, zu der Frage wenden, wie richtet man am zweckmäßigsten die Wasserversorgung einer großen Stadt ein? so ist es vor allem wichtig, daß wir uns darüber klar werden, zu welchen Zwecken das zu liefernde Wasser gebraucht werden soll, welche Beschaffenheit dasselbe haben muß, um diesen Zwecken zu entsprechen und welche Quantität erforderlich ist, für eine bestimmte Zahl von Bewohnern. —

Das Wasser für eine Stadt wird benutzt:

1. zum Trinken für Menschen und Thiere,
2. zum Bereiten der Speisen,
3. zum Waschen und Baden des Körpers, zum Reinigen der Leibwäsche und Kleider, zum Scheuern der Geräthschaften und Wohnräume,
4. zu industriellen Zwecken,
5. zum Besprengen der Straßen, Grasplätze und Gärten, zum Speisen der Springbrunnen, zu Feuerlöschzwecken, zum Spülen der Rinnsteine und Kloaken.

Das Wasser ist das wichtigste und unentbehrlichste flüßige Nahrungsmittel der Menschen und der Thiere, weil alle im Organismus vorgehenden Umsetzungsprocesse durch dasselbe vermittelt werden. Wenn aber in der Physiologie vom Wasser die Rede ist, so versteht man darunter stets reines Wasser, wir werden daher vom physiologischen Standpunkte aus sagen müssen, Trinkwasser muß reines Wasser sein. Nun giebt es aber, wie wir oben gesehen haben, auf der Erde überhaupt kein reines Wasser, wenn wir also nicht immer mit einem Destillationsapparat herumgehen wollen, sind wir genöthigt, Wasser zu trinken, welches allerhand ihm fremde Bestandtheile enthält. Außerdem ist auch von mancher Seite behauptet worden, gutes Trinkwasser müsse einige fremde Substanzen enthalten, um angenehm und nützlich zu sein; was die nähere Bestimmung dieser Substanzen anbetrifft, so berufen sich die meisten Fachmänner auf den Instinkt der

Menschen, durch welchen jedes nachtheilige Wasser zurückgewiesen werde. — Wir werden also zunächst nachsehen müssen, welche terrestrischen Wasser instinktmässig als gute bezeichnet werden. Im Allgemeinen wird ein Wasser gern getrunken, welches kalt (7—10⁰), klar, geruchlos und von einem etwas pikanten Geschmack ist. Diesen Geschmack erhält das Wasser durch die Kohlensäure. Demnach verlangt also der Instinkt der Menschen ebenfalls reines Wasser, welches nur eine geringe Quantität Kohlensäure enthält, er begnügt sich aber auch bei einiger Gewöhnung ohne die letztere zu leben, welche daher nur als eine Art Luxusartikel anzusehen ist. Es erscheint aber auch Wasser, welches drei bis vier Theile Salze auf 1000 Th. enthält, dem Geschmack unter Umständen nach, ganz angenehm und kann auch vollständig gesund sein, weil der Organismus die Fähigkeit hat, diesen Ballast wieder zu eliminiren, ohne dadurch beschädigt zu werden; dabei kommt es aber sehr darauf an, welche Salze es sind. Kohlensaurer Kalk, kohlensaures Natron und etwas Kochsalz, auch Eisen sind angenehm und unschädlich, dagegen können schwefelsaure Salze schon in kleinen Quantitäten sehr unangenehm und nachtheilig werden, am gefährlichsten sind aber die salpetersauren und Ammoniak-Salze, mit welchen gleichzeitig organische, namentlich thierische Substanzen aufzutreten pflegen. Schon ein $^1/_{100}$ pCt. organischer Substanz kann ein Wasser vollständig unbrauchbar und höchst schädlich machen. Worin liegt diese Gefahr? Sie liegt darin, daß die organischen Substanzen des Wassers gewöhnlich in dem Zustande der Zersetzung sich befinden, daher dem Körper einverleibt als Ferment auf andere organische Flüssigkeiten wirken können. Was die bis in die neueste Zeit wiederholte Behauptung betrifft, daß ein gesundes Trinkwasser eine gewisse Quantität Kalksalze enthalten müsse, welche zur Knochenbildung dienen sollten, so giebt es dafür gar keinen Beweis und auch das zum Beweise gewöhnlich angeführte Experiment mit dem Boussingault'schen Schweinchen ist schon von Friedleben beseitigt worden. —

Wir können also sagen, daß zum Trinkwasser jedes vollständig reine Wasser genügt, daß aber ein Gehalt von Kohlensäure angenehm, ein geringer Zusatz von kohlensauren Alkalien und Erden nicht nachtheilig ist, daß dagegen auch der geringste Gehalt von organischer Substanz bedenklich und unter Umständen höchst nachtheilig sein kann. Den Gehalt des Was-

sers an festen Bestandtheilen in irgend einer Weise limitiren zu wollen, wie es der Congreß in Basel und neuerdings noch Poggiale in seinem Berichte über die Pariser Wasserleitung gethan haben, welche beide $1/20$ pCt. als Maximalgrenze feststellten, ist eine willkürliche Behauptung, welche in ihrer Allgemeinheit keine wissenschaftliche oder praktische Basis hat. —

2. Das Wasser, welches zum Bereiten der Speisen gebraucht wird, ist am besten vollständig reines, auch der Kohlensäuregehalt, welcher beim Trinkwasser noch als wünschenswerth erschien, ist hier ganz überflüssig. Organische Substanzen sind hier ebenso gefährlich, desgleichen die schwefelsauren, salpetersauren und Ammoniak-Salze, aber auch die kohlensauren Alkalien und Erden, deren Beimischung beim Trinkwasser ziemlich gleichgiltig schien, können hier nachtheilig werden. Namentlich bewirken die Kalk- und Magnesia-Verbindungen durch ihre unlösliche Verbindung mit der unter der Samenhaut liegenden Eiweißschicht der Leguminosensamen, daß die Hülsenfrüchte in derartigem Wasser nicht weich kochen und andere Vegetabilien eine dem Auge widerwärtige Farbe annehmen. —

Zum Bereiten der Speisen ist also ein Wasser nöthig, welches möglichst weich, d. h. rein sei, übrigens aber die Eigenschaften haben muß, welche schon beim Trinkwasser erörtert sind. —

3. und 4. können wir zusammenfassen, es handelt sich um das Wasser, welches wir zum Waschen und zu industriellen Zwecken brauchen. Es ist allbekannt, daß durch hartes Wasser, d. h. solches, welches alkalische Erden enthält, die Seife zersetzt wird, indem jeder Gewichtstheil Kalk, oder eine dem entsprechende Quantität Magnesia, 10 Gewichtstheile wasserfreie Natronseife zerlegt, und daß diese neugebildete Kalk- oder Magnesiaseife zum Waschen unbrauchbar ist. Danach ist also zum Waschen chemisch reines Wasser am brauchbarsten, während jede Beimischung von Kalk oder Magnesia einen Verlust herbeiführt. —

Ebenso verhält es sich mit manichfachen Gewerben, worauf der Wiener Bericht mit Recht ein großes Gewicht legt. Färbereien und Gerbereien werden kein Wasser gebrauchen können, in welchem alkalische Erden oder Eisenoxyd vorhanden ist, desgleichen sollen Bierbrauereien und Branntweinbrennereien durch hartes Wasser beeinträchtigt werden. Für

andere industrielle Zwecke sind wiederum die salpeter- und salzsauren Verbindungen im Wasser höchst nachtheilig, namentlich bei der Mörtelbereitung. Mauerwerk, welches mit derartigem Mörtel aufgeführt ist, pflegt bei feuchtem Wetter feucht und fleckig zu werden, während bei trockener Witterung die Salze effloresciren. —

Gehalt an schwefelsaurem Kalk (Gyps) macht das Wasser zum Speisen von Dampfkesseln unbrauchbar, wegen der massigen Bildung von Kesselstein, durch welchen Explosionen herbeigeführt werden können.

Daraus geht also hervor, daß zum Waschen, wie zu vielen industriellen Zwecken ein möglichst reines Wasser erforderlich, ein hartes vollständig unbrauchbar ist. Da es nun aber auf der Erde kein Wasser giebt, welches ganz frei von Kalk, Magnesia, Natron u. s. w. ist, destillirtes Wasser aber für die meisten Zwecke zu theuer werden würde, so hat man natürlich immer ein Wasser von einem gewissen Härtegrade anwenden müssen und es hat sich erfahrungsmäßig herausgestellt, daß ein Wasser, dessen unorganische Bestandtheile auf 100,000 Theile 18 Theilen Kalk in ihrer Wirkung entsprechen, noch zum Waschen und zu den meisten industriellen Zwecken brauchbar ist, ein härteres dagegen nur mit Nachtheil verwendet werden kann. —

Was 5. das Wasser betrifft, welches zum Besprengen der Straßen und Gärten, zur Speisung der Springbrunnen, zu Feuerlöschzwecken und zum Ausspülen der Rinnsteine und Kloaken bestimmt ist, so kommt es auf die chemische Zusammensetzung bei demselben wenig an und ist nur zu verlangen, daß dasselbe geruchlos sei und nicht viele suspendirte Stoffe enthalte. —

Schließlich müssen wir noch einer Verwendung der Kunstwasser gedenken, welche, so viel bekannt geworden ist, vorläufig nur in Hamburg stattfindet, nämlich die Benutzung desselben als bewegende Kraft für kleine Maschinen. Von diesem Wasser dürfte dasselbe gelten, was von dem Sprengwasser gesagt ist.

Aus dem Vorstehenden ergiebt sich nun, daß ein Wasser, welches gleichzeitig zum Trinken, Kochen, Waschen und sonstigen industriellen Zwecken brauchbar sein soll, folgende Eigenschaften haben muß. Es muß kalt (7—10°), klar, geruchlos sein und keinen oder einen angenehmen Ge-

schmack haben. Die Summe der festen Bestandtheile muß eine sehr geringe sein, lebende Organismen und in Zersetzung begriffene Substanzen dürfen gar nicht darin vorkommen. Die Summe der alkalischen Erden und des Eisenoxydes darf nicht größer sein als 18 auf 100,000, die löslichen schwefelsauren Alkalien und Magnesia, so wie die salpetersauren Salze dürfen nur einen geringen Bruchtheil der festen Theile ausmachen. — Schließlich darf das betreffende Wasser weder durch den Einfluß der Jahreszeiten noch durch sonstige atmosphärische, tellurische oder industrielle Verhältnisse in seinen wesentlichen Eigenschaften verändert werden, es muß vielmehr zu jeder Zeit sich wesentlich gleich bleiben. —

Der dritte Punkt, welchen wir hier noch zu besprechen haben, ist die Frage, welche Quantität des Wassers ist nöthig, um eine bestimmte Zahl von Menschen für die oben angegebenen Zwecke zu versorgen. Man kann die Beantwortung dieser Frage auf zwei verschiedenen Wegen versuchen, indem man einmal a priori festzustellen sucht, wie viel Wasser ein Städtebewohner zum Trinken, Kochen, Waschen und zu industriellen Zwecken braucht und wie viel sonst noch zu öffentlichen Zwecken nöthig ist, oder indem man die Erfahrungen anderer Städte, welche bereits seit Jahren Wasserleitungen haben, ohne Weiteres im Ganzen benutzt. Wider Erwarten findet man in den bisherigen Veröffentlichungen viel weniger Material zur Beantwortung der vorliegenden Frage, als wünschenswerth ist. Einestheils besitzen wir nur wenige zuverlässige Berichte von den mit Wasserleitungen versehenen Städten, anderntheils aber scheinen an verschiedenen Orten die Bedürfnisse außerordentlich verschieden zu sein. Dazu kommt noch, daß in den meisten Städten die Wasserwerke Eigenthum von Privatgesellschaften sind, welche nur den Zweck haben Geld zu verdienen, also in der Abgabe des Wassers ganz andern Principien folgen, als die Communen. —

Ein bedeutendes Hinderniß für die richtige Beurtheilung des Wasserbedürfnisses einer Stadt liegt überdieß darin, daß sehr oft Lieferung und wirklicher Verbrauch nicht identisch sind, sondern vielmehr weit auseinandergehen. Dieses Verhältniß findet überall da statt, wo das intermittirende System der Lieferung besteht, welches man in der neuern Zeit ziemlich allgemein verlassen hat. In London angestellte Versuche führten

zu dem auffallenden Resultate, daß 2/3 von dem gelieferten Wasser unbenutzt wieder abfloß. Daher lassen sich die Verbrauchsangaben verschiedener Städte nicht ohne weiteres mit einander vergleichen. Wie weit die angeblich verbrauchten Quantitäten in verschiedenen Orten von einander abweichen, geht aus der folgenden kleinen Zusammenstellung hervor. Es wurde verbraucht pro Tag auf den Kopf der Bevölkerung

in Rom	16,68	Eimer	oder	30,28	Kubik-Fuß,
„ New-York .	10,04	„	„	18,84	„
„ Marseille .	3,29	„	„	6,17	„
„ Bordeaux .	3,00	„	„	5,63	„
„ Genua . . .	2,12	„	„	3,98	„
„ Glasgow .	1,77	„	„	3,32	„
„ London . .	1,68	„	„	3,15	„
„ Paris	1,59	„	„	2,98	„
„ Toulouse . .	1,38	„	„	2,59	„
„ Genf	1,30	„	„	2,44	„
„ Philadelphia	1,24	„	„	2,33	„
„ Edinburgh .	0,88	„	„	1,65	„

Der ungeheure Verbrauch in Rom erklärt sich wohl einfach dadurch, daß die großen Wasserleitungen zu einer Zeit angelegt wurden, als die Stadt zehnmal so groß war als jetzt, so daß man wohl annehmen kann, jene Quantität wird jetzt gar nicht gebraucht, sondern nur geliefert, um ungenutzt abzufließen. Dagegen sind die kleinern unter einander nicht sehr abweichenden Angaben wohl als die richtigen aufzufassen.

Wenn man versuchen will die einzelnen Quantitäten des Wassers, welche jeder Mensch täglich für sich braucht, zu schätzen, so hat das seine großen Schwierigkeiten und es stellt sich heraus, daß in jedem Lande diese Schätzung nach der Sitte der Bevölkerung anders ausfällt. In Paris nimmt man an, daß eine Person zu ihrem Privatgebrauch täglich 0,35 Eimer oder 0,657 Kubikfuß bedarf, in Glasgow und Paisby 0,12 Eimer oder 0,225 Kubikfuß, in London 0,4 bis 0,5 Eimer oder 0,750 bis 0,938 Kubikfuß; die Wiener Commission schätzt den Verbrauch auf 0,6 Eimer oder 1,126 Kubikfuß täglich. — Noch viel schwerer zu bestimmen sind aber diejenigen Wassermengen, welche zu anderen Zwecken verbraucht werden.

In London nimmt man z. B. an, daß der Verbrauch der Fabriken, Bahnhöfe u. s. w. 1/12 dessen beträgt, was an die Privathäuser abgegeben wird und die Wiener Commission glaubt ein Maximum anzunehmen, wenn sie die Quantität auf 5/12 erhöht. Dagegen beträgt gegenwärtig in Magdeburg diejenige Quantität Wasser, welche die Fabriken verbrauchen, den dritten Theil des Gesammtverbrauches, ein Verhältniß, welches nirgend wiedergefunden wird und wohl nicht allein durch den großen Reichthum an Fabriken, Bahnhöfen u. s. w. erklärt werden kann. — Uebrigens ist Magdeburg ein Beispiel dafür, daß sich der Verbrauch des Wassers an einem Orte sehr rasch steigert und zwar nicht nur in der Art, daß mehr Privatleute auf das Wasser abonniren, sondern gerade in der Benutzung des unbezahlt gelieferten Wassers. In den fünf Jahren von 1860—1864 hat sich der Verbrauch gesteigert:

in den Fabriken gegen Bezahlung von 16 Mill. auf 22 Mill. Kubikfuß,
also um 37,5 pCt.,
in den Haushaltungen gegen Bezahlung von 4 Mill. auf 6 Mill. Kubikfuß,
also um 50,0 pCt.,
für öffentl. Zwecke incl. der Pumpen ohne Bezahlung von 16 M. auf 37 M. K.,
also um 131,5 pCt.,
im Ganzen von 37 Millionen auf 65 Millionen Kubikfuß,
also um 75,6 pCt.

Auf den Kopf der Bevölkerung kamen im Magdeburg täglich

im Jahre	1860	1,3	Kubikfuß,
„ „	1861	1,3	„
„ „	1862	1,4	„
„ „	1863	1,8	„
„ „	1864	2,1	„

Wenn man also, wie es von Hagen vorgeschlagen ist, zwei Kubikfuß auf den Kopf rechnet, so ist das ein wahrscheinlich schwer zu erreichendes Maximum, namentlich in Städten, welche keine große Fabrikthätigkeit haben.

(Schluß folgt.)

Kritiken und Referate.

Dr. E. Laubert. Der Genfer See. Die Insel Wight. Reise-Skizzen. Zweite Folge. Danzig. Verlag von Kasemann 1865. (184 S. gr. 16.) 15 Sgr.

Der Verfasser, welcher sich die Aufgabe gestellt, seine Danziger Landsleute im Geiste, während der Winter mit Strenge gebietet, unter einen milden Himmel zu geleiten, hat in bereits früher veröffentlichten Vorträgen von Venedig, Genua und Nizza gehandelt. Anknüpfend an letztere, führt er seine aufmerksamen Hörer (jetzt Leser) auf der Straße, welche das Aostathal mit dem Wallis verbindet, über den großen St. Bernhard, an die Gestade des Genfer Sees, und in seinem zweiten Vortrage über die Seinestadt und Havre zur englischen Insel Wight, dem Vectis der Alten. Der Verfasser giebt nicht, — wie der Titel des Buches andeutet — Reiseskizzen, keine persönlichen Erlebnisse, Anschauungen und Eindrücke; er entrollt vielmehr ein interessantes Gesammtgemälde von reicher Farbenpracht, immer in den Duft der Ferne gehüllt, nirgends ins Einzelne gehend, das Detail der Erscheinungen andeutend aber nicht erschöpfend. Ganz künstlerisch das Einzelne dem Totaleindrucke opfernd, gewähren seine Bilder nicht Unterhaltung im Sinne der sonstigen Reiseschriften, sondern versetzen den Leser in eine Stimmung, die zuletzt so traumhaft und unbestimmt wirkt, wie beim Anhören einer lieblichen Musik.

So hat der Verfasser seinen Zweck, uns über die Rauheit unseres nordischen Klimas hinwegzutäuschen, in vollstem Sinne erfüllt. Er versetzt uns mit einem Schlage in milde, glücklichere Regionen und hält uns in seinem Zauberkreise gefangen. Wir überlassen uns seiner Führung sorglos, weil sein feingebildeter Sinn, sein warmes Gefühl, sein Interesse

für jede nur irgend bemerkenswerthe Erscheinung, sei es der Natur, sei es der Bewohner oder der Geschichte, vom ersten Augenblicke an uns erfreut und fesselt. Der Wirkung immer gewiß, einen hohen Bildungsgrad bei seinen Hörern voraussetzend, begnügt er sich die Dinge zu nennen ohne sie zu malen. Die Pracht der Alpen und des Meeres, das milde Klima von Montreux und dem Undercliff; Chillon, die neue Heloise, Saussure, Byron, Genf und Osborne, — geben dem Verfasser keine Veranlassung zu ausführlichen Darstellungen, sondern werden von ihm wie Töne benutzt, die an sich wirken und mit einander verbunden eine Symphonie bilden. Er handhabt sein Material wie die Tasten eines großen Instruments.

Das Büchlein gehört hiernach zu denjenigen, welche man vorzugsweise „liebenswürdig" nennt. Der Gelehrte wird sein Wissen daraus nicht bereichern; pikante Darstellungen sucht man vergebens; kein Anecdotenschnörkel findet darin Platz; aber blaue Fluthen, darin sich die Alpenspitzen spiegeln und ein glückliches menschenseliges Gestade; ein rauschendes Meer, hohe Kreideufer und Seevögel über einem freien Eilande kreisend; das sind die Elemente, daraus die Bilder unseres Autors zusammen gesetzt sind. L. P.

Gustav de Veer. Prinz Heinrich der Seefahrer und seine Zeit. Mit einer Einleitung über die Geschichte des portugiesischen Handels und Seewesens. Aus den Quellen dargestellt. Danzig. Verlag von A. W. Kafemann 1864. (XX u. 268 S. gr. 8.) 1½ Thlr.

Etwas verspätet bringen wir de Veer's Prinz Heinrich zur Kunde unserer Leser. Der Verfasser, jetzt unserer Provinz angehörig, war vor längerer Zeit durch ein Brustleiden gezwungen worden, nach dem Süden zu gehen; zwei Jahre brachte er in Madeira, mehrere Wochen in Lissabon zu. Während dieser Zeit beschäftigte er sich mit der portugiesischen Geschichte und vorzugsweise mit der Heinrich des Seefahrers. Die Kenntniß der portugiesischen Sprache kam ihm dabei sehr zu Statten. Dankend hebt der Verf. die Unterstützung hervor, welche ihm bei seinen Arbeiten theils von portugiesischen Behörden, theils von einzelnen hochgestellten Personen, Portugiesen, Engländern, Preußen gewährt wurde. —

Das Buch zerfällt in zwei Theile: 1. Geschichte des portugiesischen Handels und Seewesens von den ältesten Zeiten bis in die Anfänge des funfzehnten Jahrhunderts. S. 1 bis 68. Wir können diesen ersten Theil leicht übergehen, da er im Ganzen genommen wenig Neues und Interessantes bietet, wir auch die Hauptresultate in F. W. Schubert's Statistik von Portugal, Schäfer's Geschichte von Portugal Bd. 1 u. 2, freilich nicht in diesem Zusammenhange finden. Gelegentlich bemerken wir dabei, daß wir nur ungern in dem am Anfange abgedruckten Verzeichniß der benutzten Werke so manchen bedeutenden Namen deutscher Gelehrten vermissen, so L. von Buch, Physikalische Beschreibung der canarischen Inseln. Berlin 1825 u. A.

Ungleich interessanter und wichtiger ist der zweite Theil: Dom Henrique S. 69 bis 262. Für den neuen Stoff, den der Verf. hier zu verarbeiten hatte, fand er vorzugsweise ergiebige in der bis jetzt nur von Wenigen noch benutzten Quelle des Cronica de Guiné pelo Azurara, des Freundes und Zeitgenossen Heinrich's, welche von Ferdinand Denis im Louvre aufgefunden 1841 auf Kosten der portugiesischen Regierung herausgegeben wurde. Die Geschichte Prinz Heinrich's wird mit vollem Rechte in zwei gesonderten Theilen vorgetragen; im ersten Buche S. 69 bis 144 Heinrich's Jugend und Kriegszüge, im zweiten zusammenhängend die Zeit seiner Entdeckungen. —

Am 4. März 1394 wurde Heinrich geboren. Er war der dritte Sohn Johann's I. Schon frühzeitig sehen wir den jungen Prinzen sich mit Erdkunde, Mathematik, Sternkunde, Geschichte beschäftigen. Um seinen drei ältesten Söhnen den Ritterschlag auf dem Schlachtfelde ertheilen zu können, unternahm König Johann I. den Zug gegen Ceuta, so gefahrvoll für Portugal, wie einst Carthago für Rom. Im Jahre 1420 wurde Ceuta eingenommen. Die nächsten Jahre werden ausgefüllt durch die Sorge um die Erhaltung dieses von den Mauren oft angegriffenen Ortes. Dasselbe Jahr bringt dem im Kampfe schon erprobten Prinzen eine Berufung durch den Pabst zum Oberbefehlshaber des Heeres gegen die Türken und die Ernennung zum Großmeister des Christusordens. 1437 kämpft er gegen Tanger. — Es folgt nun die Zeit seiner Entdeckungen, theils von ihm selbst unternommen, theils von ihm nur geleitet.

Zum großen Theil „aus seiner religiösen Gesinnung entsprang," wie

der Verf. meint, „der Wunsch den Glauben zu verbreiten, sowol im Kampfe mit dem Mohamedanimus in Nordafrika, als auch in jenen fernen Gegenden, denen die Schiffe der Entdecker zusteuerten;" viel eher war es wol die Hoffnung, an der Westküste Afrika's reiche und blühende Provinzen der Araber für sein Vaterland zu erwerben. — Wir müssen uns begnügen, die Reihenfolge der hauptsächlichsten Entdeckungen kurz anzuführen und können nur unsere Leser auf die Lektüre der gerade hier sehr poetisch — oft zu poetisch — beschriebenen Reisen verweisen, da wir zudem das Meiste auf Treu' und Glauben hinnehmen müssen, weil uns zur Vergleichung die von dem Verf. benutzten Quellen, theils Manuscripte, theils seltenere portugiesische Werke fehlen. — Ceuta war das Thor zu neuen Entdeckungen. 1420 folgte die Entdeckung von Porto Santo, Madeira, dann Besitznahme der Salvagens, 1424 der Canarien; 1431 und 1432 durch Cribral die Eroberung von Formigas und Sta Maria. Bis 1436 bringt Gil Eannes nach der Umschiffung des Cap Bojador bis zum Rio do Ouro vor; 1441 gelangt Nuno Tristan bis an das weiße Vorgebirge; João Fernandez geht 1445 durch die Wüste und beschreibt einen Theil derselben; im folgenden Jahre wird der Senegal aufgefunden. Von 1450 ab gehen die wichtigsten Expeditionen nach den Canarien; Cadamosto entdeckt 1456 die Inseln des grünen Vorgebirges, das rothe Vorgebirge, den Rio Grande ꝛc.; 1460 stirbt Heinrich. —

Wir verweisen unsere Leser speziell auf die Beschreibung der Eroberung von Ceuta, der Entdeckung der Canarien, der Azoren. — Vieles findet sich, wie es die Natur der Quellen bedingt und wie es bei einer oft zu breit gearbeiteten Monographie natürlich ist, in größeren Werken, wie dem Schäferschen, fast wörtlich vor. Doch wollen wir darum dem Verf. keinen Vorwurf machen, viel eher den, daß die Darstellung noch an manchen Ueberschwänglichkeiten leidet und an einer etwas gespreizten und gesuchten Diction, die von einem nicht ganz geläuterten Geschmack zeugt.

Häufig finden sich Citate von Dichtern, die nicht recht passen wollen. Wir wählen aus der großen Zahl nur ein beliebiges. S. 134 die Beschreibung der Bewohner Marokko's: „Heute Fischer, morgen Piraten durchschifften sie mit ihren Galeeren die römische See nach allen Richtungen.

Auf dem weiten Mittelmeere
Gilt des Muselmann's Gesetz,
Pfeilschnell rudert die Galeere,
Sklaven braucht der Markt von Fez. (Freiligrath.)

Auch manche Eigenthümlichkeiten in der Schreibweise hat der Verf. aufzuweisen; so teutsch; Henrique, Heinrich, Henri durch einander gemischt u. a.; Malereien von Kämpfen wie etwa S. 207 ff. zwischen den Guineern und Portugiesen wird der Verf. doch schwerlich als wirklich dagewesen selbst ansehen wollen. —

Zum Schlusse folgen werthvolle Bemerkungen über Azurara. Beigegeben sind dem Buche ein Bild des Prinzen Heinrich aus den Jahren 1448 oder 1449; ferner sein Facsimile und eine Zeichnung seines Grabdenkmals zu Batalha; die Mappemonde des grandes chroniques de St. Denis du temps Charles V (1364 bis 1372) manuscrit de la bibliothéque de St. Géneviéve, sowie eine recht gelungene Karte von Ceuta.

Die Ausstattung des Buches ist in jeder Beziehung glänzend zu nennen; wir freuen uns um so mehr darüber, da der Verlag unserer in dieser Beziehung gerade nicht bevorzugten Provinz angehört. —

F. K.

Bericht über die Aufdeckung altpreußischer Begräbnißstätten bei dem zum Gute Bledau gehörigen Vorwerke Wiskiauten im Samlande.

Während des diesjährigen im Samlande abgehaltenen Herbstmanöver's der Königl. 1. Division erhielt ich für die Dauer des 1. bis 9. August mit meiner Kompagnie Kantonnements-Quartiere in dem Dorfe Müllsen, welcher Ort das Rudauer Schlachtfeld im Norden begrenzt. Ein Spaziergang nach dem $1/4$ Stunde südlich vom Dorfe gelegenen Denkstein, zu Ehren des in genannter Schlacht gefallenen Ordens-Marschalls Hennig Schindekopp errichtet, veranlaßte mich, bei meinem Wirthen, dem köllmischen Besitzer Julius Robbe, Erkundigungen einzuziehen, ob nicht noch jetzt beim Pflügen Ueberbleibsel aus jener Schlacht zu Tage gefördert würden. Im Laufe des Gesprächs theilte er mir mit, daß vor einigen Jahren der Be-

sitzer von Bledau, Herr von Batocki, den von Mülsen über Vorwerk Wiskiauten nach Kranz führenden Landweg verlegt, und zu dem Zweck eine kleine mit Eichen und Unterholz bestandene Höhe habe durchstechen lassen, bei welcher Gelegenheit von den Arbeitern eine Menge alter Waffen und halbverbrannter Menschen- und Pferdeknochen gefunden worden seien.

Am andern Nachmittage machte ich mich dorthin auf den Weg, um mich durch den Augenschein von der Lage und den Verhältnissen dieses wichtigen Fundortes zu überzeugen. Zuerst sprach ich in Wiskiauten an; die Instleute dieses Vorwerks waren hauptsächlich zu den oben erwähnten Arbeiten verwendet worden; sie bestätigten die Mittheilungen des Rodde und brachten mir einige Ueberreste, so z. B. eine Lanzenspitze, eine Scheere und verschiedene unbedeutende Bruchstücke. Einer der Arbeiter holte eine eiserne Streitaxt hervor, welche er selbst dort gefunden und sich durch den Dorfschmied zu einer Holzaxt hatte umformen lassen; leider war hierbei die scharf auslaufende Spitze abgenommen worden. Für ein Billiges erstand ich dies interessante Exemplar, und begab mich dann selbst an den Fundort, dessen Beschreibung hier Raum finden möge. Die erwähnte kleine Höhe, welche der umgelegte Kranzer Landweg an der tiefsten Stelle auf circa 6 Fuß durchschneidet, liegt etwa 400 Schritte nördlich von Wiskiauten. An den Rändern des Hohlweges erkennt man deutlich die Bodenbeschaffenheit der Kuppe; unten grober steiniger Kies, darüber eine schwarze, holzkohlenhaltige Humus-Schicht, etwa 1 bis 1½ Fuß mächtig; aus letzterer ragten noch viele halbverbrannte Pferdeknochen sowie Umfassungssteine der alten Grabhügel hervor. Rechts vom Wege dehnt sich die Kuppe noch etwa 60 Schritte aus, fällt dann zur Ebene ab; früher mit Eichen bestanden, ist sie jetzt abgeholzt, jedoch noch nicht unter dem Pfluge; zur Gewinnung von Mergel sind mehrere tiefe, breite Gänge eingetrieben; an vielen Stellen ragen die Kranzsteine von Hünengräbern vor; hier sind hauptsächlich die oben erwähnten alten Waffenstücke gefunden worden.

Von höchstem Interesse jedoch für den Alterthumsforscher ist der links vom Wege sich hinziehende, ungefähr 30 Morgen große Eichenwald. Dichtes, fast undurchdringliches Unterholz scheint den Eintritt in diesen uralten

heiligen Hain wehren zu wollen, dessen den Landesgöttern und den Verstorbenen geweihter Boden noch nie durch eine Pflugschaar entweiht worden. Unter dem schirmenden Dache vereinzelter Eichen liegt hier Grabhügel neben Grabhügel, kleinere und größere; mächtige Steine mit altersgrauem Moose bedeckt, ragen hier und da aus dem Boden hervor. Wieviele Generationen der alten Landesbewohner mögen hier im Schooße des gewaltigen Friedhofes ruhen? Und die wievielte Generation mögen die Eichen sein, die immer sich verjüngend, mit ihren mächtigen Wurzeln die ehrwürdigen Grabhügel zu schützen scheinen? Bei meinen späteren Nachgrabungen fand ich tief in der Erde in der Kohlenschicht der Hünengräber halbverkohlte Eicheln, ein Beweis, daß in jener grauen Zeit schon hier ein geheiligter Eichenwald gestanden. Die Bodenbeschaffenheit im Walde selbst ist verschieden; die Grabhügel sind theils harter, fester Lehmboden, theils bestehen sie aus dem schon erwähnten kiesigen Untergrund, mit schwarzem Humus durchmischt. Von besonderem Interesse ist der 50 bis 60 Schritt breite und etwa doppelt so lange Strich des Waldes, welcher hart am Wege sich hinzieht. Der Boden ist locker, schwarz, stark mit Holzkohle durchmischt, ganz eben ohne Grabhügel-Erhebungen, und doch war es gerade dieser engbegrenzte Raum, auf welchem ich in der geringen Tiefe von 1 bis 2 Fuß den so bedeutenden Fund an Alterthümern machte. Die dicht unter der Oberfläche noch unberührt liegenden Kranzsteine, sowie der von ihnen noch unversehrt eingeschlossene Reichthum an alten Waffen zeigt deutlich, daß auch dieser Theil des Waldes seit undenklichen Zeiten trotz der verschwundenen Hügel noch nie unter Kultur gestanden; vielleicht ebnete sich beim Fällen früherer Eichengenerationen dieser lockere Boden von selbst ein.

Nachdem ich mich am ersten Tage so genugsam von der äußeren Beschaffenheit dieser heidnischen Begräbnißstätte überzeugt, begann ich schließlich noch mit einem Stücke Holz an den Rändern des Hohlweges oberflächlich die lockere schwarze Schicht etwas fortzuräumen und fand dabei gleich eine Speerspitze, ein eisernes Gebiß und mehre kleine halbverbrannte und verrostete Eisen-Ueberreste. Ein solcher Erfolg mußte natürlich das höchste Interesse zu ausgedehnteren Nachgrabungen anregen und begab ich mich am folgenden und den übrigen Nachmittagen, so oft es

mir die freie Zeit gestattete, nach den Strapazen des Manöver's mir kaum die nothwendigste Ruhe gönnend, und nachdem ich mir von einem der Herren Inspektoren des Gutes Bledau Erlaubniß zu meinen Nachforschungen eingeholt, an Ort und Stelle, um nach Kräften die so viele Jahrhunderte schon schlummendern Alterthumsschätze zu heben. Mit dem nöthigen Handwerkszeug versehen und von einigen meiner Leute unterstützt, wurden unsere Anstrengungen gleich am ersten Tage von den schönsten Erfolgen gekrönt. Zum Beginn der Arbeiten wählte ich mir nicht einen der vielen Hügel im Innern des Waldes, sondern grub, von einer gewissen Ahnung getrieben, gleich in dem schwarzen, lockern Waldboden links vom Wege ein. Ich hatte das Glück, gerade auf die Mitte eines Grabes zu stoßen; der in geringer Tiefe von 1½ bis 2 Fuß liegende Steinkranz gab mir den Umfang desselben an. Innerhalb desselben, kaum einen Fuß unter der Oberfläche fand ich nacheinander zuerst 7 Lanzen- resp. Speerspitzen, mehre Bronzestücke und schließlich unten ein circa 2 Fuß langes Schwert von Eisen, an dessen Spitze der angerostete eiserne Schuh der jedenfalls verbrannten Scheide. In dieser Art, bei dem Mangel der Hügelerhebungen mich dem Zufalle vertrauend, weitergrabend, fand ich an diesem wie an den folgenden Nachmittagen, immer an dieser selben Waldstelle eine Masse von Alterthümern, wie sie wohl selten noch in einem Fundort dieser Provinz zu Tage gefördert sein mögen. An den 5 Nachmittagen, welche ich zu diesen Arbeiten verwenden konnte, wurden von mir folgende Gegenstände ausgegraben: 1 Schwert, 21 Lanzen- resp. Speerspitzen von verschiedenster Länge und Form, 2 Gebisse und ein do. Bruchstück, 8 Steigbügel, 1 Stachelsporn, 6 Messerklingen, 1 Messer mit rundem eisernem ciselirtem Griff, 1 schön erhaltener eiserner Schlüssel, 2 wohlerhaltene und 3 Bruchstücke von Scheeren, 1 bronzener Gewandhalter und ein Bruchstück derselben Gattung, 3 Schnallen, davon eine von Bronze, 1 Feuerstahl, 3 Bronzeringe, 2 verschiedene Ohrringe, 1 Bronzegewandhaken, 2 große und eine kleinere halbe Steinperle, viele Nägel, mehre Zwingen und einige 20 Stück Fragmente von Eisen und Bronze, deren ehemalige Bestimmung mir fremd; endlich eine große Menge von dünnen bronzenen Blechstücken von verschiedener Größe, zum Theil mit eingravirten runenartigen Zeichen, deren umgebogener Rand schließen läßt, daß es

wahrscheinlich Schildbedeckungen gewesen seien. Alle diese Gegenstände befinden sich nunmehr in der Sammlung der Alterthumsgesellschaft Prussia, welcher ich sie gerne übergeben habe, da sie wohl keinen würdigern und gemeinnützigern Aufbewahrungsort finden konnten.

Der Charakter aller der von mir aufgedeckten Gräber war durchgängig derselbe, der Durchmesser des Steinkranzes betrug 3 bis 4 Fuß. Hatte ich einen Fuß tief eingegraben, so stieß ich fast überall erst auf die schon erwähnten dünnen Bronzeblechstücke, dann auf halbverbrannte Knochen und Scherben kleiner Urnen; bis auf die Tiefe von 2 Fuß fand ich dann die Waffen, Bronzen rc.; tiefer brauchte ich nie zu graben, da ich dann immer auf den harten unberührten Kiesgrund stieß. Da die Urnen nicht durch Steinumschließungen geschützt, sondern direkt mit Erde bedeckt waren, so gelang es mir trotz aller Vorsicht nicht, ein einziges unversehrtes Exemplar, sondern eben nur die zerstreut liegenden Scherben zu Tage zu fördern. Nach letzteren zu schließen waren sie alle höchstens ½ Fuß hoch mit 3 bis 4 Zoll Durchmesser, an der äußeren Seite durch mehre koncentrische Ringlinien verziert.

Am letzten Tage der Nachgrabungen öffnete ich in Gesellschaft eines Kameraden, welchen das Interesse zur Sache aus seinem entfernten Kantonnement hierhergeführt, 2 größere Hünengräber im Innern des Waldes. Der feste Lehmboden und die durchwachsenen Wurzeln erschwerten ungemein die Arbeit; in meinem Hügel stieß ich in der Tiefe von etwa 3 Fuß wohl auf die Kohlen- und Aschenschicht, unter welcher eine Menge halbverkohlter Eicheln, fand aber sonst gar Nichts; damals noch weniger bekannt mit der praktischen Aufdeckung solcher Gräber, habe ich jedenfalls die falsche Seite des Hügels gewählt. Mein Kamerad war glücklicher; er fand mehrere Speerspitzen, Ueberreste eines Schwertes, sowie verschiedene Bronzen, alles Dinge, welche identisch waren mit den von mir in dem lockeren Boden gefundenen Sachen. Das entscheidet meiner Ansicht nach auch den Ursprung und das Alter der letzteren; die Nähe des Rudauer Schlachtfeldes könnte nämlich zu der Vermuthung führen, als ob die Menge der auf dem kleinen Raum vorgefundenen Waffen rc. von den gefallenen Littauern herrühre, welche in großer Menge hierhergebracht, nach heidnischer Art mit ihren Rossen und Waffen verbrannt worden seien.

Dieser Annahme widersprechen aber, glaube ich, folgende Gründe. Erstlich die Regelmäßigkeit der Steinkränze und die in ihnen enthaltenen Urnenscherben. Sollte zur Anfertigung derselben das flüchtige Heer der beiden Littauischen Großfürsten Zeit gehabt haben? Damals war Samland schon durch und durch christlich; es ist kaum anzunehmen, daß die von den Littauern heimgesuchten Samländer ihren heidnischen Feinden diesen Liebesdienst erwiesen. Ferner kann man wohl nicht glauben, daß die ins Feld gezogenen Littauer so viel Hausgeräth, wie Scheeren 2c. bei sich geführt hätten. Endlich die Identität dieser Dinge mit den in dem festen Grabhügel gefundenen und schließlich die Annahme, daß der lockere Boden der Hügel mit der Zeit durch Fällen und Roden von Eichbäumen sich von selbst einebnen konnte, lassen es wohl außer Zweifel, daß das Ganze ein uralter Samländischer Begräbnißplatz gewesen, dessen Ausbeutung und darauf begründete Feststellung des Alters eine interessante und lohnende Aufgabe des rührigen Forscher-Vereins Prussia sein wird. Möge ihm in seinem um die Vorgeschichte der Provinz so verdienstlichen Streben allerseits die Unterstützung zu Theil werden, welche ein solches gemeinnütziges Wirken verdient.

Königsberg i. Pr. im September 1865.

Wulff,
Premier-Lieutenant im
2. Ostpr. Grenadier-Regiment No. 3.

Mittheilungen und Anhang.

Ein österreichischer Jude als Täufling in Königsberg.

Eine Episode aus der Geschichte der Juden in Königsberg i. Pr. im Jahre 1725.

Romanschreiber und Anecdotensammler erzählen häufig zur Kurzweil des lesenden Publikums lustige Geschichten von verlangten oder empfangenen Doppeltaufen vagabundirender Juden. Was die dichterische Phantasie oft so plausibel und zusammenhängend schildert, das trug sich in Wahrheit in Königsberg im Jahre 1725 zu, wie dies ein Urkundenheft der hiesigen alten städtischen Registratur bezeugt, welches die Aufschrift führt: „Acta des Juden Moses Levi wegen Changirung der Christlichen Religion, betreffend. No. 8."

Die Lage und Stellung der Juden im preußischen Staate war bekanntlich unter der damaligen Regierung Friedrich Wilhelm's I. keine beneidenswerthe; denn die Verordnung dieses Königs, welche den Juden Berlins die Verpflichtung auflegte, alle in den um Weihnachten angestellten Saujagden erlegten wilden Schweine an sich zu kaufen, oder wenigstens nach einer festgesetzten Taxe zu bezahlen, war natürlich nicht dazu angethan, die noch im Schwange gewesenen gehässigen und entwürdigenden Anschauungen gegen Juden zu mildern oder gar zu scheuchen.

Darum war es auch möglich, daß am 26. November 1725 der Jude Hirsch zur Richtstätte vor Berlin in Begleitung zweier Rabbiner geführt werden konnte, ihm „die Zunge aus dem Halse geschnitten, dreimal auf's Maul geschlagen, darauf gehenkt und die Zunge auf die linke Schulter geheftet wurde." Und diese grausame Execution geschah, weil der Jude

eine falsche Anklage gegen einen königlichen Bedienten angebracht und bei der dafür erlittenen Strafe des Staubbesens Flüche und Gotteslästerungen ausgestoßen hat. (König, Annalen der Juden in den preußischen Staaten. S. 64 ff.). Daß nach solchen Vorgängen in der ersten Residenz des Staates das Pfahlbürgerthum in den anderen Städten und in Königsberg die besonders bevorrechtete Kaufmannszunft und Mälzenbräuerzunft ihre Obmacht den wenigen in ihrer Mitte unter dem Schutze der Behörden wohnenden Juden gern fühlen ließen durch Beschränkung des Handels-Gewerbe- und Handwerkbetriebes, bedarf nur der leisen Andeutung; der beglaubigten thatsächlichen Beläge giebt es hundert für einen. Zu Danzig hatte im Jahre 1723 die dritte Ordnung oder der Rath der Neununddreißiger, welcher zur Zeit die Vertretung der Bürgerschaft gegenüber Bürgermeister und Rath bildete, das „Gott und Menschen gefällige Werk“ geübt, mit Hilfe des aufgehetzten Pöbels die in der Stadt wohnenden neunzehn jüdischen Familien über das Gebiet des Freistaates hinauszutreiben, und erreichte dadurch, daß die Jahrbücher der Stadt für die nächsten 25 Jahre von Beschwerden über die handeltreibenden Juden schwiegen, aber in desto größere Klagen über die Niederlage des Handels ausbrachen. Und gerade aus dieser patrizischen Freistadt kam im November 1725 der Jude Moses Levi nach Königsberg und begab sich eilenden Fußes zum Magister Lilienthal, dem Diaconus der Altstadt, um ihm sein Verlangen, ein Bekenner des christlichen Glaubens zu werden, kund zu thun. Der ehrwürdige Geistliche ging bereitwillig auf den Wunsch des nach der Taufe verlangenden Juden ein, nahm ihn in Unterricht und verwandte sich für ihn beim Magistrate wegen eines zeitweiligen geeigneten Lebensunterhaltes. Die „ehrenvesten und weisen Bürgermeister und Räthe“ richteten in Folge dessen am 15. November folgende Bittschrift an die Königl. Kriegs- und Domänen-Cammer:

„Es hat der Altstädtische Diaconus Herr Magister Lilienthal einen Juden ausm Oesterreichischen Nahmens Moses Levi, welcher etliche 30 Jahr alt ist und vor etlichen Tagen aus Dantzig alhier angekommen, weilen derselbe sich zum christlichen Glauben bekehren wil, an uns verwiesen. Da nun selbiger allen Umbständen nach, eine rechte Begierde zur Christlichen Religion bezeiget, und ihme

darin behülfflich zu sein inständigst bittet, sich auch zu Erlernung eines Handwerks bequehmen wil, So haben Ew. Königl. Hochverordneten Kriegs- und Domänen-Cammer wir uns dienstschuldigst erkundigen wollen, ob erwehnter Jude, dessen Verpflegung wir ad interim auf 14 Tage besorgt haben, nicht etwa bei der Königl. Strümpff-Manufactur oder auch sonst angebracht, und zur Erlernung eines Handwerks, wovon er so wol Zeit wehren-der solche information im Christenthum als auch künftig seine susistence haben möchte, könnte, angehalten werden, damit selbiger niemanden durch betteln wie die andern getauffte Juden bishero offt gethan, beschwehrlich fallen dörffte."

Die Regierung, welcher die getauften Juden nicht nur wie der Stadtbehörde als bloße lästige Bettler, sondern als noch schlimmere Subjekte bekannt gewesen zu sein scheinen, antwortet am 4. Dezember:

„Wir melden Ew. Hochl. auf deroselben Anfrage vom 15. Nov. c. wegen Unterbringung des bisherigen Juden Moses Levi, welcher sich zur Christlichen religion informiren lassen will zur resolution zurück, daß selbter bey dem letzt von Dantzig anherogezogenen Zeugmacher Dewal in die Lehre gegeben; Ew. Hochl. werden aber zu veranstalten haben, daß auf diesen zu tauffenden Juden guthe Acht gegeben werde, damit er guthes thue und nicht die Natur der getaufften Juden wovon viels Exempel vorhanden gleichfalls an sich nehme. Wir verharren 2c."

Die Regierung hatte sich in ihrer Voraussetzung nicht geirrt, denn kaum war Moses Levi bei dem Zeugmacher in die Lehre getreten, so trat sein Charakter als Vagabund zu Tage. An Arbeiten dachte er wenig, wohl aber an Nachtschwärmereien, und um diese desto reichlicher genießen zu können, vergriff er sich an den Hauskleidern der Frau Meisterin. Dies erregte natürlich den Unwillen Dewals, der seinen Lehrling ob solcher Streiche hart anfuhr und wegen des von ihm wahrscheinlich begangenen Diebstahls seine Hosen, Hemden und anderes Leinenzeug mit Beschlag belegte. In der Hitze der Zurechtweisung „führte Dewal seinem Lehrling zu Gemüthe, daß er bemerkt, wie sich bei ihm ein Ansatz zur bösen Krankheit äußere," worauf Levi „denselben ganz injuriöse angefahren, ja end-

lich, da ihm der Meister dieserhalben eine Ohrfeige gegeben, sich zur Gegenwehr gesetzet und demselben nach dem Kopf und in die Haare gegriffen." Die Angelegenheit wurde nun vor die Stadtbehörde gebracht und da berichtete denn Bürgermeister und Rath an die Regierung unterm 3. Januar 1726:

„Da nun Dewal in den Amt des HE. Bürgermeister kam, hierüber geklaget, da hat der Jude zugestanden, daß Er allbereits in Dantzig getauffet worden auch diese seine Zugeständniß d. 31. Dec. a. p. coram Magistratu reiteriert, und ultro confitiret, daß er etwa vor einem Jahr, in besagtem Dantzig, auf dem Schlüsseln Damm, beim Schularchen Schilinzky, schier ein halbes Jahr durch informiret, nachdem in der Johannis Kirch von Herrn Luberwo getauffet vnd Ihme der Nahme Johann Friedrich Levin beigeleget worden, al wo Er 13 biß 14 Thaler an Pathenpfenningen empfangen, die Er auch bereits verzehret vnd bey seiner jetzigen Dürftigkeit etwaß de novo zu verdienen zu Empfahung der Tauffe sich alhier abermalen angegeben."

„Wir werden mehrerer gewißheit wegen mit dem allernächsten an den Magistrat nach Dantzig schreiben vnd sodann dieses unverantwortlichen Verfahrens wegen den Moses Levi mit einer seinem Verbrechen convenablen straff anzuthun nicht ermangelnde, alß beharren ꝛc."

Während nun dem Zeugmacher Dewal bereits am 20. März aufgegeben wurde, die zurückgehaltenen Effekten des Moses Levi ausfolgen zu lassen, wird erst auf Beschluß vom 2. April am 9. desselben an den Magistrat nach Danzig geschrieben. Dieser antwortet schon den 16. April, bestätigt die Richtigkeit der Aussagen Levi's mit der Schlußbemerkung:

„Zu wessen mehrerer Nachricht wir einliegenden Tauff-Schein beifügen wollen."

Der Taufschein ausgefertigt, unterzeichnet und gesiegelt von dem Diaconus der Johannis St. Marien-Kirche, Nathanael Brinschow, besagt, daß „Moses Levi, ein Jude von Niclos Burg, seiner Aussage nach 30 Jahr alt, Anno 1725, 17. April nach vorgängigem treu ertheilten Unterricht öffentlich sein Evangelisch-Lutherisches Glaubensbekenntniß abgelegt und

darauf von ihm die heilige Taufe empfangen habe und Johann Friedrich genannt wurde."

Mit dem Magistratsbeschluß vom 20. April den Moses Levi dem Inquisitoriat zu übergeben, schließt das Aktenstück und auch ich schließe damit diesen Beitrag zur Geschichte der jüdischen vagabundirenden Täuflinge im achtzehnten Jahrhundert.

Dr. H. Jolowicz.

Weiteres über den handschriftlichen Fund aus der Thorner Gymnasial-Bibliothek.

Thorn den 10. Oktober 1865. Da Sie mir erlaubt haben, meine kurze Notiz über die Handschrift des Bradwardin der hiesigen Königlichen Gymnasialbibliothek durch einige weitere Bemerkungen theils zu berichtigen, theils zu ergänzen, so erlaube ich mir, dies hiermit zu thun. Weitere Untersuchungen der Handschrift, sowie Briefwechsel mit genauen Kennern der mittelalterlichen mathematischen Literatur haben die Wichtigkeit unserer Handschrift immermehr hervortreten lassen, so daß einer jener Kenner, der durch seine vielfachen Publicationen und die Unterstützung, die er der Wissenschaft stets von Neuem angedeihen läßt, weit berühmte Don Baldassare Buoncompagni dei Principi di Piombino in Rom, eine genaue Analyse derselben auf seine Kosten im Drucke erscheinen lassen wird. Die werthvollste unter den Abhandlungen scheint darnach zunächst die erste zu sein, die ich trotz großer Zweifel, die namentlich Prof. Dr. Cantor zu Heidelberg in Betreff der Autorschaft gehegt hat, doch unbedingt dem Bradwardin zuschreibe, nämlich die auf dem Einbande genannte Perspectiva Braswardini. Zu der Bestimmheit meiner Behauptung bringen mich zwei Handschriften der Vatikanischen Bibliothek, die jedenfalls ebenso Bradwardinisch sein sollen, nämlich: 1. Tractatus de Geometria Perspectiva, auctore Guilielmo Braduardino, 2. Guilielmi Vradwardini Geometria et Perspectiva (m. s. Bibliotheca Bibliothecarum Manuscriptorum Bernhardi de Montfaucon Th. I., Paris 1739 Fol. p. 38 u. p. 88 oder Heilbronner, Historia Matheseos universae, Lipsiae 1742. 4° p. 543 u. 544.) Beide Handschriften dürften mit der unsern sich wohl als identisch auswei-

sen. Die zweite Abhandlung über Optik, von geringerer Wichtigkeit, da sie vielfältig gedruckt ist, ist nicht wie ich anfangs meinte Bradwardin zugehörig, sondern ist eine vollständige Handschrift des im Mittelalter für classisch geltenden Buches Joannis Archiepiscopi Cantuariensis Perspectivae Communis libri tres. Venetiis 1504, dann zu Cöln, Leipzig, Nürnberg und sonst. Der vollständige Name des Autors ist Johannes Pecham, Erzbischof von Canterbury. Dieser Name sowohl als der des Erzbischofssitzes ist in den Handschriften und Ausgaben so verdreht — statt Pechamus steht Pechamus, Pechebam, Pethanus, Pisanus, statt Cantuariensis Cameracensis — daß dadurch die größte Verwirrung entstanden ist, und Heilbronner a. a. O. S. 497 §. 557 z. B. eine Ausgabe dieser Optik, Norimbergae 1542 dem durch D. B. Buoncompagni's aufopfernde Bemühungen erst richtig gewürdigten Leonardo Pisano zuschreibt, und ebenso Vossius de scientiis mathematicis, Amstelaedami 1650 p. 110 §. 9 und 11 zwischen Johannes Cantuariensis und Johannes Cameracensis unterscheidet und beide nochmals von Johannes Peccamus trennt, ja sogar S. 111 §. 13 dasselbe Werk nochmals unter dem Namen Johannes Petsan aufführt. Pecham ist nach Cave, Scriptor. Ecclesiast. Historia literaria, Genevae 1705 p. 647 zu Chichester in der Grafschaft Sussex von niedrigen Eltern geboren. Da er, wie Heilbroner a. a. O. p. 465 und Cave a. a. O. nach Leland anführen, einsah, daß er in seinem Vaterlande nicht so leicht sich hervorzuthun im Stande sein würde, ging er nach Paris, beendigte dort seine Studien und kehrte dann nach England zurück, wo er in Oxford mit solchem Beifall Vorlesungen hielt, daß er von seinen Ordensbrüdern, den Franziskanern, zum Provinzial für England erwählt wurde. Er blieb aber nicht lange in England, sondern kehrte nach Paris zurück, darauf nach Leiden, wo er die Canonikatswürde erhielt. Von hier begab er sich nach Rom, wo er bei dem Papste sehr persona grata war, so daß er Lector Palatinus wurde. Als bald darauf der Erzbischof von Canterbury Robert Kilwarby die Kardinalswürde erhielt, wurde Pecham gegen den Willen des Capitels, wie es scheint durch Simonie, vom Papste zum Erzbischof gemacht; denn gleich nach seiner Inthronisation mußte er 4000 Mark nach Rom senden bei Strafe des Bannes, wie Cave a. a. O. mittheilt. Geweiht wurde er in Rom am 6. März 1279 und starb am

8. December 1292. Wichtiger als dieses Werk sind die beiden folgenden, nämlich das Liber Carastonis von Thabit ben Corra, d. h. wie zuerst Steinschneider nachgewiesen (Intorno ad alcuni Matematici del medio evo etc. Roma, 1862—63) „Ueber die Waage", ebenso das schon in meiner ersten Notiz erwähnte liber trium fratrum de Geometria. Nach Buoncompagni sind diese beiden Manuscripte vielleicht die wichtigsten des ganzen Codex. Der Analyse der Handschriften lasse ich dieselben vielleicht als Anhang folgen.

Der tractatus oder richtiger Algorismus Proportionum ist nicht wie ich ursprünglich annahm von Bradwardin, sondern von Nicolaus d'Orêm Bischof von Lisieux, obwohl es auch eine Theoria Proportionum von Bradwardin giebt. (m. s. Heilbronner a. a. O. p. 605, §. 266 ex codice Bodlejano.) d'Orêm war nach der Biographie Universelle T. 32 Paris 1822. 8. im Dorfe Allemagne bei Caen in der Normandie geboren. Er machte seine Studien in Paris (in unserer Handschrift heißt er Parisius) und wurde 1356 Rector des Gymnasiums zu Navarre. Als solcher schrieb er die obige Schrift wie aus dem Datum der Handschrift 1359 wohl zur Genüge hervorgeht. 1361 wurde er Decan zu Rouen, darauf Erzieher Carl's V. le Sage und auf dessen Ansuchen 1377 zum Bischofe von Lisieux gewählt. Er starb am 11. Juli 1382. Auch als theologischer Schriftsteller ist er berühmt, besonders durch eine Predigt über den Text aus Jesaja, Juxta est salus mea, die er in Avignon dem Papste und den Cardinälen hielt und in der er ihre Laster und Schwächen schonungslos geißelte. Ein anderes Werk von ihm Traité de la sphère ist auch gedruckt Paris 1546. Der Algorismus Proportionum ist bis jetzt Manuscript geblieben.

Von den übrigen Abhandlungen hebe ich die Geometria Bradwardini nochmals hervor, da dieselbe nicht den Titel Geometria assecutiva et Arismetica führt, sondern die Anfangsworte derselben lauten Geometria assecutiva est Arismetice, dann aber vorzüglich den tractatus de Continuo Bratwardini, der völlig unbekannt zu sein scheint, jedoch so interessante Thatsachen und Untersuchungen enthält, daß sehr zu wünschen wäre, es würde ein vollständiger Abdruck davon veranstaltet. Vielleicht benutze ich einmal den Raum eines Schulprogrammes zur Herausgabe

desselben. Auch zur Deutschen Sprichwörter-Literatur liefert die Handschrift noch ein Paar Beispiele; auf dem Umschlage nämlich und dem Titelblatte stehen mit gothischen Lettern folgende beide Sprichworte:

Eyn man zyn ghewant kerit
als en das weter kerit

und das andere:

Wo dy wese ist ghemeyen
do is das gras gheren cleyen.

Ob dieselben anderweitig bekannt sind, wage ich nicht zu entscheiden.*)

M. Curtze.

Die Montauer Spitze und der Montauer Forst.

Die Weichsel ist in manchen Beziehungen ein merkwürdiger Strom. Ihre Tücke, Wildheit und Zerstörungslust im Frühjahr, ihre Seichtigkeit und geringe Schiffbarkeit im Sommer sind den Anwohnenden bekannt genug. An der Montauer Spitze theilt sie sich, um das fruchtbarste Delta Europas zu bilden. Diese Spitze der großen Weichsel-Insel ist nach dem Dorfe Montau benannt, welches indeß fast eine Meile unterhalb liegt. — Als der Deutsche Orden nach Preußen kam, waren die heutigen Weichselwerder wilde Sumpf- und Moorgegenden, erst die Zähmung der beiden Ströme durch das großartige Werk der Eindeichung schuf allmälig die fruchtbaren Niederungsländer. Man sollte nun meinen, die schützenden Deiche wären von der Montauer Spitze an abwärts geführt worden. Das geschah nicht, da der obere Theil der Insel in der Länge von etwa einer Meile zu schmal und die Aussicht auf Gewinn fruchtbaren Landes zu unbedeutend war. Daher begnügte man sich damit, hier der Länge nach einen einzigen Deich in der Mitte zu ziehen, der noch heute der Leitungs- oder Communicationsdamm heißt und dazu bestimmt war, die Spitze der Insel in allen Jahreszeiten zugänglich zu erhalten. Das geschützte Delta beginnt ungefähr eine Meile unterhalb der Spitze in der Nähe des Weichseldorfes Clossowo und des Nogatdorfes Wernersdorf. Heute nun ist von

*) Das erste Sprichwort kommt in der Sammlung der deutschen Sprichwörter von Simrock nicht vor, wol aber das zweite („Deutsche Volksbücher" V) unter No. 11603:
„Wo die Wies ist gemein,
Ist das Gras gerne klein." D. H.

der sogenannten Montauer Spitze nichts mehr zu erblicken, da man behufs der Nogatcoupirung den Leitungswall über die Spitze hinaus bis zum rechten Weichselufer verlängert hat. In den letzten zwanzig Jahren aber haben die starken Ablagerungen von Schlamm und Sand, die der Weichsel in ihrem untern Laufe so eigenthümlich sind, die frühere Geburtsstätte der Nogat total verschüttet und man findet hier nur noch Außendeiche*) und Sandhacken. Unterhalb des ersten Coupirungsdeiches sind in größeren Abständen noch zwei andere quer durch den Nogatstrom geschüttet, um für den Fall, daß der Strom den ersten durchbräche, das Werk zu sichern. Der zweite Damm mündet in die Landstraße des Dorfes Weißenberg, welcher hart am steilabfallenden Sandufer der Nogat liegt und einen vielbesuchten Stationsort für das Völkchen der Flissaken bildet. —

Bekanntlich wird ein Theil des Weichselwassers und bei heftigen Eisgängen leider der größere, durch den Piedler Canal unterhalb der Coupirungen wiederum der Nogat zugeführt. An dieser Stelle ist das Delta bereits mehrere tausend Schritte breit, während von der Spitze bis Piedel nur mit Weidenstrauch bewachsene schmale Außendeiche den Leitungswall begleiten. Wo der Canal beginnt, liegt auf einer Anhöhe das Dorf Piedel, vielleicht an dem nämlichen Orte, wo einst das Schloß Zanthier stand. Die Weichseldämme liegen hier wohl eine Viertelmeile auseinander und wenn zur Zeit der Eisgänge die Fluthen ihre Kronen bespülen, soll der Anblick imposant sein. Dann ist hier, wo der Canal sich von der Weichsel abzweigt, die Gewalt des Stromes am stärksten und auf der molenartig mit Steinen beschwerten Landspitze zwischen der Weichsel und dem Canal thürmen sich dann die gewaltigen Eisschollen unter donnerähnlichem Krachen zu beträchtlicher Höhe auf. —

Uebrigens erfüllt der Piedler Canal seinen doppelten Zweck, die Nogat schiffbar zu erhalten und Ueberschwemmungen zu verhüten, nur höchst unvollkommen. Die Nogat versandet doch mit jedem Jahre mehr und die Weichsel dazu, bei heftigen Eisgängen aber nimmt der Canal viel mehr Wasser- und Eismassen auf, als der vielfach gekrümmte, sehr unregelmäßige

*) Außendeiche nennt man das Vorland, welches sich durch Ablagerungen längs der Dämme auf der Stromseite bildet.

Lauf der Nogat und ihre nur zum Theil normalisirten Dämme ertragen können. Ist zufällig das frische Haff an den Mündungen der Nogat bereits eisfrei, so pflegt der Eisgang glücklich zu verlaufen. Gewöhnlich ist dies nicht der Fall und nur äußerst günstige Witterungsverhältnisse vermögen die dann fast nothwendigen Durchbrüche aus der Nogat zu verhüten. Auch der untere Lauf der Weichsel birgt große, fast unvermeidliche Gefahren, da ihre Wasser sich in einen Trichter ergießen. Sie ist nämlich bei Rothe-Bude, kurz vor ihrer Theilung in die Elbinger und Danziger Weichsel, von Damm zu Damm nur etwa ein Drittel so breit, wie vier Meilen oberhalb bei Pieckel. Wirksam und dauernd werden daher die Weichsel-Niederungen und die betreffende Strecke der Ostbahn gegen Ueberschwemmungen nur gesichert werden, wenn die Nogat bei Pieckel canalisirt und die Weichsel in einer ihren Wassermassen entsprechenden Breite durch das Danziger Werder auf geradem Wege in die See geführt wird. —

Wenn man von der Montauer Spitze über Pieckel kommt, trifft man jenseit des Canals im Nogat-Außendeich eine höchst eigenthümliche Vegetation. Hier steht ein kleines Stückchen Wald, einige hundert Schritte breit und vielleicht eine Viertelmeile lang. Es sind Eichen, Rüstern, Pappeln, Ellern und Weiden, welche hier im bunten Gemisch die Ränder einer Wasserrinne begleiten; aber die Bäume sind Riesen und seltsam und phantastisch gestaltet. Es sind die winzigen Reste des Montauer Forstes, der früher bis in die Nähe von Wernersdorf reichte. Diese gewaltigen Stämme sind offenbar Kinder der Weichselfluthen, welche vor der Coupirung hier alljährlich im Frühjahr Wochen und Monate lang wogten und ihren fetten fruchtbaren Schlamm sinken ließen. Die eisenharte, tiefgeborstene Rinde der Pappeln ist bis zu einer Höhe von zwanzig Fuß über dem Boden mit dem gelbbraunen Weichschlamme, Schlick genannt, verklebt, der eine steinharte, cementartige Masse bildet. Bis zu derselben Höhe hängen die untern, dünnen Zweige glatt und blattlos, wie Wurzeln, vom Stamme nieder. Wilder Hopfen rankt sich in dichten Gewinden bis in die Kronen und hängt, zu Seilen gedreht, von den Aesten herab. Ueppiges Weidengesträuch der verschiedensten Art bedeckt in doppelter Mannshöhe den Untergrund, auf dem Sandblätter und Brombeergesträuch nach Herzenslust wuchern. Die Tiefe der Rinne wird von dichtem Röhricht und colossalen

Nesselgebüschen behauptet, welche mit ihren stachlichten Armen dem Wanderer den Durchgang versperren. —

Unter den Bäumen, die fast durchweg von erstaunlicher Größe sind, zeigt besonders die Weide abenteuerliche Formen und von Ferne gesehen erscheinen diese seltsamen Baumgruppen mit ihren lustigen Kronen leichtem Gewölk nicht unähnlich. Einen scharfen Gegensatz bildet auf der andern Seite des Stromes der Stuhmsche Forst, dessen düstere Kiefern fest geschlossen in Reih und Glied aufmarschirt stehen, wie eine gewuchtige Heereslinie. —

Besteigt man bei Wernersdorf den Nogatdamm und schaut nach der Montauer Spitze zurück, dann hat das landschaftliche Bild bei warmer Sommerbeleuchtung viel Anmuthiges und Fesselndes; vor dem Blicke aber liegt im Norden die große, fruchtbare Ebene mit Dörfern besät und wie ein lachender Fruchtgarten anzusehn, weithin bis in die blaue Ferne. —

Notiz zur Altpreußischen Genealogie.

In den nächsten Wochen wird von dem zweiten Bande der ersten Abtheilung meines in Gotha seit 1858 erscheinenden „Historisch-genealogischen Atlas" die dritte Lieferung ausgegeben werden, deren Erscheinen durch längere Reisen in Italien und Griechenland verzögert war. Dieser zweite Band ist speciell den deutschen gräflichen Geschlechtern gewidmet, deren Genealogien von den ältesten Zeiten an, soweit sie urkundlich nachweisbar sind, bis heute fortgeführt sind. Aber nicht bloß die gräflichen Linien werden darin aufgeführt, sondern auch die freiherrlichen und adligen Zweige der betreffenden Geschlechter, soweit über dieselben hinlängliche Nachrichten vorliegen oder noch, was namentlich für unser Jahrhundert wünschenswerth ist, eingesandt werden. Unsere Provinz, die in dem ersten Bande nur durch die Geschlechter Dohna und Dönhoff (von welchen indeß dort nur der Mannsstamm aufgeführt ist) und in den ersten zwei Lieferungen des zweiten Bandes durch die Grafen von Rittberg und Königsmark, die wenigstens zeitweilig in ihr Grundbesitz hatten, vertreten war, wird in der dritten Lieferung ganz besonders repräsentirt sein. Dieselbe behandelt u. a. die Familien Eulenburg, Finck von Finckenstein,

Kalnein, Kanitz, Klinckowström, Schlieben, Wesdehlen, und wird auch die vierte zu Ostern 1866 erscheinende Lieferung sich großentheils mit der Provinz Preußen befassen; vorläufig sind die Geschlechter Egloffstein, von der Gröben, Kayserlingk, Lehndorff u. a. zur Aufnahme bestimmt. Jeder Beitrag, der zur Ergänzung und Verbesserung dieser Tafeln eingehen sollte, wird mit Dank entgegengenommen werden, und auch solche Geschlechter, die nicht mehr im Grafenstande blühen, von denen aber einmal eine Linie denselben besessen, werden bereitwilligst von mir aufgenommen werden. —

Prof. u. Ober-Bibliothekar Dr. C. Hopf.

Handschriftliche Funde aus Königsberger Bibliotheken.

(Vgl. II, 376.)

5. Bitschin De vita coniugali.

Der Kulmer Stadtschreiber Conrad Bitschin, bereits bekannt aus dem Königsberger Codex des Kulmer Stadtbuches (Steffenhagen Catal. No. CLXII), den er seit 1431 im Auftrage des Rathes zusammenstellte, ist der Verfasser eines gelehrten Werkes De vita coniugali. Dieses Werk findet sich in zwei Manuscripten der Königl. Bibliothek, von denen bei Stobbe Beiträge zur Gesch. des deutschen Rechts S. 91, 92 (vgl. Monatsschr. II, 432) Nachricht gegeben wird. Ausgehend von dem ehelichen Leben, ist dasselbe in Wirklichkeit eine Encyklopädie des Wissens damaliger Zeit und in manchem Betracht ein so merkwürdiges Zeugniß Altpreußischer Gelehrsamkeit, daß es näherer Untersuchung werth erscheint.

6. Altpreußische Rechtsquellen.

Es wird nicht ungeeignet sein, an dieser Stelle auf eine neue Erwerbung der Königl. Bibliothek No. 1980 hinzuweisen. Es ist der ehemals Reidenitz'sche, seit 1837 der Bibliothek des Tribunales zugehörig gewesene Codex, welcher verschiedene Altpreußische Rechtsquellen enthält (vgl. Leman Kulmisches Recht p. XVI, XVII u. Zeitschrift für Rechtsgesch. IV, 194). Eine genauere Beschreibung dieser Sammlung mag den dankenswerthen Mittheilungen über den Osteroder Codex hier angereiht werden, auf welchen letzteren dabei vergleichende Rücksicht zu nehmen sein wird.*)

Im XVI. Jahrhundert auf Papier in Folio-Format geschrieben, war unser Codex augenscheinlich für den Gerichtsgebrauch in Königsberg bestimmt, wie er denn auch

*) Durch gütige Vermittelung des Hrn. Provinzial-Archivar Dr. Meckelburg war ich in den Stand gesetzt, den Osteroder Codex selbst benutzen zu können.

ursprünglich in dem Kneiphöfischen Gerichte aufbewahrt wurde (Hanow Gesch. des Culmisch. R. §. 36 c, h). Sein Inhalt ist vollständig folgender:

1) Unterrichtung *) in die Kulmer Handfeste. Am Schluße die Bemerkung, welche über Namen und Zeit des Schreibers **) Aufschluß giebt:

„Diese Vnterrichtung gedachter Hantfest, ist auſs eim gedruckten geschriben durch George Mollern, den 25 Martj Anno 1561 vnnd der Druck Anno 1539 angangen."

Ueber den Druck, Danzig Franz Rohde 1539. 4⁰, s. Hanow l. c. §. 40. Aus diesem Drucke wurde das Werkchen, wie in unserem Codex, noch öfter abgeschrieben: drei Handschriften zu Königsberg, Danzig, Osterode verzeichnen Schweikart in Kamptz' Jahrbüch. Bd. XXVI, 258 N. 25 Wasserschleben Successionsordnung S. 153 Töppen Monatsschr. II, 417; eine fünfte und sechste zu Königsberg in der Kgl. Bibl. No. 1576 und im Provinzial-Archive (unter den von der Landschaft überkommenen Sachen), eine siebente in der Danziger Stadtbibliothek XVIII. C. 54 fol. (nach gefälliger Mittheilung des Herrn Prediger Bertling).

2) Erneuerte Kulmer Handfeste v. 1251.

3) Alter Kulm. Voran Kapitel-Register und einige kurze Rechtsvorschriften. Hinterher Materien-Register. Am Ende des Textes die bei Leman l. c. mitgetheilten Schlußschriften, welche auch im Codex Osterod. (Monatsschr. II, 418) zu finden sind. Da der letztere später datiert, scheint er aus unserem Codex abgeschrieben zu sein.

4) „Burgermeister Eyd" (vor dem Materien-Register des Kulm eingeschaltet).

5) „Eyd der Amptleut auffm Land."

6) „Willkore der dreier Stedte Konigspergk inn Preussen" (Marienburg 1394) mit Register.

7) Königsberger Raths-Willkür a. 1501 „Von Kostung vnd Kinder Bier." Vgl. Faber Königsberg S. 204 ff.

8) „Priuilegium der Stat Colmensiehe gegeben" (Auszug aus der Kulmer Handfeste, wie im Codex Osterod. Monatsschr. II, 418).

9) „Magdeburgisch Vrteil vber fischkalische Frag" in einem Erbschafts-Prozesse vor Richter und Schöffen der Altstadt Königsberg. ***)

10) „Artickel des Magdeburgischen Rechtes zu beidenn Kunden [Kunnen, Kindern]" (das Truchseßische Privileg v. 1487 [nicht 1535, wie die H. hat,] gedruckt in: Privilegia der Stände deß Hertzogthumbs Preußen Brunsbergae 1616 fol., Bl. 28ᵇ ff.).

---

*) Nicht „Unterrichtungen" (Schweikart).

**) Von seiner Hand rührt fast der ganze Codex her, mit Ausnahme der nachgetragenen Stücke No. 4, 5, 15 bis 21.

***) Beiläufig hier zu Codex Osterod. die Bemerkung: das erstere der beiden Schöffenurtheile (Monatsschr. II, 418) ist das oft abgeschriebene und häufig gedruckte Urtheil v. 1539 über das Flämische Recht, vgl. bes. Schweikart in Kamptz' Jahrbüch. Bd. XXVI, 256.

11) „Vorschreibung Marggraff Albrechts gegen Landt vnd Stedt, einen Iden bei seiner Gerech[tig]keit vnd Freiheit zue handthaben" (Krakau 11. April 1525). Gedruckt: Privilegia der Stände etc. Bl. 156b ff.

12) „Ewiger Vertragk zwischen dem Konige zu Polen vnd dem Hertzogen in Preussen" (Krakau 8. [nicht 18.] April 1525). Privilegia etc. Bl. 32b ff.

13) „Preusisch Recht vor die Landtsassenn" (vgl. Töppen Gesch. v. Hohenstein S. 18 mit N. 1 u. Monatsschr. II, 419) und als „Annhang des Preußenn Rechtens" wie im Codex Osterod. (Monatsschr. l. c.) die bereits im Erleut. Preuß. II, 115, o gedruckte Notiz über das Gesetz des HM. Siegfr. v. Feuchtwangen vom Trinkrecht. Vgl. über dieses merkwürdige Gesetz Frischbier Sprichwörter No. 804 und außer den dort Angeführten noch Hitzig's Zeitschr. für die Criminal-Rechts-Pflege III, 411 ff.

14) „See oder Wasser Recht." Gedruckt bei L'Estocq Auszug der Historie des allgem. u. Preuß. See-Rechts Königsb. 1747. 4⁰. S. 73 ff., cf. Vorrede §. XI. Vgl. Steffenhagen Catalog. No. CLXXII, 7 u. Töppen Monatsschr. II, 419.

15) „Vorsprachenn Handelung vnd Vortzeich[n]ung der Artickell so bei Gerichte der dreier Stedte Konigspergk gehalttenn."

16) „Wie man einn Halsgerichte zu Schlos vber einnen Ehebrecher, der zwei Eheweiber hatt halten soll."

17) „Die gemeine Vrteill welche denn Scheppen zue wissenn nottigk seindt." Oefter im Drucke herausgegeben von Albert Pölmann, s. Kamptz Provinzial- u. statutar. Rechte I, 192 §. 91 No. 1; cf. Monatsschr. II, 421.

18) Recepte zum Färben und Flecken-Reinigen.

19) „Absagbrieff" des Königs Stephan von Polen (unvollständig).

20) Von späterer Hand: Schreiben des Kurfürsten George Wilhelm an Altstadt und Löbenicht Königsberg (Cöln an der Spree 9. Juli 1634).

21) Ein Mittel gegen Husten. — Probatum est. S—n.

Münzfund.

Im Sommer 1865 wurden am Strande des Dorfes Melneraggen bei Memel fünf schwedische Dalerstücke gefunden, 4 à 1, 1 à 2 Daler. Das Zweidalerstück ist eine Kupferplatte von 9 Zoll Länge und 8 Zoll Breite, in der Mitte mit dem Stempel * 2 * | DALER | Sölff: Myt. | *** in den 4 Ecken die schwedische Krone mit der Jahreszahl 1686 und der Umschrift CAROLUS. XI. D. G. SVE. GOT. WAN. REX. * Das Gewicht beträgt $4^1/_4$ Pfund, der Werth nach dem bis 1777 giltigen Münzfuße (1 Daler = 32 Öre, 1 Ör = 6 Pfenninge) 1 Thlr. 2 Sgr., nach den heutigen Kupferpreisen 1 Thlr. 11 Sgr. — Die Eindalerstücke sind 6 Zoll 11 Strich lang, 5 Zoll 6 Strich breit, haben ein Gewicht von 2 Pfund 1 Loth und einen Kupferwerth von 18 Sgr., in der Mitte den Stempel * 1 * | DALER | Sölff: Myt., in den Ecken, von denen zwei zum Achteck abgeschrägt sind, denselben Stempel wie die Zweidalerstücke, aber die Jahreszahl 1685. —

Dergleichen Stücke sind, wie mir von Kupferschmieden mitgetheilt wurde, in früheren Jahren ebenda schon oft gefunden worden; die Littauer erzählen, daß ein mit Geld beladenes schwedisches Schiff bei Melneraggen gesunken sei.

Dr. **Hermann Genthe.**

Studirende oder graduirte Altpreußen auf der Universität zu Prag.

Das in der von Professor Braun veröffentlichten „Geschichte des Königl. Gymnasiums zu Braunsberg während seines dreihundertjährigen Bestehens" (Braunsberg 1865) auf S. 9—13 mitgetheilte Verzeichniß aller derjenigen, welche in dem Zeitraum von 1370—1418 aus der Provinz Preußen erkennbar herstammend in Prag graduirt sind oder studirt haben, ist überraschend reichhaltig. In der juristischen Facultät werden von 1379—1413 140 aus der Provinz Preußen aufgeführt als Baccalaurei; in der philosophischen Facultät von 1370—1415 228 Baccalaurei, Licentiaten und Studenten. Als Heimathsorte erscheinen Heiligenbeil, Santoppen, Wormditt, Konyad, Strasburg, Marienburg, Danzig, Graudenz, Riesenburg, Kreuzburg, Mehlsack, Marienfeld, Elbing, Thorn, Eulenburg, Hohenstein, Wehlau, Christburg, Culm, Frauenburg, Schippenbeil, Bartenstein, Braunsberg, Marienwerder, Schwetz, Gutstadt, Salendorf, Praust, Stargardt, Rosenberg, Marienau, Salfeld, Rößel, Seeburg, Heilsberg, Königsberg, Holland (1371), Fischhausen (1380), Dirschau, Friedland (1397). Sieht man jene Verzeichnisse darauf hin an, wie oft die eben genannten Orte darin vorkommen, so giebt das über die dem wissenschaftlichen Leben der Provinz damals gewonnenen Kreise manchen bedeutsamen Wink; keine Stadt östlich vom neunzehnten Grade ist darunter.

Dr. **H. Genthe.**

Provinzial-Geschichts-Kalender.

16. Nov. 1700. Abschluß des geheimen Krontraktates zwischen Kaiser Leopold I. und Kurf. **Friedrich III.** von Brandenburg: der Kurf. verpflichtet sich zur Unterstützung des Kaisers, falls wegen der span. Erbfolge Krieg entstände, wogegen dieser verspricht, den Kurf. (nach geschehener Anzeige der Krönung) als **König** in Preußen anzuerkennen.

17. Nov. 1806. Die Franzosen langen Vormittags 11 Uhr in Dybow an u. beschießen von 3 Uhr Nachm. an die Stadt **Thorn**. (Th. W.)

18. Nov. 1672. **Jakob Heinr. Zernecke**, der Chronist, wird in **Thorn** geb. (Th. W.)

20. Nov. 1290. Der Hochm. des Deutschordens in Preußen **Meinhard** verleiht auf Bitte des Schultheißen u. der Bürger zu „**Christburg**", ihnen gleich den Bewohnern anderer Städte eine Aufzeichnung ihrer Rechte, wonach sie sich namentlich im

weltlichen Gerichte zu halten vermöchten, zu gewähren — diesem vernunftgemäßen u. billigen Gesuche entsprechend „jus Meydeburgense.“ (Voigt, Cod. dipl. Pr. No. XXI. Gengler Codex I. S. 491.)

21. Nov. 1793 feierte die **Kgl. Deutsche Gesellsch.** in **Kgsbg.** ihr 50jähriges Stiftungsfest. (s. Pr. Arch. 1793. S. 928.)

24. Nov. 1808 d. d. **Königsberg**. König Fr. Wilh. III. vollzieht die vom Minister **v. Stein** nachgesuchte Entlassung.

25. Nov. 1818. Das neugewählte Presbyterium der **Domkirche** in **Königsberg** hält seine erste Zusammenkunft. (Beschreib. d. Doml. 1820. S. 11.)

27. Nov. 1865. Das Gymnasium zu **Konitz** feiert sein 50jähriges Jubiläum.

28. Nov. 1810. Feierliche Einweihung des zum Gymnas. erhobenen **Collegium Fridericianum** in **Kgsbg.** (Merleker, Annalen des Friedrichs-Collegiums.)

30. Nov. 1393. **Konrad v. Jungingen** wird zum **Hochm.** des **Deutschordens** gewählt.

1. Dec. 1746 feierliche Einweihung der **Freimauerloge zum Todtenkopf** in **Kgsbg.**

2. Dec. 1738. Kg. Fr. Wilh. I. befiehlt, daß die Leichname der Deliequenten u. gewisser Hospitaliten in das von Dr. **Büttner** zu **Kgsbg.** errichtete anatomische Theater geliefert werden sollen. (Hennig.)

4. Dec. 1724. Gemäß Rescript wurde das **Ostpr. Provinzial-Colleg. Med.**, das in der Folge mit dem Coll. Sanitatis vereinigt ward, errichtet. (Hennig.)

7. Dec. 1806. Die Franzosen unter Marschall **Ney** nehmen Thorn ein. (Th. W.)

9. Dec. 1785. Einweihung des neuen **Kneiphöfschen** Kirchhofes am Brandenburger Thor durch Consist.-R. Dr. **Gräf** bei Gelegenheit des Begräbnisses des Malers Späth. (Beschr. d. Doml. 1820. S. 11.)

10. Dec. 1820. Die Domgemeine zu **Kgsbg.** feiert ihr Dankfest wegen des glücklich vollendeten Reparaturbaus der durch den Orkan von 1818 ruinirten Kirche; Bischof **Borowski** hält die Dank- und Einweihungspredigt. (Hennig.)

12. Dec. 1766. **Joh. Christoph Gottsched** (geb. zu **Juditten** bei **Kgsbg.**) † zu Leipzig.

13. Dec. 1345. **Heinrich Duzemer v. Arfberg** wird zum **Hochmeister** des Deutschordens gewählt.

14. Dec. 1666. **Georg Andreas Helwing**, Propst zu Angerburg, der berühmte Botaniker, geb. zu **Angerburg**. (Beitr. z. K. Pr. I, 437.)

15. Dec. 1809. König Friedr. Wilh. III. u. sein Hof verlassen **Kgsbg**. nach 3jähr. Aufenthalt.

18. Dec. 1803. **Joh. Gottfr. v. Herder** (aus **Mohrungen** in Ostpr. gebürtig) † zu Weimar.

22. Dec. 1823. Das **littauische Seminarium** in **Kgsbg.** feiert sein 100jähriges Stiftungsfest durch eine vorgelesene Geschichtl. Uebersicht dieses Instituts u. eine Ode in litt. Sprache von Rhesa. (Hennig.)

23. Dec. 1756. Feierliche Einweihung der neuerbauten Jüdischen **Synagoge** in **Kgsbg.** die dabei gehaltenen Gebete u. Ceremonien sind durch eine besondere gedruckte Schrift bekannt gemacht. (Hennig.)

24. Dec. 1798 der kälteste Tag im ganzen 18. Jahrh. für unsere Provinz. (Hennig.)
25. Dec. 1784. (15 Monate nach dem Brande) Einweihung der jetzigen **Tragheimschen** Kirche, deren Ausbau 17551 Thlr. 42 Gr. 3 Pf. gekostet. (Weiß, Gesch. der tragheim. Kirche.)
27. Dec. 1831. Die Stadt **Thorn** feiert das 600jährige Jubiläum ihrer Gründung (Th. W.)
28. Dec. 1820 Consistor.-R. Dr. u. Prof. der Theol. u. Philos. u. Dompfarrer **Joh. Hartm. Christoph Gräf** † 77 Jahre alt in **Kgsbg.**
29. Dec. 1813. Die französ. Besatzung von **Danzig** capitulirt.
30. Dec. 1657. Der Bürgermeister **Heinrich Stroband** sen. in Thorn †. (Th. W.)

Universitäts-Chronik 1865.

2. Octob. Medic. Doctordiss. von **Jul. Koscher**: De pelvi-peritonitide nonnulla. (34 S. 8.) [nur Tit., Dedicat., Thes. u. Vita lateinisch.]
3. „ Philol. Doctordiss. von **Henr. Kretschmann** (aus Barseniden bei Kgsbg.): De latinitate L. Apulei Madaurensis. (141 S. 8.)
23. „ Ad orationem de coena domini quam ad jura Doctoris publici in Ord. Theol. Acad. Albertinae rite capessenda . . . habebit audiendam invitat additis annotationibus nonnullis in doctrinam de persona Christi **Henr. Voigt** Theol. D. P. P. O. D. (11 S. 4.)
25. „ Medic. Doctordiss. von **Adolph. Kuwert** (aus Schwarzort): De tuberculosi glandularum thoracis lymphaticarum. (32 S. 8.)
30. „ Medic. Doctordiss. von **Jacob Jacobsohn** (aus Bischofsburg): De sacchari formatione fermentoque in jecore et de fermento in bile. (32 S. 8.)
30. „ Medic. Doctordiss. von **Oscar Kossak** (aus Pr. Friedland): De varice aneurysmatico. (32 S. 8.)

Lyceum Hosianum in Braunsberg 1865.

Index lectionum . . . per hiemem a die XV Octobr. . . instituendarum. (h. t. **Rector**: Dr. Andr. Menzel, P. P. O.) Brunsbergae, typis Heyneanis. (10 S. 4.) [Praecedit Dr. **Andr. Thiel** de decretali Gelasii Papae de recipiendis et non recipiendis libris et Damasi concilio Romano de explanatione fidei et canone scripturae sacrae articulus II. S. 3–8.]

Schul-Schriften 1865.

Braunsberg. Geschichte des Königl. Gymnas. während seines **300jährigen** Bestehens. **Fest-Programm,** womit zu der Dienstag den 4. Juli 1865 stattfindenden Feier des 300jährigen Jubiläums dieser Anstalt im Namen des Lehrer-Collegiums

ergebenst einladet der Director Prof. **Braun**. Braunsb. Gedr. bei C. A. Heyne. (154 S. 4.)

Jahresbericht üb. d. **Kgl. Kathol. Gymnas.** . . . 1864—65 . . . 10. u. 11. Aug. öffentl. Prüfung . . . Director Prof. **J. J. Braun**. Ebd. (12 S. 4.) [Schulnachr. 13 L. u. 307 Sch. 3 u. 23 Abit.]

Deutsch-Crone. Jahresbericht üb. d. **Kgl. kathol. Gymnas.** . . . 1864—65, . . . Prüfung . . . 10. 11. Aug. . . . Dir. Dr. **Franz Peters**. N. F. No. X. Deutsch-Crone, Dr. v. P. Garms. (31 S. 4.) [Oberl. **F. Weierstrass**: Bemerkungen über den Gebrauch des Präsens in den Nebensätzen präteritaler Hauptsätze. S. 3—18. Schulnachr. (12 L. u. 264 Sch. 13 Abit.)]

Culm. Progr. d. **kgl. kath. Gymn.** . . . 1864—65 . . ; Dir. Dr. **Lozynski**. XXVII. Gedr. in d. Buchdr. v. Gust. Lange in Berlin. (50 u. 12 S. 4.) [Prof. Dr. **F. Funck**: Die Grundzüge der analytischen Geometrie der Ebene zurückgeführt auf synthet.-geometr. Betrachtungen. 50 S. m. 2 Taf. — Schulnachr. (18 L. u. 557 Sch. 23 Abit.)]

Programm der **höheren Bürgerschule** . . . 4. Aug. . . . öffentl. Prüfung . . . Dr. **Kewitsch**, Rector. No. 35. Culm. Gedr. bei Ignacy Danielewski. (36 S. 4.) [Dr. **Kewitsch**: Sur les Théories dramatiques de Corneille, d' après ses Discours et ses Examens. (Seconde partie.) S. 3—27. — Schulnachr. (9 L. u. 136 Sch. 3 Abit.)]

Danzig. Progr. . . . 4. Apr. . . . Prüfung . . . **städtisch. Gymn.** . . . Dr. **Fr. Wilh. Engelhardt**, Dir. Danzig, Dr. v. Edw. Groening. (24 u. 12 S. 4.) [Dr. **Otto Eichhorst**: De cohortibus urbanis imperatorum Romanorum. Accedunt tituli cohortium urbanarum. (24 S.) Jahresber. (18 L. u. 447 Sch. 17 Abit.)]

(44ster, der 3ten Folge 6ter) Bericht . . . **Realschule zu St. Johann** (1. Ordnung) . . . 31. März . . . Prüfung . . . Dir. Dr. **Löschin**. Danzig, Wedelsche Hofbchdr. (18 u. 26 S. 4.) [Oberl. **Herm. Stobbe**, Esther. Tragödie aus der heiligen Schrift von Jean Racine übersetzt. (26 S.) — Schulnachr. (17 L. u. 563 Sch. 9 Abit.)]

Progr. d. **Realsch. 1. Ordn. zu St. Petri u. Pauli** . . . 3. Apr. . . . Prüfung . . . Dr. **F. Strehlke**, Director. Danz., Druck v. A. W. Kafemann (33 S. 4.) [**Rud. Sonnenburg**: Ueber die Lehrbarkeit u. d. formalbildende Kraft der Aussprache des Englischen. (S. 3—15.) — Schulnachr. (17 L. u. 497 Sch. 9 Abit.)]

Jahresbericht üb. d. **städt. höh. Töchterschule** . . . 30. März . . . Schulprüfung . . . Dir. Dr. **Grübnau**. Danzig, Dr. v. Edw. Groening. (12 S. 4.) [Schulnachr. (6 L., 5 Lehrerinnen u. 253 Sch.)]

Gumbinnen . . . öffentl. Prüfung . . . **Kgl. Friedrichsgymn.** . . . 28. u. 29. Sept. . . . Prof. Dr. **J. Arnoldt**, Director. Gumbinnen. Gedr. bei Fr. u. Wilh. Krausened. (41 S. 4.) [Prof. Dr. **J. Arnoldt**, Beiträge zur Geschichte des Schulwesens in Gumbinnen. 1. Stück. Die alte Stadtschule von ihrer Stiftung bei Gründung der Stadt bis zu ihrer Umwandelung in die sogenannte Friedrichsschule (1724—1764) (S. 1—28.) Jahresber. (11 L. u. 268 Sch. 10 Abit.)]

Insterburg. Progr. d. **Gymnas. mit Realklassen** ... Prüfung 28. u. 29. Sept. ... Direct. Dr. **Eduard Krah.** Insterburg, Druck der Otto Hagen'schen Buchdr. (36 S. 4.) [Oberl. Dr. **Johannes Rumpel,** Quaestiones metricae in producendis et corripiendis vocalibus, quae antecedunt mutam cum liquida, quas rationes secuti sint poetae tragici (S. 1—22.) — Chronik: (17 L. u. 314 Sch. 5 Abit. (No. 17—21) im Gymn. u. 5 (No. 155—159) in d. Realsch.)]

Königsberg. Progr. d. **Kgl. Friedrichs-Collegiums** ... Prüfung ... 28. u 29. Sept. ... Prof. Dr. **G. H. Wagner,** Direct. Kgsbg. in Pr., Schultzsche Hofbuchdr. (31 S. 4.) [Dr. phil. **Max Lincke:** De Aelio Dionysio Halicarnassensi Lexici Attici conditore. (S. 1—14.) — Jahresber. (19 L. u. 508 Sch. 10 Abit.)]

Ein Beitrag zur Gesch. des **Kneiphöfischen Gymnasii** zu Königsberg in Pr. im 17. Jahrh., zur ... feierl. **Einweihung des neuen Gymnasial-Gebäudes** (Gr. Domplatz No. 5), ... 12. Oct. ... Direct. Dr. **Rud. Ferd. Leop. Skrzeczka.** Kgsbg., 1865. Dr. v. E. J. Dalkowski. (20 S. 4.)

Progr. der **Realschule auf der Burg** ... Prüfung ... 28. Sept. ... **Heinr. Schiefferdecker,** Director. Ebd. (27 S. 4.) [Oberl. Dr. **E. Ohlert:** Arachnologische Studien. (S. 1—12.) — Schulnachr. (17 L. u. 472 Sch. 7 Abit.)]

Konitz. Jahresbericht üb. d. **Kgl. Kath. Gymn.** ... 1864—1865 ... Prüfung ... 10. u. 11. Aug. ... Dir. Dr. **Anton Goebel.** Bchdr. v. Gust. Lange in Berlin. (28 S. 4.) [Dir. Dr. **Ant. Goebel:** Novae Quaestiones Homericae. (Abdr. d. Festschrift, womit dem Gymnas. zu Braunsberg zum 300jähr. Jubilaeum Namens der Anstalt gratulirt wurde. Die eigentliche Programm-Abhandlung dieses Jahres „Geschichte des Gymnasiums zu Conitz" wird mit höherer Genehmigung zum Gedenktage der 50jährig. Reorganisation der Anstalt am 27. Nov. c. erscheinen.) (S. 3—16.) — Schulnachr. (16 L. u. 443 Sch. 17 Abit.) u. Aufruf z. Gründung von Schüler-Stipendien bei Gelegenheit d. 50jährig. Jubiläum's d. kgl. Gymn.]

Marienburg. **Städtisches Gymnas.** ... 4. Apr. ... Prüfung ... Dr. **Theod. Breiter,** Dir. Gymn. Marienburg. Gedr. bei M. Kanter. (24 u. 12 S. 4.) [Dr. **Gerß,** Ein Beitrag zur Charakteristik der alten Tragödie. (24 S.) — Schulnachr. (13 L. u. 365 Sch. 5 Abit.)]

Memel. V. Jahresbericht üb. d. **städt. Gymn.** ... 29. Sept. ... Prüfung ... Dr. **Theodor Kock,** Prof. u. Gymn.-Dir. Memel. Gedr. bei Aug. Stobbe (23 S. 4.) [**Herm. Graef:** Annotationes ad Tibullum. (12 S.) — Schulnachr. (12 L. u. 222 Sch.)]

Rössel. 33. Jahresbericht üb. d. **Kgl. Progymn.** ... 1863—1864 ... Dir. Dr. **Lilienthal.** Rössel. Dr. v. F. Kruttke. (31 S. 4.) [**Lilienthal,** Ueber einige weibliche Charaktere in Schiller's Dramen. (22 S.) — Schulnachr. (9 L. u. 121 Sch.)]

Thorn. 7. Jahresber. üb. d. **städt. Töchterschulen** ... von Dr. **A. Prowe,** Direct. Thorn. Schnellpressendr. der Rathsbchdr. (32 S. 8.) [Dr. **Mart. Schultze,** Oliver Goldsmith and his literary merits. (S. 3—16) — Some remarks on our relations in the island of Great Britain (S. 17—24) — Jahresber. (20 L. u. 268 Sch.)]

Bibliographie 1864.

(Fortsetzung.)

Georgine, eine Zeitschrift für landwirthschaftliche Cultur. Hrsg. vom landwirthschaftl. Central-Vereine für Littauen und Masuren. 41. Jahrg. à 6 Hfte. Gumbinnen. (Sterzel.) 2 Thlr.

Gerß. Kalendarz Królewsko-Pruski ewangielicki na rok 1865. Ułożył go i wydał M. Gerss. W Rastemborku, nakładem księgarni Rerychta. (34 u. 139 S. 8.)

Gervais, Oberl. Dr. Ed., Die antike und die klassisch-französische Tragödie. Beider Auffassung von Gottsched und seinen Schülern. Allenstein. Gedruckt bei A. Harich. (Osterprogr. d. Gymn. zu Hohenstein.) (48 S. 4.)

Gesangbuch für die evangelischen Gemeinden der Stadt Thorn. Thorn. Dr. u. Verl. von E. Lambeck. (XVI u. 561 S. nebst 52 S. Anhang von Gebeten. gr. 8.) 1/3 Thlr. fein: 7/12 Thlr.

Gesellschafter, der, im Bernsteinlande. Blätter für Kunst, Literatur und Unterhaltung. Verantwortl. Redacteur: H. Dullo. Dr. u. Verl. v. Albert Schwibbe. Königsberg. No. 1—26. (wöchentlich 2 Nr.) gr. 4. Viertelj. 2/3 Thlr. (mehr nicht erschienen.)

Gesetz, das, vom 10. März 1864, betreffend die Abänderung des Zusatzes 213, §. 13. des Ostpreuß. Provinzialrechts, hinsichtlich der Entrichtung der kleinen u. großen Kalende sowie des Real- und Sackzehnten, nebst Erläuterungen und den von der Königl. Staatsregierung dem Landtage mit dem Gesetz-Entwurf vorgelegten Motiven. Berlin. Decker. (11 S. gr. 8.) 3 Sgr.

Gessel, Frdr., Predig. der altstädt. evang. Gemeinde zu Thorn, Unsere geistlichen Lieder sind Früchte und Zeugnisse der Reformation. Predigt am 6. Nov. 1864 gehalten. Thorn, Dr. u. Verl. v. E. Lambeck. (14 S. gr. 8.)

Glagau, Otto, Ueber das Wesen der Tragödie. [Der Gedanke. 5. Bd. 1. Hft. S. 30—54.]

— — Schleswig-Holsteinsche Zustände. [Deutsche Jahrbüch. f. Politik und Literatur. 12. Bd. 2. Hft. Aug.]

— — Schleswig-Holsteinsche Reisebilder. [Der Volksgarten. No. 18. 19. 23. 25. 33. 37.]

— — Die Oesterreicher in Jütland. [Ebd. No. 30.]

— — Ein Künstlerbesuch beim Altmeister Göthe. [Ebd. No. 36.]

— — Fritz Reuter. Ein plattdeutscher Dichter. [Ebd. No. 40. 41.]

Glaser, Prof. Dr. J. C., Encyclopädie der Gesellschafts- u. Staatswissenschaften. Berlin, Schröder's Verl. (VII u. 159 S. gr. 8.) 1 Thlr.

— — **Jahrbücher** für Gesellschafts- u. Staatswissenschaften hrsg. v. Dr. J. C. Glaser, Prof. d. Staats- u. Cameralwissenschaften zu Königsberg. (1.) Jahrg. 1864. Bd. I. II. 12 Hfte (à 6—7 Bg.) Lex. 8. Berlin, Expedition. à Bd. 3 Thlr.

— — Graf Joseph Maistre. [Abdr. aus d. Jahrbüch. f. Gesellschafts- und Staatswissenschaften.] Ebd., 1865. (1864.) Heinicke. (III u. 131 S. Lex. 8.) 2/3 Thlr.

Glogau, C. W. O., Tilžes Wyskupą, 64 Giesmes, prie kuriu dar 16 pridetos yra, taip, kad iß wiso 80 Giesmju, pagal karalißka Regulatiwa, sustatytos yra, Szuikems iß Giesmju-Knygu ißskirtos per Karálißka Prowincôs Szuil-Kolēgija Karaliáucziuje Sutarimé su Karálißkůju Konsistoriju bey Karálißkomsioms Regierungoms o lietuwißkay ißleístos. 6. Aufl. Tilžeje. (Druck u. Verl. v. J. Reyländer) (96 S. 8.)

Gneist, Prof. Dr., die Ordnung des Beweismaterials im Polen-Proceß von 1864. [Abdr. e. stenogr. Berichts.] Culm. (Berlin, F. Schneider.) (8 S. hoch 4.) 2 Sgr.

Goebel, Dr. Ant., (Gymnas.-Direct. in Conitz) Zu Vergilius Aeneide [N. Jahrbüch. f. Philol. u. Paed. 89. Bd. 9. Hft. S. 658—662.]

— — Die 6 „Römeroden" des Horaz. (Rede bei Entlassung der Abiturienten. [Ebd. 90. Bd. 3. Hft. S. 128—134.]

Goldschmidt, Dr. L., a. o. Prof. d. Rechte in Heidelberg, **Zeitschrift** für das gesammte Handelsrecht, hrsg. von . . . Bd. VII. Erlangen. Ferd. Enke (IX u. 640 S. gr. 8.) 3 Thlr. 18 Sgr.

— — Handbuch des Handelsrechts. I. Bd. 1. Abth., enthaltend die geschichtl.-literarische Einleitung u. die Grundlehren. Ebd. (XXVI u. 524 S. gr. 8.) $2^2/_3$ Thlr.

— — Handelsrecht u. bürgerliches Recht. [Dtsche. Gerichts-Ztg. red. v. C. C. E. Hiersemenzel.]

Goldstücker, Prof. Dr. Thdr., a dictionary, sanskrit and english, extended and improved from the 2. edition of the dictionary of Prof. H. H. Wilson, with his sanction and concurrence; together with a supplement, grammatical appendices and an index, serving as an english-sanskrit vocabulary. Part 5 and 6. (I, 321 bis 480 fol.) (Berlin, Asher & Co.) à 2 Thlr.

Golenski, Otto de, De infinitivi apud poetas latinos usu. Diss. inaug. philol. Kgsbg. (Schubert & Seidel.) (62 S. gr. 8.) $^1/_3$ Thlr.

Goltz, Bogumil.

Spielberg, Otto, Denkrede auf Bogumil Goltz. Grünberg, W. Levysohn. (15 S. 8.) 3 Sgr.

Lessing, M. E., Für die Gebildeten gegen Bogumil Goltz. [**Deutsche Jahrbüch.** f. Politik u. Lit. 13. Bd. 2. Hft.]

— — Feigenblätter. Eine Umgangs-Philosophie u. patholog. Menschenkenntniß. 2. u. 3. Bd. Berlin. Vogel & Co. (à IV u. 280 S. gr. 8.) à $1^1/_3$ Thlr.

Inhalt: 2) Diagnosen, Signalements u. Verbicte f. exate Menschenkenntniß. — 3) Eine Umgangs-Philosophie.

— — Typen der Gesellschaft. Ein Complimentirbuch ohne Complimente. 2 Bde. 3. Aufl. Berlin. Janke. (VII u. 456 S. gr. 16.) 2 Thlr.

— — Ein Jugendleben. Biographisches Idyll aus Westpreußen. 2. umgearb. Aufl. (In 4 Bdch.) Lzg., 865 (864.) Brockhaus.

Goltz, Dr. Fr., Prosector z. Kgsbg. i. Pr., Ueber den Tonus der Gefässe u. seine Bedeutung für die Blutbewegung. (Vorgetragen auf der 38. Versamml. dtsch.

Naturforscher u. Aerzte zu Stettin im Sept. 1863. [mit einem] Nachwort Kgsbg., d. 13. Jan. 1864.) [**Archiv** f. pathol. Anat. u. Physiol. . . . hrsg. v. R. Virchow. 29. Bd. (2. Folge. 9. Bd.) Hft. 2/4. S. 393—432.]

Goltz, Lehrer Dr. Freih. v. d., Beitrag zur Geschichte der Entwicklung ländlicher Arbeiterverhältnisse im nordöstlichen Deutschland bis zur Gegenwart. Berlin. Wiegandt & Hempel. (55 S. gr. 8.) ½ Thlr.

Gotthold, Friedr. August, Schriften. Nach seinem Tode hrsg. von Dr. **Fr. Wilh. Schubert**, Geh. Reg.-R. u. Prof. 4 Bde. 12⁰. Kgsbg. Druck von E. J. Dalkowski.

Bd. I. Selbstbiographie u. Gedichte. (XXXII u. 360 S. m. 1 Facs.) Bd. II. Schriften zur Musik u. Metrik. (IV u. 460 S.) Bd. III. Paedagogische Schriften (2 Bl. u. 499 S.) Bd. IV. Geschichtliche u. vermischte Schriften. (2 Bl. u. 454 S.)

Gottschall, Rud., Reisebilder aus Italien. Breslau, E. Trewendt. (IV u. 380 S. 8.) 1¼ Thlr.

— — Das Charakter- u. Intriguenspiel der Chinesen. [**Deutsch. Museum**. No. 18.]

— — Julius Mosen. [**Blätt.** f. liter. Unterh. No. 19.]

Das **Graudenzer** Stadtarchiv. [**Der Gesellige** No. 72.]

Gronau, Oberl. Prof. J. F. W., Tafeln f. sämmtl. trigonometrische Functionen der cyklischen u. hyperbolischen Sectoren. s. **Schriften** der naturforsch. Gesellsch. in Danzig.

Gros, Franziska, Blumenstimmen. Kleine Dichtungen für Kinder. In 2 Abtheilgn. Im Selbstverl. der Verfasserin. Gedr. bei Alb. Schwibbe in Kgsbg. (VIII u. 128 S. 16.)

Grube, Prof. Dr. Ad. Ed., Die Insel Lussin u. ihre Meeresfauna. Nach ein. sechswöchentl. Aufenthalte geschildert. Nebst 1 (lith.) Taf. Abbildgn. u. 1 (lith.) Karte v. Lussin. Breslau. Hirt's Verl. (V u. 116 S. Lex.-8.) 1⅓ Thlr.

Sm. theuern Lehrer Karl Ernst v. Baer, dem Meister in Forschung u. Darstellung zur Feier seines 50jähr. Doctor-Jubiläums gewidmet.

— — Beschreibungen einiger Amphipoden der istrischen Fauna. [**Archiv** f. Naturgesch. Hrsg. v. F. H. Troschel. 30. Jahrg. 2. Hft.]

Grünhagen, Dr. A. in Kgsbg. i. Pr., Ueber Iris-Bewegung. [Archiv f. pathol. **Anat.** u. Physiol. . . . hrsg. v. R. Virchow. 30. Bd. 5. u. 6. Hft. S. 481—524.]

Grunenberg, Dr., Geschichte u. Statistik des Kreises Allenstein. Im Auftrage der Kgl. Regierung bearbeitet. Allenstein. Gedr. bei A. Harich. (147 S. 4.)

Gutachten der Herren Professoren Dr. **J. Zacher**, Geh. R. Dr. **K. Rosenkranz** u. Dr. **O. Schade** über „Preußische Sprichwörter u. volksthüml. Redensarten. Gesammelt von H. Frischbier. Kgsbg. E. Th. Nürmberger. 1864." Kgsbg., Druck u. Verl. v. Gruber & Longrien. (16 S. 8.)

[Besonderer Abdr. aus: **Schulblatt** f. d. Volksschullehrer der Provinz Preußen, hrsg. von E. Sack. No. 39. S. 297—302.]

Hagen, Geh. Oberbaurath Dr. G., Handbuch der Wasserbaukunst. III. Theil. 3. Bd. A. u. d. T.: Seeufer- u. Hafen-Bau. 3. Bd. Mit 1 Atlas v. 15 Kpftaf. in

fol. Berlin. Ernst & Korn. (IV u. 428 S. gr. 8.) 4²/₃ Thlr. (I—III, 3.: 38 Thlr. 8 Sgr..

Hahnenfeld, E. von, Ein Wort über die Zuverlässigkeit der Brockhaus'schen Conversations-Lexika. Braunsb. Ed. Peter in Commiss. (16 S. 8.) 1½ Sgr.

Hartung, Dr. G., Geologische Beschreibung der Inseln Madeira u. Porto Santo. Mit dem systemat. Verzeichnisse der fossilen Reste dieser Inseln und der Azoren von Karl Mayer. Mit 1 (lith.) Karte u. 16 (lith.) Taf. (in qu. gr. 4. u. qu. Fol.) Leipzig. Engelmann (X u. 299 S. Lex.-8.) 6 Thlr.

Hauskalender, Ermländischer, auf das Gemeinjahr 1865. Hrsg. v. **Julius Pohl**, Domvikar u. Präses des kath. Gesellenvereins in Frauenburg. 9. Jahrg. Mit Titelstahlst. u. Holzschn. Braunsb. Verl. v. Ed. Peter. (112 S. 8.) ⅕ Thlr.

Heidenhain, Prof. Dr. Rudolf in Breslau, Mechanische Leistung, Wärmeentwicklung u. Stoffumsatz bei der Muskelthätigkeit. Ein Beitrag zur Theorie der Muskelkräfte. Mit 1 lith. Taf. u. 3 Holzschn. Leipzig. Breitkopf u. Härtel. (VIII u. 184 S. gr. 8.) 1⅓ Thlr.

Heinel, Dr. Martin Gregor, Privatdocent an der Universität u. Pfarrer der Polnischen Kirche zu Kgsbg. i. Pr. [Der **Volksschulfreund** hrsg. v. Predig. D. **Voigdt**. N. F. 18. Jahrg. Hft. 1. S. 6—11.] ✠

Periodische Literatur (1865).

Monumenta historiae Warmiensis. II. Abth. Scriptores Rerum Warmiensium oder Quellenschriften zur Geschichte Ermlands. Im Namen des historischen Vereins für Ermland hrsg. von Carl Peter Woelky, Domvikar in Frauenburg, u. Johann Martin Saage, Sekretär u. Archivar bei der bischöfl.-ermländischen Kurie, Ritter des Rothen Adler-Ordens IV. Klasse. 8. Lieferung. Bd. III. Bogen 1—12. Mainz, 1865. Verlag von Franz Kirchheim. (Braunsberg, gedruckt bei C. A. Heyne.) (192 S. gr. 8.) Inhalt: I. Series Episcoporum Warmiensium. S. 1—9. II. Johannis Plastwici, Decani Warmiensis, Chronicon de vitis episcoporum Warmiensium. Einleitung. S. 10—27. A. Die Denkschrift. S. 28—40. B. Die Chronik, S. 41—137. III. Acta de interceptione castri Allenstein. S. 138—192 ff. A. Die tegedinge der thumheren vnde houelewten. 139—149. B. Der Bericht des Domkapitels. 149—156. C. Der Bericht von Seiten Georg's von Schlieben. 157—160. D. Das Zeugenverhör (vom J. 1456). 160—192 (noch nicht beendigt.)

„**Schlesische Provinzialblätter. Hrsg. von Th. Oelsner.**" N. F. 4. Jahrg. Sept. (Ist uns nicht zugegangen; wir zeigen den Inh. nach der Angabe des Liter. Centralblatts No. 42 an): H. Strusche, schlesische Art. — Die Deutschen im Großherzogthum Posen. — Ueber Patrimonial-Gerichtsbarkeit. — R. Kärger, Einiges über die Leiden und Krankheiten unserer Vorfahren. — Agenterei. Schlesische Gaunergeschichte, erz. von

Fr. Zeh. — **Gomolke II.**, Breslau's Straßennamen. — J. Peter-Petery, Die Bedienung der Reisenden im Riesengebirge. — Fragen, Anregungen ꝛc.

J. Schumann, Geologische Mittheilung. (Kreidegebirge in **Preußen.**) [**Hartungsche Ztg.** 244.)

Der **Bernstein** als Heilmittel. [**Anzeiger** f. Fischhausen u. Pillau. 5. aus der „Volks-Ztg." entnommen.]

(.) Der Landwirth u. seine Wälder mit besond. Bez. auf ostpreuß. Verhältnisse. [**Land- u. forstwirthsch. Ztg.** d. Prov. Preuß. 42. 43.]

Dreßler, Vet.-Assess. u. Dep.-Thierarzt, Was thut uns Noth gegenüber der Rinderpest? [Ebd. 39. cf. Bemerkungen dazu. 40.]

Mittheilungen aus der Prov.-Verwaltung. **Unsere Eisenbahnen.** [**Kgsbg. Amtsbl.** 42.]

Welchen Weg hat die **preuß. Central-Bahn** zu nehmen? [**D. Graudenz. Gesellige.** 112. Beil.]

Zum Eisenbahn-Project **Thorn-Bartenstein.** [**Danz. Ztg.** 3248. 3256.]

Die Eisenbahnen auf dem rechten Ufer der **Weichsel.** [Ebd. 3283.]

Bahn-Polizei-Reglement f. d. **Ostpr. Südbahn!** [**Kgsbg. Amtsbl.** außerord. Beilage No. 9 zu No. 40.]

A. O., Längs der **Pillauer** Eisenbahn. I—V. [**Hartungsche Ztg.** Beil. zu 234—236. 240. 245.]

Interimistisch. Kanal-Polizei-Reglem. f. d. **Minge-Drawöhne-Schmeltelle-Kanal.** [Königsberger **Amtsbl.** außerord. Beil. No. 11 zu No. 41.]

Der fünfte Congreß der **volkswirthsch. Gesellschaft f. Ost- u. Westpr.** am 25. und 26. Sept. zu **Danzig.** [**Danz. Ztg.** 3228. 3230. 3232. 3234.]

Der 1. **Preuß. Provinzialhandwerkertag** (zu **Kgsbg.**) 4. u. 5. Sept. [**Ostpr. Ztg.** 209. 211. 215.]

Fünfte **Provinz.-Lehrerversamml.** in **Elbing** am 24—26. Juli. (Forts.) [**Schulbl.** f. d. Volksschull. d. Prov. Preuß. 39. 41. 42—44.]

Lehrer-Konferenz in d. Kgl. Schloßkirche zu **Kgsbg.** am 27. Sept. [Ebd. 40.] Bericht von Pf. **Maaß.** [D. **Volksschulfreund** hrsg. von Ed. Bock. 21.]

Der **neue Pestalozzi-Verein** in d. Prov. Preuß. [Kgsbg. **Amtsbl.** 37.]

Der **Sängertag** (zu Elbing 15. Oct.) [**Neuer Elb. Anz.** 167.]

Braunsberg. — Die letzten 3 Sitzungen des **naturwiss. Vereins f. das Ermland.** (u. a. Bericht üb. die **Seidenzucht in Ermland** u. die Bestrebungen der früheren Directrice der kath. Töchtersch., Fräul. **Koller** in **Braunsberg.** [**Braunsberger Kreisbl.** Beil. zu 53.]

Bevölkerungs-Tabelle, enthaltend die Nachrichten v. d. Bevölkerung, den Haushaltungen u. den Gebäuden, nach der Aufnahme vom 3. Dez. 1864. [Kgsbg. **Amtsbl.** 29. 32. 37. 40.]

Kirchen- u. Schul-Tabelle des **Reg.-Bez. Kgsbg.** f. das Jahr 1864. [Ebd. 44.]

Statistische Nachrichten üb. d. **Elementarschulwesen** im **Reg.-Bez. Danzig** f. d. Jahr 1862, 1863 und 1864. [Danz. **Amtsbl**. 37—39.]

J. S., An den Ufern des **Geserich**. [**Hartungsche Ztg**. 247. Beil. (aus d. N. Pr. Prov.-Bl.)]

Volksdichtigkeit in **Danzig** (78,131 Seelen excl. Milit. in 4561 Wohngebäud., durchschnittl. 17 pro Haus.) [**Westpr. Ztg**. 237.]

Naturforsch. Gesellsch. zu **Danzig** (Dr. S. Bericht üb. d. ord. Versamml. 20. Sept. und den Hauptvortrag d. Lehr. **Brischke** üb. d. d. Pflanzen schädl. Hautflügler u. ihre Feinde.) [**Danz. Ztg**. 3246.] (Dr. S. Bericht üb. d. Sitzung 4. Oct. u. üb. Dr. **Lissauer's** Vortrag über das Blut. [Ebd. 3264.]

Der **maritime** Verkehr **Danzigs**. [**Westpr. Ztg**. 262.]

L, Zur Canalisirungsfrage (**Danzigs**.) [**Danz. Ztg**. 3264. Beil.]

Dr. **Korn**, Canalisation und Reinlichkeit (mit Bez. auf die Discusionen üb. d. Canalisirung **Danzigs**.) [Ebd. 3290.]

z. Zur (**Danziger**) **Vorbauten**-Angelegenheit. I—III. [**Westpr. Ztg**. 230. 231. 234.]

Br. Mein Besuch im **Franziskanerkloster** (zu Danzig). Die restaurirten Bilder aus dem Rathhause. [**Danz. Dampfb**. 192. 193. 198. 199. 201.]

a. **Kladau** (bei Danzig), 10. Okt. (betreff. die in den J. 1783—92 aus dem schwäbisch. Würtemberg eingewanderten **Colonisten**. [**Westpr. Ztg**. 238.]

(Bericht üb. Dr. **Schiefferdecker's** Vortrag in der Privatsitzung der physikalisch-ökonom. Gesellsch. über die Nützlichk. groß. Wasserleitung. für gr. Städte m. besond. Berücksichtigung der für **Kgsbg**. in Aussicht genommenen. [**Ostpr. Ztg**. 236.]

(Bericht üb. d. **Einweihung** des neuen **Kneiphöf. Gymnas**. 13. Oct.) [Ebd. 241.]

Auf e. Wanderung durch hiesige (**Kgsb.**) **Ateliers**. [Kgsbg. **Kunstbl**. 53.]

R. Bergau, Schloß u. Dom zu **Marienwerder**. Versuch e. kritisch-histor. Erläuterung. [Ztsch. f. Preuß. Gesch. u. Landesk. hrsg. v. Prof. Dr. **R. Foß**. 2. Jahrg. 10. Hft. Oct. S. 605—630.]

R. Bergau, Gottheil's photographische Ansichten von **Marienwerder**. [Die **Ostbahn**. 94.]

R. Bergau, Die Pfarrkirche zu **Neuenburg a. d. W.** [**Kath. Kirchenbl**. f. d. Diösen Culm u. Ermland. 38.]

R. Bergau, die Kirche zu **Praust**. [**Danz. Dampfb**. 218. 219. 225.]

Zur **Provinzial-Gesch**. (Gründung der Burgen **Schönwyck** und **Tapiau** im Oct. **1265**.) [**Westpr. Ztg**. 250.]

(Bericht üb. d. Vortrag des Syndicus **Joseph** in **Thorn** betr. „die Besetzung **Thorns** durch die Franzos. im J. 1806." [**Danz. Ztg**. 3300.]

Z Die Klosterreste zu **Zarnowitz**, Kreises **Neustadt**. (sollen erhalt., vorläuf. mit Schutzdächern versehen, ein Theil zu Kirchendiener-Wohnungen eingerichtet u. d. Rest als histor. Ruine conservirt werden.) [**Westpr. Ztg**. 232.]

Amtsjubiläum des Predigers an St. Barbara zu Danzig **Carl Ernst Oehlschläger** 30. Oct. [**Danz. Ztg**. 3290.]

† **Alexand. v. Schimmelpfennig** (als Sohn e. preuß. Offiziers in d. **Prov. Preuß.** geb., vielgenannter deutsch. General in d. Armee der V. St. Nordam., vor kurzem, kaum 40 J. alt gest.) [**Danz. Ztg.** 3263. **Pr. Litt. Ztg.** 246. 247.]

E. Dühring, eine Kritik der **Schopenhauer**'schen Aesthetik. [Blätt. f. lit. Unterh. 39.]

Max Volkert. (Biogr. Notiz über ihn: Redact. des **„Danz. Dampfb."** in den ersten 40er Jahren., dann Hrsg. des **„Tageblatt's"** m. d. Sonntags-Beibl. **„der Improvisator"**, bekannt als Improvisator in ganz Deutschld. in den v. ihm veranstalt. „Poetischen Turnieren" † 58 J. alt, an Geist u. Körper gebrochen, den 18. Sept. c. in s. Vaterstadt Schwabach im „Pfründnerhause.") [**Westpr. Ztg.** 235.]

S.

Anzeige.

Ein Thronwechsel in Preussen.

Es war im Mai des Jahres 1786, als ein Fremder aus Frankreich in Berlin anlangte, dessen Name damals außer Frankreich wenig genannt, einige Jahre nachher durch ganz Europa wiederhallte; — der Graf Mirabeau, derselbe Mirabeau, welcher in den Anfängen der französischen Revolution eine so tief eingreifende Wirksamkeit und einen so raschen Tod finden sollte. Er hatte sich in seinem Vaterlande durch die bekannten Verirrungen seiner Jugend derartig blosgestellt, daß seine Entfernung nicht nur seiner Familie und dem Hofe, sondern auch ihm selbst wünschenswerth war. Er kam als Privatmann und als solcher erlangte er Zutritt in den höchsten Kreisen Berlins und in der geistreichen Gesellschaft; sein brillanter Geist zog bald die Aufmerksamkeit der Männer auf sein Gespräch und die Damen vergaßen seine abschreckende Häßlichkeit, sobald er in hinreißendem, leidenschaftlichem Redeflusse den Mund öffnete. Wenn noch etwas das Interesse an seiner Erscheinung erhöhen konnte, so war es das Geheimniß, welches den Zweck seiner Reise einhüllte; denn während einige behaupteten, er sei aus Frankreich so gut als verbannt, versicherten andere, unter der Maske des flüchtigen Privatmannes verberge er eine politische Sendung. Auch hatte dies Gerücht nicht ganz fehlgeschossen. Zwar nicht vom französischen Hofe, wohl aber von einem einzelnen ihm nahe stehenden Minister hatte er den privaten Auftrag mitbekommen, über die Lage der Dinge am preußischen Hofe, über die Stimmung der einflußreichen Personen und besonders über den Character des Thronfolgers und über desselben Umgebung hinter dem Rücken des officiellen französischen Gesandten, eines unbedeutenden Höflings, nach Paris zu berichten.

Ohne Zweifel standen gerade in jenen Tagen die Verhältnisse in Berlin auf einem Punkte, der das höchste Interesse der fremden Cabinete erregen mußte. Der große König Friedrich, der „Schiedsrichter der Geschicke Europas“ war über 74 Jahre alt und so eben von einem neuen stärkeren Anfall des alten Leidens heimgesucht. Er konnte heute oder morgen die Zügel seines straffen Regiments aus den sterbenden Händen sinken lassen. Welche neue Verwickelungen waren dann zu erwarten! Zwar hatte der alte König die Ruhe in Deutschland allem Anschein nach auf lange hin in wirksamer Weise gesichert; durch die Stiftung des Fürstenbundes (am 25. Juli 1785) war er den gefährlichen Vergrößerungsplänen des ruhelosen Kaisers Joseph entgegengetreten und hatte denselben gezwungen, die Absichten auf Baiern gänzlich aufzugeben. Aber wenn man weiter — sei es nach Westen oder nach Osten — blickte, welche Masse von drohender Verwickelung, von politischem Zündstoff lag da nicht angehäuft. Die frühere Spannung gegen Oesterreich war nach kurzer Anwandlung eines guten Einvernehmens seit 1770 in die frühere Entfremdung umgeschlagen und durch die bairische Tauschangelegenheit zur ärgsten Erbitterung getrieben. Nun trat auch die türkische Frage mehr und mehr in den Vordergrund. Es ist bekannt, wie die Kaiserin Katharina II. von Rußland, in Peters des Großen Bahnen fortschreitend, sich zur Aufgabe ihres Lebens setzte, das osmanische Reich zu zertrümmern und auf der Kirche der Hagia Sophia zu Constantinopel wieder statt des Halbmondes das Kreuz aufzupflanzen. Sechszehn Jahre lang (bis 1780) hatte Friedrich ein enges Bündniß mit Rußland erhalten und die Kaiserin von ihren Plänen gegen die Türkei zurückgezogen; freilich war ihm dies nur dadurch gelungen, daß er sich wohl oder übel zum Theilnehmer am polnischen Raube machte (1772) und so dennoch Rußland vergrößern und seinen Ländern näher rücken half. Aber jenes enge Bündniß nach 1780 zu erneuern gelang ihm nicht. Der Diplomat, den Friedrich zu diesem Ende nach Petersburg schickte (im Herbst 1780) fand dort ganz entgegengesetzte Neigungen vorherrschend: nur in einem engen Bunde mit Oesterreich glaubte jetzt die Kaiserin ihren Lieblings-Entwurf gegen das ottomanische Reich ins Werk setzen zu können. So war es auch vergebens, daß der König seinen Neffen, den Thronfolger eine Reise an den russischen Hof machen ließ, um die alte

Freundschaft wieder fest zu knüpfen. Der Prinz fand eine höfliche Aufnahme, mußte sich aber überzeugen, daß der alte Graf Panin der einzige am russischen Hofe sei, der das Bündniß mit Preußen noch verfocht. Dagegen hatte der Kaiser Joseph auf seiner Reise nach Petersburg im Sommer des nämlichen Jahres jene Besprechungen mit der Kaiserin, welche das russisch-österreichische Bündniß einleiteten. Was konnte es da helfen, daß Preußen selbst im Teschner Frieden Rußland durch eine Hinterthür als „Bürgen des westphälischen Friedens“ eingeführt und in Folge dessen das deutsche Reich „zum Tummelplatz der russischen Diplomatie“ gemacht hatte. Der russische Einfluß wandte sich sogleich, als es galt, gegen Preußen und trat ganz auf Oesterreichs Seite.

Inzwischen hatte die Kaiserin Katharina den ganzen Vortheil dieser Verbindung zu ihren Gunsten ausgebeutet, sich der Krimm, Taman's, Kuban's bemächtigt und die Türken gezwungen, diese neue Abtretung gut zu heißen (Januar 1784). Vergebens suchte Kaiser Joseph einen Ersatz in Deutschland und in Holland. Mißmüthig über die ungleiche Verbindung sah er Widerstand auf allen Seiten. Gern hätte er die türkische Nachbarschaft an der Donau der russischen vorgezogen; endlich sah er keinen Ausweg, als gemeinsamen Angriff auf das morsche osmanische Reich, um wenigstens nicht allein dem russischen Hof die Beute zu überlassen. So bereitete sich in den Jahren 1785—1787 ein Hauptschlag der vereinten Kaiserhöfe gegen die Pforte vor.

Friedrich der Große nahm zu diesen Dingen eine nur beobachtende Stellung ein. In seinen jungen Jahren wäre er vielleicht rascher entschlossen gewesen, in diesen orientalischen Händeln eine active Rolle zu spielen. Aber jetzt in den Nachwirkungen des siebenjährigen Krieges, da seine Politik durchaus auf Erhaltung des Friedens gestellt war, erklärte er sich durchaus abgeneigt, „den Don Quixote der Türken zu machen“ — zwar bestand seit 1761 ein Bündniß zwischen Preußen und der Pforte und seit derselben Zeit saß ein außerordentlicher preußischer Gesandter in Constantinopel. Aber dieser — damals ein Herr v. Dietz — hatte besonders im Jahre 1786 gegen den preußischen Minister Hertzberg über die unthätige Rolle beständig zu klagen, welche der König ihn auf seinem Posten spielen lasse. Hertzberg vertröstete ihn auf den bevorstehenden Re-

gierungswechsel. Diesem Ereigniß wurde ebendeshalb auch von Frankreich mit gespannter Besorgniß entgegengesehn, da dieser Staat bereits durch seine innere Zerrüttung verhindert war, irgendwie nach außen thätig einzugreifen.

Ein noch näheres Interesse nahm aber der französische Hof an den holländischen Wirren, welche durch einen Thronwechsel in Preußen gleichfalls in ein ganz verändertes Stadium treten konnten. Dort nämlich — in Holland — war der alte Hader zwischen jenen beiden Parteien, der republicanischen und monarchischen, welche zufolge der eigenthümlichen Verfassung der vereinigten Niederlande von Anbeginn an um die Obermacht rangen, seit 1782 mit neuer Stärke erwacht, zum Theil unter Einwirkung der Zeitströmung, namentlich der Eindrücke des nordamerikanischen Befreiungskrieges, zum Theil durch die Schuld des Erbstatthalters selbst, Wilhelm V. von Oranien, von dessen Fähigkeiten Friedrich der Große nicht die günstigste Meinung hatte. Dieser Fürst war im nordamerikanischen Kriege gezwungen worden, sich mit Frankreich zu verbinden und in den Jahren 1780—1784 am Kriege gegen England, sehr wider seine Neigung, Theil zu nehmen. Er hatte aber diesen Krieg so schwächlich geführt, daß er von der Gegenpartei — sie nannte sich die patriotische — ganz offen des geheimen Einverständnisses mit England beschuldigt wurde und auch nach dem Kriege dauerndes Mißtrauen und Mißachtung auf sich lud. So war es auch natürlich, daß die patriotische Partei seitdem bei Frankreich Unterstützung suchte und fand, während der Prinz und sein Anhang — die oranische Partei — mit England sich enge verknüpfte. Im Lande selbst stützten die Patrioten sich auf die bürgerlichen Magistrate, die Städte und Provinzial-Staaten, die Oranier dagegen suchten ihren Halt im Adel, in den Truppen und in einem Theil der untern Volksklassen. Der Kern des Streites lag in dem Bestreben, dem Prinzen die Besetzung mancher Civilämter und den unbeschränkten Oberbefehl über das Heer zu entreißen und ihn in die Stellung eines sehr machtlosen republikanischen Beamten herabzudrücken. Endlich entzogen die Staaten von Holland wirklich dem Erbstatthalter den Oberbefehl über die Truppen im Haag (1785) und derselbe sah sich genöthigt, seine Residenz zu verlassen und sich in Gegenden zurückzuziehen, wo das Uebergewicht des Adels oder die günstige

Stimmung der Bewohner ihm die Uebermacht gab, namentlich nach Geldern.

Der preußische Hof hatte zu diesen holländischen Parteikämpfen eine zwiefache Beziehung, eine persönliche und eine politische. Erstlich war der Erbstatthalter Wilhelm seit 1767 vermählt mit einer preußischen Prinzessin, Friederike Sophia Wilhelmine, einer Nichte des Königs Friedrich und Schwester des Thronfolgers Friedrich Wilhelm. Diese Prinzessin, eine kraftvolle, an Entschluß und Herrschsucht fast männliche Persönlichkeit, wandte sich nebst ihrem Gemahl seit 1783 wiederholt und dringend an ihren mächtigen Oheim und erwartete von ihm Hülfe. Sie unterließ nicht die Lage mit den düstersten Farben zu schildern, sie stellte die Beeinträchtigungen unstreitiger Rechte, die Beschimpfungen, welche sie erdulden müßten, im stärksten Lichte dar. Der preußische Gesandte im Haag, v. Thulemeyer, dem Hause Oranien ganz ergeben, unterstützte diese Klagen und machte bemerklich, daß bei der großen Verehrung, welche man für den König hege, seine nachdrückliche Verwendung gewiß von großer Wirkung sein, auch — was besonders wichtig sei, den französischen Hof abhalten werde, der Patriotenpartei seinen Schutz zu bewilligen.

In den letzteren Worten ist das zweite, das politische Interesse berührt, welches den Berliner Hof zur Intervention in Holland bewegen konnte — und diese Rücksicht wurde in Berlin namentlich von dem Minister des Auswärtigen, Freiherrn v. Hertzberg, verfochten. Dieser Staatsmann betrachtete die Gerechtsame des Erbstatthalters als einen wesentlichen Bestandtheil der holländischen Verfassung, ihren Umsturz als eine Gefahr für das europäische Gleichgewicht. Die Aufrechthaltung derselben schien ihm gerecht und des Königs würdig; er hielt es sogar für einen Ehrenpunkt nicht zu dulden, daß der an eine preußische Prinzessin vermählte Prinz öffentlich vor den Augen von Europa herabgewürdigt und seiner Rechte beraubt werde. Der König selbst, meinte er, sei dadurch beleidigt. In dieser Ueberzeugung rieth er, der König möge die holländischen Staaten ernstlich in ihre Schranken zurückweisen und zu erkennen geben, daß wenn man nicht aufhöre, des Statthalters constitutionelle Gerechtsame zu kränken, er sich genöthigt sehen werde, ihn in deren Behauptung zu schützen. Um den Ernst dieser Erklärung zu zeigen, wünschte Hertzberg, daß zugleich

mit derselben einige Truppen im Clevischen an der Grenze von Holland zusammengezogen würden. Der Minister hielt sich überzeugt, daß solches Verfahren die Ruhe in Holland unfehlbar herstellen, die Beistimmung von Europa erhalten und dem Könige neuen Ruhm erwerben werde. Ja selbst die Kosten eines holländischen Feldzuges schienen ihm nicht schlecht angewandt, wenn der König dadurch aufs Neue als der Vertheidiger des gekränkten Rechts vorangestellt, den preußischen Waffen neuer Siegesglanz verliehen und der preußische Staat als Schiedsrichter in Europa von Neuem anerkannt würde. —

Aber ganz anders sah Friedrich selbst diese Dinge an. Erstlich schien ihm die Gerechtigkeit der Sache des Prinzen von Oranien gar nicht so entschieden; er war vielmehr überzeugt, daß dieser Prinz sich nicht immer von guten Rathgebern leiten lasse. Sodann wegen seiner Nichte aus verwandtschaftlichen Rücksichten sich in die inneren Zustände eines fremden Staates zu mischen, hielt er für unerlaubt; um so mehr, als er jetzt im hohen Alter alles zu vermeiden wünschte, was die Ruhe seines Staates stören konnte.

Keine noch so dringenden Gesuche des Prinzen von Oranien und seiner Gemahlin, keine Vorstellungen Hertzberg's oder Thulemeyer's konnten ihn also bewegen, einen weiteren Antheil an den holländischen Wirren zu nehmen, als daß er theils an die Generalstaaten, theils an die Staaten von Holland, welche dem Statthalter besonders entgegen waren, in den Jahren 1784 und 1785 wiederholte Schreiben erließ, worin er seinen Wunsch bezeugte, die Irrungen gütlich beigelegt und die dem Prinzen von Oranien nach der Verfassung gebührenden Rechte nicht gekränkt zu sehn. Ausdrücklich aber befahl er jedesmal, in diesen Schreiben nur eine solche Sprache zu führen, wie sie einem theilnehmenden Nachbar zukomme; immer nur wohlgemeinte Wünsche, nie aber Rathschläge auszudrücken, welche den Schein von Vorschriften haben könnten. Ehe der König solche Schreiben unterzeichnete, prüfte er sie genau und wenn dem Minister Hertzberg, der sie gewöhnlich entwarf, irgend ein Ausdruck entschlüpft war, der die vorgeschriebenen Schranken etwas zu überschreiten schien, so mußte er abgeändert werden. Ja, als die Staaten von Holland und Westfriesland in einem Antwortschreiben vom October 1785 zu verstehen gaben, der König

sehe die Streitpunkte nicht im richtigen Lichte, da er mit der holländischen Verfassung unbekannt scheine: so sagte Friedrich mit feinem Lächeln: „die Leute haben nicht Unrecht; ich habe ja ihr Staatsrecht nie studirt.“

Nach alledem schien der Friede im Westen und für Preußen gesichert, so lange Friedrich der Große lebte. Wie aber dann, wenn Friedrich Wilhelm, der Bruder der Prinzessin von Oranien, den preußischen Thron einnahm, und wenn dann Hertzberg, auf dessen staatsmännische Einsicht der Prinz am meisten zu geben schien, allem Vermuthen nach freiere Hand bekam?

Diese Frage beschäftigte neben den andern oben angedeuteten damals die Cabinette auf das lebhafteste und so war die Lage der politischen Interessen und Verwickelungen zwischen den europäischen Mächten am Ende der Tage des Königs Friedrich. Wir haben uns nun in jenem Zeitpunkt hinlänglich orientirt, um dem Grafen Mirabeau bei seinem Besuch in Berlin zu folgen und mit ihm einen Blick in die inneren Verhältnisse des preußischen Hofes zu werfen.

Mirabeau stattete in einem fleißig unterhaltenen Briefwechsel Bericht nach Paris ab. Diese Briefe wurden ein Jahr später auf sehr indiscrete Weise gegen den Willen des Briefstellers veröffentlicht; sie erschienen zu Paris in einer Sammlung als „geheime Geschichten des Berliner Hofes“, ein berüchtigtes Buch, dessen Veröffentlichung keinen andern Zweck hatte, als den Grafen Mirabeau, welcher der französischen Regierung gefährlich zu werden drohte, in einen Proceß zu verwickeln und zu verderben. Man hat sogar behauptet, daß zu diesem Zwecke absichtlich Fälschungen in den Originalbriefen vorgenommen seien. Wie dem auch sei, und wenn wir auch dem Grafen Mirabeau selbst nicht unbedingten Glauben schenken werden, wo er von seinem französischen Standpunkt aus das Volk oder den Staat oder einzelne Personen zu ungünstig darstellt, oder wo er ohne Auswahl auftischt, was böser Wille und Klatschsucht damals in Berlin herumtrugen; immerhin bleiben diese Briefe eine wichtige Urkunde zur Kenntniß jener Zeit und ein bewundernswerthes Zeugniß für den eminenten Scharfsinn und die Divinationsgabe jenes außerordentlichen Mannes, der nach kurzem Aufenthalt im Lande so lange vorher das Verderben voraussah und weissagte, welches unter den folgenden Regierungen über Preußen hereinbrechen sollte.

„Es scheint — so schreibt Mirabeau bereits am 16. Juli 1786 — daß der Thronfolger alle Symptome der unheilbarsten Schwäche verräth, und daß seine höchst verderbte Umgebung täglich mehr Einfluß an sich reißt, voran der finstre Geisterseher Bischoffswerder.“ Mit diesen Worten beginnt Mirabeau seine Weissagungen über die Zukunft Preußens und bezeichnet den Mann, der nachmals über den König Friedrich Wilhelm einen immer größeren und verderblicheren Einfluß erhalten sollte.

Hans Rudolf v. Bischoffswerder war aus Sachsen bei Eckartsberga gebürtig; aus einer armen adligen Familie. Im siebenjährigen Kriege (1760) trat er als Cornet in das preußische Heer, ward aber nach dem Frieden Kammerherr in Dresden. Im Jahre 1778 gab er seine Stelle auf und kommandirte unter dem Prinzen Heinrich im bairischen Erbfolgekriege eine Jägerabtheilung. Nach dem Frieden kam er in die Königliche Suite und war seitdem unzertrennlicher Gesellschafter des Prinzen von Preußen. Dieser schloß ihn von dem Moment in sein Herz, als er ihm in einer bedenklichen Krankheit treueste Dienste geleistet hatte. — Bischoffswerder war im Besitz nervenstärkender Mittel; er glaubte sogar ein Universalmittel gegen alle Leibesgebrechen und Krankheiten zu haben und empfahl es allen seinen Freunden als Zaubertinctur der Verjüngung. Die Wirkung seiner Geheimmittel schien sich in der That an ihm zu bewähren. Bischoffswerder war, wie sein Gebieter, ein auffallend stark beleibter Mann, aber dabei von einer seltenen Körpergewandtheit; der beste Reiter, Jäger, Fechter auf Hieb und Stoß und ein nicht zu überwindender Zecher. „Er gehört, sagt ein Zeitgenosse, in die Klasse derjenigen, die genießen wollen. Cäsar würde ihn seiner Feistigkeit wegen nicht gefürchtet haben. Aber der dumpfe Ton seiner Stimme erregt ein unheimliches Gefühl. Dieser Ton ist nicht der reine Metallklang, der aus dem Munde eines hochherzigen Mannes ertönt. Er ist der Ton der Gräber oder der Garderobe. Ehe Bischoffswerder spricht, durchlaufen seine Augen alle Wände des Zimmers und forschen mit Aengstlichkeit, ob hinter diesen Wänden ein Lauscher verborgen sein möchte. Es glückt selten ihn zu einer bestimmten Erklärung zu bringen, doch ist er kein böser Mensch und liebt den König mit treuer Anhänglichkeit.“ So weit der Oberst von Massenbach.

Er imponirte dem Prinzen besonders auch durch seine Verbindung

mit dem Freimaurer- und Rosenkreuzer-Orden. Er gehörte zu den Männern, welche eine unwiderstehliche Neigung zu allem Wunderbaren und Geheimen hatten und mit allen Wundermännern in Verbindung standen. Schon in Sachsen hatte er des Leipziger Kaffeewirths und Theurgen Schröpfer Bekanntschaft gemacht, war mit dabei gewesen, als dieser Zauberer sich 1775 im Leipziger Rosenthale vor den Augen seiner Freunde erschoß und hatte seinen Geisterbeschwörungsapparat an sich gebracht. Seitdem lebte und webte Bischoffswerder in dem fantastischen tollen Ordensgetriebe jener Zeit. Es ist bekannt, wie die Neigung zu mystischem Spuk, zu geheimnißvollen Ordensverbindungen, zu übernatürlichem Aberglauben damals so zu sagen epidemisch war, eine entschiedene Reaction gegen die nüchtern-vernünftige, kühle Aufklärungssucht und freigeistige Richtung, welche mit Friedrich dem Großen zur Herrschaft gekommen war. Wie es möglich war, daß sonst vernünftige und kluge Menschen z. B. der Herzog Ferdinand von Braunschweig, so tolles Zeug glauben und treiben konnten, das zu erklären, kann unnöthig erscheinen in unserer Zeit, wo der Spuk der Tischrückerei und Psychographie die Runde um die Erde gemacht haben. Es mag genügen zu erinnern, daß grade in jenen Jahren der kleine braune Sicilianer und große Betrüger Balsamo, bekannter als Graf Cagliostro, der wunderbare Großkophta aus Aegypten, in Paris, in Mitau, in Warschau und wo nicht sonst Herzöge, Herzoginnen und alle Welt in ehrfürchtiges Staunen und andächtige Verzückung versetzte, bis er im Kerker der Engelsburg zur Ruhe gebracht ward.

Wie weit nun Bischoffswerder und seine Genossen ihr freventliches Spiel mit dem Prinzen und nachmaligen Könige trieben, wird wohl immer unerwiesen bleiben. Jedoch ist folgende Erzählung von einem glaubwürdigen Manne berichtet:

„Als eines Abends der Prinz bei der bekannten Riez, nachmaligen Gräfin Lichtenau in Charlottenburg verweilte, rief Bischoffswerder ihn ab und führte ihn in ein entlegenes Haus, um ihn endlich an der langersehnten Unterhaltung mit abgeschiedenen Geistern Theil nehmen zu lassen. Wie geschickte Taschenspieler dem Uneingeweihten ein ganzes Spiel Karten vorhalten, mit der Aufforderung nach seinem Belieben einige zu ziehn und ihm demungeachtet diejenigen in die Hände spielen, die sie vor-

der dazu auserwählt hatten, so überließen es die Geisterbanner dem Prinzen gleichfalls, diejenigen Abgeschiedenen zu nennen, die er zu sehen verlangte, waren aber zum Voraus sicher, daß er von denen, die man ihm vorschlug, nur diejenigen wählen würde, für deren Erscheinung Vorsorge getroffen war. Diesmal waren es: der römische Kaiser Marc Aurel, der Philosoph Leibnitz und der große Kurfürst. Für diese Drei hielt man Personen und Anzüge in Bereitschaft; man hätte aber auch mit demselben Krönungsapparat und Perrücke dem Verlangen nach Karl dem Großen, Aristoteles und Ludwig XIV. genügt. Die Zauberei bestand darin, daß während der Beschwörungsformel und unter den nervenangreifenden Tönen einer Glasharmonika der geforderte Geist in dem Nebenzimmer leibhaftig sich so vor einen Hohlspiegel stellte, daß sein Bild von dem gegenüberstehenden Spiegel aufgefangen auf dem Milchflor in dem dunkeln Zimmer sichtbar wurde, in welchem der geängstigte Prinz allein saß. Es war dem Prinzen gestattet worden, Fragen an die Abgeschiedenen zu richten, allein er war nicht im Stande, auch nur einen Laut über seine bebenden Lippen zu bringen, dagegen vernahm er von den heraufbeschworenen Geistern strenge Worte, drohende Strafreden und die Ermahnung auf den Pfad der Tugend zurückzukehren. Er rief mit banger Stimme nach seinen Freunden, er bat inständig den Zauber zu lösen und ihn von seiner Todesangst zu befreien. Nach einigem Zögern trat Bischoffswerder in das Zimmer und führte den zum Tod erschöpften Prinzen nach seinem Wagen. Man brachte ihn gegen seinen Wunsch noch in der Nacht nach Potsdam, wo die strenge Ordensbrüderschaft der Rosenkreuzer zu seinem Empfange versammelt war. Der Bruder Redner nahm das Wort, wiederholte die von dem Geiste des Ahnherrn ausgesprochene Ermahnungen und die gesammte Brüderschaft drang so inständig in den Prinzen, daß er mit zerknirschtem Herzen den unerlaubten Umgang abschwor." Der ganze Spuk, weniger im Interesse der Moral, als der persönlichen Herrschsucht unternommen, blieb indessen, wie man weiß, ohne nachhaltige Wirkung.

Mit unglaublicher Schlauheit wußte Bischoffswerder den König zu lenken, zu umstricken und trotz sehr hartnäckiger Angriffe einer einflußreichen Person sich im Vertrauen des Königs zu erhalten. — Wenn der König Zweifel über die Rosenkreuzerei äußerte, so hieß es: „Ja es ist sonderbar,

meine Vernunft sträubt sich stets gegen diese wunderbaren Erscheinungen, aber ich kann mich doch nicht entbrechen, fortgesetzte Forschungen anzustellen." „Da haben Sie Recht," pflegte der König zu antworten, „wir wollen neue Versuche machen." Wie Mirabeau zu verstehen giebt, hoffte Friedrich Wilhelm von den Visionären und Rosenkreuzern besonders irgend eine geheime Kunst zu erlernen, um die Gewissen zu erforschen und die Herzen der Menschen zu ergründen. —

Während Mirabeau den Thronfolger und was mit demselben zusammenhing, so geschickt und gründlich studirt, vergißt er nicht den alten König beständig im Auge zu behalten, theils aus Interesse an dieser ehrfurchtgebietenden Persönlichkeit, theils um den Verlauf der Krankheit zu verfolgen. Bei der Vorliebe Friedrichs des Großen für die Franzosen war es dem letztern nicht schwer geworden, mit dem Könige in persönlichen Verkehr zu treten. Zwar konnte er den König nicht mehr sehn, aber er erhielt mehrere Briefe. „Ich empfange so eben," schreibt er am 21. Juli, „einen sehr liebenswürdigen Brief von Sanssouci, wo man noch auf ein ziemlich langes Leben zu hoffen scheint. Auch wäre eine Verlängerung wohl möglich, wenn die Aalpasteten nicht wären, welche auf des Königs Befehl gegen den dringenden Rath des Leibarztes immer wieder auf den Küchenzettel kommen. — Seit 8 Tagen ist Herr von Hertzberg in Sanssouci (genau seit dem 9. Juli); er war noch nie dahin befohlen worden. Zwei Tage, bevor der König ihm diese Art öffentlicher Ehrenerklärung erwiesen hat, hatte der Prinz von Preußen bei dem Minister auf dessen Landgut gespeist und fast einen ganzen Nachmittag mit ihm und dem Fürsten von Dessau verbracht. Das verblüfft in hohem Grade die Partei, welche gegen diesen achtbaren Minister so eingenommen ist. Auch unsere Gesandtschaft hat, scheint mir, demselben stets zu wenig Vertrauen und Achtung bewiesen."

In einem bald folgenden Briefe Anfangs August kommt Mirabeau auf den Prinzen Heinrich, den Bruder und Siegesgenossen des großen Königs zu sprechen, auf seinen Character, und auf die Stellung, die er voraussichtlich unter der Regierung seines Neffen einnehmen könnte. „Er fürchtet, heißt es da, mehr als er wahr haben will, obwohl er es oft verräth, den Einfluß des Herrn von Hertzberg, der noch immer in Sanssouci ist, jedoch wie ich glaube, einzig zur Unterhaltung, wenigstens was

den alten König betrifft. Dieser Herr von Hertzberg ist ein erklärter Anhänger des englischen Bündnisses; und zwar, wie ich glaube, einzig aus dem Grunde, weil der Prinz Heinrich, sein unversöhnlicher Feind, ein eingeständlicher und begeisterter Beschützer des französischen Systems ist und weil also Hertzberg sich überzeugt hält, nur auf der entgegengesetzten Partei sich unentbehrlich machen zu können, weshalb er sich denn auch mit der Angelegenheit des Erbstatthalters gern befassen möchte.

Folglich und da ich überzeugt bin, daß der Prinz Heinrich bei dem Thronfolger, der jeglichen Oheims-Despotismus satt hat, nicht genug Einfluß genießt, um Hertzberg zu stürzen, welcher seinen Feind stets aus dem Felde schlagen wird durch seine Prahlerei, seine Kleinlichkeit durch die Eifersucht, welche er dem neuen König wird einzuflößen wissen wegen der gebietenden Rolle, die Prinz Heinrich, wenn er erst etwas gilt, wird spielen wollen; andererseits überzeugt, daß es für Frankreich nützlich ist, wenn der Onkel Einfluß erhält, weil er das Englische System verabscheut und sich gleichzeitig zu Frankreich neigt: so habe ich alle meine Anstrengungen darauf gerichtet, den Prinzen Heinrich, dem es nur an Character und Verstellungskunst fehlt, zu bewegen, sich mit dem Minister zu verständigen, sich den Neffen geneigt zu machen, was er mit um so mehr Sicherheit thun kann, da Hertzberg im Verhältniß zu ihm nichts weiter als ein erster Expedient im Ministerium sein kann."

An dieser Stelle des Briefes kann ich es mir nicht versagen, darauf aufmerksam zu machen, daß Mirabeau doch zu sehr in französischem Vorurtheil befangen war. Der Minister Hertzberg hat es unter Friedrich Wilhelm II. bewiesen, daß er doch mehr sein konnte, als ein Expedient; und was die Motive seines Handelns betrifft, so war er allerdings eitel; aber keineswegs ließ er sich vorherrschend von kleinlicher Eifersucht leiten. Seine feurige Vaterlandsliebe ist über jede Verdächtigung erhaben; sie war Leidenschaft bei ihm und die einzige, die man an ihm bemerken kann. Preußens Größe und Ruhm und durch diesen sein eigener Ruhm war das alleinige Ziel seiner Gedanken. Er erwartete viel von den moralischen Kräften der Menschen; sein Geist weilte gern bei den Beweisen derselben in alter und neuer Geschichte. Gleiche Gesinnungen suchte er auf alle Weise in der Nation zu wecken. Doch wie jede menschliche Tugend immer

nahe mit Schwächen und Mängeln verwandt ist, so ließ es Hertzberg in seinem warmen leidenschaftlichen Gefühl oft an der Klugheit fehlen, welche in großen politischen Angelegenheiten, Geheimhalten der vorgesetzten Zwecke und der anzuwendenden Mittel gebietet. Wenn aber der gewandte Franzose den wackeren Mann wegen seiner unfähigen Plumpheit und seines brüsquen Zufahrens verspottet, so dürfen wir als deutsche Männer ihn wohl hochhalten, daß er nicht verstand sich zu verstellen und zu heucheln; daß er sich nicht bis ans Ende in seinem Einfluß erhielt, weil er seine Ueberzeugung nicht verbergen oder verleugnen konnte, um nur seinen Platz zu behalten.

Am Schlusse jenes langen Briefes kommt Mirabeau wieder auf die Erwartungen bei dem bevorstehenden Thronwechsel zurück: „Alles zusammen genommen, (schreibt er) was kann ich voraussagen? Nichts als Schwäche und Inconsequenz. Es scheint festzustehn, daß die kleinlichen Intriguen, die schönen Künste, die Subalternen, die Garderobe und vor allen die Illuminaten herrschen und den neuen König leiten werden. Ich bin hierüber in Besitz unzähliger Enthüllungen, die ich zu benutzen und nach Bedürfniß mitzutheilen gedenke. Hat er ein System? Ich glaube nicht. Geist? ich bezweifle es. Character? ich weiß nichts davon. &c."

So urtheilte der französische Fremdling, während man in Preußen, schon müde des langen straffen Regiments unter dem alternden menschenverachtenden Friedrich mit gläubigem Vertrauen, mit jungen Hoffnungen der neuen Sonne entgegenblickte. Doch es wäre ungerecht zu behaupten, daß es in Preußen Niemanden gegeben hätte, der die Zukunft richtig beurtheilte. Ein Mann wenigstens war im Staat, der schon vor dem Grafen Mirabeau dasselbe nicht nur voraussah, sondern es auch noch klarer und schärfer auszusprechen wagte; und dieser Mann war Niemand anders, als König Friedrich selbst. Als er im Sommer 1785 nach der letzten Revüe in Schlesien von dem Minister Hoym in Breslau Abschied nahm, da sagte der greise König: „Lebe Er wohl, Er sieht mich nicht wieder. Ich werde Ihm sagen, wie es nach meinem Tode gehn wird. Es wird ein lustiges Leben bei Hofe werden. Mein Neffe wird den Schatz verschwenden, die Armee ausarten lassen. Die Weiber werden regieren und der Staat wird zu Grunde gehn. Dann trete Er auf und

sage dem Könige: „„Das geht nicht, der Schatz gehört dem Lande, nicht Ihnen."" Und wenn dann mein Neffe auffährt, dann sage Er ihm: „„Ich habe es so befohlen."" Vielleicht hilft es, denn er hat kein böses Herz. Hört Er?" Hoym hörte, hütete sich aber wohlweislich, später zu reden. —

Endlich am Todestage selbst, den 17. August, meldet Mirabeau die erschütternde weltbewegende Neuigkeit nach Paris mit den Worten: „Das Ereigniß ist erfüllt: Friedrich Wilhelm herrscht und einer der größten Charactere, die jemals den Thron eingenommen haben, ist zerbrochen zusammt einer der schönsten Leibesformen, welche die Natur jemals organisirt hat." Und weiter unten, wo er von den letzten Stunden des großen Todten berichtet: „Nicht anders als erst sterbend konnte er seines Herrscheramtes vergessen." —

An demselben Tage schrieb Mirabeau jenen merkwürdigen „Brief an den König Friedrich Wilhelm II. am Tage seiner Thronbesteigung." In diesem Schreiben deckt Mirabeau bei aller Bewunderung für Friedrich II. die Schattenseiten von dessen Staatswirthschaft auf und dringt, um eine große Umwälzung abzuwehren, auf eine friedliche Reform des ganzen Staatswesens. Es sollte nach seinem Rath die „militärische Sclaverei" verschwinden, das Merkantilsystem mit seinen nachtheiligen Wirkungen beseitigt, die feudale Scheidung der Stände gemildert, das einseitige Vorrecht des Adels in bürgerlichen und militärischen Aemtern aufgehoben, Privilegien und Monopole vernichtet, das ganze System der Besteuerung verändert, den Volke die Lasten abgenommen werden, die seine freie Production hemmten, Verwaltung, Rechtspflege und Schulwesen eine neue Förderung erhalten, die Censur fallen, überhaupt dem alten Soldaten- und Beamten-Staat ein frischer Antrieb politischen und geistigen Lebens mitgetheilt werden. Aber diese ernsten und gewichtigen Mahnrufe klangen fast wie ein Mißton in die allgemeine freudige Stimmung des preußischen Selbstgefühls. Selten ist ein neuer Herrscher mit solchem Beifall empfangen, Lob und Schmeichelei selten in so verschwenderischer Fülle einem Nachfolger entgegengebracht worden, wie Friedrich Wilhelm II.; der „Vielgeliebte" war der Beiname, womit ihn die öffentliche Stimme empfing. Das macht, man hatte in den letzten Zeiten Friedrich des Großen angefangen, den Werth eines solchen Königs zu unterschätzen, man gefiel sich in

dem Glauben an die Vortrefflichkeit der mechanischen Staats- und Heeres-Ordnung; man maß zu gern dem eigenen Verdienste bei, was doch nur die gesegnete Arbeit eines genialen Herrschers war; man war über die drückenden fiscalischen Künste, besonders über die französische Regie verstimmt, man war, um es mit einem Worte zu sagen, man war der langen straffen Regierung unter dem greisen, demanthaarten sparsamen Könige schon müde. Dagegen erwartete man von der Milde des wohlwollenden gutmüthigen neuen Königs manche Erleichterung von dem alten Drucke, man hoffte auf eine Regierung, die durch heitere und freigebige Nachsicht das knappe und strenge Regiment des großen Königs überbieten werde.

Nur zu bald schlug diese günstige Stimmung in das vollständige Gegentheil um; nicht zwei Jahre waren verflossen, da war die tactlose Schmeichelei von 1786 durch die ärgste schmutzige Pamphlet-Litteratur gegen den König verdrängt.

Damals aber konnte es nach dem obigen nicht fehlen, daß der unerbetene französische Rathgeber Verdruß erregte. Es bedurfte eindringlicherer Lehren, bis man die Bedeutung seiner Rathschläge begriff. Erst 2 Jahrzehnte später hat sich eine Richtung des Staatsruders in Preußen bemächtigt, welche im Ganzen von denselben Grundsätzen ausging; die Reformgesetze von 1807 bis 1808 unter dem unvergeßlichen Freiherrn von Stein über die Aufhebung der Unterthänigkeit, den freien Gebrauch des Grundeigenthums, die Beseitigung der feudalen Unterschiede, die Städteordnung, die neue Heeresverfassung — treffen wesentlich mit dem zusammen, was Mirabeau 20 Jahre zuvor gerathen hatte. —

Nach dem Tode Friedrichs des Großen blieb Mirabeau noch bis Mitte September in Berlin und fuhr in seinen Berichten von da fort. Unter dem 18. August schreibt er also: „die erste Handlung der Souveränetät des neuen Königs ist die gewesen, daß er noch in der Stunde von Friedrichs Tode, wie er den Herrn von Hertzberg bei der Leiche fand, ihm das Band des schwarzen Adlerordens eigenhändig umhing, mit den Worten: die erste Handlung seiner Regierung müsse sein, eine Schuld, die der Verstorbene hinterlassen, abzutragen. Kurz bis jetzt hat Hertzberg Alles in Händen; jedoch hat der König auch den Grafen Finckenstein (den ersten Kabinetsminister) zärtlich umarmt; „ich danke Ihnen, hat er hinzugefügt,

für die ausgezeichneten Dienste, welche Sie dem Staate geleistet haben." Man muß wissen, daß der Graf Finkenstein ein unversöhnlicher Feind Hertzbergs ist."

Im nächsten Briefe vom 22. August lesen wir: „der Prinz Heinrich ist außerordentlich zufrieden mit dem neuen König; — er versichert, daß Hertzberg nahe daran ist zu fallen; was ich übrigens gar nicht glaube. Ich fürchte er nimmt Complimente für Worte. Sicher ist, daß Hertzberg fast alle Abende bei dem Könige speiset".

Und im folgenden Briefe: „Sie werden sehn, daß den Prinzen Heinrich sein Schicksal schon erreicht hat, daß sein kleinlicher Character gescheitert ist an der Klippe seiner großen Eitelkeit; daß er zu gleicher Zeit eine erschreckliche Begierde zu herrschen, ein zurückstoßendes mürrisches Wesen, eine unerträgliche Pedanterie, Verachtung aller Intrigue zeigt, während daß sein eigenes Leben doch auch nur aus kleinlicher Intrigue besteht, kurz es ist Niemand weiter von Gunst und von Einfluß entfernt."

In der That mußte der Prinz selbst die Wahrheit dieses Ausspruchs bald genug empfinden. „Der Prinz, schreibt Mirabeau, beschönigt bereits seine Stellung nicht mehr; von einem Extreme zum andern überspringend, wie alle schwachen Menschen, schmollt er schon, sagt, daß das Land verloren ist, daß die Priester, die Dummköpfe, schlechte Weiber und die Engländer es alsobald in den Abgrund stürzen werden; durch die Maaßlosigkeit seiner Zunge verdirbt er vollends seine Sache bei dem König. Das ist meine Meinung, er wird, wenn man es ihm gestattet, dies Land verlassen, wo er nicht einen Freund hat; er wird das Land verlassen, oder er wird närrisch werden; oder er wird sterben; da haben Sie mein Prognostikon."

Bemerken wir, diese Worte wurden wenige Tage nach der Thronbesteigung des neuen Königs geschrieben; und wiederum hat der Erfolg gelehrt, daß Mirabeau mit seiner Prophezeihung im Ganzen Recht hatte. Das Verhältniß des Prinzen zu seinem Neffen, dem Könige, wurde immer gespannter. „Spricht man viel von meinem Oheim?" fragte einige Zeit nachher der König den Feldmarschall Moellendorf, als er mit ihm bei dem Palais des Prinzen vorbeiritt: „Sire, war die Antwort, alle Welt richtet die Augen auf diesen Prinzen und glaubt, daß Ew. Maj. Zutrauen

ihn zum Chef des Staatsraths ernennen werden.“ Der König lächelte ironisch und brummte zwischen den Zähnen: „Ein Königreich verspeisen? es soll ihm nicht in der Kehle stecken bleiben.“ Als der Prinz diese Worte wieder erfuhr, äußerte er in seiner heftigen Weise: „Mein dicker Neffe ist ein Schwachkopf, der Anstand und Sitte verachtet und sich abwechselnd von Günstlingen und Charlatanen an der Nase herumführen läßt. Er scheut die Arbeit und wird nur den Haufen der Müßiggänger-Könige (rois fainéants) vergrößern.“ Indeß überlebte der Oheim doch den Neffen. Er ist im Jahre 1802 gestorben.

Um die Mitte Septembers begab sich Mirabeau nach Dresden, ohne jedoch die Verhältnisse in Berlin aus den Augen zu verlieren. Unter dem 30. September schreibt er von dort: der König ist sehr unzufrieden mit dem Erbstatthalter. Aber ein Factum, das ich als sicher verbürgen kann, ist dies, daß Hertzberg's Rath dahin geht, 10000 Mann gegen Holland marschiren zu lassen und daß es bei dieser Gelegenheit, in Gegenwart des Königs, zu einer sehr lebhaften Scene zwischen ihm und dem General Möllendorf gekommen ist. Urtheilen Sie demnach, was man von der Heftigkeit eines solchen Ministers erwarten muß. Bischofswerder gewinnt mehr und mehr Einfluß und verbirgt es sorgfältig. Woellner, ein etwas untergeordneter Vertrauter, aber geistig begabt, ausgestattet mit Lebensart und Kenntniß des Innern; Geisterseher, seitdem das nöthig ist, um zu gefallen und geheilt von den Visionen, seit der König will, daß man es mindestens verheimliche; thätig, gewandt und besonders obscur genug, um ohne Eifersucht gebraucht werden zu können: Woellner scheint überaus großen Einfluß zu gewinnen; er besitzt, was nöthig ist, um Erfolg und sogar den Sieg über alle Mitbewerber zu erlangen.

Diese beiden Menschen sind wohl zu betrachten: Woellner, welcher wie man versichert, Kenntniß von allen ministeriellen Papieren, Bericht von allen Plänen erhält, die Redaction aller Entschließungen besorgt — und Bischoffswerder, der mit solcher Affectation allen Einfluß ableugnet, daß er sich selbst verräth.

Um hier über des ersteren Schicksale das wichtigste zu erinnern, so war Joh. Christoph Woellner der Sohn eines Predigers zu Doeberitz bei Spandau 1732 geboren. Er selbst war Prediger zu Gr. Behnitz bei Ber-

lin gewesen. Er hatte sein Glück gemacht, indem er die einzige Tochter seines Kirchenpatrones, des Generals von Itzenplitz, bei dessen Sohn er Lehrer war, 1768 heirathete. Durch seine Frau kam er in den Besitz ansehnlicher Güter, bildete sich zum geschickten Landwirth und schrieb auch über Landwirthschaft und Gartenkunst. Er wurde Kammerrath des Prinzen Heinrich von Preußen, 1782 Lehrer des Kronprinzen in der Staatswirthschaft. Nach Friedrich des Großen Tode ward er zum Oberfinanzrath ernannt, auch in den Adelstand erhoben. Er erbat und erhielt vom neuen Könige sogleich den literarischen Nachlaß Friedrichs des Großen. In keine schlechteren Hände hätte dieser Schatz fallen können. In keiner anderen Absicht, als um das Andenken des königlichen Schriftstellers verhaßt zu machen, die neue Regierung ins Licht zu stellen und einen Gewinn für sich zu erzielen, ließ er nun alles und ohne correcte Kritik abdrucken, was die öffentliche Meinung verletzen konnte, religiöse Spöttereien in Aufsätzen, die Friedrich nur für sich aufgeschrieben hatte, oder in vertrauten Briefen enthaltene harte Aeußerungen über Zeitgenossen, ganz unbedeutende Aufsätze und Gedichte, die erweislich nie für das Publikum bestimmt waren. Erst spät unter unserem verstorbenen hochherzigen Könige ist diese Schuld gegen den großen Todten gesühnt worden. Auf Befehl Friedrich Wilhelm IV. hat die Akademie der Wissenschaften eine neue correcte und würdige Pracht-Ausgabe der Werke Friedrichs des Großen herausgegeben.

Im Jahre 1788 ward Woellner Staatsminister für das Departement der geistlichen Angelegenheiten. Zedlitz war der erste der Minister Friedrichs, die der neuen Richtung weichen mußten. Woellner bezeichnete seinen Amtsantritt sogleich mit jenem berüchtigten Religions-Edict, das seinen Namen in den preußischen Annalen verewigt.

Ich glaube, fährt Mirabeau Anfangs October fort, ich glaube zwei Dinge: daß der König die Idee und die Hoffnung erfaßt hat, ein großer Mann zu werden dadurch, daß er sich — im Gegensatz zu seinem Oheim — zum Deutschen, zum rein Deutschen macht — zweitens, daß er bereits im Grund seiner Seele entschlossen ist, die Geschäfte einem Prinzipalminister zu überlassen. Die erste dieser Ideen ist das Werk und das Meisterstück Hertzbergs, und die Lösung des Räthsels ist die, daß Hertzberg diesen Weg für den kürzesten hält, um dieser Prinzipalminister zu werden.

Aber die Macht der Dinge fordert einen andern oder wird ihn bald fordern. Dieses Land, obwohl servil, ist nicht zur ministeriellen Knechtschaft gemacht; und Hertzberg, lange in untergeordneter Stellung, mehr schlau als gewandt, mehr falsch als fein, mehr heftig als durchschneidend, mehr eitel als ehrgeizig, alt, schwach — Hertzberg wird der Forderung der Zeit nicht genügen können.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Gewohnheit Recht behalten wird, und daß Friedrich Wilhelm nichts anderes sein wird, als was sein Oheim ihn durchschauend vorausgesagt hat. Es ist unmöglich, die schmählichen Einzelheiten zu übertreiben, was die Unordnung und den Zeitverlust betrifft. Die Kammerdiener fürchten seine Heftigkeit, aber sie sind die ersten, seine Unfähigkeit ins Lächerliche zu ziehn. Nicht ein Papier ist in Ordnung, nicht ein Memoire mit Randbemerkungen versehn, nicht ein Brief persönlich eröffnet; keine menschliche Macht würde ihn bewegen, vierzig Zeilen hintereinander zu lesen. Armes Reich, armes Land.

Am 20. October kehrte Mirabeau nach Berlin zurück. Unterdessen hatte der König die Huldigung in Königsberg in Person entgegengenommen, wobei Hertzberg als Kanzler fungirte und mit andern in den Grafenstand erhoben wurde; in Stettin für Pommern, in Küstrin für die Neumark, in Breslau für Schlesien hatte sodann Hertzberg allein im Auftrage und Namen des Königs dem Huldigungs-Akte präsidirt.

Die Vertheilung des Einflusses, schreibt Mirabeau aus Berlin am 24. October, ist noch die nämliche. Hertzberg verletzt fortwährend den König. Die andern Minister gelten gar nichts. Woellner nimmt täglich zu an Macht und Bischoffswerder an Einfluß. Es sind nicht Titel, nicht Orden, kein Amt, das er begehrt. 300,000 Livres für jede seiner Töchter, ein schönes Rittergut für sich selbst, militärische Grade (denn er gilt für einen tüchtigen Officier) — das ists, was er will; und er wirds vermuthlich erhalten. — Und unter dem 28. October: In der That scheint Herr von Hertzberg bald am Ende zu sein. In Schlesien hatte er einige sehr lebhafte Kränkungen zu überstehen. Seit der Huldigung in Preußen hätte er es bemerken können, daß seine Prahlereien nicht gefielen. Als er bei der Huldigung die Liste der neuen Grafen verlas, hielt er bei seinem eigenen Namen an, damit der König selbst ihn von der Höhe seines Thrones her-

ab verkünden sollte; und der König hatte die malice, ganz still zu sein, so daß der Graf von Hertzberg erst am andern Tage im Vorzimmer ernannt wurde.

Aber wodurch er es am meisten verdorben hat, das ist sein hochfahrendes Benehmen gegen Woellner, der am wenigsten zum Vergessen neigt, und der bei seinen ehrgeizigen Plänen dieser Verletzung nicht bedurfte, um den Minister zu hassen. Der letztere hat ihn stundenlang in seinem Vorzimmer warten lassen, hat ihn in seinem Kabinet stehend empfangen und ebenso nur wenige Minuten mit ihm gesprochen und ihn dann verabschiedet mit Mienen, die zu nichts gut sind, als zu beleidigen. Seitdem hat Woellner seinen Sturz geschworen und Bischoffswerder unterstützt ihn.

„Hertzbergs Stern (heißt es in einem baldfolgenden Briefe) ist immer mehr im Sinken. Nach der Rückkehr von Schlesien ist er noch kein Mal an der königlichen Tafel gewesen. — Woellner hat Potsdam noch nicht verlassen; zwei Menschen arbeiten beständig in seinem Kabinet. Bis jetzt kann man ihn schon als den König des Innern betrachten und das Volk nennt ihn schon nicht anders als „den kleinen König."

Ich übergehe die folgenden Berichte, um nicht zu ermüden. Nur eine Aeußerung vom 12. December 1786 verdient wohl besondere Beachtung: „Es wird einstürzen, schreibt Mirabeau, dies große feenhafte Gebäude, (er meint den Staat Friedrichs des Großen) es wird einstürzen, oder seine Regierung wird eine Umwälzung erleiden. Im Januar 1787 nahm Mirabeau für immer Abschied von Berlin. Er verließ es mit den herben Worten: „Einkünfte vermindert, Ausgaben vermehrt, Genies zurückgesetzt, platte Köpfe am Ruder. Ich kehre nach Paris zurück, denn ich will nicht länger zu der undankbaren Rolle verurtheilt sein, den unsauberen Krümmungen einer Regierung zu folgen, die jeden Tag durch eine neue Kleinlichkeit oder Unwissenheit auszeichnet. Dies Preußen ist die Fäulniß vor der Reife."

Das sind in der That harte Worte, wohl geeignet, das preußische Selbstgefühl tief zu verletzen. Aber waren sie auch gerecht? Hat der Erfolg sie bestätigt? Ich brauche nicht ausführlich auseinanderzusetzen, wie weit die Prophezeihungen des Grafen Mirabeau in Erfüllung gegangen sind. Im Jahre 1791 ward der ehrliche Hertzberg entlassen und Preußen

ließ sich von Oestreich ins Schlepptau nehmen, um 4 Jahre später zu Basel dasselbe Oestreich übereilt zu verlassen und zu verrathen. Dann zehn Jahre beständigen Schwankens zwischen Frankreich und dessen Gegnern, eine unheilvolle Neutralität, bis durch die Schläge von Jena und Tilsit der ganze Staat in Stücken ging.

Es könnte Jemand fragen, frommt es auch, bei so demüthigenden Erinnerungen zu verweilen, ist es auch patriotisch, die Schmach des eigenen Vaterlandes aufzuweisen?

Doch ich fürchte das nicht. Andere Gedanken sind es sicherlich, die uns bei Betrachtung jener verhängnißvollen Zeit bewegen; der Gedanke, wie unsre Fürsten und unser Volk durch das tiefe Elend der folgenden Jahre zu der Erkenntniß dessen geleitet wurden, was Noth that; der Gedanke voll patriotischen Hochgefühls, wie unserem Vaterlande nach den Tagen unsäglichen Jammers eine ruhmvolle Erhebung beschieden ward und Könige, echte Sprossen gepriesener Ahnen, welche daheim das heilsame Beispiel eines deutschen christlichen Familienlebens für ihr weites Reich geben und nach außen befähigt und entschlossen sind, der Bewegung der Zeiten muthigen Herzens voranzuschreiten.

Zur altpreussischen Mythologie und Sittengeschichte.

Von

Professor Dr. Joseph Bender.

(Fortsetzung.)

III.

Die Göttertrias. — Eine hervorragende apollinische Gottheit.

Simon Grunau's Bedeutung für unsere Untersuchung beruht auf seiner Ueberlieferung von der altpreußischen Göttertrias Patullus, Patrimpus, Perkunus. Wir wollen erst seine Nachrichten selbst mittheilen, um so in diesen Skizzen zugleich das Material zur altpreußischen Mythologie allmählig in authentischer Form zu veröffentlichen. Ihr Werth wird sich dann aus einer vergleichenden mythologischen Betrachtung ergeben, welche wir, bei der Wichtigkeit dieser Frage, wenigstens in der Kürze veranstalten wollen.

Simon Grunau spricht an mehreren Stellen gelegentlich von den preußischen Göttern.[1]) Im zweiten Traktat (Blatt 26b der Handschrift

---

[1]) Simon Grunau liegt sämmtlichen Chronisten und Geschichtsschreibern, welche über die altpreußische (romowische) Götterdreiheit berichten, zu Grunde, so Lucas David, Preuß. Chronik; Hennenberger, kurcze vnd warhafftige Beschreibung des Landes zu Preussen; Waissel, Chronica; u. s. w. u. s. w. Simon Grunau kennt nur eine auffallend geringe Anzahl von preußischen Göttern; die samländischen Quellen dagegen bevölkern die einheimische Götterwelt mit einer Menge von Namen, die sich vielfach als eine bloße Personification einzelner Attribute des Hauptgötterkreises herausstellen. Außer den drei genannten Hauptgöttern nennt Grunau nur noch Wurskait, Szwaibrat und Curcho. Die beiden ersten, mehr dem Kreise der Stammheroen, als den eigentlichen Göttern angehörend, haben wir in unserer Dissertation De veterum Prutenorum diis einer kritischen Erörterung unterworfen. Welchem göttlichen Wesen der Name Curcho eigentlich gebühre, bekennen wir noch nicht vollständig erkannt zu haben. Ein Gott

der königl. Bibl. in Königsberg 1550 a.) heißt es: „Der Götthin (d. i. Götter) waren iij Patollo, Patrimpo, Perkuno, in die stunden in einer eichen, die vj elen dicke war, diese eiche vnd die wonung des Crywen, Abir (d. i. oder) kyrwaidens mit Allen seinen Waidolotten das woren Priester sie nanten Riekoyto." Bl. 27a folgen die sogenannten „Brütenischen Satzungen". Primo heißt es: „Niemandt an (d. i. ohne) des Criwen kirwaito sol anbeten götter abir von frembdis ein gott ins landt bringen Sundirn die Obirsten Götte sollen sein Patollo, Patrumppo, perkuno, wen (d. i. denn) die vns haben gegebin landt vnd leut vnd Noch gebin werden." — Bl. 32b wird das (angebliche) Banner der Preußen beschrieben, ein weißes Tuch, worin drei Brustbilder von Männern in blauer Kleidung gewirkt gewesen. „Das eine war Wie ein man junger gestalt ane (d. i. ohne) bardt gekronett mit sangelen (d. i. Roggenähren) vnd frolich sich irbot, vnd der Gott vom getreide vnd hies Patrimppo, Das ander war wie ein zorniger man vnd mittelmessigk Alter sein Angesicht Wie feuer vnd gekronet mit flammen sein Bart Crauſs vnd schwartz. Vnd sagin (d. i. sahen) sich beide An Noch iren geschiglichkeiten der eine frolich wie er des Andern lachete, vnd der ander Auffgeblosen in Zoren. Das dritte bilde war ein Alter mahn mit einen langen groen bardt vnd seine farbe gantz totlich war gekronet mit einen weissen tuche wie ein mor bant (d. i. Turban; Luc. David 1, 26 sagt: nach der Weise wie die Moren Ir bunde auf Iren heupten tragen) vnde sag von vnden Auff Die Andern An vnd his Patollo mit Namen ꝛc." — Blatt 33a beginnt ein neuer §.

Pikullus ist Grunau vollständig unbekannt. Wir betonen es von Neuem, was wir schon in der Diss. S. 10 und 11 thaten, daß es ein grober, aber herrschender Irrthum ist, Pikullus mit Patullus zu identificiren und sogar als dritten Namen Pakullus hinzuzufügen. Patullus ist unter andern auch, wie es in seinem Grundwesen wohl begründet ist, heidnischer Todtengott; Pikullus, der Höllengott, mag erst unter dem Einflusse einer christlichen Vorstellung entstanden sein. In der Hauptstelle für Pakullus (Diplom vom Jahre 1418 im königl. Prov. Archive in Königsberg, Fol. C. p. 72. a; Vrgl. Voigt, Gesch. Pr. 1, 587) aber ist Patullus zu lesen. Wir theilen, um das urkundliche Material für die altpr. Götterlehre möglichst vollständig zugänglich zu machen, dieselbe an diesem Orte mit, wie wir sie der Gefälligkeit des Herrn Archivars Dr. Meckelburg verdanken: „Nam quantam fidem ad deum habuerit (sc. Ordo teut.), probat primo multiplex et difficilis labor acquisicionis terre pruwsie de qua ab inicio expellende erant et expulsi (!) sunt gentes seruientes demonibus colentes patollum Natrimpe et alia ignominioso fantasmata."

„Vonn der gelegenheit der Eichen Inn Welchin do worenn die Götthe ꝛc.“ Die grosse Dicke vnd Mechtige hohe eiche, In welcher der Teuffel, sein gespenst hette vnd die Bilde der Abgöttir ynne woren, halt ich auß vorplendungk des Teufels, war stetis grün, Winter vnd sommer vnd war Obene weit vnd breit so dicke von lobe (d. i. Laub) damit kein Regen, darburch kunt fallen vnd vmb vnd vmb, Woren hubsche tuchir vorgezogen ein schrit Aber iij (ein Schritt oder drei, hat Hennenberger, Beschreibung Bl. 7) von der eichen wol vij elen hoch Do mocht Niemandt eingehen Ag (d. i. als) der kirwaito vnd die Obirsten Waibolotten Sonder so Imandes quam sie die Tuchir wegk zogen vnd die eiche wal (war?) gleich In iij teil geteilet In iglichem, wie in eim gemachten fenster stundt ein Abgott vnd hett vor sich sein Cleinott. Die Eine seite hilt dz bilde Perkuno Inne wies Oben ist gesagt wurden vnd sein Cleinott war domit man stetis fewir hette von eichenen holtze Tag vnd Nacht, vnd so is von vorseumniß Ausginge is koste dem zugeeigenten Waidlotten den hals Auff man brandte die Oppherungk Dy Andere seite hilt ynne das Bildt Potrumppi vnd het vor sein Cleinot eine slange, vnd die wardt in einen grosen Toppe irnert mit milch von den Waydolottinnen, vnd stetis mit garwen des getreides bedeckt. Das Dritte Bilde Patolli hilt Inne Die Dritten seitte vnd sein Cleinott war ein Todten kopff vonn eim Menschin Pferde vnd ku vnd Diesen Zu Zeiten in iren festen in eim Toppe vnslitt Brandten Zur erungk. Vmb vnd vmb in ihren gezelten wonten die Wadolotten (sic) ꝛc.“ — Ferner lesen wir im dritten Traktat Bl. 39a und b: „Vonn denn Namen der Preuschen abgöttir von der Zeit der bekerungk Cap. iij. Von Anbegin die einwoner Des Landes Zu Preusen wusten noch von Gotte noch von Gotthin Zu sagin, sundir Die sonne[2]) sie geerht haben. Do

[2]) Dieß ist ein bemerkenswerthes Zeugniß für den Sonnenkult bei den Preußen, welchem wir im Folgenden eine ihm bis jetzt nicht zu Theil gewordene Bedeutsamkeit vindiciren werden. Schon im 2. Traktat, Bl. 24. b, berichtet Grunau nach seinem Dywonis, daß die ältesten Bewohner des Landes nur Mond und Sonne verehrten; „ane einen besundern Gott zu leben, Ag (d. i. als) den Monde vnd sonne Zu Wirdigen.“ (An dieser Stelle, die auch Luc. David, I, 12 zu Grunde liegt, kommen Notizen über den tiefen Grad der Volkssittlichkeit vor, welche den Dingen nicht nachstehen, die wir von rohen Völkern in einer Anmerk. des vorigen Heftes angeführt haben.) Schon Dusburg nennt unter den Gegenständen der göttlichen Verehrung bei den Preußen

aber die Cimbri (Luc. David 1, 24 nennt die „Neukömlinge" entsprechender Scandinaver oder Gothen) qwomen die brochten mit ihn iij bilde ihrer Abgotten Den einen Patollo sie nanten, Das ander Potrimpo Dz Dritte Perkuno Diese zu wirdigen sie haben gezwungen ire negwer (d. i. Nachbarn) vnd sie moste (sic) sie für Almechtige Gotthe halten, Patollo Der Obirster Abgott Der Bruteni Also ettwan genant die einwoner Brudenie itzundt Preusen genant, Dieser War ein Irschrocklicher Got, der Nachtes spuck im hause Zu treiben, sunderlich in Den hofen der Edlingen voraus (d. i. besonders) er vnsinnigk thette, Wen man des kirwaydens beful, nit hilt vnd quam viel mol wie ehr ettlich (d. i. es geschah oft, daß er Etliche) erschreckt des Nachts, domit (d. i. so daß) sie den todt douon hetten So Imandt war vnd seinen Bilde Zu Rickoyott ein erungk gelobet hette, so er is nicht balde hilt, er mit seim schuldiger dy passio spilte, vnd sein Opphir War Alles theuer dingk (d. h. er wollte theure Opfer haben; Hennenberger), so war er auch ein Got der todtin so Imandt man starb vnd man wolt bekarien (d. i. beklagen, wie Luc. David hat) die Oppherungk der Götthin, vnd Erungen den Waidtlotten, so qwam er ins gehoffte des verstorbenen vnd spuchte die Nacht, vnd sie wenig abir nix thettin Er qwam Widder sie, musten me thun vnd gebin, quam er Zum dritten Mole, so muste man Menschin blut opphirn, darumb mit Namen (!) nicht lange geharret, Man qwam ken Rickoiot, vnd gab eim Waidlottoten (sic) eine gobe, vnd dieser Im schnit eine Wunden in den arm, Domit dz blut heraußz liff, Noch welchem man horte ein Brommen in der Eichen,

---

in erster Stelle Sonne und Mond. Bei dem byzantinischen Historiker Laonicus Chalcocondylas aus Athen, der gegen Ende des 15 Jahrhunderts lebte und seine Geschichte der Türken mit dem Jahre 1462 schließt, kommen zwei noch nicht beachtete, uns von Herrn Prof. Dr. Hopf in Königsberg freundlichst nachgewiesene, auf Preußen bezügliche Stellen vor, deren nähere Betrachtung einer andern Gelegenheit vorbehalten wird. In der einen (p. 133 Edit. Bonn.) wird gesagt, daß die den Preußen (Prusiern) benachbarten Samoten Apollo und Artemis verehrten. Unter den Samoten sind die Samaiten (dieser Name so schon bei Jeroschin; bei Dusburg Samethen; später Samogiten) nicht zu verkennen. Sie gehörten zum Volksstamme der Litauer (die Lethowini de Samethia bei Dusburg 3, 323 u. 344). Hennenberger Beschreib. des Landes zu Pr. Bl. 9 sagt, daß „die Samaiten in gleicher Abgötterey mit den Preussen zum mehrerteil gewesen." Was hier von den erst spät christlich gewordenen Samaiten gesagt wird, dürfen wir unbedenklich für die frühere Zeiten auf den ganzen lettischen Volksstamm anwenden.

vnd dis war ein Zeichen, vnd es solt vorricht (d. i. verrichtet, gesühnt) sein, vnd qwam dornoch Nimmer wider vnd spuchte.

Potrimppo Der ander abgott der von Brudenia war, vnd dieser war ein Gott des glückis In streitten vnd sust In Anderen sachin, Wen man diesem Patrimppo sust ein ehr solt thun der Waydlotte muste iij Tage fasten, vnd Auff der blosen Erden schlaffen, vnd weirach (sic, d. i. Weihrauch)[3]) Zum irsten must man in Dem feuer burnen (d. i. brennen) dz mit waxe ievehrt werde, vnd dieser Teuffel auch wolt man solt im Kindtlein tödten[4]) Zu ehre vnd man is auch thette, vber die Moße (d. i. über die Maaßen) Patollo Potrimppo, hetten ein wolgefallen In menschin blute so man is im vorgos Zur ehre vor der eichen.

Perküno, War der dritte Abgot vnd man in Anrufften vmbs gewitters willen, Domit sie Regen hetten vnd schon wetter Zu seiner Zeit, vnd in der Donner vnd blix (sic) kein schaden thett, vnd so is qwam vnd ein gewitter war im gantze lande vnd wo Dy woren Die diesen Gott Anbeten sie knitten sich nieder vnd schrien Dewus Perkuno Abselomus, Wen sie Dis vor ein festes hilten Zu der Zeit des gewitters Ire Götthe mit dem kirwaiden vnd Anderen Waidlotten redte, vnd sie gobin is auch auß vor ein Worheit vnd sie mit In geret hetten vnd dem folcke stetis wen Was Neues einsatzten Zu halten (d. h. nach einer solchen angeblichen Unterredung der Götter mit den Priestern durch ein Gewitter legten sie stets dem Volke etwas Neues auf)."

IV.

Mag man auch in dem bunten und heitern Götterleben der Griechen und Römer, wie es uns in der Ausbildung ihres religiösen Glaubens vorliegt, einen ursprünglichen monotheistischen Gedanken nicht anerken-

---

[3]) Darüber, daß das Fasten eine Religionshandlung der Heiden überhaupt gewesen, s. Banier's Erläuterung der Götterlehre, aus dem Französischen von J. A. Schlegel, Leipz. 1754. 1 B. S. 660. So kam bei den athenischen Thesmophorien ein Tag vor, an dem die Weiber auf der Erde sitzend fasteten. Das geschah der hehren Göttin Demeter zu Ehren, wie hier dem reinen und heiligen Patrimpus. Die Sellen, die Priester bei dem dodonäischen Heiligthume des Zeus, schliefen auf der bloßen Erde. Der Opfergebrauch des Weihrauchs bei Griechen und Römern ist bekannt genug. Bei Homer (Il. 6, 270) wird so der Athene geopfert.

[4]) Das ist der leibhafte Molochkult. Moloch (Melkarth-Herakles) ist aber der große, allwaltende Sonnengott.

nen wollen, so zwingt doch die Thatsache der physischen und geistigen Einheit des menschlichen Geschlechtes, welchem im Anfange der wahre, später verdunkelte, Gottesbegriff geoffenbart worden war, dazu, den Spuren einer monotheistischen Urreligion auf einem völkervergleichenden Wege nachzugehen. So nur lassen sich die schließlichen Uebereinstimmungen und Aehnlichkeiten sonst ganz verschiedener Völker auf diesem Gebiete erklären. Bei einer solchen vergleichenden Untersuchung, die wir hier nur in dem Umfange unseres Zweckes anstellen können, können wir unsrerseits uns der Erkenntniß des Grundgedankens eines einzigen Gottes, so sehr verschieden er auch durch allerlei hinzugetretene Ideen überwuchert sein mag, nicht verschließen — des Gedankens, daß durch Theilung, Individualisirung und Personificirung, durch Emanationen und Incarnationen aus dem Monotheismus der Polytheismus erst entstanden ist.[5]) Bei allen Völkern haben sich Spuren des Glaubens an einen alleinigen, mächtig über Alles gebietenden Gott erhalten, wenn diese Grundidee auch bei der zunehmenden Theilung und Vergötterung von Geschöpfen und menschlichen Ideen noch so sehr in den Hintergrund gedrängt ist. Für das höchste Wesen begegnen wir überall noch einem eigenthümlichen Namen, einem universellen Namen neben den speziellen Götternamen. So haben die Preußen den Ausdruck Deiwas (lit. diewas, lett. deews) Gott. Die Zusammengehörigkeit dieses Wortes mit dem sanskr. dêva, die Wiederkehr desselben im Griech., Lat., Celt. (dew, dyw), die Spuren desselben im German. (diar oder tivar im Altnord.; wohin auch tyr, zio gehören) und im Slav. (dzien, den' u. s. w. d. i. Tag, weil die Wurzel den Begriff des Glanzes giebt), ist schon genugsam nachgewiesen. Damit ist schon ein gar großes Völkergebiet umspannt, das seinen Mittelpunkt fände, wenn wir mit Sicherheit das semitische Javeh, Jehova (vgl. das lat. djovis, jovis) in diesen Kreis ziehen dürften.[6]) Aehnliche Anknüpfungspunkte will man

[5]) Ein merkwürdiges Zeugniß für diese Ansicht giebt u. A. Zeuß, die Deutschen und die Nachbarstämme, S. 36 aus der slavischen Götterwelt.

[6]) Eine heilige Scheu vor Entehrung des Namens des höchsten Gottes finden wir überall. Schon die Juden sprachen den Namen Jehova nicht aus. Andere Völker verändern oder verkürzen den heiligen Namen bei Schwüren. Dahin gehört: Potz Wetter für Gotts Wetter, parbleu für par dieu; nu dee, bei Gott, lett. u s. w. Vgl. griech. *ναὶ μὰ τὸν*, mit Auslassung des Namens.

bekanntlich zwischen dem german. Gott und dem slav. bog mit den pers. Wörtern khodâ und baga finden.

Die gewöhnlichsten und charakteristischsten Prädikate des höchsten Wesens sind Herr und Vater, wie sich bei den verschiedenen Völkern, je nach der Verschiedenheit ihrer Gemüths- und Denkart und ihrer socialen Verhältnisse, leicht nachweisen ließe.

In wie fern die Idee eines höchsten Gottes als Schicksalsidee auftritt, wollen wir hier noch nicht erörtern.

Das höchste, ursprünglich dasselbe, Wesen wurde erst bei den verschiedenen Völkern ein eigenthümlich besonderes. Aus ihm ist erst, aus den verschiedensten Beziehungen, die zum Theil lokaler Natur sind, die Masse der Gottheiten hervorgegangen. Die Theilung der einen Gottheit ist zunächst nach bestimmten Zahlenverhältnissen geschehen. Besondere Beachtung verdient die Zweitheilung und Dreitheilung (welche letztere sich dann zur Zwölfzahl entfaltet hat). Den Dualismus, welcher vornehmlich in dem Gegensatze von Gut und Böse, dann auch besonders von Männlich und Weiblich begründet ist, lassen wir vorläufig bei Seite und wenden uns der Dreiheit der Götter zu.

Die Göttertrias, in welche sich der ursprünglich eine Gott spaltete, ist bei den meisten Völkern nachweisbar. Bei einer vergleichenden Betrachtung ergiebt sich aber bald, daß es eben nur die Form der Trias ist, die überall wiederkehrt, nicht der Inhalt, d. h. die Dreizahl der Hauptgötter findet sich überall, aber die verschiedenen Völker haben nicht dieselben Götter zur Trias vereinigt, oder, richtiger gesagt, nicht die Einheit in dieselben drei Götter gespalten.

Am bekanntesten ist die indische Trimurtilehre. In den ältesten Quellen der Indier erscheint ein Urwesen, durch sich selbst bestehend, ewig, allumfassend, als die große Weltseele gedacht. Die reine Idee der Gottheit kommt zur Offenbarung und Erscheinung als gespalten in eine Dreiheit (Trimurti) göttlicher Thätigkeiten. Diese sind Brahma, der Weltschöpfer, der Herr der Creaturen, der Allvater; Vishnu, der erhaltende, und Siva, der zerstörende Gott u. s. w. —

Was die Griechen betrifft, so finden wir die Dreitheilung der einen

Gottheit nach den drei Hauptbeziehungen der Welt, auf Himmel, Wasser und die chthonische Unterwelt. Daher tritt neben den Zeus schlechthin ein Himmelszeus, ein unterirdischer Zeus und ein Meereszeus, oder Jupiter, Pluto und Poseidon, drei Brüder, die sich in die Weltherrschaft getheilt hatten. — Eine andere Dreiheit begegnet uns feststehend im Munde der Hellenen bei feierlichen Anrufungen; bei Homer bekanntlich in vielen Stellen Zeus Vater, Athene und Apollo;[7]) bei Sophokles (O. T. 159 und O. C. 1091) werden als die drei unheilabwährenden Götter Athene, Artemis und Apollo angerufen.

Bei den Römern galt die altitalische, besonders etruskische, Trias Jupiter, Juno, Minerva.[8])

Bei den Germanen hat sich die alte reinere Ansicht einer ursprünglichen Göttereinheit klarer erhalten, als bei andern Völkern.[9]) Ihr Wuotan ist noch der alte geistige Gott; er vereinigt die Eigenschaften aller übrigen Götter in sich und diese sind gewissermaßen nur als seine Ausflüsse, Verjüngungen und Erfrischungen zu betrachten. Er ist der Alldurchdringende und die andern Götter erscheinen fast nur als Vollstrecker seines Willens. Er ist nur geistig thätig, die andern sind es handelnd, materiell in die Leitung der Dinge eingreifend. Man könnte nun wohl zweifelhaft sein, welche Götter man zur germanischen Dreiheit rechnen soll, ob außer Wuotan und Donar als dritten Zio oder Fro. Auf jeden Fall folgen dem Allvater Wuotan zunächst ausgezeichnete Gestalten als Individualisirungen der starken Aeußerungen des ersten Gottes in den Erscheinungen des Donners (Donar) und in der Begünstigung in Ruhm und Kriegsglück (Zio), weshalb auch Donar und Zio als Wuotans Söhne auftreten. Fro dagegen ist nicht Wuotans Sohn, sondern Niord's.[10]) Aber dennoch

---

7) So noch bei Demosth. Mid. 198.

8) Die praesides imperii dii (Tac. H. 4, 50); der kapitolinische Jupiter, der optimus maximus, war pater deum hominumque (Liv.), pater omnipotens (Ov. Virg.) Minerva seine Tochter, Juno divum regina Jovisque et soror et conjux (Virg.) Bei gewissen Feierlichkeiten riefen die Römer auch andere drei Götter an. S. z. B. Liv. 41, 28, Tac. A. 15, 44.

9) S. hierüber Wolf, die deutsche Götterlehre, S. 3. Vgl. Zeuß, die Deutschen. S. 21.

10) Für den Vorzug Zio's könnte auch die Etymologie dieses Wortes angeführt werden, worüber zu vergl. Grimm, Myth. S. 175; wonach Zio dem griech. Zeus entspricht.

erregen gegen die Zusammenfassung von Wuotan, Donar und Zio zur eigentlichen germanischen Götterdreiheit wichtige Zeugnisse Bedenken. Für die nordischen Germanen haben wir das bestimmte Zeugniß Adam's von Bremen,[11]) welcher seinen Fricco, d. i. Fro, neben Thor und Wodan den dritten in jenem Götterbunde sein läßt. Die Berechtigung Fro's zu dieser Stellung wird das Folgende ergeben. —

Betrachten wir zunächst noch ältere Zeugnisse. Tacitus (G. 9.) nennt neben dem germanischen Hauptgotte Mercurius (deorum maxime Mercurium colunt), worunter die Lateiner entschieden den Wodan verstehen, noch Herkulus und Mars (Zio).[12]) Diesen Herkules hat man für Thor gehalten, um die angenommene Trilogie (Wodan, Thor, Zio) nicht zu stören. In der That hat der nordische Thor zahllose Heldenthaten verrichtet, wie Herkules. Nach genauerer Betrachtung aber drängt sich Herkules als apollinische oder solarische Gottheit unabweisbar auf; er ist mit Apollo oder Sol[13]) zu vergleichen, entsprechend dem Fro oder Fricco in der Trilogie Adam's von Bremen.

Wenn Herkules auch mit Thor in Bezug auf Verrichtung von Heldenthaten Aehnlichkeit haben mag, so war der germanische Herumwanderer, als welcher der griechische Herkules hervortritt, doch entschieden Wodan

---

[11]) In der bekannten Stelle IV. 26, welche wir auch in unsrer Diss. p. 20 wörtlich mitgetheilt haben.

[12]) Tac. H. 4, 64, nennen die Tenchteri den Mars praecipuum deorum. Für die hohe Verehrung des Mars und Merkur bei Hermunduren und Katten spricht Tac. A. 13, 57. Vom Kulte des Herkules ist wiederholt die Rede, G. 3; 34; bei den Cheruskern hatte er einen heiligen Hain, Tac. A. 2, 12.

[13]) Widukind von Corvey sagt 1, 12, wo er von sächsischen Götterbildern spricht „sie verehrten ein Heiligthum, dem Namen nach Kriegsgott, durch die Säulenform ein Herkules, der Stellung nach die Sonne, welche die Griechen Apollo nennen." In dieser Combination anscheinend verschiedener Vorstellungen berührten sich deutlich die Begriffe vom Kriegs- und Sonnengott, durch Herkules vermittelt; wenn nicht Herkules etwa bloß wegen der Säule genannt ist, worauf ein Kiegs- und ein Sonnengott stand (Herkulessäulen kennt Tac. am germanischen Oceane. G. 34; nach Gregor von Tours — die Stelle bei Grimm, Myth. S. 100 — gab es im südlichen Gallien eine hohe Säule, worauf die Bildnisse von Mars und Merkur standen.) In Herkules möchte Grimm, Myth. 339, den germanischen Irmin wieder erkennen, welchen (Hirmin oder Hermes) Widukind a. a. O. als Kriegsgort bezeichnet, während ihn (Ermis) die corveyer Annalen — bei Grimm Myth. S. 100 — Merkur nennen. Dies verworrene Verhältniß in der altsächsischen Götterlehre müssen wir hier auf sich beruhen lassen.

und nicht Thor; auch fehlt die Vergleichung zwischen Herkules und dem Donnergott,[14]) was Thor vorzüglich ist. Cäsar (B. G. 6, 21.) läßt die Germanen Sol, Vulkan und Luna verehren. So spricht das allerälteste Zeugniß für eine hervorragende apollinische Gottheit bei den Deutschen. Vulkan, der Feuergott, kann nur auf den rothbärtigen Donnerer passen, der den allzerschmetternden Hammer führt. Luna bringt ein neues Element in diese Zusammenstellung. Wie in der griechischen Trias bei Sophokles (siehe oben) tritt hier zu Apollo (Sol, Freyr oder Fro) seine Schwester Luna, Artemis, Freyja oder Frouwa, welche bei den Germanen zugleich Pallas und Aphrodite vertritt;[15]) wie auch Freyr, der Liebe befördernde Gott, Gott der Sonne ist und zugleich auch eine kriegerische Seite hat.[16]) Wo in der germanischen Trias ein besonderer Kriegsgott fehlt, da kann dessen Eigenschaft nur dem Wodan oder dem Fro beiwohnen.

Daß aber füglich im Sinne der Alten der Name ihres Herkules zur Bezeichnung einer Gottheit, deren Grundnatur eine solarische ist, angewendet werden kann, ist nicht zu bezweifeln. Der hellenische Herkules ist aus dem orientalischen hervorgegangen. Die Sonne in ihrer Jahresbahn,

---

[14]) Den Griechen und Römern fehlte der Donnergott als besondere Gestalt; der griechische Donnerer und Wolkenversammler steckte in Zeus. Wo die germanischen Quellen den Donnergott nicht haben, da liegt seine Eigenschaft in Wodan.

[15]) Vgl. Zeuß. a. a. O. 28.

[16]) Freyr führt ein treffliches Schwerdt (Grimm, Myth. S. 196), gerade wie der griech. Apollo der Gott mit dem goldenen Schwerte ist, chrysaoros, welches Prädikat ihm vorzugsweise zugelegt wird. Hom. Il. 5, 509; 15, 256; Hym. Apoll. 123; Hym. 27, 3, Pind. P. 5, 140. Den Namen Saxnôt, der Schwertgenosse, bezieht Grimm, (a. a. O. 184; 196) zwar auf Zio, den Kriegsgott, anerkennt aber, daß er auch auf Fro oder Freyr passe. Für letztere Beziehung spricht die Trilogie in der bekannten sächsischen Abrenunciationsformel Thunar, Wôden, Saxnôt, entsprechend Thor, Wodan, Fricco bei Adam von Bremen. — Wie der griech. Apollo auch als Phöbus besonders personificirt wird, in einem ähnlichen Verhältnisse denken wir uns Fro zu Balder (Baltar), dem Lichtgotte oder Taggotte, dem Gotte der Sonne. Balder mischt sich auch in die Schlacht, den Seinen Hülfe und Sieg bringend. Aus dem Hufschlage seines Rosses entsprang eine Quelle (erinnernd an Hippokrene). Ihm waren besondere Quellen geheiligt, wie es auch an Beziehungen Apollo's zu den Quellen des Helikon bekanntlich nicht fehlt. Die jüngere Edda erzählt Balders Tod in einer Weise, die an das Ende des Herkules erinnert. Schwenck (Myth. 6, 141) möchte beides auf die jährliche Abnahme der Wirksamkeit der Sonne u. s. w. deuten. Freyr's Schwester Freyja zog auch zu Kampf und Schlacht aus. Aehnlich führte auch Artemis das Goldschwert, auch sie war chrysaoros, Orak. bei Herod. 8, 77.

das ist die orientalische Grundidee des Heraklesmythus. Herakles ist der den Thierkreis durcheilende Sonnengott, wie das von neuern Mythologen genugsam dargethan ist.

Dem Gesagten nach erhalten wir folgende Zusammenstellungen nach den verschiedenen Berichterstattern, welche die germanischen Vorstellungen durch entsprechende römische Namen vergleichend wiederzugeben suchten, wobei die Verschiedenheiten theils lokaler Natur sein, zum Theil in der subjectiven Auffassung der Berichterstatter begründet sein mögen. Bei Cäsar glauben wir Freyr oder Fro, Thor und Freyja zu erkennen; bei Tacitus neben dem sichern Wodan und Zio wiederum Fro; bei Adam v. Bremen Thor, Wodan und Fricco, d. i. Fro. Mag also bei den Germanen hie und da ein besonderer Kriegsgott oder ein besonderer Donnergott fehlen, der solarische Gott fehlt niemals. Wir sind also sicher berechtigt, auf den apollinischen Fro der germanischen Götterwelt ein besonderes Gewicht zu legen, — ein Ergebniß, das, zur Vergleichung benutzt, zur Aufklärung der preußischen Götterlehre eben so beiträgt, als uns auch das noch über Slaven und Celten Hinzuzufügende immer wieder auf einen hervorragenden solarischen Gott in der Mythologie der nord- und östlichen Völker Europas führen wird.

In der slavischen Götterdreiheit[17]) steht, wenigstens bei den Rugianern, Swjatowit (Swantowit) als Allgott, als oberster Gott an der Spitze. Etymologie[18]) und Attribute[19]) bezeichnen ihn, „den Gott der Götter, der den Primat unter allen Götter einnimmt" (Helmold), als einen ursprünglichen Lichtgott oder Sonnengott, welcher hier voransteht, wie der germanische Sol bei Cäsar und der preußische Sol bei Dusburg und der samaitische Apollo bei Chalkokondylas. Von dem lit. Worte szwaisa, Sonnenlicht, hat auch der preußische Gott Suaixtix seinen Namen, welchen unsre noch anzuführenden Quellen geradezu mit dem Sol identifi-

---

[17]) S. hierüber Zeuß a. a. O. S. 35.

[18]) Swjat, pol. swiatlo, heißt Licht. Die Form Swantowit ist mit Anlehnung an das Wort swęty. poln. święty (Vgl. pr. swints, lit. szwentas, lett. śwehts), heilig, entstanden. Das Wort swjat ist altpr. swaigstan acc. der Schein, lit. szwésa, das Sonnenlicht, auch szwaisa; ähnlich in den verwandten Sprachen. Das poln. świat, preuß. switai, lit. swêtas, die Welt, mag mit swjat wurzelhaft zusammen hangen.

[19]) S. Schwend, Myth. 7, 144.

ciren. Der zweite slavische Hauptgott, Perun oder Porenut, ist ohne Zweifel der Donnergott. — Für den Kriegsgott geben unsere Quellen verschiedene Namen (Rujewit, Berowit u. a.[20])) die vielleicht lokaler Natur sind. Nach altböhmischen Glossen aber[21]) ist Swantowit selbst der Kriegsgott. Daß diese kriegerische Seite mit einer apollinischen Natur wohl vereinbar ist, wird aus dem Laufe unserer Darstellung noch mehr, als es schon gesehen ist, klar werden. Statt des wegfallenden besondern Kriegsgottes tritt aber ein anderer Gott als dritter in die Reihe, nämlich Radigast. Diesen setzen dieselben altböhmischen Glossen dem Merkur gleich, wie den Perun dem Jupiter. So erhalten wir die Reihe: Radigast-Merkur oder Wodan; Perun-Jupiter oder der Donnerer, Swjatowit, der kriegerische, der siegverleihende Lichtgott, der germanische Fro oder Fricco, der den Frieden verleiht,[22]) aber nicht der wilde Kriegsgott Zio.[23]) So würde wiederum diese slavische Trias völlig der des Adam von Bremen entsprechen.

Die celtische Trias ist nach einer oft citirten Stelle des Lucanus I, 444,[24]) Teutates, Hesus, Taranis. Teutates ist der oberste Gott, wie Wodan bei den Germanen; den zweiten nehmen wir unbedenklich für Apollo; Taranis ist sicher der Donnergott. Taran heißt noch jetzt in den celtischen Dialekten Donner, weshalb ihn auch die Römer mit Jupiter vergleichen. Cäsar (B. G. 6, 17) hat folgende Reihe der gallischen Götter: Merkur, den obersten Gott,[25]) nach diesem Apollo und Mars und

---

[20]) S. Zeuß, a. a. O. S. 37 und 665.

[21]) Ares, bellum, Suatouytt; Mavors, Zuatouit. S. Zeuß. a. a. O. S. 36. Grimm, Myth. S. 118). Helmold bezeichnet den Swantowit als clarior in victoriis (Zeuß), und Saxo Gramm. sagt, Svantovitus . . . bella gerere credebatur. Grimm a. a. O. 628.

[22]) Fricco pacem voluplatemque largiens mortalibus, wie Adam. Brem. l. c. sagt, während es von Thor heißt: praesidet in aere, qui tonitrus et fulmina, ventos ymbresque, serena et fruges gubernat; und von Wodan, id est furor, bella gerit, hominique ministrat virtutem contra inimicos.

[23]) Grimm, Myth. Vorr. XLVII, setzt ihn durchaus dem Zio gleich.

[24]) Sie lautet:

„Et quibus immitis placatur sanguine diro
Teutates, horrensque feris altaribus Hesus,
Et Taranis Scythicae non mitior ara Dianae."

[25]) Daß der oberste Gott bei Germanen, Slaven und Celten mit dem Namen Mercurius von den Römern benannt wurde, das geschah vielleicht wegen der äußern Darstellung, die an die Hermensäulen erinnern mochte. Cäsar a. a. O. sagt von diesem Merkur „hujus sunt plurima simulacra." Vgl. Note 13.

Jupiter und Minerva. Man hat den Hesus auch für Mars halten wollen, bloß aus dem Grunde, weil ihm Menschen geopfert wurden;[26]) aber daß dies Argument nichts verschlägt, wird sich in der Folge ergeben. Apollo ist auch bei Cäsar der zweite. Der folgende, Mars, ist aber, wie wir glauben, eine neue Prädicirung der kriegerischen apollinischen Gottheit, dessen Eigenschaften in zwei Gestalten spezialisirt sind. Jupiter nehmen wir als Jupiter tonans, als der Donnerer. Minerva kommt hinzu, als Vertreterin eines weiblichen Princips in der celtischen Götterwelt. —

So kehrt uns auch bei den Celten dieselbe Dreiheit, von einem Allgotte, einem apollinischen Gotte und einem Donnergotte wieder. Wir verweilen aber noch bei dem Sonnengotte, weil wir so auf vergleichendem Wege uns immer mehr der Erklärung eines der preußischen Hauptgötter nähern, auf welchen die bisher aus der mittel- und nordosteuropäischen Mythologie hervorgezogenen Merkmale wohl zutreffen.

V.

Aus dem Begriffe Sonnengott lassen sich die verschiedenen Eigenschaften und Thätigkeiten ein und derselben Gottheit unschwer erklären.

Der griechische Apollo war der helfende und errettende, dem Menschen freundliche und ihn beglückende Gott. Der Heilgott Aeskulap steht in besonderer inniger Beziehung zu Apollo. Dieser Eigenschaft entspricht der celtische Apollo bei Cäsar 6, 17 „der die Krankheiten vertreibt"; dem entspricht auch der germanische Fro mit seiner fröhlich und glücklich und fruchtbar machenden Eigenschaft. So wie Apollo bekanntlich Heerdengott (Nomios) ist, so ist Thor Schützer des Viehstandes.[27]) Dem allen entspricht endlich auch der preußische Patrimpus, der Gott des Glückes, welcher Fruchtbarkeit und Heil verleiht.[28])

---

[26]) S. Pauly Realencycl. s. v. Galli S. 622; Zeuß, a. a. O. S. 32, der den Namen Hes mit dem goth. háis, ahd. hêr (splendens) zusammenstellt, was auf einen Lichtgott paßt. Eine treffende Analogie dazu ist das celt. gaesum, goth. gáis, ahd. gêr, der Wurfspieß. Grimm, Myth. 185, dem er auch Kriegsgott ist, stellt den Namen Hesus mit dem german. Heru, Cheru = Cor, Schwert, zusammen. Vgl. Note 16. Das wäre wieder ein vom Schwerte benannter Apollo.

[27]) S. Wolf, deutsche Götterlehre, S. 27. Dem Fro waren vorzugsweise die Schweine heilig. Ebendaselbst.

[28]) Bender de P. diis p. 22; s. oben Grunau. Es sei erlaubt, in Bezug auf den Kanon der samländischen Gottheiten, schon hier vorgreifend darauf aufmerk-

Der celtische Apollo trägt am häufigsten den Namen **Belenus.**[29]) Belen war aber ein Gott der **Fruchtbarkeit** und ein **Heilgott**; er war Gott der **Heilquellen** und der **Fluth.**[30]) Bei den Briten hieß der Heilgott **Hu.**

Nach dieser Analogie ist es nicht zu verwundern, wenn der (apollinische) Heilgott der Preußen, **Patrimpus**, als Gott der **fließenden Gewässer** bezeichnet wird.

Wir wollen zunächst über die Bedeutung des Namens **Patrimpus** (Patrympus, Potrimpus, vrgl. Antrimpus und Natrimpe) sprechen. Wir halten das Wort, trotz der vielfachen Versuche, noch nicht für etymologisch erklärt. Der Stamm des Wortes **trimpe** (trympe, **trumpe**, und mit andern im Lit. gebräuchlichen Vokalwechseln) findet sich häufig in Ortsnamen. Die betreffenden Oerter liegen sämmtlich an kleinen Flüßchen, in niedrigen Gegenden, in der Nähe von Seen und andern Gewässern. Eine Beziehung zu **Gewässern** ist nirgends zu verkennen. Zunächst ist wichtig Trumpa,[31]) der Name eines Flüßchens oder Wassergrabens nördlich von Braunsberg, jetzt Trumpe. Andere Namen sind: Trumpnia, jetzt Tromnau an der Gardenga; der See Trumantz östlich von Rosenberg; Trempen an das Delinga bei Darkehmen; Trumpathen, Kreis Ragnit; Trumpeiten bei Kaukehmen; Trumplauken, Kreis Insterburg; Tremlauken, Kreis Labiau; Trempau bei Schaaken, Trimmau bei Allenburg und andere. Der Stamm des Wortes, von welchem auch, wie wir glauben, das in Preußen gebräuchliche provinzielle Wort Trumme, d. i. Wasserröhrenleitung, herkommt, bedeutet **Wasserrinne** und ist durch verschiedene Sprachen ver-

sam zu machen, daß, so wie das erste Prädicat (occopirmus) auf den obersten Gott paßt, so das zweite Suaixtix (d. i. Sol) dem Patrimpus zuzukommen scheint, worauf das dritte Ausschauts (d. i. Aeskulap) von der Heilkraft desselben Gottes abstrahirt sein mag. Die beiden darauf folgenden enthalten dann die Beziehungen auf das Wasser.

[29]) S. Zeuß a. a. O. 34. Nach Adelung (Mithrid. 2, 46) heißt im Irländischen Beal und Bealan noch jetzt die **Sonne**. Im Allgemeinen über Belen s. außer Zeuß Eckermann Relig.-Gesch. 3, 252 flg., Buttmann, Mythologus, 1, 167 u. a.

[30]) Vgl. die Beziehungen Apollo's und Balder's zu Quellen. S. Note 16.

[31]) In einer Urk. v. 1286 im Cod. dipl. Warm. 1. S. 125. Dasselbe Urkundenbuch hat von derselben Zeit an öfters Trumpe, jetzt Tromp, an einem Bächlein, nicht weit von Braunsberg; hier erscheint der Name aber auch als Personenname des Besitzers, so daß nicht zu entscheiden ist, ob der Ort vom Manne oder umgekehrt benannt ist.

breitet. Im ahd. des 8. Jahrhunderts kommt trumba in der Bedeutung des lat. tuba vor; die Grundbedeutung ist also Röhre. Von trumba kommt trumpet, jetzt Trompete. Im Polnischen existirt das Wort als trąba d. i. Röhre (auch Rohr, so wie Horn, Trompete), das Gerinne, Teichgerinne, Schleusengerinne. Im Lit. heißt es trúba (ursprünglich wohl nasalirtes ų), Krummhorn, auch Posaune; im Lettischen trube ist noch jetzt die Bedeutung Rohr (Blasrohr), Röhre vorhanden. Alles vereinigt sich zu der Bedeutung eines Wassergerinnes, eines Rinnsal's.

Nach der Bedeutung der Präposition pa oder po in den betreffenden Sprachen kam patrumpe oder patrimpe Einer sein, der am Rinnsal, am Gewässer ist, wohnt; ant- oder an- (an ist altpr.) trimpe wäre derselbe Begriff, etwas modificirt, etwa auf dem Gewässer; endlich na-trimpe ungefähr dasselbe.[22]) Patrimpus, Antrimpus, Natrimpus (ursprünglicher und richtiger ohne Zweifel Patrimpe, Antrimpe, Natrimpe — denn auf e gehen bei Weitem die allermeisten männlichen Personennamen im Altpr. aus;[23]) — Grunau hat Patrimpo) erscheinen demnach sprachlich nur als geringe Modificationen desselben Begriffes.

Daß ein Sonnengott auch Wassergott zugleich sein könne, läßt

---

[22]) Po heißt altpr. unter, nach; po und pa lit. zeigt in der Zusammensetzung mit substantiven Lokalbegriffen den Ort, die Gegend unter oder neben dem Wurzelbegriff an, z. B. pagirre, die Gegend am Walde, s. Nesselmann, lit. Wörterb. S. 274. Ebenso ist paùppis, paùppe, paùppėlė Gegend am Flusse; pawandenė Gegend am Wasser, Niederung; pa lett. unter, durch, bei. — An altpr. (auch en) heißt an, in; ànt lit. (fehlt im Lett.) auf. — Na, no altpr. auf, an, über; nů lit. von herab, nů lett. von, von herab. Diese letzte Präposition ist sehr häufig, besonders in Eigennamen; daß sie ursprünglich fast dasselbe bedeutet, wie ant, folgt z. B. aus na semmey altpr. und ant Żemes lit., was beides auf Erden heißt. — Hierher gehörige Nomina propria sind z. B. Ortsnamen: Pawunden, d. i. Ort am Wasser; Patilżei, d. i. bei Tilsit; 'Antupei, d. i. am Flusse; Antkrebben, d. i. bei Skrebben; Anroganen, d. i. bei Roganen; Norudszen, d. i. bei Rudßen u. s. w. Zu den häufigen Ortsnamen mit na mögen auch Nadrauen, Natangen u. a. gehören. — Altpreußische Personennamen sind z. B. Antime; Anneyde (Cod. dipl. Warm.; wozu vrgl. Nyda, ein Flußname, Voigt, Cod. d. Pr. 3. S. 62); Patulne und Tulne (Cod. d. W.); Naglande und Glande (ibid.), beides auch Oerter u. v. a. Es hat also die Uebertragung dieser Bildungen von Ortsbenennungen auf Personen keine Schwierigkeit.

[23]) Siehe z. B. die Namen der Witinge in Voigt's Gesch. der Eidechs.-Gesell. S. 213; vgl. Cod. dipl. Warm. Hiernach rectificiren wir das von uns in der Dissert. de Prut. diis p. 22. N. 38 Gesagte. Neben der Endung e in echtpr. Namen erscheint die Endung o verhältnißmäßig sehr selten, so in Cod. dipl. Warm.

sich, außer dem bereits gelegentlich Bemerkten,[34]) noch durch sprechende Analogien aus der Mythologie darthun. Zuerst erinnern wir an das Fest der Delphinien in Athen und Aegina, die dem delphinischen Apollo oder dem Meerapollo geweiht waren.[34a]) — Melikertes (ursprünglich der phönizische Sonnengott Moloch) wurde von den Griechen, und zwar in Böotien, als Meergott oder Meerheros betrachtet.[35]) Den betreffenden Mythos erzählt Ovid (Metam. 4, 521ffg.) und Apollodor (1, 9, 1 und 3, 4, 3). Dem Melikertes zu Ehren wurden von Poseidon die isthmischen Spiele gestiftet. Hier haben wir eine Verbindung des Licht- oder Sonnengottes mit dem Meergotte, wie im preußischen Patrimpus (oder vielleicht hier richtiger Antrimpus). Ino, des Melikertes Mutter, nachdem sie sich mit ihrem Kinde ins Meer gestürzt,[36]) hieß jetzt Leukothea, Melikertes aber, der Beschützer der Seefahrer, Palämon. Leukothea kommt in der Odyssee (5, 333) als Retterin des Odysseus im Seesturme vor. Leukothea bedeutet aber ursprünglich die Göttin des Tageslichtes, die weiße, lichte, leuchtende Göttin, wie der Name bezeichnet. Das Tageslicht ist natürlich auf die Schiffahrt von Einfluß.

Es giebt noch andere Beziehungen des am Himmel einherwandelnden Sonnengottes zum Meere. Eine weit verbreitete Vorstellung ist, daß der Sonnengott nicht auf einem Wagen, sondern auf einem Kahne einherfährt. Schon die Aegyptier ließen Sonne und Mond auf einem Kahne fahren.

---

[34]) Dahin gehören die Beziehungen zu den Quellen überhaupt und zu den Heilquellen ins besondere. Sonne und Wasser sind zum Wachsthum, Gedeihen und Heile zwei gleich nothwendige Factoren. — Wenn Patrimpo heißt am Wasser und Antrimpo auf dem Wasser, so paßt allerdings ersterer Name besser für Quellen, letzterer für große Wasserflächen, wie die See ist. So unterscheiden denn auch die samländischen Quellen zwischen Patrimpus (Gott der Flüsse) und Antrimpus (Gott des Meeres).

[34a]) S. K. Müller, Aeginetica, S. 151. Der delphinische Apollo wurde auch an andern Orten verehrt. Eine Münze stellt Apollo auf dem Vordertheile eines Schiffes mit einem Delphin dar. S. Müller a. a. O.

[35]) Ueber diese ganze Materie vgl. Schwenck, Myth. 4, 285ff. Wir sehen hieraus, daß die von der solarischen Eigenschaft entnommenen Namen der Seegottheit geblieben sind, wie umgekehrt bei dem solarischen Patrimpus der Name von dem Wasser genommen ist. — Einen besonderen Namen der die Seefahrt schützenden Gottheit bei den Preußen enthalten die samländischen Quellen.

[36]) Auch Helios, nachdem er Morgens dem Ocean entstiegen, taucht Abends wieder in den westlichen Ocean hinab.

Nach Stesichorus fährt Helios in einem goldenen von Hephästos gefertigten Kahne über den Ocean zu den Tiefen der Nacht, wo seine Mutter, Gattin und Kinder sind; andere lassen ihn ebenso Nachts wieder in einem Kahne oder Becher nach Osten zurückschwimmen. Auch Melkart-Herakles als Tagesgott vollendet seinen Lauf in einem Schiffe. Nach der gallischen Vorstellung schwimmt die Welt wie ein Schiff in der ewigen See, das Hu, der Sonnengott, durch den Thierkreis führt. Dem glänzenden Freyr hatten die Zwerge ein wunderbares Schiff gefertigt.[37])

Der griechische Apollo ist der Gott mit Bogen und Pfeilen, rächend und strafend und in Kriege eingreifend. Pfeile sind ein Sinnbild der Licht- und Sonnenstrahlen.[38]) So erscheint er als Gott der Schlachten, doch seinem Wesen gemäß mehr als Helfer, denn als Mitkämpfer, mehr als Siegverleiher, denn als der wilde Mörder im Kampfe Ares.[39]) Ihm wurde zum Danke für den Sieg der Päan angestimmt. So wie bei den Griechen die kriegerische Seite des Apollo nicht fehlte, so auch bei andern Völkern nicht. Bei den Germanen ist Fro Frieden- und Siegverleiher.[40]) Ganz analog steht der celtische Hesus da; er ist als Belenus Kriegsgott, bei den Briten mit einheimischem Namen Hu genannt, Herr und Helfer in Kriegsgefahr.[41]) Schon wegen dieser kriegerischen Seite des Hesus sind auch die ihm gebrachten Menschenopfer erklärlich.

Ohne Zweifel haben ebenso auch die Preußen die Eigenschaften ei-

---

[37]) Pauly, Real-Enc. 6, 1271; 1265; Schwenck, Myth. 1, 188; 4, 297; Klemm, Cultur-Gesch. 8, 45; Grimm, Myth. 1, 197.

[38]) Diese Vorstellung ist auch noch in der Sprache erkennbar. Ahd. stral, mhd. strâle, Pfeil, ebenso ital. strale, lit. strėla; poln. strzała, Pfeil. Lucret. nennt die Sonnenstrahlen tela diei. — Aber nicht bloß Apollo ist der furchtbare Pfeilgott, auch Herakles ist Bogenschütze und Inhaber berühmter Pfeile; was wieder auf Verwandtschaft der Vorstellungen deutet.

[39]) Vgl. hierüber Pauly, R.-E. 1, 613; Schwenk, Myth. 1, 111; 4, 294; Klemm, Cult.-Gesch. 8, 214.

[40]) Nach der besprochenen Stelle des Adam von Bremen und dem oben Note 16 Gesagten. Fro wurde um Frieden angerufen. Grimm, Myth. 1, 193.

[41]) Klemm, a. a. O. 8, 46. Eckermann, Rel.-Gesch. 3, 252, wonach er unter dem Namen Sighe auch Gott des Friedens ist, wie Fricco. — Die Stellen, wie Apollo oder Belis (Belenus) für die Celten gegen die Römer gekämpft habe, siehe bei Zeuß, die Deutschen, S. 34.

nes Kriegsgottes — wiederum nicht eines wilden Mars, sondern eines Helfers und Friedenserkämpfers — demjenigen Gotte beigelegt, dessen Grundcharakter apollinischer Natur ist, — ihrem Patrimpus, dem Gotte, welcher, wie Grunau sagt, Glück im Streite bringt.[41a]) Auch dem Patrimpus fielen Menschenopfer.

Diese Menschenopfer — wenn wir nicht gar bis auf den semitischen Kult des Licht- oder Sonnengottes Moloch zurückgehen wollen, welchem Kinder geopfert wurden, wie dem Patrimpus[42]) — lassen sich aber auch noch anders erklären.

Daß uralte Sühnopfer, in Menschenopfern bestehend, von den Athenern am apollinischen Feste der Thargelien dargebracht wurden; daß diese Menschenopfer später in Scheinopfer umgewandelt wurden, ist eine zu bekannte Sache, als daß es eines nähern Nachweises bedürfte.

In jugendlicher, geistiger Schönheit stellten die Griechen ihren Apollo dar. Aehnlich wird von Grunau, in der oben angeführten Stelle, das Bild des jugendlichen und fröhlichen Patrimpus geschildert. Die ältern Darstellungen des griechischen Apollo zeigten den Gott in männlicher Gestalt, viereckig an Körperbau mit fast säulenähnlichen Beinen, überhaupt in solchen Formen, die die Alten quadrat nennen.[43]) Sinnlich vergröbert stellt sich daneben das mit dem Symbol der Mannheit ausgezeichnete Bild Fricco's, des Lustspenders, wie es Adam von Bremen schildert.

Es wird berichtet (s. oben Grunau), daß dem Patrimpus zu Ehren eine Schlange gehalten und mit Milch genährt wurde. Schon Herkules ist der Schlangenhalter und unter den dem Apollo geweihten Thieren fehlt die Schlange nicht.[44]) Die Schlange ist das Symbol der Heilkraft, wie denn Aeskulap, Apollo's Sohn, in Schlangen, ja sogar als Schlange ver-

---

[41a]) Voigt, Pr. Gesch. 1, 584, nennt ihn den Spender des Glückes im Kriege, wie im Frieden. Die Schlange, sagt er, galt denen, die zum Kriegskampfe auszogen, als ein Zeichen der Gegenwart des freundlichen Gottes Potrimpos. (Der dazu citirte Hartknoch enthält aber diese Nachricht nicht.)

[42]) S. oben Grunau, mit der Note 4. — In wie fern Moloch mit Kronos als Licht- und Zeitgott verglichen werden konnte, und über seinen Einfluß auf den italischen Saturnusmythus s. Schwenck, a. a. O. 4, 278. 283. 316.

[43]) Siehe hierüber O. Müller, Dorier, 2. Aufl. 1, 364 ff.

[44]) Schwenck, a. a. O. 4, 294; 1, 149.

ehrt wurde. Als Wächter der Heilquellen kennt schon das klassische Alterthum die Schlangen. Die Schlange repräsentirt überhaupt die Naturkraft. Grunau berichtet, wie Hennenberger anführt (a. a. O. Bl. 12), daß etliche Weiber eine Schlange in einer hohlen Eiche zu ernähren pflegten, zu welcher sie zur bestimmten Zeit kamen und sie anbeteten, daß sie ihren Männern Kraft geben möchte, damit sie fruchtbar würden. Diese Nachricht erinnert wieder an die priapeiische Natur, die Adam von Bremen von seinem Fricco überliefert. Das Bild des Fro schmückten Frauen mit Blumen und Kränzen, um Kindersegen zu erlangen. Es giebt Bilder von Fro, welche Verwandtschaft mit denen des römischen Priapus zeigen.[45]) So scheint auch die Milch eine besondere Bedeutung zu haben; Milch wurde unter andern auch dem Gartengotte Priapus, dem Urheber der Fruchtbarkeit und des Segens, geopfert. (Virg. Ecl. 7, 33.)

Es liegt uns vor Allem daran, den bisher am wenigsten erklärten Patrimpus seiner wahren Bedeutung nach darzustellen, denn Patollus und Perkunus sind leichter verständlich. Wir haben alle diese Untersuchungen vorausgeschickt, um der von S. Grunau überlieferten altpreußischen Göttertrias als solcher durch Vergleichung den höchsten Grad von innerer Wahrscheinlichkeit zu vindiciren. Und Grunau sollte die unter den Heiden so allgemein herrschende, sich im Wesentlichen überall so ähnliche Vorstellung von einer Götterdreiheit so zu erkennen und zu verstehen im Stande gewesen sein, daß er eine dergleichen für seine Preußen erdichtet habe? Oder sollte er auch nur etwa die Trias des Adam von Bremen, dessen Ueberlieferung er allerdings wohl gekannt haben könnte, ohne daß es sich aber nachweisen läßt,[46]) in ihrem Wesen so richtig begriffen haben, daß er im Allgemeinen so zutreffend seine preußischen Götter hineingebracht habe? Wir unsrerseits trauen ihm eine solche geistreiche, combinatorische Gelehrsamkeit nicht zu; sind dagegen überzeugt, daß er bloß der

---

[45]) S. Wolf, deutsche Götterlehre 27 u. 28. Mone sagt (bei Voigt, Pr. Gesch. 1, 585. Note 2) „Potrimpos mit Garbe, Topf, Schlange und Milch ist der Fruchtgott und kein anderer als der priapische Friggo in Upsala.“ Auch von Fro's Schwester Freyja werden aphroditische Züge überliefert (Wolf a. a. O. 40), wie auch Apollo's Schwester Artemis phallische Feste hatte (O. Müller, Dorier 1, 383).

[46]) S. Töppen, Historiogr. S. 186. Bender, de diis p. 20.

Träger einer Ueberlieferung ist, deren tiefe Bedeutung er selbst nicht einmal geahnet hat. So ist ihm die solarische Natur des Patrimpus, welche sich bei den Preußen in fast nicht weniger vielfachen Aeußerungen darstellt, als ähnliche Gestalten bei den klassischen und andern minder fortgeschrittenen Völkern Europa's, entgangen.

Und doch ist kein Zug unter den von Grunau überlieferten, der nicht dahin zielt. Des Gottes jugendliches Bild ist rein apollinisch. Er ist mit Sangeln (Aehren) gekrönt, als der Gott des Getreides. Auch der griechische Apollo hat seine Beziehungen zum Ackerbau, sei es unmittelbar als Sonnengott, sei es als abwehrender und beschützender Gott.[47]) Als Schützer des Ackerbaues führt auch Apollo zuweilen einen Aehrenkranz um den Kopf. Wenn in Griechenland das erste Korn geschnitten wurde, kehrte Apollo, wie die delphische Sage erzählt, von seinem Besuche bei dem geliebten Hyperboreervolke mit der vollen reifen Aehre nach Delphi zurück. Goldene Aehren wurden ihm als Tribut gesandt.[48]) Aehnliche Vorstellungen mögen sich an Fro, als Gott der Fruchtbarkeit, geknüpft haben. Fro war der Sohn Nirdu's, welcher die Menschen im Weinbau und der Ackerbestellung unterwies.[49]) Auch Hu, der celtische Apollo, hat sein Volk den Ackerbau gelehrt.[50])

Daß Patrimpus (wie Apollo und Fro) für den heiligsten der Göt-

---

[47]) Vgl. Pauly, R.-E. 1, 617, nach O. Müller, welcher, Dorier 1, 286, 2. Aufl., ein Apollobild mit einem Aehrenkranze nachweist, so wie auf Münzen ein Getreidekorn bei den Insignien Apollo's. Wir finden in der Bekränzung mit Aehren eine gewichtige Uebereinstimmung zwischen Patrimp und Apoll. Diesen Zug kann Grunau nicht erdichtet haben. Sollte sich in dieser Eigenschaft, als Gott des Ackerbaues, Patrimpus nicht gerade mit Curcho berühren, welcher in der bekannten Urkunde von 1249 (Cod. dipl. Warm.) als ein so hervorragender Gott, und zwar wie es scheint als Erntegott, erscheint? Die Preußen machten einmal im Jahre aus Aehren ein Bild des Curcho, um es göttlich zu verehren. Vgl. Bender, de diis p. 25. Bei den Germanen gab es ähnliche Fruchtopfer. „So läßt der Landmann nach gehaltener Ernte der Gottheit, welche den Acker gesegnet, eine Garbe stehen und schmückt sie mit Bändern." Wolf a. a. O. S. 10; Grimm, S. 51. Eine solche Figur mag das Idol des Curcho gewesen sein. — Die griechischen Thargelien waren ein Fest gegen die durch Sonnenglut erzeugte Mißernte. Schwenck, a. a. O. 1, 142.

[48]) S. O. Müller a. a. O. S. 271, 286. Pauly a. a. O. 1, 615.

[49]) Grimm a. a. O. 198.

[50]) Eckermann, Rel.-Gesch. 3, 158.

ter gehalten wurde, zeigt die dreitägige Vorbereitung der Waidelotten, wenn sie ihm opfern wollten.[51])

Von einer Beziehung des Patrimpus zum Wasser weiß Grunau nichts. Wenn aber auch diese Beziehung — von den samländischen Quellen nur kurz durch die Zusammenstellung mit römischen Götternamen angedeutet, und, wenn wir recht vermuthet haben, durch die einheimischen Namen des Gottes sprachlich ausgedrückt — weniger hervortritt, so ist sie dennoch, wie wir hoffen im Vorhergehenden genugsam dargethan zu haben, wohl begründet. Den Namen Patrimpus möchten wir aber kaum für den eigentlichen und ursprünglichen des hehren Sonnengottes halten. Wir vermuthen, daß ihm noch andere, später zu besprechende Namen zukommen, welche bei den vielfachen Beziehungen, die die Bewohner zu den reichen Gewässern des Landes naturgemäß hatten, in den Hintergrund getreten sind.

Was die frühern Erklärungsversuche dieses Gottes betrifft, so hat Hennenberger a. a. O. Bl. 11a schon das Richtige getroffen. Er sagt: „Potrimpos (die Sonne meines erachtens, bey den Heyden).“ Der gelehrte und schon so kritische Hartknoch (A. u. N. Pr. S. 129 ff.) ist in der Meinung befangen, daß unter „Percunus, Picullus, Potrimpus“ nichts anderes zu verstehen sei, als Sonne, Mond und Sterne, offenbar, um jene Namen mit Dusburg und zugleich mit der Trilogie des Adam von Bremen in Einklang zu bringen. Dieser sein Versuch ist ihm aber völlig mißlungen. Percunus ist ihm der oberste Gott; er ist Jupiter, Thor, Sonne, Mars. Mit Mars möchte ihn schon Hennenberger a. a. O. zusammenstellen. Picollus, der gar nicht hierher gehört, ist ihm Pluto, Othin, Mond. Die Confusion zwischen „Potollos, Pocollus und Pickollus“ ist schon bei Hennenberger (vielleicht zuerst!); er nennt ihn den obersten Gott und stellt ihn mit Saturn zusammen, was allerdings auf den Altvater unter den Göttern viel eher passen würde, als was Hartknoch sagt. Potrimpus endlich wird vom Letztern verglichen mit Venus (der gewaffneten, siegreichen Venus), der nordischen Frigga, einer Gottheit beiderlei Geschlechts, welche bald Frigga, bald Fricco heiße. Hierin ist Hartknoch einigermaßen auf dem rechten Wege gewesen. Frigga (richtiger Fricca),

---

[51]) S. oben Note 3.

Wodans Gemahlin, mußte zunächst unterschieden werden von Freyja (Frouwa) der Schwester Freyr's (Fro's, Fricco's). Freyja aber, als Freyr's Schwester, die frohe, erfreuende, liebe, gnädige Göttin, ist ihrem Wesen nach Artemis, erscheint aber zugleich als Pallas und die uranische Aphrodite.[52]) Sie zieht zu Kampf und Schlacht aus; sie ist Ehegöttin und schenkt der Ehe den Segen der Kinder. Freyr aber steht ihr in seinem Wesen so nahe, daß der Schwester Eigenschaften auch bei ihm hervortreten Beide sind Gottheiten der Fruchtbarkeit, der Freudigkeit und der Lust, des Getreides und des Beistandes im Kriege. Hätte Hartknoch den Sonnengott nicht am unrechten Orte gesucht und die Fricca nicht mit Fricco confundirt, so hätte er das Richtige treffen können.[53])

Das Wesen des Patullus und des Perkunus ist, wie schon oben gesagt, viel leichter zu erkennen.[54]) Patullus, zu vergleichen mit dem germanischen Wodan oder Odin, dem Allvater, der zugleich Todtengott und ein Gott der Unterwelt[55]) ist, ist der erste und höchste Gott, dessen Name Herr[56]) bedeutet, der erschreckliche Gott der Todten, welcher, wie Wodan im wüthenden Heere die Seelen der Verstorbenen mit sich daher führt, so über die Verstorbenen herrscht, für welche ihm reichliche Opfer gebracht werden müssen. Das Volk der Kleinen (Parstuken und Kauken) ist aber das Volk der abgeschiedenen Seelen. Wie dem Wodan Pferde (namentlich Pferdehäupter) und Rinder geopfert wurden,[57]) so auch, wie seine Attribute zeigen, dem Patullus.

Daß endlich Perkunus[58]) nichts anderes ist, als der Donnergott, bedarf keines Beweises.

---

[52]) S. Zeuß a. a. O. S. 28.

[53]) Die verschiedenen Ansichten neuerer Gelehrten können wir, der erstrebten Kürze wegen, an diesem Ort nicht besprechen. Manche derselben werden wir, wie schon geschehen, auch noch ferner berücksichtigen.

[54]) Die nähere Darlegung und Nachweisung in unserm Schriftchen de veterum Prut. diis.

[55]) Schwenk a. a. O. 6, 84 und 90.

[56]) Von pats oder patis, lit. der Herr, mit der Ableitungsendung ulas, so daß patulas die eigentliche Form zu sein scheint. Näheres de diis p. 28.

[57]) Arnkiel, Cimbrische Heyden-Religion 1, 98. Näheres über diese Opfer, namentlich über die aufgesteckten Pferdehäupter, bei Grimm, Myth. 41. 42.

[58]) Lit. Perkúnas (offenbar die richtige Form) lebt noch in manchen Redensar-

So berichtet S. Grunau über diese Götter nur Adäquates, gewiß ohne zu wissen, wie im Wesen derselben und in ihrem Namen (die er sicher nicht verstanden hat, da er sich aller Etymologie enthält) alle die Eigenschaften und Symbole begründet sind, die er anführt.

Auf dem bisher eingeschlagenen Wege hoffen wir zunächst die Zweifel gänzlich beseitigt zu haben, welche die bekannte unzulängliche Glaubwürdigkeit Grunau's im Allgemeinen gegen die preußische Göttertrilogie Patullus, Perkunus, Patrimpus (richtiger Patulas, Perkunas, Patrimpe) erregen mußte.

Daß er die Namen der drei Hauptgötter nicht erdichtet, sondern als wirklich existirend im Volke vorgefunden habe, steht fest. Für den Namen des obersten Gottes Patullus haben wir mindestens schon vom Jahre 1418 ein echtes, oben angeführtes, urkundliches Zeugniß, worin als zweiter Gott Natrimpe erscheint. Die Namensform Potrympus ist durch die später näher zu besprechenden samländischen Quellen, welche von Grunau unabhängig sind, beglaubigt. Dasselbe gilt von Perkunus, dessen Name sogar noch in der lebenden Sprache vorhanden ist. Da also Grunau jene drei Götter selbst schon vorgefunden hat, so könnte höchstens sein Machwerk die — geistreiche, so tief im religiösen Glauben der Völker begründete, überall in ihren Spuren wiederzuerkennende — trilogische Zusammenstellung sein; was aber vernünftiger Weise schon bei dem damaligen Stande der Wissenschaft Niemand annehmen wird. Also auch den Glauben an die Göttertrias hat Grunau überkommen und ihn mit Treue der Nachwelt überliefert. Ob er aber durch Adam von Bremen veranlaßt wurde, die preußische Göttertrias mit der skandinavischen in Verbindung zu bringen, oder ob nicht vielmehr ein wirklicher, innerer Zusammenhang zwischen dem nordischen und preußischen Götterglauben obgewaltet habe, könnte noch ge-

---

ten im Munde des Volkes. Ein Beinamen Perkun's als Gottes des Wetters, ist dēwaitis, eigentl. liebes Gottchen. Da dēwaite szwenta die Göttin des Regens ist, so bezeichnet dēwaitis wohl gerade den Regengott, den Jupiter Pluvius. Auch Thor bei Adam v. Bremen ist Herrscher der Luft und Lenker des Donners, der Blitze, der Winde und Regengüsse. Sonst heißt lit. der Donner growimmas, von grauju, donnern, was offenbar ein schallnachahmendes Wort ist. S. Nesselmann, lit. Wörterbuch. — Lett. ist Pêrkunis der Donnergott (pêrkons, der Donner), auch genannt Debbęs (Himmel) Bungotajs (von bunga, Pauke, Trommel), also etwa Himmelspauker.

fragt werden. Grunau läßt bekanntlich die drei Götter durch die Cimbern (L. David hat entsprechender Gothen) geradezu nach Preußen importirt werden. Daß er aber in der preußischen Stamm- und Wanderungssage sich auf Vorgänger, die zuletzt auf Jornandes beruhen, gestützt habe, haben wir an einem andern Orte nachgewiesen.[59]) Aber bei dieser Frage darf endlich nicht übersehen werden, daß zwischen der Trilogie Adam's von Bremen und der Grunau's schließlich doch so große und wesentliche Verschiedenheiten obwalten, und beider Nachrichten so viel Selbstständigkeit verrathen, daß überhaupt ein Einfluß Adam's von Bremen auf S. Grunau uns im höchsten Grade zweifelhaft wird, und daß die allgemeinen Uebereinstimmungen vielmehr in der Sache selbst beruhen. Man betrachte nur, daß in Upsala der vornehmste Gott Thor ist, abweichend von dem Range des preußischen Patullus. Auch die Eigenschaften und Attribute weichen bedeutend von einander ab. So erscheint Wodan entschieden als Kriegsgott, was bei Patull durchaus nicht der Fall ist. Der Todtengott fehlt in Upsala u. s. w. Die upsalischen Götter stehen in einem Tempel. Tempel kommen bei den Preußen nicht vor. Der alte Scholiast zu Adam von Bremen erwähnt den Baum neben dem Tempel, der immer grünte Sommers und Winters. Die Art des Baumes giebt er nicht an. Die Bilder der romowischen Götter stehen in einer immer grünenden Eiche. Die Sage von der immer grünenden Eiche, welche im Vergleiche mit dem Baume von Upsala, hier als die Trägerin der drei Götter eine besondere Bedeutung hat, die noch einer eingehenden Besprechung werth ist, brauchte Grunau aber nicht erst von jenem Scholiasten zu entlehnen. Sie war auch so im Volksglauben begründet, wie die angeblich zu Heiligenbeil gestandene immergrüne Eiche des Curcho zeigt. Dieselbe Ueberlieferung kehrt wieder in der Legende von der heiligen Linde, welche immer grünte, — eine Legende, die, was betont werden muß, Simon Grunau unbekannt ist.

---

[59]) De vet. Prut. diis p. 16 seqq.

(Schluß folgt.)

Die Wasserversorgung grosser Städte und die neue Wasserleitung für Königsberg.

Ein Vortrag gehalten in der Königl. physikalisch-ökonomischen Gesellschaft am 6. October 1865

von

Dr. W. Schiefferdecker.

(Schluß.)

Nachdem wir nun die Qualität und Quantitat des Wassers besprochen und festgestellt haben, treten wir an die Beantwortung der Frage heran, wie beschafft man solches Wasser? Man könnte benutzen und hat zu solchen Zwecken benutzt das atmosphärische Wasser, das Wasser der Quellen und das der Flüsse. Der atmosphärische Niederschlag, welcher in Gestalt von Regen und Schnee auf abschüssige, undurchlässige oder schwer durchlassende Flächen fällt, fließt ab und sammelt sich an den niedrigsten Stellen an. In wasserlosen Gegenden pflegt man dieses Wasser in Bassins sog. Cisternen aufzufangen und für den Gebrauch aufzubewahren. Am bekanntesten sind die Cisternen von Venedig und die des Orients, namentlich die sehr ausgedehnten Felsenbassins von Aden. Dieses System der Wasserversorgung ist für manche Gegenden, welche keine Quellen und Flüsse besitzen und in welchen es nicht möglich ist Brunnen zu bohren, das allein mögliche und daher auch von den ältesten Zeiten her im Gebrauch. Aber in neuerer Zeit, als die enorme Verunreinigung großer Flüsse die Aufmerksamkeit des Publikums und der Fachmänner erregte, hat man die Vortheile des Cisternensystems wieder mehrfach hervorgehoben. Man hat auf die Reinheit des atmosphärischen Wassers einen großen Werth

gelegt, wie wir indeß schon früher gesehen haben, ist diese Reinheit keineswegs an allen Orten vorhanden. In wenig bewohnten felsigen Oertlichkeiten, wo das Regenwasser von völlig undurchlässigen glatten Flächen rasch zusammenfließt, wird es allerdings einen hohen Grad von Reinheit haben. In dichtbevölkerten Gegenden aber, namentlich in der Nähe großer fabrikreicher Städte, ist die Atmosphäre selber und das durch sie herabfallende Wasser ebenfalls mit manichfachen schädlichen Substanzen verunreinigt und fließt das letztere auch von mehr oder weniger durchlässigen, auflöslichen, an ihrer Oberfläche staubigen und unreinen Flächen zusammen, so daß es seine Reinheit gänzlich einbüßt. Dazu kommt, daß das lange Aufbewahren dieses sehr weichen Wassers in Bassins, selbst wenn diese tief liegen und bedeckt sind, leicht eine Verderbniß desselben hervorbringt. Organische Keime sind schwer abzuhalten, diese entwickeln sich zu vielen Thieren und Pflanzen, welche wiederum absterben und eine zur Zersetzung disponirte organische Materie hinterlassen. So fault dieses Wasser und ist dann im hohen Grade ungesund. Daher wird man im mittleren und nördlichen Europa, das verhältnißmäßig reich an Quellen und Flüssen ist, sich wohl schwerlich zur Errichtung von Cisternen entschließen.

Das Wasser der Quellen ist sehr häufig, namentlich schon im Alterthum, zur Speisung von Wasserleitungen benutzt worden. Sind die Quellen reichlich und so weich, daß ihr Härtegrad nicht über 18 hinausgeht, so liefern sie gewöhnlich das beste Wasser, welches man sich wünschen kann. Das Wasser ist kalt, klar, geruchlos, wohlschmeckend, frei von organischen Substanzen und zu jeder Verwendung brauchbar, ist es dagegen reich an unorganischen Substanzen, so ist es nur als Trinkwasser zu verwerthen und im Allgemeinen zur Wasserversorgung eines Ortes unbrauchbar. Dasselbe gilt besonders von dem Wasser artesischer Brunnen, welche mitunter wegen der Reichhaltigkeit der Wasserlieferung für Wasserleitungen empfohlen sind. — Viele Städte benutzen gutes Quellwasser für ihre Leitungen, so unter anderen Rom, Besancon, Dijon, Bordeaux, Grenoble, Montpellier und Edinburgh, auch der Bericht der Wiener Commission erklärt sich dahin, daß weiches Quellwasser allein den Ansprüchen genüge, welche man an das Wasser zur Versorgung großer Städte machen müsse, — und ganz ebenso hat sich die Pariser Commission ausgesprochen.

Was nun schließlich das Wasser der Flüsse anbetrifft, so haben die kleinen Gletscher und Gebirgsflüßchen meist ein außerordentliches reines und weiches Wasser, welches noch brauchbarer sein würde, als das der Quellen, aber die Oertlichkeiten, in welchen dergleichen Flüßchen vorkommen, schließen meist das Vorhandensein größerer Städte aus; es kann daher von ihrer vortrefflichen Eigenschaft kein praktischer Gebrauch gemacht werden. Es kommen hier vielmehr die großen Flüsse in Betracht, welche durch dichtbevölkerte mehr oder weniger industriereiche Gegenden und durch große Städte fließen. —

Das Wasser dieser Flüsse enthält, wie wir schon oben gesehen haben, im allgemeinen viel weniger feste Bestandtheile, als das der Quellen und Brunnen, doch ist die Quantität derselben äußerst variabel nach den Jahreszeiten und nach der Menge atmosphärischen Niederschlages. — Wir wollen nun zusehen, wie das Flußwasser im Allgemeinen denjenigen Anforderungen entspricht, welche an ein Wasser gemacht werden müssen, welches allen Bedürfnissen einer großen städtischen Bevölkerung genügen soll. —

ad 1 soll das Wasser kalt sein. Die Temperatur des Flußwassers steigt und fällt mit der Temperatur der Luft; im Winter würde es vielleicht möglich sein durch geheizte Bassins das Wasser zu erwärmen, es im Sommer aber abzukühlen, was viel wichtiger ist, hat bis jetzt noch nicht erreicht werden können. Weder die englischen Filtering-Bed's, noch tiefe Bassins, noch auch tiefgelegte Leitungsröhren haben bis jetzt die Aufgabe der Abkühlung gelöst. Der Vorschlag von Grimaud de Caux, das Kunstwasser dadurch zu klären und zu kühlen, daß man in den Privathäusern kleine Filtrirapparate in die Keller bringt oder in den Boden senkt, scheint mir in vieler Beziehung so unpraktisch, namentlich wegen der schwierigen Reinigung dieser Apparate, daß ich nicht begreife, wie Pappenheim ihm das Wort reden kann. —

ad 2 soll das Wasser klar sein. Alle größeren Flüsse sind gewöhnlich etwas getrübt, doch pflegen diese suspendirten Stoffe meist leicht zu Boden zu fallen und ein klares Wasser zurückzulassen, im Herbst und Frühling aber nach der Schneeschmelze, nach heftigen Regengüssen pflegt das Wasser sehr trübe zu sein und auch nach längerem Stehen nicht klar zu werden. Diese Trübungen bestehen dann meist aus unorganischen

Substanzen, Fragmenten von Quarzsand, Glimmerplättchen, feinkörnigen Partikelchen von kohlensauerm Kalk und Thonerde, außerdem aus organischen Resten und lebenden Thieren. Um diese suspendirten Theile zu entfernen, pflegt man das Wasser zu filtriren. Da wir später bei Gelegenheit der organischen Substauzen die Filtration des Wassers noch speciell besprechen werden, so sei hier nur angeführt, daß weder die natürliche noch die künstliche Filtration in allen Fällen die Trübung des Wassers zu heben vermag. Man hat versucht, die Klärung auf chemischem Wege zu bewirken und ist Clark's Vorschlag einen Zusatz von Kalkmilch anzuwenden, in England mehrfach im Großen ausgeführt worden, ohne in jedem Falle den gewünschten Zweck zu erreichen. —

ad 3. soll das Wasser geruch- und geschmacklos sein. Unangenehmer Geruch und Geschmack des Wassers werden meist durch organische Beimischungen erzeugt, auf die wir noch später zurückkommen werden. Ein unangenehmer Geschmack kann aber im Flußwasser auch durch Kochsalz und salpetersaure Salze entstehen; ein solches Wasser ist vollständig unbrauchbar und besitzen wir kein Mittel, es brauchbar zu machen. —

ad 4. soll das Wasser nicht viele unorganische Bestandtheile enthalten, namentlich auf 100,000 Gewichtstheile nicht über 18 Theile Kalk, Magnesia und Eisen, d. h. es soll sehr weich sein. Dieser Forderung genügt das Flußwasser fast immer, denn es enthält selten über 3 Gewichttheile feste Bestandtheile auf 100,000 Theile und da von diesen Kalk und Magnesia immer nur einen Bruchtheil ausmachen, so kann man sagen, das Wasser unserer großen Flüsse ist hinreichend weich. Einige Beispiele werden genügen dieses zu beweisen. Es kommen auf 100,000 Gewichtstheile Wasser

im Rhein bei Basel

feste Bestandtheile 16,94, Kalk- und Magnesiasalze 15,77

im Rhein bei Straßburg

feste Bestandtheile 23,17, Kalk- und Magnesiasalze 15,33

im Rhein bei Bonn (März 1851)

feste Bestandtheile 11,23, Kalk- und Magnesiasalze 4,46

im Rhein bei Bonn (März 1852)

feste Bestandtheile 17,08, Kalk- und Magnesiasalze 14,30

in der Donau bei Wien (5. August 1852)

feste Bestandtheile 12,69, Kalk- und Magnesiasalze 8,09

in der Donau bei Wien (18. December 1863)

feste Bestandtheile 22,21, Kalk- und Magnesiasalze 17,56

in der Weichsel bei Culm (4. März 1853)

feste Bestandtheile 20,35, Kalk- und Magnesiasalze 16,07

in der Elbe bei Magdeburg (31. April 1859)

feste Bestandtheile 23,68, Kalk- und Magnesiasalze 14,93.

In der vorstehenden Zusammenstellung sind nicht bloß Kalk und Magnesia, sondern die Salze beider gerechnet worden und doch erreicht die Ziffer niemals die Zahl 18. Die Zahlen sind alle in Wahrheit viel kleiner, obgleich der kohlensaure Kalk von den mineralischen Bestandtheilen vieler Flußwasser den größten Theil bildet, so in der Loire 35 pCt., in der Themse 43—57, in der Elbe 55, in der Maas 48—62, in der Weichsel 60, in der Donau 67, im Rhein 55—75, in der Aar und Seine 75, in der Rhone bei Lyon 82—94 pCt.

Wir sehen also, daß die Flußwasser gewöhnlich die äußerste erlaubte Härte des Kunstwassers nicht erreichen. Nur das Wasser der Themse scheint hier eine Ausnahme zu machen. Der feste Rückstand des gereinigten Themsewassers schwankt zwischen 24,2 und 85,8 auf 100,000 Theile, der der Kalk- und Magnesiasalze zwischen 17,85 und 26,66. —

ad 5 soll das Wasser keine organische Substanzen enthalten. Die Bestimmung und Beurtheilung der organischen Bestandtheile des Wassers bildet den wichtigsten und zugleich dunkelsten Punkt der ganzen Wasserfrage. Schon das atmosphärische Wasser enthält feine Stückchen von organischem Detritus und Keime von kleinen Organismen, im Quellwasser aber sind verschiedene organische Substanzen gefunden und beschrieben worden. Zuvörderst die Quellsäure und Quellsalzsäure, meist als Kali, Natron und Ammoniaksalze, sodann im Torfboden die Huminsäure. Alle drei sind Produkte zersetzter organischer Stoffe, in concentrirtem Zustande von brauner Farbe und unangenehmem Geschmack. Braconnot fand in einer Quelle $1/_{100}$ pCt. davon. — Außerdem sind Essigsäure, Ameisensäure, Propionsäure und Buttersäure im Quellwasser gefunden worden, welche alle als Produkte zersetzter Pflanzensubstanz anzusehen sind. —

Alle diese organischen Substanzen der Quellen kommen aber nur ausnahmsweise in besonders unreinem Quellwasser oder in verschwindend kleinen Quantitäten vor, so daß die Brauchbarkeit dieser Wasser dadurch nicht beeinträchtigt wird. — Ueberdies sind die Quellsäure und Quellsalzsäure und ihre Salze nicht besonders zur Zersetzung geneigt und an und für sich dem Organismus in kleinen Quantitäten ungefährlich. —

Ganz anders verhält sich die Sache bei den großen Flüssen. Ein Fluß erhält in seinem Verlaufe die Koth- und Urinmassen von den an seinen Ufern oder an den Nebenflüssen wohnenden Menschen, die Abgänge aus den Schlachthäusern und Küchen, so wie die Abflüsse der industriellen Etablissements. Die große Verdünnung der Kothmassen ist keine Verbesserung, sondern befördert gerade die weitere Zersetzung. Die chemische Veränderung der Auswurfstoffe im Wasser geht in der warmen Jahreszeit rascher als in der kalten vor sich und wird besonders durch den Sauerstoff des Wassers gefördert. Pappenheim nimmt wohl mit Recht an, daß die letzten Produkte dieser Zersetzung Kohlensäure, Wasser, Ammoniak, Salpetersäure, Schwefelsäure, Phosphorsäure und andere unorganische Substanzen sein, und daß diese nur dadurch schädlich werden können, daß sie dem Wasser einen abstoßenden Geruch oder Geschmack geben oder dasselbe trübe machen. Die Zwischenprodukte aber, welche in keiner Weise näher zu bestimmen sind, aber nothwendig vorhanden sein müssen, sind als gefährliche unter Umständen direct krankmachende Potenzen zu betrachten.

Von der Cholera ist es nachgewiesen, daß sie gerade durch die Darmexkremente weiter verbreitet wird; wenn man nun ein Flußwasser, dem diese Stoffe direct durch Kanäle oder sonst zugeführt werden, den Leuten in die Häuser leitet, so daß jeder den verdünnten Koth seiner Mitbewohner in sich hineintrinkt, so ist es nicht zu verwundern, wenn die Krankheit sich mächtig verbreitet. Für London hat Snow den Beweis geführt, daß die Leute um so massenhafter an der Cholera starben, je unreiner das Wasser war, welches man ihnen zuführte. Aehnlich als wie mit der Cholera verhält es sich wahrscheinlich auch mit andern Krankheiten, wie Durchfall, Typhus, Ruhr u. s. w.

Neben den Zersetzungsprodukten der Auswurfstoffe aber finden sich im Flußwasser auch lebensfähige Eier von Eingeweidewürmern und eine

sehr große Menge kleiner mikroscopischer Organismen, deren Einführung in den menschlichen Körper keineswegs gefahrlos ist. —

Bei diesem eben geschilderten Zustande des Wassers großer Flüsse, wie wir ihn besonders durch Untersuchungen der Themse und der Donau kennen gelernt haben, erscheint es unbegreiflich, daß man noch immer die Flüsse benutzt, um die Städtebewohner mit Wasser zu versorgen. Eine derartige Handlungsweise erklärt sich theilweise aus der Unkenntniß der Verhältnisse, theilweise aus einer ungerechtfertigten Sicherheit, mit der man sich einbildet jene Uebelstände beseitigen zu können. Zuvörderst entnimmt man das Flußwasser oberhalb der zu versorgenden Stadt, weil es da noch nicht verunreinigt sei, ohne daran zu denken, daß oberhalb jenes „oberhalb" bereits Hunderttausende von Menschen wohnen, welche ihre Abgänge dem Flusse übergeben. Zweitens filtrirt man das Wasser und schmeichelt sich damit, auf diese Weise demselben alle schädlichen Beimischungen entziehen zu können. Die Filtration ist entweder eine künstliche oder eine natürliche. Die erstere ist die allgemein gebräuchliche, während die letztere, so viel bekannt, bis jetzt nur in Toulouse, Glasgow und Magdeburg zur Anwendung gekommen ist. —

Bei der künstlichen Filtration können selbstverständlich niemals die aufgelösten Bestandtheile des Wassers verändert werden, man kann vielmehr nur die suspendirten entfernen. Die gewöhnlichen in England, Schottland, Deutschland und einem Theile von Frankreich benutzten Filter sind die englischen sogenannten Filtering-Bed's, welche aus auf einander folgenden Schichten von feinkörnigem und grobkörnigem Sand, Kies und Steinen bestehen. Diese Filter sind 4 bis 6 Fuß dick und werden in ausgegrabenen Bassins angelegt. Die Filtration geschieht darin entweder von oben nach unten oder von unten nach oben oder auch abwechselnd bald in dieser bald in jener Richtung. Uebrigens läßt man in gut eingerichteten Anstalten gewöhnlich das Wasser vor der künstlichen Filtration auch noch in besonderen Absitzbassins klären, wodurch die Filtration selbst erleichtert und beschleunigt wird. —

Auf diese Weise wird ein Theil der im Wasser suspendirten Substanzen zurückgehalten, ein anderer Theil passirt die Filter. Hassel hat in dem durch künstliche Filtration gereinigten Themsewasser lebende Organismen,

entwickelungsfähige Eier von Eingeweidewürmern und manichfache Kothbestandtheile, als Fetzen von quergestreiften Muskelfasern, unverdaute Pflanzentheilchen und dergleichen gefunden. —

Pappenheim spricht sich bei der Behandlung dieses Gegenstandes folgendermaßen aus: „Wenn man bei der Umbildung von unreinem Flußwasser zu Trinkwasser gar nichts Anderes thut, als Absitzbassins und künstliche Filter anzulegen, so handelt man abgesehen von Kühlung und Klärung, fast mehr als leichtsinnig" und stellt dann das Axiom hin, daß man gar kein Flußwasser, in welches Abgänge gelangen, ohne natürliche Filtration zu Trinkwasser verwenden solle. —

Unter natürliche Filtration versteht man nun diejenige Einrichtung, bei welcher man in der Entfernung von einigen hundert Fuß von dem zu benutzenden Fluß ein Bassin ausgräbt, in welches das Wasser sich von dem Flusse aus sammelt. Bei diesem Vorgange wird das Wasser von allen suspendirten Stoffen befreit, nur ausnahmsweise bei starker Trübung und Hochwasser, also bei starkem Druck, soll dasselbe nicht ganz klar werden. Außerdem aber zersetzen sich dabei die aufgelösten organischen Substanzen und bilden mit dem Sauerstoff des Wassers Kohlensäure, so daß das letztere also seine suspendirten und seine aufgelösten organischen Substanzen verliert und an Kohlensäure reicher wird. Natürlich muß das Erdreich, welches man bei dieser Methode als Filter benutzt, dazu auch geeignet sein, das heißt, es darf nicht von organischen in Zersetzung begriffenen Stoffen erfüllt sein und auch keine löslichen Salze enthalten. Diesen Anforderungen entspricht also am besten reiner Sandboden mit geringer Beimischung von Thon. —

Demnach erscheint die Methode der natürlichen Filtration äußerst verlockend, in der praktischen Ausführung aber finden sich Schwierigkeiten. Was die Anstalten von Toulouse und Glasgow betrifft, so hat man ihnen zum Vorwurfe gemacht, es sollen die offenen Bassins Gelegenheit zum Emporwachsen von Vegetationen gegeben und dann sollen sie nicht ausreichendes Wasser geliefert haben. Der erste Vorwurf ist ohne Bedeutung, denn diese Bassins können nicht mehr die Entwickelung von Pflanzenwuchs begünstigen als alle anderen und überdies sollen Wasserbassins überhaupt nicht ohne Bedachung errichtet werden, weil sie sonst zu sehr der Verun-

reinigung ausgesetzt sind. Was den Wassermangel betrifft, so entsteht derselbe dadurch, daß entweder die Bassins nicht tief genug gelegt sind, oder daß die filtrirende Bodenmasse nicht durchlässig genug ist; beides sind Fehler der Anlagen. Ein anderer Uebelstand ist bisher nicht gehörig gewürdigt worden, welcher bei der Magdeburger Wasserkunst hervortritt. —

Der Plan zur Magdeburger Wasserkunst ist von dem Ober-Ingenieur der englischen Wasserwerke in Berlin Herrn Moore entworfen, von dem Baurath Grubitz ausgeführt und in der Zeitschrift für Bauwesen beschrieben worden. —

Das Filterbassin und das Maschinenhaus ist auf dem der Stadt gehörigen Wolfswerder zwischen der Elbe und dem Sulzebach am Ende der Stadt Buckau außerhalb des dritten Festungsrayons gebaut worden. Das Bassin liegt ungefähr 370 Fuß von der Elbe und 600 Fuß von der Sulze entfernt. Das Sammelbassin ist in der Sohle 211 Fuß lang und 112 Fuß breit mit $2^1/_2$ füßigen Böschungen ausgetieft. Die Sohle desselben liegt 1 Fuß unter dem Nullpunkte des neuen Pegels, während das zwischenliegende Terrain 14 Fuß über diesen Punkt sich erhebt, es hat also eine Tiefe von 15 Fuß und ist in dem oberen Umfang 286 Fuß lang und 187 Fuß breit. Die Böschungen der Sammelbassins sind mit Bruchsteinen gepflastert, die Sohle mit einer 1 Fuß dicken horizontalen Schicht von gesiebtem Kies bedeckt. Um dasselbe vor dem Eindringen des Hochwassers der Elbe, welches das Terrain des Wolfswerders mitunter in beträchtlicher Höhe überfluthet, zu schützen, ist es in einer Entfernung von 10 Fuß von der oberen Böschungskante mit einer 7 Fuß hohen Umwallung umgeben. —

Bei künstlichen Filtern nimmt man, auf Erfahrungen gestützt, an, daß jeder Quadratfuß Fläche bei einer Druckhöhe von 2 Fuß in 24 Stunden 9 Kubikfuß Wasser durchläßt. Wenn bei natürlicher Filtration dasselbe Verhältniß stattfindet, so würde das Magdeburger Bassin in 24 Stunden 211988 Kubikfuß Wasser liefern und da der Druck hier selbst beim niedrigsten Wasserstande noch 2 Fuß 10 Zoll ist, so würde die Quantität wenigstens 425449 Kubikfuß betragen, während nach dem Anschlag nur 350000 täglich geliefert werden sollen. Die Erfahrung hat indeß gezeigt, daß die natürliche Filtration viel weniger Wasser liefert als die künstliche,

was wegen der Dicke der Filterschicht von vorn herein zu erwarten war. Mit Rücksicht auf diesen Ausfall war daher in dem ursprünglichen Plane noch ein Filtrirtunnel projectirt, der aber nicht zur Ausführung gekommen ist. Statt dessen hat man noch einen Einlaßtunnel gebaut, welcher auf seinem kreisrunden Querschnitt 4 Fuß Durchmesser hat und Elbwasser direct zur Maschine führt. —

Zwei Dampfmaschinen, welche gewöhnlich abwechselnd arbeiten, heben das Wasser und treiben es durch einen Windkessel in ein 18 Zoll weites Rohr, in welchem es durch Buckau bis an den Militärkirchhof vor dem Sudenburger Thor geht. Von hier führt ein 20 Zoll weites Rohr in die Stadt hinein, ein 22 Zoll weites durch Sudenburg nach dem Hochreservoir, welches $^{2}/_{3}$ Meile entfernt auf dem Croatenberge liegt und so groß ist, daß es 366552 Kubikfuß Wasser fassen kann. — Das Terrain, auf welchem das Hochreservoir angelegt ist, liegt 133 Fuß 3 Strich über dem Nullpunkte des neuen Pegels. —

Daß das Wasser der Elbe brauchbar sei, hatte man ohne weitere Untersuchung, gestützt auf die Jahrhunderte lange Erfahrung, angenommen, daß der Untergrund des Wolfswerders ein zur Filtration günstiges Terrain sei, hatte man daraus geschlossen, daß seine Oberflächen aus festem Lehmboden bestehen, unter welchem bis in große Tiefen Sand und Kies gefunden sind. Eine Probefiltration hat nicht stattgefunden, ebensowenig sind Analysen des Kunstwassers gemacht worden. —

Diese Wasserkunst besteht jetzt etwa 5 Jahre und man hat während dieser Zeit mancherlei Erfahrungen dabei gemacht. Das Wasser des Sammelbassins scheint im Ganzen ziemlich klar zu sein, auch hat sich keine Vegetation darin gebildet, obgleich das Bassin unbedeckt ist, dagegen ist öfters Wassermangel eingetreten. Im Juli dieses Jahres hatte die Elbe einen ganz ungewöhnlich niedrigen Wasserstand, nach der Aussage der Beamten etwa 5 Fuß unter dem mittleren. Das Sammelbassin hatte nur 4 Fuß Wasser und die Maschine pumpte überwiegend unverändertes Elbwasser aus dem Einlaßtunnel in die Stadt. Dieses Wasser war trübe, hatte einen modrigen Geschmack und setzte einen starken Bodensatz ab.

Wir würden auch jetzt noch nicht wissen, wie das Wasser der neuen Magdeburger Leitung beschaffen sei, wenn nicht schon im Jahre 1859 ein

Bierbrauer, welchem es wichtig war zu wissen, ob er das zugeleitete Wasser zu seinem Gewerbe benutzen könne, den bereits verstorbenen Dr. Meitzendorff zu einer Analyse aufgefordert hätte. Es wurden drei Analysen gemacht, eine von dem Elbwasser, eine zweite von dem Wasser des Sammelbassins auf dem Wolfswerder und eine dritte von dem Wasser aus der Röhrenleitung selbst. Die drei Wasserproben wurden am 14. April 1859 entnommen, die beiden ersten waren ziemlich klar, das Elbwasser trübe von suspendirter Thonerde. Der Elbstrom hatte an jenem Tage einen Wasserstand von 8 Fuß 8 Zoll. Das Resultat war folgendes auf 100,000 Gewichtstheile:

	I.	II.	III.
Schwefelsaure Kalkerde .	7,97	30,89	29,30
Kohlensaure Kalkerde .	3,32	6,44	6,45
Chlormagnesium . . .	3,64	10,06	9,67
Chlornatrium	6,43	34,83	34,23
Eisenoxyd und Thonerde	1,05	1,02	0,86
Kieselsäure	1,07	0,51	–
Suspendirter Thon . .	1,27	—	—
Summa	23,68	84,31	81,02

Während also das Elbwasser 23,68 Theile festen Rückstand gab, fand sich im Bassinwasser 84,31, in der Röhrleitung 81,02 Theile, d. h. also, aus dem weichen Flußwasser war durch natürliche Filtration hartes geworden. Die Kalksalze und das Chlormagnesium hatten um das Dreifache, das Kochsalz um das sechsfache zugenommen. Daß das Wasser der Röhren etwas weniger feste Bestandtheile enthielt, als das des Bassins, ist vielleicht dadurch erklärlich, daß man etwas unverändertes Flußwasser mit in die Stadt gepumpt hatte, während die große Vermehrung des Kochsalzes wahrscheinlich auf die Nähe der Sülze zu beziehen ist, welche das salzhaltige Wasser der Salinen bei Magdeburg in die Elbe führt. Uebrigens ist das ganze Terrain, auf welchem die Stadt Magdeburg steht, stark mit Kochsalz imprägnirt, was daraus hervorgeht, daß das Elbwasser 6,43 Theile dieses Salzes auf 100,000 Gewichtstheile Wasser enthält und ein Brunnen in der Nähe des breiten Weges 57,11. —

Daß durch die natürliche Filtration aus weichem Wasser hartes wird,

ergiebt sich nicht nur aus den soeben besprochenen Verhältnissen von Magdeburg, sondern auch aus den Brunnenuntersuchungen anderer Städte. Alle Brunnen nämlich, welche in dem Thale eines großen Flusses gegraben sind, sind eben nichts Anderes, als tiefe Bassins zur natürlichen Filtration des Flußwassers. So verhalten sich z. B. alle diejenigen Brunnen Königsbergs, welche in dem niedrigen Theile der Altstadt, im Kneiphof, auf der Lomse u. s. w. liegen. Nach den Untersuchungen des Herrn Zschiesche enthielt das Wasser des Pregels am 20. August d. J. 25,40 Theile festen Rückstand auf 100,000 Theile Wasser, während der Brunnen No. 87 auf der Vorder-Lomse 87,50, der Brunnen No. 3a an der Ecke der Altstädtschen Bergstraße und Polnischen Gasse 101,70 Theile feste Bestandtheile hatte. —

Nach den vorstehenden Erörterungen kommen wir zu folgendem Resultat über die Wirkung der Filtration. Die künstliche Filtration ist nicht ausreichend, die im Flußwasser befindlichen organischen Substanzen, auch nicht die suspendirten zu beseitigen, die natürliche Filtration beseitigt die suspendirten Stoffe gänzlich, wahrscheinlich auch durch Oxydation einen Theil der gelösten, aber sie macht aus weichem Wasser hartes. Wir besitzen also kein Mittel, aus unreinem Flußwasser ein Wasser herzustellen, welches allen Zwecken einer Wasserleitung entspricht, d. h. das Wasser großer Flüsse ist nicht geeignet für die Versorgung großer Städte. —

Wenn wir auf diese Weise zu demselben Resultate gekommen sind, wie die Commissionsberichte von Paris und Wien, daß nur weiches Quellwasser geeignet sei, allen Ansprüchen zu genügen, welche man an ein Wasser macht, das gleichzeitig zum Trinken, Kochen und zu gewerblichen Zwecken brauchbar sein soll, so treten zwei Fragen an uns heran, einmal wie kommt es, daß man sich noch bis in die neueste Zeit des Flußwassers bedient hat und zweitens, welches sind die daraus entstandenen Nachtheile. —

Was den ersten Punkt betrifft, so scheint der Grund für die immer wiederholte Benutzung des Flußwassers darin zu liegen, daß man bisher die Anlage einer Wasserleitung nur als eine Aufgabe der Baukunst betrachtet hat, ohne auf die hygieinische Seite der Sache irgendwie einzugehen, obgleich die Wasserversorgung einer großen Stadt wesentlich eine hy-

gieinische Einrichtung ist. Die Baumeister haben ihre Aufgabe meist vortrefflich gelöst, aber der eigentliche Zweck der ganzen Anlage, das Wohlbefinden und den Gesundheitszustand der Einwohner zu fördern, wurde nicht erreicht. Dahin zu wirken, war die Pflicht der Aerzte, namentlich der Sanitätsbeamten. Diese haben geschwiegen, wo sie energisch hätten mitwirken sollen. Erst in der neuesten Zeit bei den Commissionsarbeiten in Wien und Paris ist das sachverständige ärztliche Urtheil zur Geltung gekommen und jetzt wird es hoffentlich nicht mehr geschehen, daß städtische Behörden, ohne jegliche Vorarbeit große Wasserwerke ausführen lassen. Als in Hamburg die neue Wasserkunst angelegt wurde, hatten die Bewohner noch den ganzen Schreck des großen Brandes in sich und eilten vor allem, sich gegen ein ähnliches Unglück sicher zu stellen. So wurde eine Wasserkunst geschaffen, welche enorme Massen Wasser zur Disposition stellte und man fragte nicht viel nach der Qualität des Wassers. Die Hamburger hatten immer Elbwasser für ihre häuslichen Bedürfnisse benutzt, also fiel Niemand ein, daß dieses Wasser nichts taugen könnte, obgleich dicht dabei der Fluß Bille ein viel besseres Wasser hätte liefern können. Der Berichterstatter über die Hamburger Wasserkunst, Herr Fölsch, sagt, man habe das Wasser oberhalb der Stadt am Rothenburgort entnommen, denn da sei dasselbe chemisch rein.

Wenn man sich die Elbe an ihrem Ausfluß denkt, nachdem hunderte von Städten und Dörfern ihren Unrath in sie abgegeben haben, an einer Stelle, wo die Fluthhöhe noch $5\frac{1}{2}$ Fuß beträgt, also noch der ganze Schmutz Hamburg's zurückgestaut, vielleicht auch noch mit Seewasser vermischt wird — und hier soll das Wasser chemisch rein sein! Eine solche Naivität ist in der jetzigen Zeit glücklicherweise schon ziemlich selten! —

Die Hamburger waren so eingenommen von ihrem Elbwasser, daß sie anfangs nicht einmal Filter-, sondern nur Absitzbassins für nöthig hielten, später richteten sie allerdings künstliche Filter ein, wir haben aber gar keine Nachricht über die Güte des Wassers.

Die Berliner Wasserkunst nimmt ihr Wasser aus der Spree oberhalb der Stadt, wendet zur Reinigung künstliche Filter an und liefert ein, wie man sagt, ausgezeichnetes Wasser, welches nur 16 Gewichtstheile festen Rückstand auf 100,000 Theile enthalten soll. Leider ist niemals etwas

über diese Anstalt veröffentlicht worden. Daß das Wasser so gut ist, liegt wohl nicht in dem System der Filtration, sondern darin, daß der kleine Spreefluß ein sehr reines Wasser führt, wie es bei kleinen Flüssen oft vorkommt. —

Was die zweite Frage betrifft, welche Nachtheile aus dem Genusse des Wassers großer Flüsse beobachtet worden seien, so ist es allerdings schwierig bei der großen Zahl schädlicher Einflüsse, welche auf die Bewohner großer Städte wirken, den des Wassers isolirt zu verfolgen, aber die Todtenlisten großer Städte und die schon früher angeführten Verhältnisse bei der Verbreitung der Cholera sind immerhin Zeugnisse für die nachtheilige Einwirkung des schlechten Wassers. —

Ehe wir diese allgemeine Betrachtung schließen, müssen wir noch einen Augenblick bei der Röhrenleitung und Vertheilung des Wassers verweilen. Wie schon erwähnt, kann die Zuleitung des Wassers entweder eine intermittirende oder constante sein. Bei dem ersten System wird in jedem Hause ein Reservoir, meist unter dem Dache angebracht, welches alle Tage oder alle zwei bis drei Tage gefüllt wird und aus welchem dann eine Rohrleitung durch das ganze Haus geht. Dieses System ist ein entschieden verwerfliches, nicht nur deshalb, weil dabei eine große Verschwendung von Wasser stattfindet, indem jeder Hausbesitzer vor der neuen Füllung das nicht verbrauchte Wasser abfließen läßt, sondern gerade deshalb, weil das mitunter vielleicht nicht geschieht. Das unter dem Dache, also im wärmsten Theil des Hauses befindliche Wasser verdirbt nämlich im Sommer besonders leicht und macht einen schmutzigen Bodensatz, wird es nun nicht vollständig abgelassen und das Bassin nicht gründlich jedesmal gereinigt, so wird das neue Wasser gleich von vorne herein verdorben und kann sehr schädlich wirken. Bei dem zweiten System dagegen, dem constanten, kann keine solche Wasserverschwendung stattfinden und vor allem das Wasser nicht verderben, weil es jedesmal direct aus der allgemeinen stets circulirenden Wassermasse entnommen wird. —

Noch ein zweiter Punkt muß hier erörtert werden, welchen Herr Grubitz in seinem oben citirten Aufsatz einer besonders gründlichen Besprechung gewürdigt hat. Man kann nämlich das Röhrensystem so einrichten, daß es sich verästelt wie ein Baum, bei dem jeder Zweig blind

endigt, oder man kann aus der Röhrleitung durch Vereinigung der Enden ein geschlossenes Netz herstellen, wie es z. B. die Blutgefäße des menschlichen Körpers bilden. Das letztere, ein wahrhaftes Circulationssystem, ist dem ersteren bei weitem vorzuziehen, obgleich es theurer ist. Bei der einfachen Verästelung kann nämlich den am Ende liegenden Consumenten das Wasser sehr geschmälert oder auch zeitweise ganz entzogen werden, sobald die näher an der Hauptleitung liegenden Abnehmer dasselbe zum großen Theil oder ganz abzapfen. Außerdem kann aber bei einer auf irgend eine Weise eintretenden Unterbrechung der Leitung eine ganze Straße oder ein ganzer Stadttheil vom Wasser abgesperrt werden, was namentlich bei Feuersgefahr von großer Bedeutung werden kann. Bei dem Circulationssystem werden dergleichen Uebelstände durch den Collateralkreislauf sofort ausgeglichen. —

Schließlich mag noch erwähnt werden, daß sich in Magdeburg die dreizölligen Leitungsröhren als unzweckmäßig erwiesen haben und man es bedauert, nicht ausschließlich vierzöllige als letzte Ausläufer verwendet zu haben. —

Wenden wir uns nun zu den Verhältnissen Königsberg's, so steht es zuvörderst fest, daß die bisherige Wasserversorgung der Stadt den Bedürfnissen der bedeutend angewachsenen Bevölkerung und der gesteigerten Industrie nicht mehr entspricht, daß es daher nothwendig ist, der Stadt ein zum Trinken, Kochen und zu gewerblicher Anwendung brauchbares Wasser in hinreichender Quantität zuzuführen. Der Magistrat hat in Anerkennung dieses Bedürfnisses den Herrn Stadtbaurath beauftragt, einen Plan für eine derartige Wasserleitung auszuarbeiten, und liegt dieser jetzt vor. Aus ihm erfahren wir, daß bereits im Jahre 1861 ein Plan zur Wasserversorgung von Königsberg durch den Ober-Ingenieur Moore ausgearbeitet worden sei, in welchem der Oberteich als die am zweckmäßigsten zu benutzende Quelle angenommen wurde. Aus mancherlei Gründen ist die städtische Behörde von diesem ursprünglichen Plane abgegangen und hat sich für eine Wasserleitung aus dem Pregel erklärt, für welche nun ein bestimmter Anschlag gemacht werden sollte. Bei diesem bestimmten Auftrage lag die Erörterung der allgemeinen Fragen ferne; es wurde das

Pregelwasser auf eine nicht näher angegebene qualitative Analyse hin für brauchbar erklärt, die künstliche Filtration ohne Weiteres als nothwendig und ausreichend eingeführt und nun in üblicher Weise ein Anschlag zu einem Wasserwerke gemacht, welches aus Filtrir- und Sammelbassin, Wasserthurm und Hochreservoirs bestehen und 800,000 bis 1 Million Thaler kosten soll. Dem Herrn Verfasser in die baulichen Details zu folgen haben wir keine Veranlassung, wohl aber müssen wir die Frage, woher das Wasser zu einer Königsberger Wasserkunst zu entnehmen sei, ernstlich erwägen. —

Das Wasser des Pregels ist so gut und so schlecht, wie das aller größern Flüsse, welche durch dicht bewohnte Länder fließen. Nach einer Analyse des Herrn Zschiesche enthielt das Wasser am 20. August c. nach mehrtägigem Ostwinde und bei niedrigem Wasserstande (7 Fuß) folgende Bestandtheile in 100,000:

Fester Rückstand . .	25,40
Kalk	7,00
Chlor	3,96
Schwefelsäure . . .	1,578
Organische Substanz .	5,08
Kieselsäure	1,00
Magnesia	Spuren
Eisenoxyd	0,05

Das Wasser war leicht getrübt, wurde aber nach längerem Stehen ganz klar, war geruch- und geschmacklos. Eine mikroscopische Untersuchung des Pregelwassers hat Herr Oberlehrer Schumann ausgeführt an einer Probe, welche am 18. September c. am Littauer Baum entnommen war. Von lebenden Organismen enthielt das Wasser einige Weichinfusorien aus den Gattungen Vorticella, Colpoda, Bursaria u. s. w., sodann einige gelbgrüne Monaden, Pflanzensporen, Algenfäden und sehr wenige Diatomeen. Dagegen war die Masse von Pflanzenfragmenten und mehr oder weniger zersetzten Pflanzen recht bedeutend. Von Mineralien zeigten sich nur eckige und kantige kleine Quarzstückchen in großer Menge.

Die organischen Verunreinigungen des Pregelwassers sind der Gesundheit sicher nachtheilig, sie zu verhüten oder zu beseitigen sind wir nicht

im Stande. Sie werden besonders hervortreten, wenn durch Stauwind die Wassermasse in der Stadt zurückgehalten oder wohl gar mit Seewasser gemischt wird, sodann im Frühling, wenn durch das Schmelzen des Straßeneises die gesammte Jauche in den Strom läuft. Zu solcher Zeit pflegt nicht nur das Flußwasser, sondern auch das Wasser vieler Brunnen so mit Mistjauche verunreinigt zu werden, daß es höchst widerlich riecht und schmeckt und die Bewohner ganzer Straßen durch seinen Genuß erkranken. Erst wenn wir genaue Analysen des Pregelwassers aus verschiedenen Jahreszeiten vor uns haben werden, wird die zeitweise sehr große Verunreinigung desselben recht deutlich vor Augen treten. —

So müssen wir vom Pregel absehen und uns bemühen ein weiches Quellwasser für Königsberg zu beschaffen. Da tritt uns nun jene große und in ihrer Ausführung höchst interessante Wasserleitung entgegen, deren letztes großes Sammelbassin der Oberteich bildet. Wenn ihr Wasser den oft besprochenen Anforderungen qualitativ und quantitativ entspricht, so ist uns geholfen. In dem hiesigen Universitäts-Laboratorium ist eine Analyse des Oberteichwassers ausgeführt, welches am 25. August c. entnommen wurde, also zu einer Zeit, wo nach häufigen Regengüssen der Teich vieles Wasser von oben her empfangen hatte und daher noch nicht Zeit gehabt, sich durch Absetzen vollständig der suspendirten Stoffe zu entledigen. Das Wasser war leicht getrübt, klärte sich aber unter Absetzung eines schwachen Bodensatzes schnell. Es war geruch- und geschmacklos und enthielt auf 100,000 Theile folgende Substanzen:

Feste Bestandtheile . .	11,00
Kalk	1,95
Schwefelsäure . . .	0,823
Organische Substanz .	4,65
Kieselsäure	0,15
Magnesia	Spuren
Eisenoxyd	0

Das ist ein Wasser, welches sich der chemischen Reinheit so weit nähert, als es bei terrestrischen Wassern überhaupt möglich ist, und noch nicht die Hälfte von den festen Bestandtheilen enthält, die in dem Pregelwasser gefunden werden. —

Herr Oberlehrer Schumann untersuchte eine Probe des Oberteichwassers, welche am 1. October c. entnommen war. Dasselbe enthielt einige Weichinfusorien und eine große Zahl kleiner Krebschen, die theils zu den Daphnien, theils zu einer nicht näher bestimmten Gattung gehörten, dann einzelne Monaden und häufige Desmidiaceen und Diatomeen, aber fast gar keine zersetzte Pflanzen- und Holzfragmente. —

Wie sich die Temperatur des Oberteichwassers in verschiedenen Jahreszeiten verhält, darüber fehlen noch alle Beobachtungen.

Nun kommt es noch darauf an festzustellen, ob der Oberteich die nöthige Quantität Wasser zu liefern im Stande sein wird, eine Frage, welche beim Pregel gar nicht weiter erörtert ist, weil es sich von selbst versteht, daß dieser jede beliebigen Quantitäten hergeben kann. Wir haben oben gesehen, daß zwei Kubikfuß Wasser pro Tag und Kopf ein hinreichendes Quantum sind, wenn also der Bericht des Herrn Stadtbaurath 300,000 Kubikfuß Wasser täglich als Bedürfniß für Königsberg annimmt, so ist dabei auf das Wachsthum der Stadt Rücksicht genommen und auf eine Bevölkerung von 150,000 Seelen gerechnet. Als Maximum würden also jährlich 109½ Millionen Kubikfuß nöthig sein. —

Um zu erfahren, wieviel Wasser der Oberteich jährlich liefern kann, können wir zwei verschiedene Wege einschlagen, indem wir einmal die Masse des atmosphärischen Niederschlages berechnen, welche jährlich auf das den Oberteich speisende Gebiet fällt, und zweitens die in einzelnen Jahren von den Mühlen der Stadt und der Wasserleitung verbrauchten Wassermengen zu ermitteln suchen. —

Aus dem von Prof. Luther gegebenen Bericht über das Klima von Königsberg geht hervor, daß in den Jahren 1849 bis 1863 im Mittel 21,1 Zoll Regen und Schnee gefallen sind, die einzelnen Jahre aber variiren in dieser Beziehung sehr bedeutend, das nasseste war das Jahr 1851 mit 30 Zoll, das trockenste 1858 mit 12 Zoll, während 1852 genau dem fünfzehnjährigen Mittel entsprach. Wenn wir also für diese drei Jahre das dem Oberteich zugeflossene Wasser berechnen können, so werden wir die Grenzen seiner Leistungsfähigkeit bestimmt haben. Leider besitzen wir für eine solche Berechnung durchaus keine sichere Basis, es liegt nämlich auf der Hand, daß von dem gefallenen Regen ein großer Theil verdunstet,

ehe er Gelegenheit hat, von dem Erdboden in die betreffenden Wasserläufe zu fließen, daß ferner ein anderer Theil von der den Boden bedeckenden Vegetation aufgesogen wird, ein dritter so tief in den Boden eindringt, daß er dem oberflächlichen Bach- oder Teichsystem nicht zu Gute kommt, ein vierter endlich aus den offenen Oberflächen der Teiche verdunstet, ehe er zur Benutzung kommt. Diese verschiedenen Verluste genau in Rechnung zu bringen, ist bis jetzt noch nicht gelungen. Ja selbst die einfachste jener Verlustquellen, die Verdunstung aus offenen Flächen, welche man vielfach mit einem Instrument, Atmidometer genannt, beobachtet hat, ist in ihren Grenzen durchaus noch nicht festgestellt, denn wenn man beobachtet hat, daß die Verdunstung jährlich in Berlin 23,02 Zoll, in Stuttgart 22,9, in Manheim 73,0 Zoll, in Augsburg 60,0 Zoll beträgt, so geht daraus nur hervor, daß alle jene Beobachtungen unbrauchbar sind, oder auch, daß die Verdunstung in verschiedenen Jahren bei annähernd gleicher Breite der Beobachtungsorte enorm verschieden ist. —

In dieser Verlegenheit hat man neuerdings angenommen, daß von dem atmosphärischen Niederschlag ein Drittel den betreffenden Sammelbassins zu Gute komme, doch ermangelt diese Annahme jeglicher festen Basis. Der in diesem Jahre von dem Kieler Comité herausgegebene Bericht über den norddeutschen Canal gründet seine Berechnung des Wasserquantums ebenfalls auf diese Annahme, berichtet aber nebenbei, daß sowohl das die Stadt Kiel mit Wasser versorgende Bassin, als auch der kleine in die Kieler Bucht mündende Schwentinefluß 70 pCt. des in ihrem Gebiete niederfallenden atmosphärischen Wassers abführen. —

Nehmen wir nun an, daß ein Drittel von dem atmosphärischen Niederschlag, welcher auf das zwei Quadratmeilen große Gebiet der Oberteichleitung gekommen ist, sich schließlich im Oberteich angesammelt hat, so würde derselbe

in dem Maximaljahre	1851	. .	959	Millionen Kubikfuß Wasser,
" " Mitteljahre	1852	. .	702	" " "
" " Minimaljahre	1858	. .	360	" " "

erhalten haben, Quantitäten, welche den Bedarf der zukünftigen Wasserleitung um das zwei- bis achtfache übertreffen. —

Um die Leistungsfähigkeit des Oberteichs zu erfahren, können wir zweitens die in den genannten drei Jahren von den städtischen Mühlen und der Röhrleitung wirklich verbrauchten Wasserquanta berechnen. Die Mühlen erhalten ihr Wasser durch 2 Schleusen, von welchen die eine vor der Walkmühle am Ursprung des Fließes, die andere vor der neuen Mühle liegt. Der Fachbaum der ersteren, welcher 73 Fuß über dem Nullpunkt des Pegels im Pregel am Fort Friedrichsburg liegt, ist der feste Punkt zur Bestimmung der Wasserhöhe des Teiches. Die Müller haben die Berechtigung, das Wasser im Winter 5 Fuß, im Sommer 3 Fuß über den genannten Fachbaum zu stauen, steigt dasselbe höher, so muß die Freischleuse gezogen werden. Tiefer als 20 Zoll über dem Fachbaum darf das Wasser nicht fallen, weil sonst die Röhrleitung trocken liegen würde. Den Wasserstand des Oberteiches notirt ein Beamter der Mühlengesellschaft alle sieben Tage, derselbe zieht auch die Schleusen nach dem Bedürfniß der Müller und verzeichnet ihren Stand. Dabei muß noch bemerkt werden, daß die Schleuse der Walkmühle 4 Fuß weit ist, die der neuen Mühle 2 Fuß und daß die letztere, deren Fachbaum 4 Fuß tiefer als der der Walkmühle liegt, immer nur halb so hoch gezogen wird, als die erstere. Nach diesen Angaben und mit Hilfe des empirisch annähernd richtigen Contraktionscoefficienten (0,61) läßt sich das durch jede Schleuse täglich und jährlich geflossene Wasser berechnen. Die Röhren der städtischen Wasserleitung liegen mit dem äußern Rande ihrer etwa 4 Zoll dicken Wand 20 Zoll über dem Fachbaum der Walkmühle, es würde sich also ihr täglicher Verbrauch aus ihrem Durchmesser und der für jeden Tag bekannten Druckhöhe berechnen lassen, wenn das Wasser in ihnen ununterbrochen fließen möchte. Dies ist aber nicht der Fall, daher müssen wir uns mit einer ungefähren Annahme ihres Wasserverbrauchs begnügen, was für die Beantwortung der vorliegenden Frage um so weniger wichtig ist, als dieser Verbrauch überhaupt nur geringe ist. Im Jahre 1828 bestimmte der damalige Landbaumeister Johannsen den täglichen Verbrauch auf 18,000 Kubikfuß, in dem Bericht des Herrn Stadtbaurath ist derselbe auf 13—16,000 Kubikfuß angenommen, so daß die Zahl 15,000 wohl ziemlich sicher den mittleren täglichen Wasserverbrauch bezeichnen dürfte.

Darnach kommen wir also zu folgendem Resultat:

Wasser hat erhalten	1851	1852	1858	
das Fließ	266,233,330	244,101,714	62,866,762	Kubikfuß
die neue Mühle . .	105,093,110	96,828,682	25,654,194	„
die städt. Röhrenleitung	5,475,000	5,490,000	5,475,000	„
Summa	371,326,000	246,420,396	93,995,956	Kubikfuß.

Dabei ist Wasser durch die Freischleuse gelaufen im Jahre

1851 . . . 71 Tage
1852 . . . 62 „
1858 . . . 0 „

Leider werden über die Freischleuse keine Beobachtungen notirt, so daß es unmöglich ist die Quantität des durchgelaufenen Wassers zu berechnen, doch ist dieselbe jedenfalls eine sehr bedeutende. —

Aus dem Vorstehenden erhellt, daß in den Jahren mit sehr großem und mit mittlerem atmosphärischem Niederschlag der Oberteich Wasserquanta geliefert hat, welche das Bedürfniß der projectirten städtischen Wasserkunst bedeutend übersteigen. Im Jahre 1858 aber sind nur 94 Millionen Kubikfuß verbraucht, also bedeutend weniger als das Maximum des Bedarfs von 109½ Millionen, namentlich wenn man erwägt, daß auch der Schloßteich künftig immer noch eine bedeutende Quantität Wasser in Anspruch nehmen wird. Bei genauer Betrachtung aber sind die Verhältnisse nicht so ungünstig als es scheint. Wie wir oben angeführt haben, müssen die Schleusen zugesetzt werden, wenn das Wasser im Oberteich 20 Zoll über dem Fachbaum der Walkmühle steht, dann steht es aber noch 5 Fuß 8 Zoll über dem Fachbaum der neuen Mühle und der Teich enthält bei diesem Wasserstande noch eine sehr große Masse von Wasser. Wir wissen, daß der Wasserspiegel des Oberteichs bei einem Wasserstande von 5 Fuß über dem Fachbaum der Walkmühle eine Fläche von 300 Morgen darstellt, bei 4 Fuß ist er neulich ausgemessen auf 217 Morgen und es ist wohl anzunehmen, daß er bei 20 Zoll noch 150 Morgen enthält. Wenn wir nun bei diesem Wasserstande die durchschnittliche Tiefe auf 5 Fuß annehmen, was wahrscheinlich viel zu gering ist, so würde der Oberteich immer noch 19,440,000 Kubikfuß Wasser enthalten, welche sich

aus den großen oberhalb liegenden Teichen noch mehrmals ersetzen ließen. Dabei würde eine Vertiefung des Oberteichs die Wassermasse noch bedeutend vergrößern lassen, so daß selbst in den ungünstigsten Jahren, ein wirklicher Wassermangel nicht eintreten könnte. —

Bei der Beurtheilung des Wassermangels in besonders trockenen Jahren kommt es natürlich sehr darauf an, wie lange der niedrige Wasserstand ohne Unterbrechung dauert, weil kurze Zeiträume des mangelnden Zuflusses sich leichter ausgleichen werden, als sehr lange. Im Jahre 1851 sind die Schleusen 11 Tage zugesetzt gewesen, nämlich

am 27. Januar	1 Tag
vom 11. bis 21. August . . .	10 „
Summa	11 Tage.

Im Jahre 1852 standen die Mühlen 20 Tage still, nämlich

am 6. Juli	1 Tag
vom 9. bis 17 August	8 „
„ 13. „ 16. September . .	3 „
„ 22. „ 27. „ . .	5 „
„ 3. „ 6. Oktober . . .	3 „
Summa	20 Tage.

Diese kurzen Zeiträume von 8 bis 10 Tagen deckt die Wassermasse des Oberteichs leicht, im Jahre 1858 aber standen die Mühlen 189 Tage still, nämlich

vom 6. bis 19. Januar . . .	13 Tage
„ 10. „ 12. März	2 „
„ 16. „ 19. „	3 „
„ 29. Juni bis 2. Juli . . .	3 „
„ 7. bis 15. Juli	8 „
„ 17. Juli bis 1. Oktober . .	76 „
„ 3. bis 11. Oktober . . .	8 „
„ 14. „ 27. „ . . .	13 „
„ 30. Oktober bis 31. December	63 „
Summa	189 Tage.

hier sind also Zeiträume von 63 und 76 Tagen auszugleichen. — Indeß ist auch in dieser schlimmsten Zeit trotz der gewiß sehr großen Verdunstung der Oberfläche und dem ununterbrochenen Verbrauch der Röhrenleitung der Wasserstand des Teiches nur einmal bis auf 15 Zoll über dem Fachbaum der Walkmühle gesunken, größtentheils aber 20 bis 23 Zoll gewesen, so daß die für jene Intervalle nöthige Wassermenge von 19 und 23 Millionen Kubikfuß aus dem Teich zu erhalten gewesen wären.*) —

Ehe wir diese Betrachtung schließen, erscheint es interessant, die von dem Oberteich wirklich gelieferten Wasserquanta mit denen zu vergleichen, welche wir durch Berechnung des Niederschlages gefunden haben. In den Jahren 1851 und 52 sind sehr große aber nicht bestimmte Massen von Wasser durch die Freischleuse abgelaufen, so daß selbstverständlich das verbrauchte Wasser viel geringer sein mußte, als das der Theorie nach vorhandene. Im Jahre 1858 aber ist die Freischleuse niemals gezogen worden, hier müßte also das verbrauchte Wasser dem aus dem Niederschlage berechneten gleich sein. Der Berechnung nach sollte der Oberteich 360 Millionen Kubikfuß Wasser erhalten haben, geliefert hat er aber nur 94 Millionen. Daraus geht also hervor, daß in sehr trockenen und heißen Jahren die Verdunstung viel mehr als $^2/_3$ des Niederschlags beträgt. Sie hat im Jahre 1858 sogar 87 pCt. betragen. —

Was wir bisher über das Wasser des Oberteichs in qualitativer und quantitativer Beziehung beigebracht haben, beruht auf einer chemischen Analyse und auf einer Berechnung, welche auf allgemein-gültige physikalische Gesetze basirt ist; die gefundenen Resultate sind daher im allgemeinen als sicher anzusehen, doch erscheint es dringend wünschenswerth, diese Resultate durch wiederholte chemische Analysen und durch eine sachverständige Untersuchung des ganzen Leitungssystems zu rectificiren. Sollten sich,

*) Erst nachträglich habe ich in Erfahrung gebracht, daß die Insufficienz des Oberteichs in trockenen Jahren sich auf eine andere Weise decken läßt. Während nämlich die meisten Sammelteiche im Sommer fast ganz ablaufen, behält der große Dammteich eine bedeutende Quantität Wasser zurück, einmal weil er stellweise sehr tief (15 Fuß) ist, sodann weil der Fachbaum seiner Schleuse gegenwärtig 18 Zoll unter der Sohle des Wirrgrabens liegt. Durch eine Vertiefung des letzteren oder durch ein einfaches Pumpwerk könnte dieses jetzt unbenutzte Wasser dem Oberteich im Nothfalle leicht zugeführt werden. —

wie es zu erwarten ist, keine entgegenstehenden Facta herausstellen, so wird unsere Vaterstadt aus dem Oberteich mit einem so guten Wasser versorgt werden können, wie es keine Stadt der Welt besitzt. --

Die Gründe, welche nach der Angabe des Herrn Stadtbaurath, den Magistrat veranlaßt haben, von einer Benutzung des Oberteiches zur Wasserleitung abzusehen, sind einmal der Zweifel an der Sufficienz, sodann die Höhe der Kosten, welche durch den nothwendigen Ankauf der Mühlen, die bisher vom Oberteich gespeist wurden, und durch die Instandhaltung der weitverzweigten Leitung verursacht werden. Der Vorwurf der Insufficienz glauben wir beseitigt zu haben. Was den Ankauf der Mühlen betrifft, so ist dieser allerdings nothwendig, damit die Stadt die unbeschränkte Disposition über die ganze Oberteichleitung erhält, doch würden vielleicht nur 2 dieser Mühlen, die Tragheimer und die Obermühle eingehen dürfen, während die Neue, Mittel- und Malzmühle, welche ober- und unterhalb des Schloßteichs liegen, fortbestehen könnten. Nach der früherern Ausführung würde die Königsberger Wasserkunst durchschnittlich nur einen Theil der Wassermasse verbrauchen, es könnte also der Rest dem Schloßteich und den von ihm abhängigen Mühlen zu Gute kommen. —

Was die Unterhaltung der Oberteichleitung mit ihren Dämmen, Gräben und Schleusen betrifft, so steht es aus den betreffenden Akten fest, daß dieselbe in den Jahren 1789 bis 1801 durchschnittlich 1111 Thlr., in den Jahren 1851 bis 1860 aber, einschließlich eines Beamtengehalts von 300 Thlrn. und eines Canons von 100 Gulden, 958 Thlr. 25 Sgr. 1 Pf. jährlich gekostet hat, doch sollen einige der größeren Schleusen gegenwärtig in einem so schlechten Zustande sein, daß in der nächsten Zeit größere und kostbare Bauten nothwendig werden. Die bisher für die genannten Zwecke jährlich verausgabte Summe ist eigentlich auffallend gering, wenn man den großen Umfang der zu unterhaltenden Baulichkeiten in Erwägung zieht. Es gehören nämlich zu der Wasserleitung und müssen gegenwärtig von den Mühlenbesitzern unterhalten werden 10 Teiche, 18 Schleusen und Grundstöcke, 5114 Ruthen 11 Fuß Dämme, 411 Ruthen 6 Fuß Bollwerke, 9586 Ruthen 9 Fuß Gräben und 5 Brücken.

Wenn also auch anzunehmen ist, daß künftig die Unterhaltungskosten größer sein werden als bisher, so sind dieselben jedenfalls nicht bedeutend

genug, um ein Hinderniß für die Verwendung des Oberteichs zur Speisung der Königsberger Wasserleitung zu bilden.

Zum Schluß wollen wir noch einen Blick auf die muthmaßlichen Gesammtkosten der Wasserleitung werfen. Nach dem Anschlage des Herrn Stadtbauraths, soll die Pregelleitung 800,000 bis 1 Million Thaler kosten, während die Oberteichleitung nach Herrn Moore für 315,181 Thaler 7 Sgr. 6 Pf. herzustellen wäre. Zur letzteren Summe kommen noch einige beträchtliche Posten hinzu, so daß sie vielleicht auf 500,000 Thaler steigen könnte, höher aber wird sie sicher nicht kommen. Man hätte also die Wahl zwischen einer theuren Pregelleitung, welche ungesundes Wasser und einer billigen Oberteichleitung, welche vortreffliches Wasser liefern würde.

Ob aber überhaupt eine Wasserleitung für Königsberg möglich sein wird, d. h. ob sie sich soweit rentiren wird, daß die Commune zu einer immerhin ungewöhnlich großen Ausgabe sich verstehen kann, erscheint sehr zweifelhaft. Diejenigen Wasserversorgungsanstalten, welche von Privatgesellschaften angelegt sind, bringen allerdings durchschnittlich gute Dividenden, so soll z. B. die Berliner Anstalt im letzten Jahre 8 pCt. eingebracht haben, allein bei den Communalanlagen verhält sich die Sache ganz anders. Es liegt eine Uebersicht der Einnahmen der Magdeburger Wasserkunst vor, nach welcher sich dieselbe bei einem Anlagekapital von 500,000 Thaler im Jahre 1860 mit 1,40 pCt., 1861 mit 1,90 pCt., 1862 mit 2,37 pCt., 1863 mit 2,79 pCt. und 1864 mit 3,11 pCt. verzinst hat. Dort sind aber die Verhältnisse außerordentlich günstig, einmal weil die Stadt im Ganzen wohlhabend ist und dann, weil dort neben einem häuslichen Verbrauch von 6 Millionen Kubikfuß jährlich, die Fabriken 22 Millionen verbraucht haben. In Königsberg würde der Hausverbrauch gewiß viel geringer und der Verbrauch der Fabriken verschwindend klein sein, so daß die Rentabilität sich viel ungünstiger als in Magdeburg stellen würde. —

Kritiken und Referate.

Kant und die Epigonen. Eine kritische Abhandlung von Dr. Otto Liebmann. Stuttgart. Carl Schober. 1865. (220 S. gr. 8.) 1 Thlr. 3 Sgr.

Diese Abhandlung stellt sich die Aufgabe, die philosophischen Hauptrichtungen des neunzehnten Jahrhunderts in ihrem inneren Zusammenhange mit der Kantischen Philosophie zu begreifen und dann aus der Kritik der letzteren den Maßstab für die Beurtheilung jener zu gewinnen. Als solche philosophische Hauptrichtungen werden bezeichnet die idealistische Fichte's, Schelling's und Hegel's, die realistische Herbart's, die empirische von Fries, und die transscendente Schopenhauer's.

Sie gelangt zu dem Resultat: Kant hat die transscendentale Idealität der Welt gründlich und klar erwiesen. Die äußere Welt der körperlichen Dinge und die innere Welt unserer geistigen Eigenschaften und Thätigkeiten, also das Object der äußeren und inneren Erfahrung existirt nur so lange, als das Ich, das vorstellende Subject existirt; hebe ich dieses Subject mit seinen intellectuellen Functionen, Raum, Zeit und Kategorien, auf, so verschwindet zugleich die materielle und geistige Welt, da sie eben nur in den Formen und durch die Formen des Intellects existiren kann. Soweit ist die Kantische Philosophie unwiderlegt und unwiderleglich. Kant hat aber durch die Annahme eines „Dinges an sich" außerhalb der Grenzen d. i. der nothwendigen und allgemeinen Formen unseres Intellects (Raum, Zeit und Kategorien) dem echten Geiste seiner eigenen Lehre widersprochen. Sein „Ding an sich" ist der verfehlte Versuch des abstracten Intellects, auf eine unbeantwortliche Frage einen Begriff als transscendente Antwort zu finden. Indem der Intellect jenen Versuch

macht, verfällt er in den Widerspruch, etwas Unvorstellbares vorstellen, ein Undenkbares denken zu wollen. Die Beziehung der Erkenntniß auf etwas außer unseren Vorstellungen ist ungereimt, das „Ding an sich" als leerer Scheinbegriff, als „Unsinn" wegzuwerfen.

Nun hat Fichte die Lehre vom „Ding an sich" gekannt und aus den skeptischen Angriffen gegen dieselbe — des Aenesidemus und der Maimonschen Schriften — gewußt, daß sie eine Inconsequenz war. Er hat aber durch die Aufstellung eines „Ichs an sich" denselben Fehler begangen. Schelling hat wie Fichte aus dem Begriffe eines absoluten Ich alle Formen und Vermögen des Geistes, Empfindung, Anschauung, Reflexion u. s. w. zu deduciren versucht. Seine intellectuelle Anschauung — von ihm nicht endeckt, sondern von Kant bald als nichtsinnliche Anschauung, bald als anschauender Verstand gleichsam zum warnenden Beispiel aufgestellt — ist mindestens eine leere Fiction. Sie zerfällt in die allbekannten, natürlichen Geistesgaben, die jeder gesunde Mensch in höherem oder niederem Grade hat, und die Schellingsche Philosophie selbst in Nichts, denn ihr vorgeblicher Gegenstand ist durchweg ein „Ding an sich." Der großartige Gedanke der Hegelschen Philosophie ist der ernstliche Versuch, den Kosmos in bloßes Denken aufzulösen, allein im abstracten Intellect zu erfassen. Hegel hat das Kantische „Ding an sich" für ein „caput mortuum," für „das Negative der Vorstellung, des Gefühls, des bestimmten Denkens" erklärt, ist aber dann selbst wieder in denselben Fehler verfallen. Sein absoluter Geist, als außerräumlich und außerzeitlich, gehört in die Sphäre des „Dings an sich." Daß Herbart an die Kantische Philosophie unmittelbar anknüpft und von ihr abhängt, geht aus seinen eigenen Worten hervor. Daß er die Unterscheidung zwischen „Ding an sich" und Erscheinung gekannt hat, ist ebenso außer Zweifel. In seiner eigenen Lehre bleibt auch die empirische Welt „Erscheinung," und es wird ein ihr zum Grunde liegendes „An sich seiendes" gesucht. Selbst wenn man nun die Frage, ob er in seinen „Realen" blos eine zweite, verbesserte Auflage der Kantischen „Dinge an sich" geben wollte, oder nicht, unentschieden läßt, so ist man doch zu der Behauptung berechtigt, daß er den Hauptfehler der Kantischen Philosophie nicht als eine Inconsequenz wider ihre eigenen Principien aufgefaßt, also in diesem Punkte den Kriticismus nicht corrigirt hat.

Fries sodann unternahm es, „das Vorurtheil des Transscendentalen“ zu entfernen und durch das inductive Verfahren der „philosophischen Anthropologie“ zu ersetzen. Wie die ganze Theorie des Erkenntnißvermögens, so meinte er auch die nothwendigen Erkenntnisse a priori durch psychologische Selbstbeobachtung finden zu können. Dieser Versuch aber, die Kantische Philosophie gerade da, wo sie unangreifbar ist, zu corrigiren, war keine Verbesserung, sondern ein Rückfall in den Lockeschen Empirismus, wogegen die Unterscheidung zwischen den Gegenständen „wie sie sind“ und „wie wir sie erkennen“ zu jenen „Grundsätzen für die ideale Ansicht der Dinge“ führte, in denen sich die Sinnenwelt als die Erscheinung „der Dinge an sich“ und damit die Identität des Friesischen Hirngespinnstes mit dem Kantischen entpuppt. Schopenhauer endlich hat eine wahrhaft bedeutende Gedankenthat vollbracht, die, daß er auf die Wichtigkeit der unmittelbaren, sinnlichen Anschauung, ohne welche alle Abstraction nichts ist, zu einer Zeit hinwies, als die Philosophie die Schranken der menschlichen Individualität meinte überwunden zu haben. Sein System aber leidet an einer völlig maßlosen Transscendenz. Ihm ist die Welt als Vorstellung ein unwesenhafter Traum. Der Kern, das „Ding an sich,“ dessen Erscheinung sie ist, muß nicht im Gebiete der Vorstellungen gesucht werden. Da nun aber das Object zunächst nur in Vorstellungen besteht, so sind wir mit der Frage nach dem „Ding an sich“ an das Subject gewiesen. Das Subject ist nicht allein Vorstellung, sondern zugleich Wille. Der Wille ist das Ding an sich, die Welt als Vorstellung dessen Erscheinung. Schopenhauer's System bildet den entgegengesetzten Pol der Hegelschen Philosophie. In Hegel finden wir die Autokratie des Denkens, in Schopenhauer die Autokratie des Willens. Schopenhauer hat gewußt, daß „das Ding an sich“ durch fehlerhafte Ableitung in die Kantische Philosophie eingeführt war. Trotzdem hat er es nicht verworfen, sondern beibehalten.

Der Unbegriff des „Dings an sich,“ welcher die eigene Lehre Kant's entstellt und verfälscht, ist an allem Unheil Schuld, das die Nachfolger desselben angerichtet haben. Die Philosophie muß auf die berichtigte Lehre Kant's zurückgehen und, statt der transscendenten Probleme in einem unmöglichen Gebiet, die immanenten auf dem wirklichen zu lösen suchen, wenn sie das Mißtrauen überwinden soll, welches unter der Mehrzahl der

Gebildeten heute gegen die Speculation wie gegen alle philosophischen Untersuchungen überhaupt herrscht.

Auch nach unserer Ansicht bildet die nachkantische Speculation keinen Fortschritt auf der Bahn philosophischer Erkenntniß. Sie ging irre, aber nicht schon deshalb, weil sie die Unterscheidung zwischen der Erscheinung und dem Ding an sich von ihrer Vorgängerin annahm. Sie begann erst zu irren, als sie den eitelen Versuch machte, die Grenzscheide zwischen dem Gebiet der Erscheinung, dem einzigen, das der Erkenntniß durch die Begriffe des Intellects offen steht, und dem Gebiet des Dings an sich, das jeder Erkenntniß durch die Begriffe des Intellects unzugänglich ist, vermittelst dieses Intellects selbst zu überschreiten. Nachdem sie diesen Schritt gethan und es veranlaßt hatte, daß auf den erträumten Höhen eines von Raum und Zeit befreiten Anschauens und Denkens der trunkene Verstand und die zügellose Phantasie sich in bachantischem Taumel zu einander gesellt hatten, konnte es nicht ausbleiben, daß aus dieser Vereinigung wieder das durch Bacon beschriebene Monstrum von Wissenschaft entsprang, dessen jungfräulicher Oberleib in einen Drachenschwanz ausläuft.

Was Kant selbst aber betrifft, so muß eingeräumt werden, daß er wenigstens den ernsten Willen gehabt hat, jenen Schritt zu vermeiden. Andererseits scheint uns unzweifelhaft, daß nicht jede Aeußerung, die er über das Ding an sich, zumal in der Kritik der praktischen Vernunft und in der Kritik der Urtheilskraft, gethan, ohne Transscendenz der Begriffe möglich ist, und die Untersuchung, wo und wie er über die Grenzen hinausgegangen, welche er selbst für die begriffliche Erkenntniß gezogen, würde uns ein für die Ergründung seiner Gedanken wie für die Förderung der Philosophie überhaupt ersprießliches Unternehmen dünken.

Eine solche Untersuchung, wenn sie alle einzelnen jene Frage betreffenden Stellen der Kantischen Werke nach den in ihnen aufgestellten Fundamentalsätzen über die menschliche Erkenntniß genau prüfte und bei jeder Prüfung des Einzelnen an einem Gesammtüberblick des ganzen Systems sich orientirte, würde aber, meinen wir, ein anderes Resultat ergeben, als dasjenige ist, zu dem die vorliegende Abhandlung gelangt.

Indem wir auf die Ausstellungen, welche Liebmann gegen die Annahme des Dings an sich erhebt, hier nur in aller Kürze eingehen, haben

wir zunächst zu bemerken, daß er den Sachverhalt unrichtig darlegt, wenn er ausführt, Kant habe in der Kritik der reinen Vernunft der Anerkennung eines „irrationalen Objects" „gradatim in einer Stufenreihe" sich genähert. In der transscendentalen Aesthetik stelle zur rechten Zeit ein Ding an sich sich ein, welches „den Erscheinungen zum Grunde liegen mag" (pag. 49 der ersten Ausgabe.) Dann werde pag. 358 von dem Dinge an sich als von dem, welches „der Erscheinung zum Grunde liegt," und pag. 538 „zum Grunde liegen muß," gesprochen. So habe „der zuerst nur leise geduldete Fremdling die Frechheit, aus der Sphäre des Problematischen durch die des Assertorischen zu apodiktischer Gültigkeit sich vorzudrängen." Diese Behauptung ist unrichtig. Denn Kant sagt in der transscendentalen Aesthetik pag. 30 u. 31 der ersten Ausgabe, 39 u. 40 der Ausg. von Rosenkranz und Schubert: „Die Gegenstände an sich sind uns gar nicht bekannt, und was wir äußere Gegenstände nennen, sind nichts anderes als bloße Vorstellungen unserer Sinnlichkeit, deren Form der Raum ist, deren wahres Correlatum aber d. i. das Ding an sich selbst dadurch gar nicht erkannt wird, noch erkannt werden kann." Kant bezeichnet also hier schon bestimmt und geradezu als das wahre Correlat unserer sinnlichen Vorstellungen das Ding an sich. Außerdem finden sich aber in der transscendentalen Aesthetik von Anfang bis zum Schlusse derselben Stellen, aus denen sich wichtige Sätze zu seiner Lehre über das Ding an sich herausziehen lassen, wie: Ohne Dinge an sich würde es keine Affectionen geben; die Dinge an sich sind weder im Raum noch in der Zeit; auf die Dinge an sich ist die Vorstellung der Veränderung nicht anzuwenden; die Dinge an sich können möglicherweise von denkenden Wesen, die nicht Menschen sind, ohne die Form des Raums angeschaut werden; das Ding an sich ist da, aber die Beschaffenheit desselben bleibt für uns stets problematisch. Nicht hat Kant also zunächst pag. 49 blos problematisch und erst weiterhin, nämlich pag. 358, eine assertorische, sondern er hat schon pag. 31 assertorisch über das Ding an sich gesprochen. Er hat ferner nicht bloß „von vorneherein sich dazu herbeigelassen, das Ding an sich anzuerkennen," sondern er hat von Anfang an das Ding an sich als die unumgängliche Voraussetzung seiner Philosophie hingestellt. Mit

einem Worte: die Unterscheidung zwischen der Welt der Erscheinung und dem Dinge an sich ist die Grundlage seiner gesammten Philosophie.

Die Frage, wodurch Kant veranlaßt worden, in seine Philosophie ein Ding an sich aufzunehmen, für welches Liebmann gar keinen Platz in ihr offen sieht, beantwortet derselbe durch eine „historische und psychologische Deduction des Dings an sich." Die historische Deduction läuft darauf hinaus: In der Leibnitz-Wolfischen Philosophie heißt das Letzte und Allgemeinste, welches nicht weiter begründet wird, „Ding." Dieses „Ding" hat nun Kant, der es zunächst mit der Leibnitz-Wolfischen Philosophie zu thun hatte, um dessen Unabhängigkeit auch vom Subjecte der Erkenntniß und seinen allgemeinen und nothwendigen Formen auszudrücken, „Ding an sich" genannt und das letztere im Anfange als einen seiner Philosophie fremden Lehrbegriff nur geduldet, bis er ihm immer mehr und mehr und endlich apodictische Gültigkeit zugestand.

Kant's Ding an sich stammt also nach Liebmann aus der Leibnitz-Wolfischen Philosophie. Nun ist freilich einzuräumen, daß Kant's Beschäftigung und Bekanntschaft mit der Leibnitz-Wolfischen Philosophie vielleicht der Anlaß gewesen, weshalb er das, was für ihn das Ding an sich war, gerade mit diesem Namen bezeichnete. Aber ist der Name die Sache? Und haben Kant's Ding an sich und das Ding der Leibnitz-Wolfischen Philosophie mehr gemein, als den Namen, mehr als „der Hund das himmlische Zeichen und der Hund das bellende Thier" gemein haben? Das Ding der Leibnitz-Wolfischen Philosophie ist ein leeres Abstractum, das durch eine Operation des Verstandes zu Stande kommt, Kant's Ding an sich dagegen ein an und für sich zweifellos Gewisses, das dem Verstande durchaus unfaßbar bleibt, und doch seine Realität durch das Factum des kategorischen Imperativs für den Menschen praktisch, wenn auch nicht theoretisch kundbar macht. Wie konnte Kant denn aus der Leibnitz-Wolfischen Philosophie etwas hernehmen, das sich in dieser gar nicht vorfindet, in dieser ebenso wenig vorfindet, als in irgend einer anderen, die ihr voranging? Das Ding an sich als die Freiheit, die unbegreifliche, auf die das moralische Gesetz dem Menschen Anweisung giebt, ist Kant's originaler Gedanke, der seiner Philosophie ihr eigenthümliches Gepräge verleiht.

Daß nach Kant's Lehre das Ding an sich der theoretischen Vernunft

und die Freiheitsidee der praktischen in Beziehung stehen, ist Liebmann wohl nicht entgangen. Denn er beginnt „die psychologische Deduction des Dings an sich" nachdrucksvoll mit der Einschränkung: „So lange es sich allein um objective Gewißheit, um eine theoretische Erkenntniß handelt, wird immer nur dies Beides gefragt: Was ist das? und: Woher kommt das?" und macht dabei die Anmerkung: „Eine dritte Frage ist das Wozu? Die Antwort darauf enthält den Zweckbegriff. Da dies aber eine in das praktische Gebiet gehörige Kategorie ist, so sehen wir hier von ihr ab." Wie kann man aber Kant's Ding an sich deduciren wollen, ohne die praktische Philosophie in Betracht zu ziehn? Dann gelangt man wohl noch zu dem richtigen Satze: „Indem die theoretische Vernunft diese Fragen: Was ist das? Woher kommt das? vollständig zu beantworten sucht, wird sie von Stufe zu Stufe, vom Besonderen zum Allgemeinen getrieben; sie sucht ein immer höheres Was und ein immer tieferes Woher," und zu der richtigen Bemerkung: „Kurz, unser Wissen kann nur mit einer unbeantworteten Frage aufhören; wir finden uns nach so vielem und langem Fragen, Forschen, Antworten, Erkennen, trotz aller erworbenen Einsicht, am Ende immer wieder in dem, womit wir begannen, in der *ἄγνοια*," aber man gelangt schließlich auch zu dem verkehrten Ende: „Wenn wir nun aber nicht ehrlich gegen uns selbst sind, wenn wir unser Unvermögen zu einer endgültigen Antwort nicht eingestehen, sondern dem fragenden Selbst vorspiegeln wollen, wir könnten ein positives Etwas als tiefsten Grund dieses in Raum und Zeit wirkenden und ausgebreiteten Kosmos angeben, dann fingirt sich unser Intellect ein X, ein Ding an sich. Es ist nichts anderes als das Unding, welches der in einer Frage endigende Intellect am letzten Ende sich als Antwort hinzuträumt."

Diesem Mißverständniß seiner Lehre vorzubauen hat Kant unserer Ansicht nach im Allgemeinen das Nöthige gethan, wenn er auch im Einzelnen Ausdrücke und Redewendungen gebrauchte, die aus dem Geiste seiner eigenen Philosophie eine Berichtigung erfordern. Denn er hat darzuthun sich bemüht:

1. Die theoretische Vernunft ist ebenso wenig im Stande, das Dasein des Dings an sich zu beweisen als zu widerlegen.

2. Sie hat als solche an dem Dasein des Dings an sich ein geringes

Interesse; sie zieht es in den Kreis ihrer Betrachtung zunächst nur zu dem Zweck, um die Täuschungen zu verhüten, in die sie durch die Annahme desselben verfallen kann.

3. Wie wenig sie sich auch für das Dasein des Dings an sich interessiren mag, so interessirt sie sich doch für die Idee desselben. Denn, ob das Ding an sich da ist, oder nicht, sie kann die Idee desselben gebrauchen, um in ihre gesammte Erkenntniß systematische Einheit zu bringen.

4. Die Frage nach dem Dasein des Dings an sich gewinnt für sie erst Bedeutung, nachdem ihr die praktische Vernunft in Folge des Sittengesetzes das Problem, Naturnothwendigkeit und Freiheit zu vereinigen, aufgedrungen hat.

5. Die intelligibele Welt, die Welt der Dinge an sich, bleibt immer nur ein Standpunkt, den die Vernunft sich genöthigt sieht, außer den Erscheinungen zu nehmen, um sich selbst als praktisch zu denken, ein negativer Gedanke in Ansehung der Sinnenwelt, positiv in dem einzigen Punkte, daß die Freiheit mit einer Causalität der Vernunft verbunden wird, die wir einen Willen nennen.

Wer daher Kant's Ding an sich zu deduciren versucht, darf es nicht aus dem Intellect, er muß es aus dem Willen herleiten. Ohne das Bewußtsein des moralischen Gesetzes, dieses einzige Factum der reinen Vernunft, ohne das Bewußtsein, daß der Wille durch die bloße Form des Gesetzes könne bestimmt werden, würde Kant, wie er selbst sagt, „niemals zu dem Wagstück gekommen sein," das Ding an sich in die Wissenschaft einzuführen. Da aber für die praktische Vernunft die intelligibele Welt Realität hat, hielt er es für erlaubt, im Gebiete der theoretischen von vornherein auf das Ding an sich, wenn auch nie zur Erweiterung und Bereicherung der begrifflichen Erkenntniß, zu verweisen.

Die historische Ansicht, daß Kant so verfuhr, ist natürlich etwas anderes als die philosophische Ueberzeugung, daß er mit Recht so verfuhr. Man kann Liebmann's Deduction des Kantischen Dings an sich für unrichtig erklären und doch seine Verwerfung des Dings an sich für begründet halten. Aber man kann auch die Beziehung, in welche Kant das sogenannte Ding an sich der theoretischen zu dem Ding an sich der praktischen Vernunft setzte, für unerlaubt ansehen und ist damit noch nicht ge-

zwungen, Liebmann's Verwerfung des Dings an sich überhaupt gelten zu lassen. Ist diese Verwerfung zulässig, geschweige denn nothwendig? Liebmann, über Aenesidemus hinausgehend, behauptet: „Der Begriff des Dings an sich ist leer, das Ding an sich ist undenkbar." Zugegeben! „Also ist das Ding an sich nicht." Warum? Weil das Ding an sich nicht zu schmecken und zu riechen, weil es nicht durch Begriffe vorzustellen, nicht durch Begriffe zu erkennen d. h. zu denken ist, darum soll es nicht sein? Anschauungen und Begriffe bringen die Welt der Erscheinung zu Stande. Sie sind nur für sie gegeben, nur in ihr gültig. Es versteht sich von selbst, daß der Begriff des Dinges an sich nicht anders als leer sein kann. Wie darf ich darauf verfallen, mit Anschauungen und Begriffen in der Welt der Erscheinung das Ding an sich zu suchen, das doch gerade nicht in der Welt der Erscheinung liegen soll, und in der Welt der Erscheinung müßte ich es doch finden zu können meinen, wenn ich es mit Anschauungen und Begriffen suche. Und wie darf ich darauf verfallen, mit Anschauungen und Begriffen das Ding an sich außerhalb der Welt der Erscheinung zu suchen, da für Anschauungen und Begriffe gar nichts anderes ist als die Welt der Erscheinung. Man kann also von dem Dinge an sich nichts, gar nichts *wissen*. Trotzdem aber, daß man von ihm nichts weiß, ist das Ding an sich. Es ist als die Freiheit. Die Freiheit aber macht sich durch das moralische Gesetz kundbar, das im sittlichen Willen gegeben ist, ebenso wie Anschauungen und Begriffe gegeben sind für die Sinnlichkeit und den Verstand. Das Dasein der Freiheit kann man nicht beweisen, denn zum Beweisen braucht man wieder Anschauungen und Begriffe, sondern man hat es zu bezeugen; zu diesem Zeugniß aber bedarf es der Thaten. Kurz, das Ding an sich ist nicht für den denkenden und wissenden, sondern für den sittlich wollenden und handelnden Menschen da.

So dürfte man vielleicht auf Aenesidemus' und Liebmann's Einwürfe antworten, wenn man Kant's Aussprüche über das Ding an sich zum Theil nicht haltbar finden sollte. Um dies aber mit gutem, unantastbarem Rechte finden zu können, ist eine gründlichere Prüfung nöthig, als wir hier anzustellen im Stande sind, und als Liebmann oder irgend ein anderer unserer Ansicht nach angestellt hat.

Liebmann schließt seine Kritik der Kantischen Philosophie mit dem

Satze: „Das Kantische Ding an sich ist der verfehlte Versuch des abstracten Intellects, auf eine unbeantwortliche Frage eine transscendente Antwort zu finden, wo uns nur dadurch geholfen werden kann, daß durch anderweitige Befriedigung des Gefühls der Anlaß zur Frage hinwegfällt." Kunst und Religion sollen diese Befriedigung gewähren. — Musik, Malerei und Poesie sind schöne und nach gewissen Seiten angenehme Künste. So lange die Religion als ihre Schwester behandelt wird, sei man dessen versichert, daß sie auch eine Kunst bleiben werde — eine Kunst, in welcher mit dem Angenehmen, dem Schwelgen in unklaren Gefühlen, das Nützliche sich verbindet, die Unterstützung der staatlichen Polizei und die Bereicherung jener inventiösen Speculanten, welche das einträgliche Gewerbe, für klingende Münze allerlei Güter im Jenseits zu verschreiben, schon an die zweitausend Jahre mit allzu glücklichem Erfolge betrieben haben.

Emil Arnoldt.

Der Diwan des Schems-eddin Muhammed Hafis aus Schiras. Im Auszuge übersetzt von G. H. F. Nesselmann. Berlin 1865.

Hafis ist seit einem halben Jahrhundert immer bekannter unter uns geworden. Nicht nur die Form der Persischen Ghasele, auch die pantheistische Weltbetrachtungsweise des Dichters, hat sich bei uns eingebürgert. Nesselmann, dem wir schon so viel Dank für seine Bearbeitung des Sadi schulden, hat nun hier zum ersten Mal die Hafischen Dichtungen als ein Ganzes dichterisch gedeutscht. Er ist im Allgemeinen der Ausgabe gefolgt, welche H. Brockhaus vom Hafis veranstaltet hat, wenn er auch nicht unterlassen hat, auch alle andern ihm irgend zugänglichen Hilfsmittel zu benutzen, unter denen sich auch ein vortrefflicher, obwol unvollständiger Codex des Divan auf der Königl. Bibliothek zu Königsberg befindet. Er hat jedoch nicht alle Lieder des Dichters übertragen, sondern etwa nur ein Drittel, weil die unzähligen Variationen derselben Gedanken und Bilder, welche wir bei Hafis finden, in der Deutschen Nachbildung einförmig und ermüdend erscheinen würden, während sie natürlich in der Persischen Sprache einen ganz andern Reiz haben. Auch eine Rücksicht auf unsern Geschmack erlegte ihm eine Beschränkung auf. Es sind dies jene vielen

erotischen Lieder, in denen die Knabenliebe gefeiert wird. Nesselmann hat zwar auch manchmal durch ein Neutrum, wie „Liebchen“, „schönes Kind“ u. dgl. sich geholfen, allein immer das Femininum dem Masculinum zu substituiren, wie manche deutsche Uebersetzer gethan haben, hat er sich nicht entschließen können, weil dadurch das specifische Pathos der Lyrik doch alterirt wird. Nesselmann erklärt die Verirrung des Orients in folgenden Worten: „Bei der Abgeschiedenheit, in welcher dort das weibliche Geschlecht lebt, hat der jugendliche Dichter keine Gelegenheit, geeignete Damenbekanntschaften auch nur oberflächlich zu machen. Da nun aber das Anschauen der Schönheit dort wie hier unabweisbares Herzensbedürfniß des Dichters ist, so tritt dort an die Stelle der Geliebten der junge schöne Freund, und diese Freundschaft gewinnt in den Liedern einen Anstrich von glühender Zärtlichkeit, der unsern Geschmack vielmehr abstößt als anzieht.“

Die Gedichte zerfallen in Ghaselen, in Kit'at, d. h. Ghaselenbruchstücke; in Rubâî, d. h. Viergespanne, vierzeilige Epigramme, die eigentlich Ghaselenanfänge sind; in Mesnewî, d. h. Paarreime, in denen immer zwei auf einanderfolgende Zeilen sich reimen; in Kassiden, längere elegische Gedichte; und in ein eigenthümlich dastehendes erotisches Stück: Mukhammes, d. h. ein Gefünftes, weil es aus fünfzeiligen Strophen besteht. Zwei längere Gedichte, das Schenkenbuch und das Sängerbuch, sind in Paarreimen verfaßt.

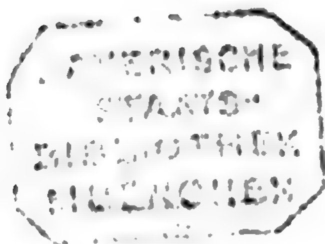
Die Ausgabe von Brockhaus, die nach der strengen Recension Sudi's veranstaltet ist, enthält überhaupt 693 Stücke. Von denselben gehören 573 der Ghaselenform an und von diesen hat Nesselmann 180 nachgebildet. Man mag, wie er selber bescheiden zugiebt, Härten, ja Ungenauigkeiten, bei ihm tadeln, so hat er doch eine annähernd formgetreue Uebersetzung geliefert, denn ohne die Form der Ghasele beizubehalten, verlieren die Lieder ihre ganze Originalität, die darauf gebaut ist, mit den wechselnden Gedanken doch immer in den unverändert durchgehenden gleichen Reim zu gravitiren. Man möchte sagen, daß in ihnen der pantheistische Monotheismus der Sufi's, denen Hafis angehörte, sich abspiegele, den Wechsel der Erscheinungen des Weltalls stets in die Einheit des Schöpfers aufzulösen. Hafis hat zwar den Wein und die Liebe, den Becher und die Locke, die Rose und die Nachtigall besungen, aber er war auch ein großer Theo-

loge und Scheich d. h. Vorstand einer berühmten Schule. Er verachtete, ja er haßte Heuchelei, Frömmelei, Pfaffenwirthschaft, aber er war ein frommer, hochverehrter Mann.

Um dieser Empfehlung der liebenswürdigen, mit treuer Hingebung an den Geist Hafisischer Dichtung gemachten Uebersetzung einen passenden Schluß zu geben, kann ich wohl nichts Besseres thun, als eine Probe daraus hersetzen, die ich ohne große Reflexion herausgreife; Ghasele 88:

Reicht der Weinwirth seinen Gästen, was sie brauchen, eigenhändig,
So vergiebt ihm Gott die Sünde, macht ihm nicht die Gnad' abwendig.
Schenke, gieb uns Wein, jedoch nach richt'gem Maaß, daß nicht des Armen
Neid erwache, der gewiß verdürbe diese Welt elendig.
Sänger, spiel' die Laute: „Ohne Schicksalsschluß wird Niemand sterben."
Wer in diesen Sang nicht einstimmt, der ist sündhaft, unverständig.
Mag dich Kummer fassen, Weiser, oder mag dich Lust erfreun,
Leit' es niemals her von Andern! Gott allein ist schicksalspendig.
In der Welt, die nicht der Weg zur Einsicht und zur Tugend ist,
Warum bläht der Schwache sich mit Hoheitsträumen so unbändig?
Sicher wird aus diesen Sorgen mich der Ruf des Friedens reißen,
Falls in seiner Heilsverkündung ist ein Frommer wortbeständig.
Mir, den Schmerz der Liebe quälet und des Rausches Unbehagen,
Ist zur Heilung Liebchens Lippe oder reiner Wein nothwendig.
Hafis Seele ging im Weine unter, sie verbrannt' in Liebe:
Wo ist Einer, der mit Jesu Hauch mich wieder macht lebendig?

K. Rosenkranz.



Mittheilungen und Anhang.

Alterthumsfunde.

(Vgl. II, 377.)

8) Beim Grandgraben vor dem Sackheimer Thore in der Nähe der dortigen Chaussee fanden Arbeiter ein Altpreuß. Grab und in demselben zwölf Urnen, gefüllt mit Asche und Knochenresten. [Königsb. Hartung'sche Zeitung 1865. No. 172. S. 1468.]

9) In der letzten Sitzung des Kopernikus-Vereines in Thorn stattete Kaufmann Adolph Bericht ab über einen alten Preußenwall oder Wendischen Grabhügel bei Jablonowo. In der Nähe des Walles fand man bei Umgrabung zu Bauten auch Römische Münzen in größerer Anzahl. [Der Gesellige. Graudenzer Wochenbl. 1865. No. 94.]

10) Die im Kurischen Haff bei Schwarzort bestehende Bernstein-Fischerei hat im verflossenen Sommer (unter Leitung der Memeler Firma Becker & Stantien) immer größere Dimensionen gewonnen. Interessant ist es, daß auch von Menschenhand bearbeitete Bernsteinstücke, unter anderen auch **Götzenbilder** (?!), in dem Bette des Haffes gefunden werden. [Preußisch-Litt. Zeitg. 1865. No. 229.]

11) In der Nähe von Marienburg wurde beim Kiesgraben auf dem hohen Nogatufer (dem alten Seeufer) ein heidnisches Grab gefunden. Der steinerne Behälter (4 Fuß lang, 3 Fuß hoch, 2 Fuß breit) bestand aus einer behauenen Unterlage von Granit nebst breiten Deckteinen, die Fugen waren mit Moos und Lehm fest verschlossen. Hierin stand die Urne mit den Knochenresten, eine Schale und das sog. Thränentöpfchen; die dabei befindliche Urkunde, **„eine Art Buch"** (?!) zerfiel sofort in Staub. [Königsberger Hartung'sche Zeitung 1865. No. 256. S. 2170.]

12) In der Sitzung des Kopernikus-Vereines (Thorn) am 6. Nov. übergab Herr Müller drei steinerne Streitäxte; Restaurateur Schlesinger hat die alte Hausthüre in dem früher Seemann'schen Hause mit dem daran befindlichen alterthümlichen Schlosse geschenkt. [Danziger Zeitung 1865. No. 3313.]

13) „Bericht über die Aufdeckung altpreußischer Begräbnißstätten bei dem zum Gute Bledau gehörigen Vorwerke Wiskiauten im Samlande." [Altpr. Monatsschrift II, 641.]

14) „Münzfund“ (bei Memel). [Monatsschr. II, 660.]

15) Auf dem Rittergute Willkassen (Kreises Goldapp) ist im October d. J. beim Kartoffelnachgraben auf Rodland ein grün glasierter irdener Topf gefunden worden mit ungefähr 200 Stück Silbermünzen, größtentheils sogen. Tympfen oder Achtzehnern, Gulden und halben Gulden. Der Nationalität nach sind darunter Preußen (auch einige Königsberger), Schweden und Polen (hauptsächlich Danziger, Thorner und Elbinger); die meisten gehören dem 17. Jahrh. (bis ca. 1683), nur wenige dem 16. Jahrh. an. [Nach mündlicher Mittheilung.]

16) In der Sitzung der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg am 3. Nov. schenkte Herr Hensche-Pogrimmen mehrere altpreußische steinerne Streitäxte, auf seinem Gute gefunden. [Königsb. Hart. Zeitg. 1865. No. 273. S. 2329.]

17) In der Nähe von Saalfeld auf der Feldmark K. ist beim Ackern ein Schatz gefunden; die darin enthaltenen Münzen sprechen dafür, daß der Schatz wahrscheinlich während des siebenjährigen Krieges vergraben sein mag. [Neuer Elbinger Anzeiger 1865. No. 198.]

18) In der Sitzung des histor. Vereins für Ermland am 13. Juni überreichte Prof. Bender mehrere preuß. Alterthümer als Geschenk des Herrn Inspector Seydler in Braunsberg, sowie einige vom Herrn Pfarrer Gäbler aus Stuhm erhaltene alte Münzen. [Ztschr. f. d. Gesch. u. Alterthskde Ermlands. Hft. 8. S. 528.]

19) Beim Bau der Bohlschau-Rybener Kreischaussee (Kreises Neustadt in Westpr.) stießen die Arbeiter auf ein sehr umfangreiches Hünengrab, in welchem sich viele Urnen befanden, worin theils Asche, Knochen, Zähne und auch einige sehr große Schädel waren. An den Urnen waren goldene Ringe (?!) als Handgriffe befestigt. [Danziger Zeitung 1865. No. 3364.] S—n.

Universitäts-Chronik 1865.

18. Nov. Jurist. Doctordiss. von **Adolf Wach***) (aus Culm): **De transferenda ad firmarium advocatione, ex VII. potissimum cap. X. de jure patr. (III, 38) explicata.** (79 S. 8.)

---

*) Der Verf. gedenkt im Vorwort der Schwierigkeiten, die er bei seiner Arbeit zu erdulden gehabt habe und erhebt in diesem Sinne auch gegen die hiesige Königl. und Universitäts-Bibliothek einen Vorwurf, der ebenso unbegründet wie der Form nach unangemessen ist. Diesem Vorwurf zu begegnen, hat eine Zeitschrift, die der Vertretung provinzieller Interessen im weitesten Umfange gewidmet ist, nicht nur Beruf, sondern auch Pflicht. Handelt es sich doch um die Ehre eines provinziellen Instituts von segensreichster Wichtigkeit, das, lediglich auf dem Prinzip des öffentlichen Wohles und der Uneigennützigkeit basirt, nur zu oft gerade von denen mit Undank belohnt wird, die ihm die vielseitigste Förderung zu verdanken haben.

Der Verf. sagt, die Bibliothek habe ihm „Schwierigkeiten bereitet“ (negotia facessisse).

No. 73. Amtliches Verzeichniß des Personals und der Studirenden auf der Königl. Albertus-Universität zu Königsberg in Pr. für das Winter-Semester 1865/66. Kgsbg. (18 S. 8.) [60 Docenten (7 theol. — 9 jur. — 13 med. — 29 philol. — 2 [Sprach-] und Exercitienmeister) u. 462 (19 ausländ.) Stud. (98 Theol. — 74 Jur. — 112 Med. — 169 Phil. — 39 Pharm.)]

5. Dec. Lectionem de prophylaxi physica et psychica generali . . . a . . . Theod. Petruschki med. Dr. ad docendi facult. rite impetrandam in publico habendam indicit Aug. Müller med. Dr. P. P. O. ord. Med. h. t. Prodecanus.

18. „ Philol. Doctordiss. von Maximil. Heubach (aus Saalfeld): Theologumenorum Sophocleorum particula. (32 S. 8.)

19. „ Medic. Doctordiss. von Gustav Guenther (aus Allenburg): De renum tuberculosi. (30 S. 8.)

„ „ Medic. Doctordiss. von Frid. Papendieck (aus Fischhausen): Duo describuntur specimina peritonitidis diffusae ex perforatione intestini. (32 S. 8.)

Bibliographie 1864.

(Fortsetzung.)

Hertslet, Wm L., Alphabetische Zusammenstellung technischer Ausdrücke, welche besonders bei Eisenbahn-Bauten häufig gebraucht werden. Deutsch-Englisch und Englisch-Deutsch. Gesammelt im Auftrage des Herrn Joseph Bray, des General-Bauunternehmers der Ostpreuß. Südbahn. Kgsbg. i. Pr. 1865 (1864.) In Commiss. bei Hübner & Matz. Gedr. bei H. Hartung (mit gegenüberstehend. engl. Tit.) (IV u. 185 S. 8.) in engl. Einb. 2 Thlr.

[Joh. Hevelius.]

G. A. Seidemann, Johannes Hevelius. Ein Beitrag zur Geschichte der Astronomie des 17. Jahr. Zittau. (Progr. des Gymn. u. Realsch.) (38 S. 4.)

Heyden, Frdr. v., Das Wort der Frau. Eine Festgabe. Mit 7 Illustr. (in Holzschn. u. Buntdr.) v. W. Georgy. 13. Aufl. Lpz., 1865. (1864.) Brandstetter. (XXVIII u. 171 S. gr. 16.) In engl. Einb. m. Goldschn. 2 Thlr.

Denn er habe nicht nur viele andere Bücher vergeblich gesucht, sondern auch insbesondere es schwer empfunden, daß die große Sammlung englischer Quellenschriften der Record Comission, bis auf wenige namentlich genannte Stücke, ihm nicht zugänglich gewesen sei. Dieser Klage muß zunächst die thatsächliche Berichtigung entgegengesetzt werden, daß die Bibliothek ein vollständiges Geschenk-Exemplar jener wichtigen Quellensammlung besitzt. Was aber die Form betrifft, so mag es dem Urtheile billig denkender überlassen bleiben zu entscheiden, ob und wie es sich mit der schuldigen Dankbarkeit verträgt, einem Institute, dessen Wirksamkeit in der Erfüllung der Devise: aliis inserviendo consumor beschlossen ist, in der Weise, wie geschehen ist, öffentlich einen Makel anzuhängen. D. Red.

[**Hildebrandt**, aus Danzig gebürt., der bekannte geniale Landschaftsmaler.]
Klein, Ed. Hildebrandt's neueste Reisebilder. [Deutsche Jahrbüch. f. Polit. u. Lit. 12. Bd. 3. Hft. Sept.]

Hippel, Arth. de, (aus Fischhausen) De neuralgiis in specie nervi trigemini. Diss. inaug. Berol. (32 S. 8. m. 1 Taf.)

— — C. v., Eine Architekturstudie. [Morgenbl. f. gebild. Leser. No. 11. 12.]

— — Pflanzencharaktere. (Die Kiefer in der norddeutschen Heide.) [Ebd. No. 14.]

Hirsch, Dr. Aug., Prof. d. Medic. an d. Friedr. Wilh. Univers. zu Berlin, Handbuch der historisch-geographischen Pathologie. II. Bd. 2. Abth. Erlangen. Enke's Verl. (V u. S. 327—668.) 1 Thlr. 28 Sgr. (cplt.: 7 Thlr.)

— — Ueber den Einfluss, welchen Bodenverhältnisse auf Vorkommen und Verlauf von Krankheiten nachweisbar ausüben. [Amtl. Bericht üb. d. 38. Versamml. deutsch. Naturforscher u. Aerzte in Stettin im Sept. 1863, hrsg. v. d. Geschäftsführern derselben Dr. C. A. Dohrn u. Dr. Behm. Stettin. 4⁰. (S. 43—47.)

— — De collectionis Hippocraticae auctorum anatomia, qualis fuerit et quantum ad pathologiam eorum valuerit. Comment. hist.-medica. Berol. A. Hirschwald. (42 S. gr. 4.) 28 Sgr.

— — Ferdin., (aus Danzig) De Italiae inferioris annalibus saeculi decimi et undecimi. Diss. inaug. Berol. (76 S. 8.)

— — Theod., Ueber den Ursprung der Preußischen Artushöfe [Zeitschr. f. Preuß. Gesch. u. Landeskunde . . . hrsg. v. Prof. Dr. **R. Foß**. 1. Jahrg. 1. Hft. Berl., Verl. v. A. Bath. gr. 8. S. 3—32.]

Hirschfeld, F., Die Weichsel, ihre Bedeutung für den Handel der Provinz Preussen u. die Stadt Danzig insbesondere. [Zeitschrift d. Kgl. Preuss. statistisch. Bureaus. Oktob. S. 244—255.]

Hoffmann, E. T. A. — Contes fantastiques; par Hoffmann; illustrés par Bertall et Foulquier. Traduction de La Bédollière. Paris, Barba. (84 p. in 4⁰ à 2 col.) 1 fr. 10 c. (Panthéon populaire illustré.)

Hoppe, Regens des Clerical-Seminars in Braunsberg, Die Epiglesis der griechischen u. orientalischen Liturgieen u. der römische Consecrationskanon. Schaffhausen.

Horch, Dr. Ludw., Oberl. am Gymn., Lehrbuch der Weltgeschichte für Gymnasien u. Realschulen u. zum Selbstunterricht. 1. Theil: Alte Geschichte. Im Selbstverl. Lyck. Gedr. bei Rud. Siebert. (XII u. 220 S. gr. 8.) 20 Sgr.

Jacobson, H. F., Dr. d. Theol. u. d. Rechte, der letzteren ord. Prof. z. Kgsbg., Das Evangelische Kirchenrecht des Preußischen Staates u. seiner Provinzen dargestellt. 1. Abth. Halle, Pfeffer. (VIII u. 337 S. gr. 8.) 1½ Thlr.

Jacobson, P. J., Prof. i. Kgsbg., Klinische Mittheilungen. 1) Ueber e. Refractions-Veränderung des Auges, welche nach Accommodations-Lähmung beobachtet wird. 2) Tumoren-Bildung im Nervus opticus u. im Fettzellgewebe der Orbita. Anatomische Untersuchung vom Prof. von **Recklinghausen**. (Dazu 1 Abbild.)

3) Zur Lehre von der Cataract-Extraction mit Lappenschnitt. [Archiv f. Ophthalmologie hrsg. v. Arlt, Donders u. Gräfe. 10. Jahrg. Abth. II. S. 47—92.]

Jacoby. Vertheidigungs-Rede des Abgeordneten Dr. **Johann Jacoby** vor dem Berliner Kriminalgericht. Am 1. Juli 1864. Gotha, Stollberg. (16 S. gr. 8.) 3 Sgr.

— — Ein Urtheil des Berliner Criminal-Gerichts. Beleuchtet von Dr. **Joh. Jacoby,** Abgeordneter für Berlin. Leipz. O. Wigand. (52 S. gr. 8.) 5 Sgr.

Portrait von Dr. **Johann Jacoby** in Kgsbg. i. Pr. Mit dem Motto: Selbst denken, selbst handeln, selbst arbeiten muß der Mensch, um die papier'ne Verfassungsurkunde zur lebendigen Verfassungswahrheit zu machen." Ebd. Chines. Pap. 20" hoch, 13" breit sächs. 1/3 Thlr.

Jahrbücher, Königsberger medicinische, hrsg. v. dem Verein f. wissenschaftl. Heilkunde zu Königsberg, red. von v. Wittich. 4. Bd. 1. Hft. Danzig, Ziemssen. (198 S. gr. 8.) 1 Thlr. 4 Sgr. — 2. Hft. Ebd. (IV u. S. 199—362 m. 5 Steintaf., wovon 1 in Buntdr.) 1 1/3 Thlr.

Jolowicz. Dr. H., Die Schaafwolle in der Webekunst der Alten. Nach James Yates deutsch bearbeitet. 1—8. [Die Natur. Hrsg. v. O. Ule u. K. Müller, No. 35. 37. 39—41. 43. 45. 47.]

— — **שאירתדשי.** Ein Bruchstück aus dem Bibel-Commentar des Rabbi Salomo Ben Isaak gen. Raschi über Daniel XI, 12—19, 20—25, XII, 8—13 u. Esra I, 1 aufgefunden in der Königl. Bibliothek zu Königsberg i. Pr. Als ein Weihegeschenk zum siebenzigsten Geburtstage des Herrn Dr. Leopold Zunz in Berlin mit 2 photographischen Tafeln hrsg. u. erläutert. In Königsberg. (Gedruckt bei Gruber & Longrien.) Koch. (10 S. 4.) cart. n. n. 1 1/3 Thlr. (Nur in 50 Exemplaren abgezogen.)

Jonas, F., Das Kassen- u. Rechnungswesen. Eine geordnete Sammlung der hierauf bezüglichen Gesetze, Verordnungen u. Rescripte.... Gumbinnen. Im Selbstverl. des Verf. (Druck v. Fr. Krausened u. Sohn.) (Sterzel. Berlin, Th. Grieben.) (XXII u. 254 S. gr. 8.) 1 1/2 Thlr.

Jordan, W., Shakespeare's Macbeth, deutsch. [Bibliothek ausländischer Klassiker in neuen Musterübersetzungen. Bd. I. Hildburghausen, 1865. (1864). Bibliographisch. Institut.] (122 S. 8.) 5 Sgr.

Jung, Alex., Fr. Wilhelm Joseph v. Schelling u. eine Unterredung mit demselben im Jahre 1838 zu München. Leipz., Fleischer. (XIV u. 98 S. gr. 8.) 1/2 Thlr.

Jakob Friedrich Alexander Jung. (geb. zu Rastenburg 1799.) Biographie. [Unsere Zeit. Jahrbuch z. Conversations-Lexikon. 94. Hft. Bd. VIII. S. 652—654.]

Kahle, Wilh., Superint. u. Pfarr. an d. Altroßgärtsch. Kirche in Kgsbg., Dr. Martin Luther's kleiner Katechismus ausgelegt. Kgsbg., Schultz'sche Hofbchdr. (44 S. gr. 8.)

v. Kaltenborn, Dr. Carl, ord. Prof. d. Rechte z. Kgsbg., Die Volksvertretung u. die Besetzung der Gerichte besonders des Staatsgerichtshofes. Lpz., Tauchnitz. (2 Bl. u. 125 S. gr. 8.) 2/3 Thlr.

v. **Kanitz**, Tribunalsr. a. D. Ernst Graf, Historischer Auszug für Welt- und Kirchengeschichte aus der Schrift: „Aufklärung nach Actenquellen" über den 1835—1842 zu Kgsbg. i. Pr. geführten Religionsproceß. Basel, Balmer & Riehm. (XI u. 168 S. 8.) ⅓ Thlr.

Kant. Critique de la raison pure; par **Emm. Kant**. 3. édition en français, comprenant toutes les différences entre les deux premières éditions allemandes, les seules données par l'auteur, avec l'analyse de l'ouvrage entier, par Merlin; le tout traduit de l'allemand par J. **Tissot**, professeur de philosophie. Tome I. (XXXII. 414 p. 8) T. II. (548 p.) Dijon, impr. Rabutot; Paris, libr. Ladrange.

Nota.-Cette 3. édition de la Critique de la Raison pure est indiquée par M. le Ministre de l'instruction publique, dans le Bulletin administratif No. 47, comme l'ouvrage sur lequel les candidats à l'egrégation de philosophie auront à se préparer.

Bolin, Dr. Wilhelm, Leibnitz ett förebud till **Kant**. Akademik afhandling. Helsingfors. J. C. Frenckell. (121 S. gr. 8.)

Huber, Prof. Johannes, Lessing und **Kant** im Verhältnisse zur religiösen Bewegung des 18. Jahrh. Zwei Vorträge im chemischen Hörsaal in München am 5. u. 9. März 1864. [Deutsche Vierteljahrs-Schrift. 27. Jahrg. No. 107. 2. Ath. S. 244—295.]

Merz, Th., über die Bedeutung der **Kantischen** Philosophie für die Gegenwart. [Protestant. Monatsblätter. Decemb. S. 365—388.]

Wassmannsdorff, Dr. K., der Philosoph **Kant** über die Leibesübungen. [Neue Jahrbüch. f. d. Turnkunst hrsg. v. Kloss. Bd. X. Hft. 4. S. 202—205.]

Karte, Topographische, vom Preussischen Staate mit Einschluss der Anhaltischen und Thüringischen Länder, östlicher Theil. Bearb. in der topographischen Abtheilung des Kgl. Preuss. Generalstabes. Maassstab 1 : 100,000. Section 4. Kinten. 6. Sarkau. 7. Rossitten. 2. Memel. Berlin, Schropp. Lith. u. color. Fol. à nn. 8 Sgr.

— — der Umgegend von Königsberg. Aufgenommen u. hrsg. von der topograph. Abth. d. Kgl. Preuss. gross. Generalstabes. Maassstab 1 : 50,000. Ebd. Lith. u. col. Imp.-Fol. nn. ⅔ Thlr.

Kipper, Herm., Incognito oder der Fürst wider Willen. Komische Operette in 1 Akt. Aufgeführt am Stiftungsfeste des „Sänger-Vereins" von dessen Mitgliedern. (Text) Danzig, Schroth'sche Offizin. (15 S. 8.)

Klinsmann, Dr. med. E. F., Ueber eine in Preussen blühende Agave amer. [Botanische Zeitung. No. 41.]

— — Ueber einige von der preuss. Expedition nach Japan mitgebrachte Früchte. [Ebd. No. 44.]

Koch, R., Stadtrichter in Danzig, Volkswirthschaft u. Jurisprudenz. [Deutsche Gerichtszeitung. No. 18. 19.]

— — Ueber d. Zulässigk. präparatorischer Erkenntnisse nach preuß. Recht. [Gruchot,

Beiträge z. Erläut. des preuß. Rechts durch Theorie u. Praxis. 8. Jahrg. 2. Hft. S. 153—162.]

Koch, R., Das Speditionsgeschäft in seiner heutigen Gestalt. [Busch, Archiv f. Theor. u. Prax. des allg. deutsch. Hdlsrchts. 2. Bd. 4. Hft. S. 447—484.]

— — Busch u. Rebling, Untersuchungs- u. Anzeigepflicht des Käufers bei nicht empfangbarer Waare; Zulässigkeit des Decorts am Kaufpreise; Platzgeschäft. H. G. B. Art. 347—350. [Ebd. 3. Bd. 236—243. 301—322.]

— — Handelsgebräuche beim Getreidehandel in Danzig. [Ebd. 3. Bd. S. 335—351. cf. Danz. Ztg. 1865. No. 2978. Beil.]

— — Ueber Versteigerungen, insbes. im Gebiete des Hdlsrchts. [Ebd. IV. S. 361—379.]

— — Einige Fragen üb. d. Abrechnungsgeschäft. [Ebd. IV. S. 481—486.]

— — Kauf ohne Preisabrede. [Centralorgan f. d. dtsche Hdls.- u. Wechselrecht. N. F. I. S. 22—32.]

— — Verhältniß der Feuerversicherungs-Gesellschaften zu den Hypothekengläubigern. [Ebd. III. No. 13. 15.]

— — Ueber Handelsgebräuche. [Ebd. III. No. 20.]

Kock. Ausgewählte Komödien des Aristophanes. Erklärt von **Theod. Kock.** 4. Bdch. Die Vögel. Berlin. Weidmann. (1 Bl. u. 260 S. 8.) 18 Sgr.

Köhler, L., Classische Hochschule f. Pianisten. Lfg. 16—20. Leipzig. Schubert & Co. à 12 Sgr.

— — Die neue Richtung in der Musik. Leipz., Weber. (72 S. gr. 8.) 1/2 Thlr.

König (aus Danzig geb.) **Daheim**. Ein deutsches Familienblatt m. Illustr. (in eingedr. Holzsch.) Hrsg. v. Dr. **Rob. König**. 1. Jahrg. Decbr. 1864—Sept. 1865. 52 Nrn. (à 2 Bg.) gr. 4. Leipz., Expedit. Viertelj. 1/2 Thlr. Z

Periodische Literatur (1865).

„**Schlesische Provinzialblätter.** Hrsg. von **Th. Oelsner.**" N. F. 4. Jahrg. Octob. Nov. (Gleichfalls nicht zugegangen; wir zeigen den Inhalt nach Lit. Centralbl. No. 47. 51 an): Palm, zur Gesch. der Münzwirren in Schles. — Clemens, auf welchem Wege od. durch welche Mittel ist d. Einkomm. u. d. Stellung der Lehrer z. verbess. u. e. wirkl. Volksbildung z. erreichen? I. — Th. Oelsner, lassen sich Volkslieder octroyiren? — J. Peter-Petery, d. Zinswiesen im Riesengebirge. — Major Fils, Lebensskizze e. verdient. Schlesiers. — — C. Grünhagen, üb. Städte-Chroniken u. deren zweckmäßigste Förderung durch die Communalbehörden. — Arvin, drei Capitel üb. d. schlecht. Wege in Schles. 1. — Die evang. Kirche in Schles., insbes. d. Verdienste der freiherrl. Familie v. Zedlitz-Neukirch um dieselbe. — J. Neugebauer, d. Breslauer Stadtwage. — J. Großpietsch, vom alten Jägerpeter. — Kleinere Beiträge, Fragen, Anregungen 2c., Liter.- u. Kunstblatt.

Zeitschrift für die Gesch. u. Alterthumskunde Ermlands. Im Namen des histor. Vereins f. Ermland hrsg. v. Domcapitular Dr. Eichhorn. 8. Hft. Mainz, 1865. Verl. v. Franz Kirchheim. Druck v. C. J. Dalkowski in Kgsbg. (S. 305—528 gr. 8.) [Inhalt: I. Die Prälaten des ermländischen Domcapitels. Von Domcapitular Dr. Eichhorn. 305—397. — II. Zur Geschichte des kopernikanischen Systems. Forts. des 3. Artikels. Von Prof. Dr. Franz Beckmann. 398—434. — III. Geschichte der Heiligenlinde. Forts. Von Curatus Kolberg aus Sensburg. 435—520. — IV. Romowe in Warmien. Von Ober-Steuerinspector v. Windler. 521—526. — V. Chronik des Vereins. 527—528. — Hiezu der Monumenta hist. Warm. 8. Lieferung; vgl. Altpr. Mtsch. II, 669.]

K. Freih. v. Reitzenstein, deutsche Ordens-Ritter in **Preußen** aus dem Bezirk der Terra advocatorum imperii (Forts. Aus dem Kgsbg. Archiv.) [**Archiv** f. Gesch. u. Alterthskde v. Oberfranken zu Bayreuth. 9. Bd. 3. Hft. S. 72—76.]

R. Bergau, Krypten in Kirchen des Ordenslandes Preußen. [(Danziger) **Kathol. Kirchenblatt** 49.]

Die Landes-Meliorationen in der Prov. **Preußen.** III. IV. Die Meliorationen im Kr. **Allenstein.** [Kgsbg. **Amtsbl.** 46. 47.]

Die Kreis-Chausseen im Reg.-Bez. **Gumbinnen.** [Gumbinner **Amtsbl.** 46. 47.]

M. W. Schäffer, Wasser-Bau-Insp. in Kuckerneese (Kr. Niederung), Bemerkungen üb. die Wasserhebungs-Maschinen zur Entwässerung der **Niederung.** [**Land- u. forstwirthsch. Ztg.** d. Prov. Preuß. 46. 47.]

Eisenbahn **Thorn- (Bartenstein-Korschen) Königsberg-Insterburg.** [**Danz. Ztg.** 3312. Beil.]

Die projektirte Preuß. Centralbahn **Thorn-Insterburg.** [Kgsbg. **Amtsbl.** 48.]

Das **Insterburg-Oletzkoer** Eisenbahn-Project. [**Pr.-Litt. Ztg** 297.]

Die Eisenbahn **Insterburg-Oletzko.** [Ebd. 302. Beil.].

Pflege der Volksschule. I. [**Kgsbg. Amtsbl.** 49. 50.]

Kirchen- und Schul-Tabelle des Reg.-Bez. **Kgsbg.** [Ebd. 51. 52.]

Das Schulwesen (im Reg.-Bez. **Marienwerder**). [Marienw. **Amtsbl.** 46.]

(Hirtenbrief des Bischofs von **Culm**) Johannes Nepomucenus. [**Kath. Kirchenbl.** 44.]

Fünfte Prov.-Lehrerversamml. in **Elbing** 24. bis 26. Juli 1865. [**Schulbl.** f. d. Volksschullehr. d. Prov. Preuß. 45. (Schl.)]

Das Lyceum Hosianum in **Braunsberg.** [**Kath. Kirchenbl.** 45.]

Bericht über des Gymnas.-Lehr. Dr. **Prutz'** 2 Vorträge „über die Gesch. **Danzig's** im Handwerker-Verein zu Danzig am 4. u. 11. Dec. [**Westpr. Ztg.** 285. 291. **Danz. Ztg.** 3353.]

Traurige Erinnerung (an die Pulverexplosion zu **Danzig** am 6. Dec. 1815 von einem noch lebend. Augenzeugen eingesandt.) [**Westpr. Ztg.** 286.]

Die städtische Verwaltung zu **Danzig** im J. 1864. [**Danz. Ztg.** 3305—3307. 3310. 3313.]

Naturforsch. Gesellsch. z. **Danzig**. (Sitzg. 25. Oct. Dr. S. Bericht üb. Prof. **Gronau's** Vortrag üb. d. hist. Entwickl. der Lehre vom Luftwiderstande.) [**Danz. Ztg.** 3312. Beil.] (Sitzg. 8. Nov. Dr. **Schneller** üb. zoolog. Gärten.) [Ebd. 3333.] (Sitzg. 22. Nov. u. 6. Dec. Hptlehr. **Brischke** üb. d. schädl. Schmetterlinge u. ihre Feinde. [Ebd. 3348. 3382.]

Pohl, Stadt-Bau-Insp. a. D., Ueber die Erbauung der Steinschleuse in **Danzig** als Beitrag zur Kenntniß der Bauwerke Danzigs. [Ebd. 3324. Beil.]

Stadt und Schloß **Gollub**. [Kgsbg. Hartungsche Ztg. 295. 1. Beil. (aus den N. Pr. Prov.-Blätt.)]

Kirchweihe in **Heiligenwalde** (Filiale von Blumenau in der Diözese Pr. Holland) am 29. Oct. [**Evang. Gemeindebl.** 48.]

Die 50jährige Jubel-Feier des kathol. Gymnas. zu **Konitz** am 27. u. 28. Nov. [**Kath. Kirchenbl.** 49. cf. **Westpr. Ztg.** 275. **Danz. Ztg.** 3352. **Graudenz. Gesellige** 142.]

(**R. Bergau.**) Die Dorotheen-Kapelle im Dom zu **Marienwerder**. [Die **Ostbahn** 41.]

— — Das Mosaik am Dom zu **Marienwerder**. [Ebd. 49.]

†† **Putzig**, 4. Dec. (Notizen üb. d. industriellen Flor des Städtchens.) [**Westpr. Ztg.** 285.]

F., Kirchweihe zu **Smazin** (im **Cassubenlande**, Kreis Neustadt i. Westpr.) den 19. Nov. [**Evang. Gemeindebl.** 50. cf. **Westpr. Ztg.** 282.]

± **Thorn**, 22. Sept. Grundsteinlegung im neuen Bürgerschulgebäude in **Thorn** 21 Sept. z. Erinnerung an den vor 50 Jahren stattgehabten **Einzug der preuß. Truppen in Thorn**. [**Danz. Ztg.** 3228.]

z **Tolkemit**. (Meist humorist. Mittheil. z. Gesch. u. Statistik dieses 1356 von Hochm. **Winrich v. Kniprode** mit Stadtrechten versehenen, 1825 nur 1584 u. jetzt 2743 Einw. zählenden Ortes.) [**Westpr. Ztg.** 264. cf. 255.]

Die neuen **Trakehner** Zucht-Principien. S. Aus dem Gumbinner Kreise, 30. Nov. [**Pr.-Litt. Ztg.** 285.]

St. Adalbert und **St. Bruno**, die Apostel Preußens (als Patrone preuß. Kirchen). [**Kath. Kirchenbl.** 42.]

50jähr. Amtsjubiläum des Geh. Justizraths und Directors des Admiralitäts-Gerichts **v. Groddeck** in **Danzig** 7. Dec. [**Danz. Ztg.** 3354.]

Joh. Reinh. Forster. (Anbringung einer Gedenktafel in Halle an dem Hause Kl. Steinstraße 9 mit der Inschrift: „Hier wohnte und starb Johann Reinhold Forster.") [**Danz. Ztg.** 3337.]

Kant über die Duelle. [Bamberger Pastoralbl. 24.]

Necrolog des Sanitätsraths Dr. med. **Ernst Ferd. Klinsmann**. (Abdr. der Danz. Ztg. 3072.) [Botan. Ztg. 46.] (Verzeichniß seiner zu veräußernden Sammlungen.) [Ebd. 46.]

Ein 50jähriges Jubiläum (am 5. Dec. betr. den Director der Danziger Realschule 1. Ordnung zu St. Johann Dr. **Matthias Gotthilf Löschin**, geb. 24. Febr. 1790 zu Danzig, im Dec. 1815 als Oberlehr. an d. „Deutschen Bürgerschule" zu St. Bar-

bara angestellt. Biographisches.) [Danz. Ztg. 3352. Westpr. Ztg. 285.] (Beschreibung des Jubiläums. — Festschrift: „Aus dem Leben eines Amtsjubilars." — Löschin-Stiftung (von 1000 Thlrn.) von seinen frühern Schülern aufgebracht. — Fackelzug.) [Westpr. Ztg. 286. Danz. Ztg. 3354.] (Des Jubilars lithogr. Portr. mit Facs. im Verl. des Lithograph. Louis Bäder in Danzig.) [Westpr. Ztg. 284.] — Das Danz. Gymnas. hat ein latein. Gratulations-Carmen drucken lassen. Prediger Schnaase überreichte (als Manuscript gedruckt) eine höchst interessante Abhandlung u. d. T.: „Johann Placotomus u. sein Einfluß auf die Schule in Danzig." (59 S. gr. 8.)

♃

Anzeigen.

I. Autoren-Register.

II. Sach-Register.

Die nächsten Hefte werden unter anderm bringen:

Ueber den Antiquar Reifenstein. Von Prof. Dr. A. Hagen.

Ein Thronwechsel in Preußen.

Altpreußische Skizzen. II. Das frische Haff. Von Bernhard Ohlert.

Bericht über die Einweihung der Gedenktafel für Johann Reinhold Forster in Dirschau am 22. October 1864. Von Sanitätsrath Dr. Preuß.

Die Schauspielkunst bis auf Lessing. (Abschnitt aus einem größern Werke.) Von Dr. E. Gervais.

Im oberländischen Volksdialekt. Von C. G. Th.

Ueber die neueren geographischen Entdeckungen und die nächste Zukunft der Menschheit. Von K. Rosenkranz.

Ueber Kant's „Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels.“ Festrede zu Kant's Geburtstag, den 22. April 1865, von Prof. Dr. F. Ueberweg.

Zur altpreußischen Mythologie und Sittengeschichte. Von Professor Dr. J. Bender in Braunsberg.

Erinnerungen an Eduard Heinel. Vortrag von Pfarrer Troje.

Ueber das Leben der Spinnen. Vortrag von Oberlehrer Dr. E. Ohlert.

Inhalt.